Didaskalia

4° Per.
7 fk / 28, Oct.-Dez

Digitized by Google

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1833.

LXVI.

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Didaskalia.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1833.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 234. Dienstag, den 1. October 1850.

Die Wanderuden.

Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.

I.

„Ich kann dir nicht Mehr geben, als mich selbst, aber nur wie ich bin, mit meinem ganzen Leben und Lieben, Denken und Empfinden. Doch du willst mich anders, als ich bin, ohne mein Hoffen und Glauben und, fast glaube ich, auch ohne meine Liebe, weil sie dir zu maßlos ist — als wenn ich anders lieben könnte!"

Das schmerzliche Beben der Stimme, womit Agathe diese Worte sprach, und ein thauiger Glanz in ihren Augen straften den lächelnden Blick Lüge, den sie auf den Geliebten richtete. Hermann konnte der Rührung nicht widerstehn, welche die verzagende Hingebung des holden Wesens in ihm weckte; aber auch nicht einem tiefen Unmuthe darüber, daß seine klare und warme Darstellung der einfachen Wahrheiten, auf welche sich seine ganze Lebensauffassung stützte, spurlos an Agathens Geiste vorüberzugehn schien. Er ergriff ihre Hand und sagte sanft, aber sehr ernst: „Verkenne mich nicht, ich will dir ja nicht irgend ein andres und fremdes Sein, und wäre es auch mein eigenes, despotisch aufdrängen; ich verlange nur dein Nachdenken über Das, was ich als mein bestes geistiges Eigenthum mit dir theilen möchte. Agathe, mein süßes Kind" — setzte er schmeichelnd hinzu —, „du hast mich empfinden gelehrt; gib mir nun auch das Verdienst, dich denken zu lehren."

Inhalt und Ton dieser letzten Worte verscheuchten Agathens Trauer. Sie bemerkte die Wolke nicht, die immer noch auf Hermanns hoher Stirn lagerte, und erwiederte scherzend: „Ich denke ja beständig fort — an dich, über dich nach, und wenn ich auch über die ganze Welt nachdenke, so bist du mir ja immer ihr Mittelpunkt und das letzte Ziel meiner Gedanken. Was willst du mehr?"

Hermann küßte ihre Stirne zärtlich, aber unerheitert, und sagte: „So lange dieß schöne Haupt das Denken dem Herzen überläßt, kann ich nur mit dir empfinden. Ich aber möchte auch in einem höheren Gebiete mit dir vereint leben und dort eine ewige Jugend mit dir gewinnen."

„Verstehe ich dich recht? — fragte Agathe rasch und ernster. — „Ist deine Empfindung so vergänglicher Natur, daß du nur außer ihr ewige Jugend suchst? Diese besitze ich in meiner Empfindung, in meiner Liebe; kann deine Liebe einst altern, dann bietet mir das kalte Lichtreich der Gedanken, und wenn ich es an deiner Hand betreten könnte, keinen Ersatz. Und du würdest dich bald von der Fremdgewordenen abwenden, weil all dein Verstand meinen Schmerz um das verlorene Paradies, in welchem wir einst zusammen wohnten, nicht begreifen könnte!"

Sie konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen; Hermann suchte sie zu beruhigen, fand indessen kein rechtes Wort dazu und wollte ihr keines sagen, das nicht aus seinem wahren Innersten hervorgegangen wäre; dieses Innerste aber blieb der Geliebten unverständlich. Mit dieser trüben Ueberzeugung gieng er bald weg. Als er aus Agathens Blicken verschwunden war, überließ sie sich erst recht ihrem Herzeleide und ihren düstren Ahnungen.

Hermanns Vater war einer der angesehensten Banquiers in M. Als er starb, erwarteten seine Collegen, daß sein einziger Sohn und bisheriger tüchtiger Associé sich nun als alleinigen Inhaber des Geschäftes ankündigen werde. Ihre Frauen und Töchter harrten noch gespannter darauf, daß der bereits jenseit des dreißigsten Lebensjahres stehende Erbe endlich eine Gattin suche. Daß diese Wahl der Stellung seines Hauses in der Gesellschaft und in der Handelswelt entsprechen werde, bezweifelte man kaum; wohl aber, daß seine persönlichen Ansprüche an eine Lebensgenossin leicht befriedigt werden würden. Denn so regelrecht, gleichmäßig und zuverlässig Hermanns anerkannte Haltung im Geschäftsleben war, so schrieb man ihm dagegen im geselligen Umgange Ungenügsamkeit und selbst Unbeständigkeit zu.

Nicht selten hatten Männer und Frauen geglaubt, ihm nahe zu stehn, und sahen ihn dann plötzlich in kühle Ferne gerückt, ohne sich eines Grundes, einer Schuld bewust zu sein. Die Aufrichtigkeit und die heitere, jedoch geräuschlose Lebhaftigkeit seines Wesens zog die Menschen gewöhnlich rasch an. Seine vielseitige Bildung gewährte überall Anknüpfungspunkte der Unterhaltung; oft fanden auch Aeußerungen von sehr beschränktem Inhalte bei ihm Anerkennung und sogar Ermuthigung, weil er sie geistreich und wohlwollend zu deuten und mit einer Reihe höherer Gedanken zu verknüpfen pflegte. Aber selbst im Verkehre mit Menschen höherer Begabung und Bildung, mitten im Schwunge des Gesprächs, wechselte er manchmal willenlos, ja sichtbar widerstrebend, seine Stimmung und den Ausdruck seiner männlich schönen Züge. Seine Augen, die eben noch mit unbefangener Heiterkeit und mit gewohnter kräftiger Bestimmtheit auf die nächsten Umgebungen und Menschen gerichtet waren, schweiften dann sinnend und sehnend über diese hinaus wie nach einem fernen Gesichtskreise hin. Wiederholte sich dieser Fall öfters in einer enger geschlossenen Gesellschaft, so konnte diese gewiß sein, Hermann immer schweigsamer und theilnahmloser und seine Besuche endlich auf das geringste Maß der Convenienz beschränkt zu sehen.

Niemand fühlte sich ihm nahe und vertraut genug, um ihn nach den Ursachen dieses Wechsels zu fragen, mit Ausnahme seiner Eltern, die aber bald durch eine fast stereotype Wiederkehr seiner Antworten des Fragens müde wurden und ihn ungestört seinen Eigenheiten überließen. Aus seinen Antworten ließ sich nur im Allgemeinen entnehmen, daß — seiner Auffassung nach —

L. n. 6484

Digitized by Google

bald ein unverständiges, bald ein herzloses Wort oder eine unschöne Eigenthümlichkeit der Sprechenden ihn diesen entfremdet hatten. Und wo er schon mehr zu Freundschaft und Herzensverbande gereifte Verbindungen erkaltend löste, pflegte er sich damit zu entschuldigen: daß die Individualitäten ihren Inhalt nun gerade hinreichend ausgetauscht hätten, um einander auswendig zu wissen und sich deßhalb zu trennen, bevor Ueberdruß eintrete und selbst die Erinnerung verbittere.

Bei solchen Erklärungen übrigens lächelte Hermann nicht, sondern sein Gesicht war wie von Abschiedstrauer beschattet; auch blieb er nach jeder Trennung eine Zeit lange einsam und menschenscheu. Aber neue und gleich nahe Berührungen ließen nie lange auf sich warten, nur die alten waren für immer gelöst, Hermann gleichsam nur in der Verneinung beständig. Die Memnonssäule seines Herzens wurde von jedem ersten Ausleuchten eines Menschengeistes an seinem Horizonte berührt und antwortete tönend; aber sie verstummte bei dem ersten Morgennebel, und der nächste Morgenstrahl, der ihren Klang wieder weckte, war ein andrer, als der gestern so früh verhüllte und verschwundene.

Hermanns Collegen erhielten zwar bald nach seines Vaters Tode ein Circular von ihm, aber nicht das erwartete, sondern eine Anzeige, daß er das Geschäft seines Hauses abschließen und, vorläufig wenigstens, aufgeben wolle.

Hermann hatte den Beruf seines Vaters ohne Willen und ohne Widerstreben erhalten, nicht ergriffen, und ihm keine höhere Bestimmung abgewonnen, als die eines Mittels zum Zwecke. So lange sein Vater lebte, dachte er nicht daran, diesem die unentbehrliche Hand des Sohnes zu entziehen oder ihm selbst die Aufgebung einer Thätigkeit zuzumuthen, die mit seinem Leben, mit allen seinen Gewohnheiten verwachsen war. Aber der gute und verständige Vater sah nachgerade ein, daß sein treuer und thätiger Gehülfe nur durch Pflichtgefühl, nicht durch Behagen an der Sache, an seinem Berufe fest gehalten wurde, und rieth ihm in seinen letzten Tagen selbst, einen Versuch zu machen, ob er auf irgend einem andern Wege sein Lebensglück finden und verdienen könne. Hermanns Mutter hatte nie etwas Anders gewollt, als ihr Gatte und später auch ihr Sohn; zu den Bedürfnissen der kleinen Familie und seiner Zeit auch zu der Ausstattung der eben erst aus den Kinderjahren tretenden einzigen Tochter Chlothilde reichte das gesicherte Einkommen völlig hin.

Hermann gedachte, jetzt in Unabhängigkeit von Menschen und Zahlen einen Spätfrühling zu gewinnen und mit noch unverbrauchter Jugend eine Zeit lange das Leben in seiner reichsten Mannigfaltigkeit als sein Eigenthum zu handhaben, bevor er eine neue bestimmtere Stellung darin suchte. Der Schmerz über den Verlust seines Vaters trat allmälig vor der noch nie empfundenen Freudigkeit zurück, nun frei die Welt prüfen zu können, wo und wie er sie erfassen könne oder sie ihn.

Kam den Männern diese Ankündigung Hermanns unerwartet, so wurde jene Erwartung einer andern bei den Frauen vollends getäuscht, denn es kam gar keine, und die Harrenden genossen nicht einmal einer willkommenen und pikanten Ueberraschung durch eine Sonderlingswahl, wie man sie nach Hermanns Charakter wohl möglich hielt. Was aber noch ärgerlicher war, sie konnten trotz alles Scharfblickes nicht einmal eine vorübergehende „Liaison" Hermanns entdecken, welche den Namen eines Liebesverhältnisses verdiente; und so gelangten sie, nach Erwägung aller Umstände und Prämissen, zu dem logischen Schlusse: daß diesen Negationen ein Geheimniß hinter den Coulissen der Gesellschaft als Position zu Grunde liegen müsse.

Und dießmal hatte die weibliche Logik keinen Fehlschluß gemacht, wenn gleich die Forschungen nach der Richtung dieses Geheimnisses sämmtlich fehlgeleitet wurden, nicht selten durch das Erröthen junger Schönen bei den Inquisitionsfragen würdiger Matronen, welches als ein schuldbewußtes gedeutet wurde, dieß aber nicht war und nur — gerne gewesen wäre.

Wir ganz allein haben jenes Zwiegespräch Hermanns mit Agathen belauscht, das wir auf dem ersten dieser Blätter — nicht verriethen, nein, nur Mitfühlenden mittheilten; und so vernahmen wir auch manches Selbstgespräch der beiden Liebenden, oft aus schwerem Herzen herausgeflüstert.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Aktenstücke, gezogen aus päpstlichen Bullen und Archiven.

(Schluß.)

3.

Bulle Unam sanctam von Bonifaz VIII., worin er lehrt, daß alle Fürsten dem Papst unterworfen seyen.

Eine heilige katholische und apostolische Kirche nöthigt uns der Glaube schlechterdings zu glauben und festzuhalten; und wir glauben sie auch fest und bekennen sie geradezu: Eine Kirche, außer welcher kein Heil und keine Vergebung der Sünden ist, wie es auch der Bräutigam im Hohenliede ausruft: Eine ist meine Taube, meine Fromme, eine ist die Auserwählte ihrer Mutter; sie stellt einen mystischen Körper vor, dessen Haupt Christus, von Christus aber Gott ist; wo Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe ist. So war auch zur Zeit der Sündfluth nur Eine Arche, das Vorbild der Einen Kirche, welche nach Einem Maße vollendet, nur von Einem Steurer und Lenker, dem Noe, regiert wurde, und außerhalb welcher Alles auf Erden vertilgt ward. Diese verehren wir als die einzige, wie der Herr beim Propheten sagt: Errette meine Seele vom Schwerte und meine Einzige (unicam meam) von den Hunden (Ps. 21); denn für seine Seele, d. i. für sich selber als Oberhaupt betete er und für den Körper, den er seine einzige Kirche nannte, wegen der Einheit des Bräutigams, des Glaubens, der Sakramente und der Liebe zur Kirche. Das ist der ungenähete Rock des Herrn, der nicht zerschnitten, sondern durch das Loos vertheilt wurde. Daher hat diese eine und einzige Kirche nur einen Körper, ein Haupt, nicht zwei Häupter, wie ein Ungeheuer; nämlich Christus, seinen Stellvertreter Petrus und dessen Nachfolger. Da nun der Herr zu Petrus selbst gesagt: Weide meine Schafe, und zwar überhaupt, nicht insbesondere diese oder jene (wodurch es begreiflich ist, daß er ihm alle anvertraut habe), so müssen auch die Griechen und Andere, welche dem Petrus und seinen Nachfolgern nicht anvertraut seyn wollen, gestehen, daß sie nicht zu den Schafen Christi gehören; denn der Herr sagt bei Johannes, es sey nur Ein Schafstall und Ein Hirte. Daß aber der Papst zwei Schwerter hat, das geistliche und weltliche, lehren uns evangelische Aussprüche. Denn als die Apostel sagten: Siehe hier sind zwei Schwerter, antwortete der Herr nicht, das sey zu viel, sondern es sey genug. Gewiß, wer es läugnet, daß das weltliche Schwert in der Gewalt des Petrus sey, der beherzigt das Wort des Herrn schlecht: Stecke dein Schwert in seine Scheide! Beide sind also in der Gewalt der Kirche: das geistliche und das materielle; aber jenes muß von der Kirche, dieses für die Kirche angewandt werden; jenes durch die Priester, dieses durch Könige und Soldaten; aber nach dem Winke und der Duldung des Priesters. Ein Schwert muß aber unter dem andern und das weltliche Ansehen der christlichen Gewalt unterworfen seyn. Denn da der Apostel sagt: Alle Gewalt ist von Gott, und die da ist, ward von Gott geordnet; so wäre sie nicht geordnet, wenn nicht ein Schwert unter dem andern wäre und gleichsam das niedere durch

Digitized by Google

das andere erhöht würde. Denn nach dem seligen Dionysius ist es ein göttliches Gesetz, daß das Niedere durch das Mittlere zur Höhe gebracht werde. Zufolge der Ordnung des Ganzen wird also Alles nicht unmittelbar, sondern das Niedere durch das Mittlere, und das Tiefere durch das Höhere zur Ordnung zurückgeführt. Daß aber die geistliche Macht jeder weltlichen an Würde und Glanz vorgehe, müssen wir um so offener gestehen, je größer der Vorzug des Geistlichen vor dem Zeitlichen ist. Dieß sehen wir mit klaren Augen aus der Abgabe der Zehnten, aus der Segnung und Heiligung, aus dem Empfange dieser Macht und der Ausübung dieser Gerechtsame. Denn nach dem Zeugnisse der Wahrheit belehrt die geistliche Macht die weltliche und richtet diese, wenn sie nicht gut ist, und so wird von der Kirche und kirchlichen Macht die Weissagung des Jeremias (Cap. 1, 10) erfüllt: Siehe, ich habe Dich heute über Völker und Königreiche gesetzt. Wenn also die weltliche Macht irre geht, so muß sie von der geistlichen gerichtet werden; begegnet solches der geringern, so hat sie an der höhern geistlichen Macht ihren Richter, aber die höchste kann nur von Gott gerichtet werden, nicht von einem Menschen, wie der Apostel bezeugt: Der geistliche Mensch richtet Alles, wird aber von Niemand gerichtet. Dieses Ansehen ist zwar einem Menschen ertheilt und wird durch einen Menschen ausgeübt; ist aber keine menschliche, sondern eine göttliche Gewalt, die Petrus und seine Nachfolger durch die Worte empfangen haben: Was du binden wirst u. s. w. Wer also dieser Gewalt widersteht, der widersetzt sich der Ordnung Gottes; wir müßten denn, wie Manichäus, zwei Grundwesen auf ketzerische Art annehmen, da doch Moses nicht sagt: in den Anfängen, sondern im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Ferner erklären, sagen, bestimmen und entscheiden wir hiemit, daß alle menschliche Creatur dem römischen Papste unterworfen sey, und daß man nicht selig werden könne, ohne dieses zu glauben.

4.

Auszüge aus einigen Verdammungsbullen, merkwürdig durch die Kraftausdrücke bei ihren Fluchformen, im Geiste christlicher Liebe.

a) Bulle von Leo III. excommunicirt in der Bestätigungsbulle eines Klosters (805) alle Diejenigen, welche den Gütern desselben etwas entziehen würden. „Solche Frevler sollen mit dem Annas, Caiphas, Herodes, Pilatus und Judas Ischariot durch die ganze Ewigkeit verdammt und verflucht bleiben, und aus allen Kirchen herausgerissen werden."

b) Benedict VIII. Bulle von 1018. „Alle Diejenigen, welche dem Kloster zu Clugny Güter entzogen haben, solche Kinder Belials sollen als faule Glieder vom Leibe Christi abgeschnitten, von allen Kirchen verstoßen, und von der Gemeinschaft der Gläubigen abgesondert seyn. Sie sollen excommunicirt seyn, und verflucht im Gehen und im Stehen, im Wachen und Schlafen, beim Eingehen und Ausgehen, beim Essen und Trinken. Ja, sogar ihre Speise und Getränk, die Früchte ihrer Leiber und ihrer Erde sollen verflucht seyn. Sie sollen die Plage des Herodes empfinden, bis ihnen die Gedärme zerbersten. Sie sollen mit Dathan und Abiron von der Erde verschlungen werden, damit sie beim Teufel und seinen Engeln wohnen, und immer und ewig gepeinigt werden."

c) Bulle gegen Ludwig von Bayern 1346. „Verflucht sey dieser Ludwig, verflucht wenn er eingeht, verflucht wenn er ausgeht! Der Herr schlage ihn mit Verstandeslosigkeit, Blindheit und Tollheit! Der Himmel sende seine Blitze auf ihn herab! Der Zorn des allmächtigen Gottes, und der seligsten Apostel Petrus und Paulus, deren Kirche er zu verwirren gedachte, und noch gedenkt, entbrenne über ihn in dieser und der zukünftigen Welt! Die Erde öffne sich, und verschlinge ihn lebendig! In einer einzigen Generation verschwinde sein Name von der Erde! Möchten doch alle Elemente ihm zuwider seyn, möchte sein Haus wüste werden! Möchten seine Kinder von ihren Wohnungen vertrieben werden, und vor den Augen ihres Vaters in die Hände ihrer Feinde fallen!"

Samuel Warren's Schriften.

„Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes"; „Zehntausend Pfund Sterling jährlich"; „Nun und denn?"

Ein reger literarischer Verkehr zwischen England und Deutschland ist von den hervorragendsten Geistern beider Nationen stets gewünscht und nach Kräften gefördert worden. Dieser Verkehr läßt sich vielleicht bis auf Luther zurückführen, indem die Bibel nicht aus den Ursprachen, sondern aus dem Deutschen ins Englische übersetzt ist; aber besonders lebhaft wurde derselbe seit J. Möser, Lichtenberg, Forster und die erhabene Ode Klopstocks: „Der Wettlauf der englischen und deutschen Muse" hat heute noch ihre volle Bedeutung. Zwischen beiden Völkern herrscht die regste Wahlverwandtschaft und geistige Befreundung, denn wir haben genug gemeinsam, um uns zu lieben, und wiederum so vieles Abweichende, um uns besonders zu interessiren; und das ist die wahre Bedingung unserer Geistesfreundschaft. — Die englische oder vielmehr britische Literatur trägt einen insularen Charakter, und sie wäre nie, was sie ist, ohne die freien Institutionen, ohne die öffentlichen Gerichte, ohne die großartige politische Bewegung, ohne die Jahrhunderte lange Oeffentlichkeit alles Lebens. Daher die Meisterschaft der Engländer, Charaktere von Fleisch und Bein zu malen, wahre Situationen darzustellen und in Allem die Natur abzuspiegeln. — Diese echt englischen Vorzüge haben uns die Lectüre der sämmtlichen Schriften Warren's so anziehend gemacht, denn hier ist wirkliches Leben, Wahrheit, Natur, Kenntniß der Welt, tiefe Kenntniß des Herzens der hohen Naturen und der verdorbenen, der tugendreichen und der gefallenen Menschen. — Der Ruhm des „Tagebuchs" und der „Zehntausend Pfund" hat sich schnell verbreitet, davon zeugen die Uebersetzungen und ihre wiederholten Auflagen, und auch das letzte Werk: „Nun und denn?" welches eine auf Thatsachen gegründete Kriminalgeschichte zum Gegenstande hat, wird verdiente Beachtung finden. — Wer kann es sagen, wie viel Wirklichkeit, das heißt im speciellen Falle wirklich Geschehenes diesen Bildern zu Grunde liegt? Aber dennoch ist Alles wahr und kann sich jeden Tag ereignen. So sind die Menschen, so ist das Leben, so ist der Kampf starker Menschen gegen das Schicksal, so sind die Thorheiten, Verirrungen, Verbrechen der Welt. — Wir verweisen die Leser auf die „Magdalene", den „Kaufmannsdiener" und den „Verwüster" in dem Tagebuch. — Das Meisterwerk des Verfassers ist indessen der große Roman „Zehntausend Pfund" in 3 Bänden. Hier ist eine Welt und zwar eine wirkliche, ein großes Stück englischen Lebens, ein großes Stück dramatisches Interesse, und zur Milderung des Tragischen, unversiegbarer Witz und prächtiger Humor. Alle gebildeten Engländer geben diesem trefflichen Roman eine sehr hohe Stelle, und wer es vermag, sollte sich nicht des Genusses berauben, denselben in der Ursprache zu lesen. Jedes Blatt der sämmtlichen Schriften des trefflichen Mannes trägt das Zeichen des Fleißes, der edlen Absicht, der Liebe zur Menschheit, der Achtung vor der Menschheit, und doch ist er Tory und Anhänger der Hochkirche, aber aus Gründen, die Der nicht wohl begreift, welcher nicht tiefer eingedrungen ist in die Geschichte und den Geist der britischen Nation. F. Eghs.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Von der oberpfälzischen Gränze.) Dem „Fränk. Kurier wird von hier geschrieben: Ein Unfug wird durch langjährige Uebung nicht geheiligt. So durchstreifen unsere Gegend jetzt mehrere Bettelmönche von den benachbarten oberpfälzischen Klöstern und von Gößweinstein, die s. g. Hopfenpfaffen, die alljährlich für ihr Kloster Hopfen betteln. Sie unterscheiden sich von andern Bettlern nur dadurch, daß sie zur Volksverdummung Heiligenbildchen herschenken, daß sie ausdrücklich von der besten Hopfensorte verlangen, und daß sie großartig ihren Bettelsack nicht selbst tragen, sondern ihn von einem gemietheten Trabanten nachschleppen lassen, wobei der Herr Bruder in der Kutte mit Schirmmütze, Pantoffeln und Tabakspfeife gemüthlich voranspaziert. Wir kennen keine Gesetzesbestimmung, die solche Individuen von der Anwendung der Strafe gegen Fechtbettel ausnimmt; in jedem Falle aber halten wir es für Pflicht der Staatsbehörde, vermöge ihres Oberaufsichtsrechtes Satzungen einer Gesellschaft gar nicht zu dulden, die den entsittlichenden Bettel aus Müssiggang zum Grundsatze haben.

Ein neuer Verein seltener Art ist in Königsberg in Preußen entstanden, ein Filial des in Stettin bestehenden „Heirathscollegiums". Jede eintretende Person zahlt drei Thaler zum Fond. Heirathet Jemand aus der Gesellschaft, so zahlt jedes Mitglied einem Thaler und wird ein Kapital von 500 bis 1000 Thaler dann vier Wochen nach der Verheirathung ausgezahlt. Die ausgesteuerte Person muß zuvor aber ein neues Mitglied schaffen. Verheirathen sich zwei Personen aus diesem Verein, so fällt ihnen auf diese Weise eine ganz gute Ausstattung zu. — Ein zweiter neuer Verein ist ein Schachclub. Jedes Mitglied zahlt zwei Thaler einem und jährlich ein Thaler zu. Die drei bewährtesten Spieler im Monate erhalten Preise von 5 bis 10 Dukaten. Nur zwei Mal wöchentlich kommen die Spieler zusammen, wobei jede andere Discussion ausgeschlossen ist. Der Verein zählt gegenwärtig über hundert Mitglieder.

Korrespondenz.

Köln, 25. September.

Heute Morgen um 8 Uhr wurde hier der Buchdrucker Bernhard Dietz aus Mühlheim am Rhein beerdigt, der als einjähriger Freiwilliger im 34. preuß. Infanterieregiment diente. Derselbe starb in Folge einer Schußwunde, welche der sehr beliebte junge Mann vor einigen Tagen erhielt, als auf einer benachbarten Haide das 18. Regiment und das 34. im Feuer gegen einander manövrirten. Die öffentlichen Blätter haben sich des Factums bereits bemächtigt und dessen Veranlassung sehr verschiedenartig dargestellt. Mag diese nun eine jener Unvorsichtigkeiten oder Zufälligkeiten seyn, wie sie bei jedem Manöver vorkommen, oder aber eine stupide Böswilligkeit, die auf Grund einer vielfach behaupteten, aber nicht hinreichend erwiesenen Feindschaft der beiden Regimenter vorausgesetzt wird: so viel ist gewiß, daß das hiesige Stadtkommando wohl daran that, die Achtzehner am heutigen Morgen zu consigniren. Denn wäre z. B. der in der gewöhnlichen Uniform auf dem Friedhof anwesende und in Ohnmacht sinkende Soldat zufällig ein Achtzehner gewesen, so würde dieser von Aufgeregten vielleicht als der mörderische Schütze und seine Ohnmacht als Gottesgericht angenommen worden seyn, und die Folgen hätten unheilvoll seyn können. Die sonst getroffenen Maßregel fielen jedoch höchst unangenehm auf, namentlich die Verweigerung und Untersagung jeder Musikbegleitung und dann die stark vertretene Gensd'armerie und Polizei. So bewegte sich denn der Zug lautlos dahin, vom Garnison-Lazareth aus nach dem entfernten Melaten. Der Leichenwagen war schön geschmückt mit Blumen und Kränzen, woran wohl manche der nebenher mitwandelnden Damen Antheil haben mochte, und hinter diesem Wagen, auf dessen Decke Helm und Schwert des Verstorbenen lag, folgte ein unabsehbarer Zug von Leidtragenden, Soldaten und Bürger, deren mancher den von 1848 her noch wohlbekannten schwarzen Spitzhut trug. Am Grabe hielt der evangelische Civilpfarrer Engels die Leichenrede, kurz und in sehr allgemeiner Fassung. Der Morgen war schön und heiter; aus der Ferne brauſ'te mit immer lauterm Donner ein Zug von der Stadt Karls des Großen heran und auf einem nahen Leichenstein sang ein Vogel ein klares kurzes Lied. Ich verstand: Friede seiner Asche! —l—

Landau, Ende September.

Das Bad Gleisweiler erfreute sich diesen Sommer über eines überaus starken Krankenbesuches. Noch jetzt, nachdem eine Anzahl der Wasserkurgäste abgereist, besteht der Rest derselben aus einer ausgewählten Gesellschaft von Deutschen, Franzosen, Engländern und Polen — wir nennen u. A. den bekannten Staatsmann von Blittersdorf —, die sich täglich mehrt durch die Ankunft von Fremden, welche die Traubenkur daselbst gebrauchen. Schon hat die dießjährige Kurliste die Nummer 300 erreicht. Wird auch das Jahr 1850 nur einen sehr mittelmäßigen Wein hervorbringen, so ist dennoch Ueberfluß da an frühreifen Tafeltrauben, da gerade die zur Traubenkur geeignetsten Sorten, die sogenannten Gutedel und Franken, in der Gegend von Gleisweiler in ungewöhnlich großer Anzahl gepflanzt werden. — Die imposante Lage der Anstalt, die bei jedem Schritt wechselnden großartigen Fernsichten, die Nähe der interessantesten Ruinen der Pfalz, der Madenburg, des Trifels, der Thäler von Annweiler und Dahn, sind wohl Ursache, daß nur wenig Reisende, welche Naturschönheiten aufsuchen, die Pfalz verlassen, ohne vorher Gleisweiler als den geeignetsten Anhaltspunkt zu Ausflügen kennen gelernt zu haben. Prinz Luitpold besuchte Gleisweiler vor wenigen Tagen und scheint, sowie dessen hoher Bruder, König Max von Bayern, bei seinen früheren Besuchen, einen überaus günstigen Eindruck von der gutgewählten Lage und der zweckmäßigen Einrichtung der Heilanstalt mitgenommen zu haben. R.

Mainz, 26. September.

Zwei unvermeidliche Themate beherrschen gegenwärtig das Tagesgespräch unserer Stadt: die v. Dalwigk-Müller'sche und eine Pomeranzengeschichte. Ueber erstere kündigt heute die Expedition des hiesigen Straßenanzeigers eine Broschüre, den Abdruck der Eingabe des Abgeordneten Müller-Melchiors an die Kammer nebst allen betreffenden Urkunden, zum Preise von 3 kr. an. Ueber die andere Geschichte fühle ich mich schon um deßwillen verpflichtet, Ihnen etwas zu berichten, damit Sie oder Einer Ihrer Leser, wenn Sie etwa in diesen Tagen hierher kommen sollten, den hier grassirenden Ruf „Pomeranzen" nicht als ein Zeichen hier herrschenden Luxus oder bedeutender Wohlfeilheit dieser Südfrucht ansehen, wenn schon ein Uebermaß dieser Eigenschaft in einem Einzelfalle dem erwähnten Rufe sein Entstehen gab. Es hat sich nämlich in der Stadt des heiligen Bonifacius ein anderer Crispinus aufgethan, der nun zwar nicht aus anderer Leute Leder Riemen, wohl aber aus fremden Pomeranzen Cardinal zu bereiten versteht, und dieß wiederum nicht für Arme, wohl aber für Armee-Glieder gethan haben soll. Diese Geschichte liefert übrigens einen neuen Beleg für die auch in höheren Schichten herrschende babylonische Rechtsverwirrung unserer Zeit. — — Das Project eines neuen Casino's, von dem ich Ihnen vor etwa einem Monate berichtete, ist bereits so weit gediehen, daß dessen Existenz — sowohl durch Zeichnung der nöthigen Actien, als auch durch die Anzahl der eingezeichneten Theilhaber — als gesichert betrachtet werden kann, und man hofft, dasselbe bald ins Leben treten zu sehen. Wenn die Grundsätze, auf denen die Statuten der neuen Gesellschaft, ihrer Bezeichnung als „Bürger-Casino" gemäß, basiren werden, die liberalsten sind, so wird dieselbe auf der andern Seite, was Local, Eleganz der Einrichtung und Ausstattung mit den für Unterhaltung und Belehrung erforderlichen Gegenständen angeht, nichts sparen, um ein würdiges geselliges Institut herzustellen, das den Forderungen der Zeit in jeder Beziehung zu entsprechen geeignet ist.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Oct. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Mittwoch, 2. Oct. Der Schwur, oder: Die Falschmünzer, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 235. Mittwoch, den 2. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Agathens Kindheit war ein halbes Traumleben gewesen, ein ganzes sollte ihre Zukunft ausfüllen. So wollte es ihre Mutter, die einst in einer schweren Krankheit ihrem Gotte das einzige Kind zum Opfer gelobt hatte, wenn er sie genesen ließe. Sie genas, und Agathe wurde durch schimmernde Lichter und Bilder, durch narkotischen Weihrauchduft, durch eine gedichtete Welt voll Legenden und Wunder schon früh von der wirklichen Welt abgezogen, um dem Berufe der Klosterjungfrau entgegenzureifen. Ihre Mutter beschönigte sich die Verbannung ihres Kindes aus einer Welt, deren Fortgenuß sie um diesen Preis für sich selbst erkauft glaubte, durch die Himmelsnähe des Exils, in welchem Agathe einst leben sollte. Ihr Gatte war schon frühe gestorben und hätte auch bei Lebzeiten nicht leicht gewagt, ihrem selbstsüchtigen Willen entgegen zu treten.

Die Zweifel an ihrem Rechte zu diesem Gelübde, die sich denn doch später in ihr regten, hatte sie gerne durch die hergebrachten Zauberformeln eines fanatischen Beichtvaters beschwichtigen lassen, dessen Herz nie jung gewesen war. An seine Stelle trat, als er gestorben war, ein Priester von jungen Jahren und Empfindungen. Doch gerade mit der Fülle seiner Empfindungen schmückte und verklärte dieser wiederum Agathens Bestimmung, deren Ursache ihm zwar nicht verhehlt wurde, aber als eine abgethane Sache hinter ihm lag, da er als Agathens Lehrer und der Beichtvater ihrer Mutter in das Haus eintrat.

Euphemius war ein aufrichtiger spiritualistischer Schwärmer, der seine Kirche — die römisch-katholische — vergötterte und mit und in ihr sich selbst als ein Glied ihrer heiligen Hierarchie. Agathens himmlisch reine Jugendblüte entzückte ihn. Er durfte die irdische Jungfrau nicht lieben, wohl aber die seiner Kirche, *also* auch ihm, dem Boten dieser Kirche und ihres Rufes an die künftige Klosterjungfrau, Geweihte und Verlobte. Diese Liebe war keine andre, als die fleckenlose zu der ewig schönen und reinen Madonna, die einst den schönsten Weihekranz um die Schläfe des angehenden Priesters gewunden hatte. Die Himmelskönigin gewann ihm nur bestimmtere Züge in dem Antlitz des jungfräulichen Kindes, dessen schönsten Ausdruck er mit kunstgeübter Hand wirklich im selbstgemalten Madonnenbilde festhielt. Im Gebete zu diesem Bilde fühlte er erst recht die beseligende Kraft der Frömmigkeit; und mit dieser erhebenden Empfindung verschmolz wiederum die geheime Sehnsucht, seinerseits von dem Urbilde schon auf Erden als Einer der Heiligen verehrt und geliebt zu werden. Kein Widerspruch störte diese Empfindungen, seine und Agathens Persönlichkeiten galten ihm nur, so fern sie nicht der Erde, sondern nur der Kirche angehörten, von ihrem pantheistischen Heiligenscheine gemeinsam umflossen. Darum blieb ihm auch die Versuchung ferne, um die Neigung der erwachsenden Jungfrau für ihn, den Menschen, zu werben; er suchte sie nur in sein visionnäres Gemüthsleben hineinzuziehen und damit zugleich für ihren künftigen Beruf zu erziehen.

Gott wies das Molochopfer zurück, das eine Mutter ohne Mutterherz ihm darbringen wollte; dennoch wirkte ihr Gelübde dämonisch fort, und seine nächsten Wirkungen gehörten zu den Kettenringen, welche Agathe an einen andern Opferaltar fesselten.

Als Agathe Euphemius kennen lernte, sah sie mit noch ganz ungemischter Kindlichkeit zu dem liebevollen Manne und Priester hinauf, der ihr nicht bloß die von der eigenen Mutter ihr vorenthaltene Liebe und Sorge ersetzte, sondern auch den weltfernen Gott vertrat, in dessen Namen er ihre kleinen Fragen, Bitten und Bekenntnisse stets mild und beruhigend annahm und beantwortete. Diesen Schimmer behielt er nicht ganz vor der erwachsenden Seele Agathens; aber ihr kindliches Gefühl blieb auch in dem neubegonnenen Lebensalter unverändert dem treuen Lehrer und Rathgeber zugewendet. Er blieb ihr der Spender des Himmelsfriedens, des Glaubenstrostes und aller der heiligen Güter, an welchen die kalte, seelenlose Bigotterie ihrer Mutter so arm war.

Aber dieses Gefühl für Euphemius füllte das Herz nicht aus, dessen Knospe sich unvermerkt entfaltete; und in seine innerste Tiefe hinein trat eines Tages neben die Gestalt des *priesterlichen Freundes*, ohne diese zu entfärben oder zu verdrängen, aber mit ganz anderem, persönlicherem und lebensvollerem Ausdrucke, die eines *geliebten Mannes*. Dieser Mann war Hermann.

Sie lernte ihn in dem Hause einer Freundin kennen, mit welcher sie eine Zeit lange gemeinsamen Unterricht in Musik und Zeichenkunst genossen hatte, und deren Umgang ihre Mutter gerne gestattete, da ihre Eltern zu den angesehensten Patriciern der Stadt gehörten und ebenfalls katholischer Confession waren, ob sie gleich selbst mit diesen keinen näheren Umgang pflog. Dagegen standen dieselben mit Hermanns Familie — die der protestantischen Confession angehörte — in naher geschäftlicher Verbindung und in mäßigem geselligem Verkehr. Sie hatten mit Vergnügen bemerkt, daß des jungen Hermanns Besuche in ihrem Hause häufiger wurden, weil sie in ihm eine passende, durch den Confessionsunterschied nicht gestörte, Partie für ihre Tochter sahen.

Aber Josephinens Herz hatte bereits gewählt. Ihr Geliebter, ein allgemein geachteter junger Mann, dessen sehr mäßige Glücksverhältnisse aber keine sonderliche Empfehlung für die Bewerbung um eine begüterte Erbinn waren, ließ Josephinens Eltern geraume Zeit gerne in dem Glauben, daß er durch Agathens häufige Begegnung an ihr Haus gefesselt werde. Die gewöhnlich gleichzeitige Anwesenheit dieses vermeintlichen Liebespaares mit Hermann bewirkte den ungehemmteren Verkehr der jungen Leute

Digitized by Google

unter einander, dessen Ueberwachung nun Josephinens Eltern minder durch die Schicklichkeit geboten glaubten. So geschah es, daß sie die Gruppierung der Paare nicht bemerkten, die sich in stillschweigender Verschwörung wechselseitig bewachten und schützten — aber nur gegen zudringliche Blicke der draußen Stehenden. Später, als das Doppelgeheimniß den Eltern klar wurde, ließen sich diese durch die Bitten des einzigen Kindes bewegen, ihre Einwilligung zu seinem Glücke zu geben und das Geheimniß des andern Paares ungesehen und verschwiegen zu lassen.

Hermann wiederstrebte anfangs dem Zauber der ersten Liebe nicht, der ihn und Agathe mit gleicher Macht ergriff; aber er ertrug der Länge nach keine Gewalt, die er nicht begreifen konnte, und das Geheimniß, das ihn beglücken wollte, erzürnte ihn, da es seiner gewohnten Zergliederungskunst widerstand. Er wollte die Liebe ausforschen, warum sie sie selbst sei, und sie wich verstummend vor den scharfen Fragen zurück, die ihren zarten, duftgewobenen Schleier verletzten.

Dieses zwiefache Räthsel: daß Agathe ihm ihr Leben zu eigen gab und daß er in ihrem Besitze das höchste Glück empfand, blieb ihm ein unbefriedigender und darum quälender Orakelspruch, dem er die Entscheidung über sein Leben streitig machte, solange er dessen eigentlichen Sinn nicht ergründete. Diesen Sinn aber suchte er in dem durchgreifenden Gleichklange der Naturen, in dem harmonischen Verständnisse des Lebens bis zu seinen höchsten Gipfeln hinauf. Das klare Bewußtseyn dieser innigsten Wahlverwandtschaft nicht bloß der Empfindung, sondern auch der Denkweise und der Weltanschauung sollte seine und der Geliebten wechselseitige Hingebung erst noch rechtfertigend adeln und ihre Dauer für die Zukunft verbürgen.

Agathe äußerte Hermann öfters, daß sie seinen Geist bewundere, aber häufig seinem Fluge nicht folgen könne; dagegen rühme sie sich ihres Reichthums an Liebeskraft und Treue bis zur Selbstopferung. Als ihr Hermann sagte: „er wolle Nichts ungetheilt mit ihr besitzen, am Wenigsten seine höchsten geistigen Güter; sie solle seine ganze Welt mit ihm theilen, beherrschen und genießen", antwortete sie ihm demüthig und doch im Bewußtsein jenes Reichthums: „Ich überlasse dir die ganze Welt, die dein hoher Geist umfaßt, wenn ich nur einer kleinen, aber sicheren Stelle darin gewiß bin, an der mich dir kein Mensch und kein Gedanke ersetzen kann."

Hermann erwartete von der weichen Frauenseele, in welcher meistentheils Empfindung und Gedanke noch ungetrennt lagen, zu Viel für die Gegenwart und zu Wenig für eine Zukunft, welche die in Agathens erster Erziehung verkümmerten oder überwucherten Keime mit bildender, geduldiger Liebe wecken und pflegen konnte. Er forderte namentlich allzu rasch und strenge, Agathe solle ihren Glauben gegen den seinen austauschen, der ihr und vielen andern Menschen eher als Unglaube erschien. Sie hatte den Muth, aus Liebe die Sünde zu begehn, daß sie — und zwar für den Ungläubigen und Ketzer — der Mutter selbstsüchtiges, in ihre Seele gethanes Gelübde brach. Aber sie scheute sich, das unbewußt Empfundene deutlich zu denken: daß dieser Bruch gar keine Sünde sey, und den wunderlichen Gott aufzugeben, der solche Gelübde annahm und ihren Bruch wiederum vergab. In allen Dingen, die nicht unmittelbar an das gefeite Gebiet der Religion grenzten, strebte sie, sich Hermanns Ansichten anzueignen und trat ihm in der That unvermerkt immer näher; aber wo er einen Glaubenssatz oder eine ihr eingeprägte Ueberlieferung der Kirche angriff, blieb sie starr und unbeweglich. Ihr Glaube galt ihr gar nicht als eine persönliche Ueberzeugung, als ihre eigene, dem Wechsel ausgesetzte und der Fortbildung fähige Ansicht; sondern als Wort und Gebot des wechsellosen Gottes, der ihr in unantastbarer Höhe außerhalb ihres Geistes, ja außerhalb der ganzen Menschheit und Welt stand.

Hermann war entschlossen, keine „gemischte Ehe" einzugehn, deren einer Theil eine persönlich-willkürliche Vorsehung, rettende Wunder, eine despotische Allmacht über den Naturgesetzen und der menschlichen Freiheit glaubte, der andere nur die natürlichen Kräfte und Gesetze des Lebens in sich und der ganzen Welt. Statt von jener zweiten Erziehung in der Ehe, von der Doppelkraft der Wahrheit und der Liebe die allmälige Erhebung des schwächeren Wesens zu dem stärkeren zu hoffen, wollte er vor der Ehe den Vertrag der Geister völlig abgeschlossen und die Disharmonie abgeschworen wissen, deren Einwirkung aus der übersinnlichen Welt auf die sinnliche, auf das alltägliche Leben, er fürchtete. Das Bedürfniß der Entschiedenheit im Denken und im Leben war so stark in ihm, daß es keine Geduld im Abwarten, noch weniger eine dauernde Duldsamkeit gegen anders organisirte Seelen in ihm zuließ.

Indem er Agathe der geistigen Beschränktheit anklagte, weil sie sich nicht über die Bilder und Farben ihrer Religion erheben konnte, bemerkte er nicht, daß ihm selbst die Kraft mangelte, sich in Agathens Glaubensformen zu versetzen — nicht etwa, um sie zu adoptieren, aber um sie richtig zu würdigen. Und so entseelte sein Widerwille gegen Agathens „Aberglauben" nach und nach selbst die Macht der Liebe, die er in Agathen wahrnahm und in sich selbst empfand.

Als er Agathe mit seinem Bekehrungseifer bedrängte, hatte sie ihm einmal bekannt: daß sie in ihrer Verbindung eine göttliche „Schickung" sehe und ihre Vollendung durch ein bekehrendes „Wunder" an Hermann hoffe, wobei sie jede Anmaßung ihrer eigenen Einwirkung auf ihn von sich wies. Hermann sah hierinn entrüstet eine Verkennung seiner geistigen Klarheit und Selbstständigkeit und dachte nicht an die Auslegung: daß Agathe ihn hoch genug stellte, um ihren Gott zu seinem wunderwirkenden Diener zu machen. Seinem, sonst so scharfen, Blicke blieb das Allerheiligste einer Seele verhüllt, in welcher das Mysterium des Glaubens bereits durch das stärkere der Liebe durchdrungen und überwältigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

Auf dem Dampfschiffe.

So kam er in ein lieblich Land,
Zu beiden Seiten ebener Strand,
Weit ward und tief und breit der Strom,
Weit oben auch des Himmels Dom.
Kinkel.

Ich hatte zu Pesth meinen Abschiedsbesuch bei Kossuth gemacht, aus seinem Munde die näheren Weisungen erhalten, und stand nun am Morgen des 22. Aprils 1847 auf dem Verdecke des schönen Dampfers Zrinyi, der Abfahrt harrend.

Es war ein herrlicher echt orientalischer Frühlingsmorgen. Die kaum aufgegangene Sonne beleuchtete magisch die prächtigen Schwesterstädte Buda-Pesth, theils die Dächer der Kirchen und Paläste vergoldend, theils noch riesige Schlagschatten erzeugend, welche durch ihre Schärfe den Kontrast erhöhten und die Schönheit der Scenen vollendeten. Ueber das ganze Panorama wölbte sich ein glänzender, wolkenloser Morgenhimmel, zu welchem die singende Lerche jubelnd emporstieg und in dessen Frische sich Hunderte von gravitätischen Störchen, Lieblingsvögel des Osländers, behaglich wiegten und mit ihren glänzenden Augen ein Frühstück erspäheten. Die Luft war frisch, und würzig mit den Düften der neubelebten Vegetation durchdrungen. Tanzend, Wirbel auf Wirbel erzeugend, drängte sich die Donau, der vater-

Digitized by Google

ländische Strom, rauschend zwischen den Brückenpontons und den zahllosen Schiffmühlen hindurch, dem offenen Lande entgegen, um am Eisernen Thore den letzten Strauß mit dem festen Elemente zu bestehen.

Endlich erscholl das kurze Kommando des Kapitäns und der letzte Glockenschlag. Brausend und tosend drehte sich das Schiff, um mit raschen Ruderschlägen den herrlichen Scenen entrückt zu werden. Das Frühmetten-Geläute von verschiedenen Kirchen Pesths begleitete uns mit segnendem Gruße in die Ferne hinaus, und mit seinem Verhallen wechselte auch nach und nach die Scene. Zuerst verschwindet die herrliche Uferseite Pesths, seit der großen Ueberschwemmung buchstäblich eine Reihe von Palästen, deren helle noble Farben einen prächtigen Anblick gewähren. Mit den Biegungen des Stromes verschwinden die kolossalen Granit-Pfeiler der noch im Bau begriffenen Kettenbrücke mit ihrem kühnen zierlichen Gerüstwerke. Endlich fesselt nur noch das im glänzendsten Sonnenlichte auf steilem Felsen ausgebreitete Buda (Türkisch-Ofen) unser Auge, mit dem schönen malerisch angelegten kaiserlichen Schlosse (das leider nunmehr in Trümmern liegt), mit seinen alten Mauern und schattigen Gärten, aus welchen Pappeln und Pinien grünend emporragen, und hin und wieder das kuppelförmige Dach eines Kiosks hervorsieht. Wenn wir endlich die Insel Csepel (spr. Tschepel) erreichen, erscheinen die Konturen des Blocksberges (der Ofener Sternwarte) nur noch in blauen Umrissen, die Gegend verflacht und die schönen Formen des zur Rechten liegenden Bakonyer Waldes, dem Schrecken des Wiener Reisenden, bilden allein noch einen duftigen Hintergrund. Bald befinden wir uns allein in der unendlichen schweigsamen Natur, und nur noch das Brausen des Dampfers belebt die Landschaft, zum Grauen der Bewohner des Wassers und der Luft.

Nachdem wir den Tag über an mehr oder minder nennenswerthen Stationen gehalten hatten, und bald öden, bald reich bewachsenen Fluren vorübergegleitet waren, trieb mich der in Ungarns Geschichte mit Thränen eingezeichnete Namen Mohacs (spr. Mohaatsch) auf das Verdeck. Von dem Schlachtfelde, das das Grab Ungarns König, Ludwig II., und der Blüthe seines Adels wurde (1526), war aber vom Schiffe aus wenig zu übersehen, ja der Donauarm, der rechts die Insel Margitta umfließt, soll sogar über einen Theil der Wahlstatt nunmehr hinströmen.

Es war Abend, als wir diese Station verließen. Welcher Reiz war über die ganze wiederum erwachte Natur ausgebreitet und welcher Kontrast gegen das schneebedeckte München und Wien, das ich vor kaum fünf Tagen verlassen hatte! Hier Alles in frischem Treiben, dufteuder Blüthe, allüberall eine in südlichen Tinten prangende Vegetation. Ich war auf das Verdeck gebannt Bald weit, bald verengt, in zahllosen Krümmungen und Armen, mehr einem See als einem Flusse gleichend, floß ruhig und spiegelglatt die mächtige Donau dahin, noch unbezwungen durch des Menschen-Hand, launisch bald da, bald dorthin sich werfend, und leider! oft in wenig Stunden des Landmanns Schweiß verschlingend. Eine üppige Vegetation von Eichwaldungen, Erlen, Buchen, Tamarinthen, Weiden ꝛc. begränzt die Ufer; hohes Schilf und wuchernde Wasserpflanzen decken trügerisch die Sümpfe, in welchen Millionen Frösche ein vorzügliches Daseyn führen, bis der hochbeinige Storch sein altes Königsrecht ausübet, und mit den fettesten derselben seine Tafel bereichert. Von Zeit zu Zeit schimmert ein Licht aus dem Dunkel der durch die Axt noch nie berührten Wäldern hervor: es flammt von dem bescheidenen Herde armer Schiffszieher und Fischer, oder dient zum Zubereiten des Nachtmahles diebischer Zigeuner. Einzelne menschliche Gestalten betrachten bewundernd das nächtliche dahinbrausende Ungethüm und den rauchenden Schornstein; der hellgeschuppte Fisch entflieht mit raschen Flossen dem Ufer zu, um dort dem lauernden Wasservogel zu verfallen. Von Zeit zu Zeit läßt die Nachtigall ihre sanfte Klage hören, leise rauschen die Blätter, ein erfrischender Dunst entsteigt dem Wasser, köstliches Aroma der knospenden Natur. Freundlich blinzeln die Sterne der mächtigen Donau zu und ruhig schwimmt auf dunklem Himmelsgrunde die silberne Mondscheibe.

Lange stund ich auf dem Verdecke, die ferne Heimath, Alles vergessend und in dem Genusse der herrlichen Nacht schwelgend, bis der Schlaf endlich sein Recht geltend machte.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zu einer Vorhersagung der Witterung durch Mittheilung des elektrischen Telegraphen.

Von Dr. med. Jos. Wittmann in Mainz.

Es ist allseitig bekannt, daß bis jetzt alle Versuche, die Witterung vorherzusagen, aus natürlichen Gründen gescheitert sind und auch auf den gewöhnlichen bisherigen Wegen scheitern werden. Nur auf eine Art scheint es möglich zu seyn, diesem Ziele sich zu nähern, nämlich durch die Benutzung des elektrischen Telegraphen behufs der schnellen Mittheilung der meteorologischen Verhältnisse durch gleichmäßige Instrumente beobachtet auf einem möglichst großen Theile unserer Erdoberfläche (Europa). — Die Wichtigkeit der Vorhersage der Witterung, wenn auch nur für einige Zeit, ist für die Landwirthschaft, den Kaufmann und Spekulanten und andere Zweige der Industrie so einleuchtend, daß in gegenwärtiger Zeit, worin man mit Errichtung elektrischer Telegraphen in allen Ländern vorwärts schreitet, kein Zweifel gehegt werden kann, es werden die verschiedenen Staaten von Europa diesem Vorschlage Aufmerksamkeit schenken. Zur Erreichung dieses Zweckes müßten natürlich in vielen Städten und Gegenden Europa's meteorologische Stationen errichtet werden, *) welche zu bestimmten Tageszeiten regelmäßig und über außerordentliche meteorologische Ereignisse sogleich durch den elektrischen Telegraphen Mittheilung machen, und in die entfernteren Stationen weiter befördern ließen. Die bis jetzt gemachten und in Folge dieser Einrichtungen noch weiter sich ergebenden Erfahrungen werden Vieles zur Annäherung zum Ziele beitragen.

Unsere Erde ist bekanntlich von einer elastischen Hülle, der Atmosphäre umgeben, welche durch ihre Schwere an dieselbe gebunden ist und sich mit ihr um die Sonne dreht. In dieser Atmosphäre ereignen sich sämmtliche Erscheinungen, welche die Witterung hervorrufen und theils durch Ausdünstung aus der Erde, theils durch Niederschläge, theils durch Wärme und Abkühlung und den dadurch entstehenden beständigen Kampf sich ins Gleichgewicht zu setzen, bedingt sind. Dieses letztere Streben der Luft, sich ins Gleichgewicht zu setzen, und welches die Winde erzeugt, ist es, welches je nach der Lage der Länder, ob kontinental, ob mehr nach der See hin, ob im Norden oder Süden gelegen, großentheils die bald trockene, bald feuchte, bald kalte, bald warme Witterung bestimmt und demnach durch schnellste Mittheilung an entfernte Orte vermittelst des elektrischen Telegraphen zu dem hier vorgesteckten Zwecke führt, indem gewöhnlich die Witterung der einen Gegend durch die einer anderen mehr oder weniger bestimmt wird. Wenn z. B. in Petersburg die erste Kälte eintritt, so werden gewöhnlich die Wirkungen derselben nach dem Verlaufe der Isothermkurven voranschreiten und in 4, 8 oder 10 Tagen Mitteleuropa erreichen, wenn nicht, was öfter geschieht, ernstliche Stürme dazwischen fallen.

*) Wie bereits in Rußland und Preußen geschieht und geschehen ist, jedoch ohne telegraphische Verbindung.

Digitized by Google

Wenn bei großer Kälte und Heiterkeit des Himmels in Mitteleuropa, an der Nordküste von Afrika und auf dem mittländischen Meere Stürme aus S-W. entstehen, so wird die Kälte sich brechen und entweder viel Schnee oder Thauwetter eintreten. Wenn im Sommer im nordwestlichen Theile von Frankreich ein sehr heftiges Gewitter sich entladet, wie dieß z. B. am 6. Aug. d. J. in Paris und der Umgegend der Fall war, so wird in der Regel in Westdeutschland West oder Nordwest-Wind eintreten und häufig Regen bringen und umgekehrt werden heftige Gewitter im Osten dem Westen Ostwind und daher öfter heiteres Wetter bringen. Am deutlichsten ist das gewisse Voranschreiten bestimmter Wetterveränderungen bei außerordentlichen Ereignissen bemerkbar, wie bei heftigen Gewitterstürmen. So hatte der furchtbare Sturm aus S-W. am 19. August 1845 Morgens in der Nähe der azorischen Inseln seinen Ansang, erreichte gegen Mittag die französische Küste bei Havre, zerstörte um 12 Uhr 35 Minuten mehrere Fabriken in Rouen, kam um 1 Uhr über Paris, und riß um 4 Uhr in Trier und der Umgegend viele Dächer ab, brach gleichzeitig über Brügge, Antwerpen und Brüssel herein, schleuderte neunzehn Zwanzigstel Steine in den Leuchtthurm auf Helgoland und erreichte am 21. August die schwedische Küste bei Halmstadt. In Mainz fiel damals das Barometer gegen 4 Uhr Nachmittags plötzlich von 27,7,0 auf 27,6,0 und die Luft wurde augenblicklich so schwül und feucht, daß die Gänge in den Häusern und alle kälteren Gegenstände, wie Steine und Metalle, anliefen, während am südwestlichen Horizonte zerrissene dunkle Wolken vorbeizogen, wie es oft nach Gewittern zu seyn pflegt.

Diese kurzen Andeutungen mögen vor der Hand genügen, um die „Wichtigkeit eines großen, wenigstens ganz Europa umfassenden meteorologischen Netzes, welches durch den elektrischen Telegraphen seine Verbindung findet", und die großen Resultate, welche davon sowohl für Wissenschaft, als für die Landwirthschaft, Handel und Industrie erwartet werden können, darzuthun.

Mannichfaltigkeiten.

Ein merkwürdiger diplomatischer Streit hat sich in Neapel erhoben. Ein polizeilicher Befehl, der in Neapel erlassen worden ist, ordnet an, daß die Tänzerinnen grüne, statt weiße Unterhosen tragen sollen. Mehrere französische Tänzerinnen, welche in ihren Engagements das Recht festgesetzt hatten, weiße Unterhosen zu tragen, wollten sich der polizeilichen Anordnung nicht fügen und verlangten, da man sie zwingen wollte, die Auflösung ihres Kontraktes. Man schlug ihnen dieses ab und drohte ihnen mit dem Gefängniß, worauf sie den Schutz des französischen Gesandten in Anspruch nahmen, welcher zu interveniren genöthigt war. Die französischen Tänzerinnen behaupten, daß die grüne Unterhose der Harmonie des Körpers schadet.

Korrespondenz.

Stuttgart, 29. September.

Das Volksfest zu Cannstatt wurde gestern im wahren Sinne des Wortes zu Wasser: es regnete nämlich von Vormittags 11 Uhr an und den ganzen Tag hindurch so lieblich, daß nur der Form wegen in Eile Einiges abgemacht, Anderes aber unterlassen und der Sache so schnell als möglich ein Ende gemacht wurde. Die Wirthshäuser, mit Ausnahme derer auf dem Volksfestplatze, dem sogenannten Wasen bei Cannstatt, zu Cannstatt und Stuttgart, befanden sich dabei nicht schlechter, und die Eisenbahn machte an diesem Tage wahrhaft colossale Geschäfte, indem von Morgens bis Abends Zug um Zug dicht besetzt zwischen Stuttgart und Cannstatt hin und her fuhr, abgesehen von der ungewöhnlich starken Besetzung aller sonstigen Züge. Das Wettrennen fand zwar wie gewöhnlich, nothdürftig statt, doch stürzte einer der Reiter auf der nassen Rennbahn, glücklicherweise ohne andere Beschädigung als eine sehr kothige Erinnerung seiner Kleider an den 28. Sept., die sich indeß mit Wasser und Seife wieder verwischen läßt. In der Viehzucht waren wieder sehr schöne Fortschritte bemerkbar und es war eine große Zahl außerordentlich schöner Thiere da, freilich dießmal, des strömenden Regens wegen, nur zu bald wieder den Blicken der neugierigen Beschauer entzogen. Das Interessanteste, und was, als unter Dach und Fach trotz des Unwetters mit Ruhe und Muße beschaut werden konnte, war jedenfalls die zum ersten Male in so ausgedehntem Maße abgehaltene landwirthschaftliche Produkten-Ausstellung im Kursaale. Zwar waren auch in früheren Jahren in der grünen Halle unter der Festsäule, dem königlichen Zelt gegenüber, stets einzelne Gegenstände von besonderer Größe und Schönheit, hauptsächlich aber nur landwirthschaftliche Geräthe und Modelle, ausgestellt worden, nie aber war man vorher noch auf den glücklichen Gedanken gekommen, diese Ausstellung zu einem systematisch und sinnig geordneten Ganzen zu formen, damit einen möglichst vollständigen und umfassenden Ueberblick über die Bodenerzeugnisse unseres Landes, über den Stand der Fabrikation der daraus zu erzielenden sogenannten Halbfabrikate und über die Kulturfähigkeit unseres Landes zu gewähren. Dieß wurde mit der dermaligen Ausstellung zum ersten Male versucht, und wenn vielleicht der Zweck auch noch nicht vollständig erreicht worden, so ist doch für ein erstes Mal überraschend viel geschehen und des Anziehenden und Belehrenden, selbst für den Laien, unendlich viel geboten worden. Es muß dabei freilich zuvörderst anerkannt werden, daß es insbesondere die land- und forstwirthschaftliche Akademie zu Hohenheim, der botanische Garten zu Tübingen, die herrlichen Anlagen, Kunstgärten und Treibhäuser des Kronprinzen, die auf hohem Fuße der Ausbildung stehenden Staatsanstalten, als die Salinen des Landes, die Eisengießerei zu Wasseralfingen und die Hüttenwerke auf dem Schwarzwalde es waren, welche das Meiste dazu beitrugen, das Bild möglichst umfassend und geordnet zu machen; doch darf eben so wenig verschwiegen bleiben, daß auch von Privaten außerordentlich viel geschehen, Gediegenes eingesandt und dem patriotischen Beschauer die Beruhigung gewährt worden ist, daß unsere Landwirthschaft und die damit zusammenhängenden Gewerbe, Dank der Aufmunterung und dem Beispiele des Königs und der Regierung eine Stufe erreicht haben, welche ihnen nicht nur gestatten, den inländischen Markt vollkommen zu befriedigen, sondern auch Artikel genug zu einer ansehnlichen Ausfuhr zu bieten, welche jeder Concurrenz die Stirne zu bieten vermögen. Wir werden bemüht seyn, an der Hand eines hierin erfahrenen Sachverständigen in einem unserer nächsten Blätter Näheres mitzutheilen. Die Zahl der Fremden beim gestrigen Feste war außerordentlich groß, größer als je seit deren Gründung im Jahr 1818 durch unseren König (auf erste Anregung von Friedrich List), was natürlich der eben erst vollendeten Staatsbahn zu verdanken ist, die sogar manchen Schweizern Veranlassung gab, dieses wichtigste und interessanteste der landwirthschaftlichen Centralfeste Süddeutschlands zu besuchen, daher die schlimme Witterung um so mehr zu bedauern ist. — Die k. Familie war bei demselben zum ersten Male wieder vollzählig beisammen, leider aber begann gerade mit ihrem Eintreffen auf dem Festplatze der Regen.

Darmstadt, 30. September.

Am vorigen Donnerstage gab hier Hr. Carl Paulsackel, Sohn des wegen seiner demokratischen Gesinnung verfolgten Abgeordneten und Lehrers Paulsackel, ein Konzert. Virtuosen des Pianoforte zu hören, hat man in unsern Tagen oft genug Gelegenheit, allein dieß war seit lange das erste Mal, wo wir einen Künstler hörten, der es ohne das gewohnte Liszt'sche Pauken und Donnerwettern that. Hr. P. bekundete genugsam eine außerordentliche technische Fertigkeit, allein er mißbrauchte sie nicht, um Sturm statt Musik zu machen; desto mehr erfreute er uns aber durch sein seelenvolles, glockenreines Spiel. Möchte der junge Künstler diesen ächt klassischen Weg nicht verlassen, denn das ist ein Spiel, bei welchem man nicht nur hört und etwa staunt, sondern wobei man auch empfindet. Verdienter Beifall bekundete das Wohlgefallen der Hörer. Wie durch sein Spiel, so hat uns der junge Mann aber auch durch sein bescheidenes, anspruchloses Wesen für seine Person gewonnen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Oct. Der Schwur, oder: Die Falschmünzer, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Donnerstag, 3. Oct. Der Taubstumme. Hierauf (zum ersten Male): Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№. 236. Donnerstag, den 3. October 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Agathe bemerkte mit unsäglichem Schmerze, aber mit ungeminderter Liebe, Hermanns allmälige Entfremdung. Wenn Er ihr Herz verkannte, Wer sollte es erkennen und, wenn sie Ihn verlöre, durch diese Anerkennung und Würdigung ihrer treuen Liebe sie über ihren Schmerz erheben? Doch ja vielleicht — der Rathgeber und Freund ihrer Kindheit, der Spender des göttlichen Trostes, Euphemius. Sie hatte ihm ihre Liebe nicht gebeichtet, weil sie ihr keine Sünde war; nur einmal, und schüchtern, ohne vollen Gewissensvorwurf, ihren Zweifel, daß sie im Kloster ihre Bestimmung erfüllen werde und durch das Gelübde der Mutter an dieß Wagniß gefesselt sey. Sie hatte nicht bemerkt, daß Euphemius den Grund ahnte, aber gerade dadurch, und in der Erkenntniß des eigenen menschlichen Gefühls, von einem bestimmten priesterlichen Spruche abgehalten wurde und die Macht verloren hatte, zu binden oder zu lösen.

Jetzt entschloß sie sich, ihm rückhaltlos ihre schmerzenreiche Liebe zu dem ihm und seiner Kirche fremden Manne auszusprechen, aber auch ihre Treue gegen den Gott, den sie mit ihm glaubte und gegen die Anfechtung selbst des geliebtesten und edelsten Menschen festhielt. Und dennoch war sie überzeugt, daß eben dieser Gott ihr jene Liebe gesandt und in dieser reinsten und schönsten Empfindung ihr seinen Willen offenbart habe. In dieser Ueberzeugung war sie selbst darauf gefaßt, in Euphemius mehr den Priester, als den Menschen zu finden, der ihr kindliches Vertrauen verstände und belohnte. Der Dollmetsch Gottes stand ihr jetzt unter seinem und ihrem Herrn, der unmittelbar zu ihr gesprochen hatte, und dem vernommenen Gottesurtheile gegenüber fürchtete sie den geistlichen Blitz nicht mehr. Auf die Gefahr hin, mit dem Geliebten auch den Freund zu verlieren, wagte sie den einzigen ihr möglichen Versuch, einen Ankergrund für ihr sturmbewegtes Gemüth in einem treuen, unselbstisch theilnehmenden Menschenherzen zu finden.

Sie fand den lange gesuchten Freund und seinen Trost. Euphemius fühlte sich gar nicht versucht, das theure Beichtkind mit geistlichen Waffen zu schützen oder gar strafend zu verwunden. In ihm selbst war die reinste menschliche Liebe Siegerin über das übermenschliche und oft unmenschliche Amt des Glaubens geworden. Er empfand die Priesterweihe nur noch, soferne sie seine — jetzt erst und in ihrem ganzen Umfange ihm deutlich bewußt gewordene — Entsagung verklärte und seine Kraft dazu stärkte. Er vermochte es, über Agathens Liebe, die sie einst vielleicht in völliger Ferne von ihm entrücken sollte, seinen Segenswunsch auszusprechen, und bat Agathe, mit altem Zutrauen alle Sorgen dieser Liebe, die er wie ein Beichtgeheimniß ihrer Mutter verschweigen werde, auch künftig dem Freunde nicht zu verhehlen. Aber sein Glaube gebot ihm darum nicht minder, den ihren gegen die gefahrdrohenden „Verirrungen des Verstandes" zu stützen und zum beharrlichen Widerstande gegen die Beredtsamkeit ihres Geliebten zu ermuthigen. Wie Agathe selbst, hielt er eine Bekehrung Hermanns möglich, und seinem reinen Sinne blieb die Absicht ferne, durch den Zwiespalt des Glaubens diesen Liebesbund zu trennen; aber indem er eben Agathe in ihrem Glaubenskampfe bestärkte, wirkte er zur Erfüllung ihres Geschickes mit.

Unterredungen des Liebespaares, wie die erste von uns wiedergegebene, wiederholten sich immer fruchtloser und quälender für Beide. Hermann bemerkte mit tiefem Mitleide, wie Agathens Heiterkeit und Lebenskraft sich in endloser Spannung verzehrte, konnte sich aber zugleich des Unwillens über die Schwäche nicht erwehren, welche er der Leidenden vorwarf und damit denn auch die Selbstverschuldung ihres Leidens.

Seinem Charakter erschien endlich nur noch ein Heilmittel auf Tod und Leben möglich: die offene und entschiedene Trennung von der Armen, die vielleicht nicht ohne ihn, gewiß aber nicht mit ihm glücklich werden konnte. Diese Ueberzeugung erleichterte ihm die Erfüllung der Pflicht, die er seinem eigenen Lebensmuthe und Lebenswerthe schuldig zu sein glaubte, der Pflicht: das zur Fessel gewordene Band zu durchschneiden. Mit diesem Entschlusse beschäftigt saß er eine lange Stunde Agathen gegenüber und vermochte nicht, ihn auszusprechen. Er schied schweigend von der Schweigenden; ihre Hand lag beim Abschiede matt und kalt in der seinen, ihre sanften Augen schlossen sich, um schwere, heiße Thränen zu verbergen.

Agathe wußte, was dieser stumme Abschied bedeutete und kämpfte in ihm ihren härtesten Kampf durch. Mit gefaßterem Sinne empfing sie kurz darauf einen Brief Hermanns, in welchem er ihr seine Ueberzeugung aussprach: daß die Verschiedenheit ihrer geistigen Standpunkte jeden Segen ihrer Liebe zerstören müsse und dieß Werk bereits begonnen habe. Er klagte sich an, daß er diese Gefahr nicht früh genug eingesehen habe und daß er gegen sein eigenes Herz zu schwach gewesen sei, um dem ihren die Schmerzen zu ersparen, die er jetzt vergeblich allein zu tragen wünsche. Agathe schrieb ihm nur die wenigen Worte zur Antwort: „Lebe wohl! Du wirst höhere Menschen finden, die dich befriedigen und beglücken, aber nie liebendere, als mich."

Wenige Tage hierauf war Hermann verschwunden, nur durch Karten von seinen Bekannten Abschied nehmend. Das Gerücht: der „Sonderling" habe noch in seinen alten Tagen die Universität bezogen, wurde durch Hermanns Mutter und Schwester bestätigt.

Agathe flüchtete sich wieder zu dem Freunde, minder um einen Rath zu finden, als um ihr Herz durch Mittheilung zu

Digitized by Google

erleichtern. Josephine wuste zwar um ihr Verhältniß zu Hermann im Allgemeinen, aber sie war mit ihrer eigenen Liebe zu sehr beschäftigt, um dem befremdeten Paare nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Agathe wollte auch jetzt gar nicht den Schatten ihres Leidens in seiner ganzen Größe in das helle Liebesleben der Freundin werfen. Josephine hatte freilich ihre Traurigkeit bemerkt, aber nur auf die widerstreitenden Bestimmungen bezogen, welche ihrer Mutter Wille und ihr eigenes Herz für ihre Zukunft getroffen hatten. Hermanns Entfernung war Josephinen aufgefallen; doch ließ sie Agathens Schweigen und Fassung nur eine vorübergehende Trennung der Liebenden vermuthen.

Vor der fremden, kalten Mutter war Agathe immer zurückhaltend und wortkarg gewesen und wurde es jetzt noch mehr. Wie sie dieser ihr Glück verschwiegen hatte, verschwieg sie ihr auch ihr Unglück. Ihre Mutter bemerkte zwar ihr tieferes Verstummen und das Welken ihrer Jugend, schrieb diese Erscheinungen aber ihrer dem Kloster entgegenreifenden Weltentfremdung zu, und diese war ihr willkommen. Bisher hatte sie befürchtet, Agathens jugendliches Lebensgefühl möchte sich gegen die ihr aufgedrungene Bestimmung auflehnen. Sie hatte sich deßhalb gescheut, gerade in der ersten Blütenzeit Agathens diese auch nur gelegentlich an ihre Zukunft zu erinnern, und sich mit dem Gedanken beruhigt, daß sie ihrem Beichtvater alle geistige Sorge für ihre Tochter überlassen könne.

Euphemius versuchte, jetzt Agathe wieder auf das Kloster als auf das Asyl aller in dem weltlichen Leben Getäuschten und Hoffnungslosen zu verweisen. Aber er konnte sie nicht widerlegen, als sie ihm entgegnete: daß sie sich jetzt nicht mehr als wahre und würdige Gottesbraut fühlen könne, weil die gestaltlose Geisterwelt, welcher sie einst im Kloster zu dienen gedachte, sie dort nicht mehr umgeben, vielmehr auch dort die eine und einzige Gestalt des unablässig treu Geliebten ihr ganzes Herz erfüllen werde. Der himmlische Bräutigam war ihr verschwunden, und wo sie ihn in einzelnen Momenten wieder zu erblicken meinte, trug er Hermanns Züge. Sie konnte kein Gelübde leisten, das ihr die Verbannung dieser Gestalt auferlegen würde. Dazu umschwebte sie, wie eine Engelsbotschaft, die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit Hermann in dieser oder jener Welt. Ihre Liebe war ihr ein gleich untrügliches Evangelium, wie ihr Glaube.

Aber jene Hoffnung war ihr nicht immer lebendig und hülfreich nahe genug, um sie über die furchtbare Einsamkeit und Oede ihrer Gegenwart zu erheben. Sie zog sich immer mehr in ihr stilles Zimmer zurück. Die laute Gesellschaft, die sich nicht selten um ihre Mutter versammelte, hatte sie stets gemieden und wurde jetzt noch weniger, als früher, von jener zum Eintritte in dieselbe veranlaßt. Josephinens Wohnung war ihr ein Geisterhaus voll Erinnerungen geworden, die sie dort an jedem Plätzchen gewaltsam und oft schmerzlich ergriffen und nur in völlig ungestörter Einsamkeit sich ihr wieder mit milderer, wohlthätiger Ansprache näherten. Selbst mit Euphemius mochte sie immer seltener verkehren, um ihm nicht stets die selben Empfindungen zu wiederholen. Auch war er selbst schweigsamer und trauriger geworden. War es, weil er ihr keinen genügenden Trost bieten konnte? Oder weil sie ihn irgendwie betrübte, ohne daß es in ihrer Macht stand, ihn wieder zu erheitern? Vielleicht vergaß er sie und ihren Kummer leichter und wurde wieder heiterer, wenn er sie seltener sähe. Diese Fragen und dunkeln Vermuthungen trugen dazu bei, daß sie endlich die Gegenwart des einzigen Vertrauten nur noch in flüchtigen Augenblicken suchte. Manchmal kam der trübe Gedanke über sie, sie störe willenlos, wie von geheimem Banne belastet, den Frieden ihrer nächsten Menschen. Statt Hermann der Härte und Unduldsamkeit anzuklagen, warf sie sich vor, die Hoffnungen getäuscht zu haben, die er auf ihre geistige Entwickelung setzte, und Schuld an seiner Selbstverbannung zu seyn. Gegen diesen Vorwurf gab ihr nicht einmal das Bewußtsein ihrer gegen die Liebe bewahrten Glaubenstreue hinreichenden Schutz und Trost.

Endlich wurde sie auch noch von ihrer Mutter angeklagt, die Pflichten der Kindesliebe und der Religion zu verletzen, als die für ihr Noviziat bestimmte Zeit herankam und sie den Eintritt in dasselbe verweigerte. Aber die Selbstsucht und Schonungslosigkeit, mit welcher ihre Mutter die Erfüllung des weder von ihr selbst, noch für ihr eigenes Heil gethanen Gelübdes von ihr forderte, rüttelte sie aus ihrem Traumleben auf und fand sie fest. Sie erklärte ihrer Mutter mit einer Bestimmtheit, die diese überraschte, daß sie ihrem Willen hier nicht ihren eigenen, sondern einen höheren entgegensetzen müsse, der ihr den Eintritt in den klösterlichen Beruf verbiete. Noch mehr erstaunte ihre Mutter, in Euphemius den Bundesgenossen der ungehorsamen Tochter zu finden. Sie wagte nicht, sein priesterliches Wort, mit welchem er die Berechtigung seines Beichtkindes zu jener Weigerung verbürgte, des Irrthums zu zeihen. Aber auch seine Versicherung, daß sie selbst ihres Gelübdes entbunden werden könne, beruhigte sie nicht. Unfähig, den sittlichen Unwerth ihres Gelübdes einzusehen, es zu bereuen und dadurch aus eigener Kraft zu lösen, wurde sie durch eine Gespensterfurcht gezüchtigt: die Nichterfüllung des Gelübdes, durch welches sie einst den Todesengel aufgehalten hatte, werde nun an ihrem Leben gerächt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Cllius.)

(Fortsetzung.)

Eszek.

Es war Morgens 4 Uhr, als ich erwachte; wir lagen nach zweiundzwanzigstündiger Fahrt unter den Mauern Eszeks.

Ich hatte also richtig die Einfahrt in die Dravemündung verschlafen; ein neugieriger Blick in die Runde überzeugte mich aber, daß ich nicht Viel verloren haben mochte. Unbefriedigt schweift das Auge an den niederen Festungswerken und der unter Bäumen versteckten Ober- und Unterstadt vorbei; es gleitet an der hölzernen Dravebrücke und der Brückenschanze vorbei auf ungarisches Gebiet hinüber, und unbefriedigter noch kehrt es von da wieder zurück. Vergebens sucht der Blick etwas Hervorragendes in der Gegend, wenn man überhaupt das Ganze nur eine Gegend nennen könnte. Nur in trüben Umrissen ist gegen Nordwest das Fünfkircher-Gebirge wahrzunehmen; dazu kommt noch das Gequake Tausender von Fröschen und ein ganz eigenthümlicher, wiewohl nicht gerade ekelhafter Geruch; Alles dieß läßt fühlen, daß man sich in dem berüchtigten Sumpfgebiete der Drave befinde und vor den Thoren Eszeks, dem Kirchhofe der Deutschen, liege.

Ich fand nach dem Durchschreiten des dreifachen düsteren Wallgürtels das Innere der Stadt einsam und öde. Einzelne, gelbgesichtige, schwarzbärtige Schildwachen standen gähnend und verdrossen an den Ecken herum oder in ihren Häuschen, ohne mit ihren verschlafenen Augen meinem Einzuge besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Als Gegenstücke zu ihnen vertrauerten, zu Eckposten degradirte alte gußeiserne Kanonen ihre glorreichen Erinnerungen in dieser langweiligen Friedensgarnison. Wenn schon die Sonnenstrahlen munter die Wälle übersprangen und listig in manches Schlafgemach einzudringen strebten, so lag doch noch Grabesstille über Markt und Straße. Ich machte nur meine eigenen Gedanken über die Schlafmützen der Einwohnerschaft.

Nachdem ich in dem einzigen Gasthofe, dem „schwarzen Wolfe", ein Zimmer bezogen hatte, trat ich vor Allem ans Fen-

Digitized by Google

ster desselben und richtete meine Aufmerksamkeit auf die Umgebung und das erwachende Eszek. Diese Rundschau war aber eben so schnell beendiget, als unbefriedigend. Auf Straßenbreite, dicht vor meinen Augen war die innere Wallmauer und das nach der Oberstadt führende Thor. Trotz der Erbauung eines Belvedere aus Tisch und Stuhl gelang es mir aber nicht, einen Blick in's Freie zu erlangen. Nur die von der Morgensonne bestrahlten Spitzen einiger Pappeln, eines Kirchthurmes und eines schloßartigen Gebäudes, die über die Wälle emporragten, ließen Ahnungen von einem schönen Jenseits in mir aufkommen.

Sonst war nichts zu sehen, als Himmel und — Wälle. Die Staffage der Landschaft bildeten einige herumschlendernde Blauhosen und aus Langeweile grüngelb gewordene Kanonen. Doch bald sollte Leben in die Scenerie kommen. Auf das Zeichen einer Trommel belebt sich der scheinbar todte Wall, es öffnen sich verschiedene Pforten und heraustreten unter entsprechender Bedeckung etwa zwei Hundert weißgekleidete Individuen, an Händen und Füßen gefesselt; alle unverkennbar Anhänger entschiedener kommunistischer Tendenzen, denen nun in den Casematten Eszeks Gelegenheit zu einem beschaulichen Leben und zu dem Rechte auf Arbeit gegeben war.

Nachdem ein Offizier die Häupter seiner Lieben gezählt hatte, wurden sie in kleinen Partien, unter Begleitung entsprechender Militärmacht, zu ihren in der Stadt zu verrichtenden verschiedenartigen Arbeiten (Wasserpumpen, Holzspalten ic.) entlassen. Da die Ketten den Füßen nicht abgenommen wurden, sondern klirrend und rasselnd nachgeschleift werden mußten, so wurden die todten Straßen auf einmal auf's Angenehmste belebt. Die Kerls hatten jedoch eine große Fertigkeit in dieser Weise des Marschirens, und schienen mir diese Fußeisen, für den Fall eines ernstlichen Wollens, keine Bürgschaft zu gewähren. Dem ganzen Verfahren nach zu schließen, konnten es übrigens nur geringere Verbrecher seyn, und ich wußte nicht, ob ich sie oder ihre Schatten, die bewachenden Soldaten, mehr bedauern sollte.

Während meines bald längeren, bald kürzeren Verweilens in Eszek im Verlaufe dieses Jahres entdeckte ich der Merkwürdigkeiten wenige, des Angenehmen aber gar nichts.

Interessant ist Eszek durch seine Geschichte, da überhaupt dieser Theil Pannoniens schon von Römerzeiten her wegen des Drau-Ueberganges ein Tummelplatz der kriegführenden Völker war. Aber außer massenhaftem, wenige Zolle unter dem Boden liegenden Schutte und rothen Ziegelscherben, die durch ihre feinkörnigte Struktur (terra sigillata) ihre römische Abstammung beurkunden, ist nichts mehr da, das an das durch Hadrian erbaute Mursia erinnerte. Kein den Boden überragender Stein, keine Säule gewährt dem forschenden Auge einen Haltpunkt zu geschichtlicher Erinnerung; grünender Rasen und trügerische Sümpfe bedecken die Vergangenheit. Schon im frühen Mittelalter verschwinden Stadt und Festung unter den Händen raubender und sengender Horden; verschwindet unter dem Toben eines zügellosen Stromes die steinerne Drave-Brücke, und verschlingen die Sümpfe den nach Ungarn hinüberführenden großartigen Römerdamm. Nichts läßt die Gestalt der Stadt von jener Zeit an bis auf ihren jetzigen Zustand mehr ahnen; die zu verschiedenen Zeiten erbauten hölzernen Brücken über die mehr als eine Stunde breiten Sümpfe auf ungarischer Seite, sind durch Elemente und Menschenhände verschwunden und ihre Asche und ihre Trümmer liegen gepaart mit Tausenden von Leichen ihrer Erbauer und Zerstörer, in dem sumpfigen Grabe. — Was durch Menschenhand Geschaffenes hier zu sehen ist, dankt sein Entstehen der Periode nach Vertreibung der Türken, also dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. An die Stelle des alten Schlosses setzte Leopold I. die nach neuerem Systeme erbaute Festung, und schnell erhoben unter ihrem Schutze sich die betriebsamen Außenstädte. Ein kolossaler über zwei tausend Klafter langer Damm, von ansehnlicher Breite, wurde in den Jahren 1773—77 durch Vice-Gespann Niczky erbaut, und vermittelt nun den Uebergang über die Sümpfe bis zu dem weiland königlichen Castrum Bellye. Merkwürdig genug ist dieser Damm rein aus dem Schutte des alten Mursia erbaut, und so überschreitet man nun auf dem Staube einer Römerstadt von den ungarischen Oertern Bellye und Darda aus in einer durch Weiden und Pappeln schattig bepflanzten Allee und der an dem zur Brückenschanze dienenden Kronwerke vorbeiführenden Hochbrücke, das Fluß- und Sumpfgebiet der Drave. Ein steinernes, alles besonderen künstlerischen Werthes entbehrendes Denkmal, zunächst der Brücke, die Portraits Maria Theresia's und ihres Mannes enthaltend, sagt in einer langen lateinischen Inschrift etwas über diese Geschichte, das zu vergessen ich mich beeilt habe.

Wenn ich oben sagte, der Aufenthalt in Eszek gewähre des Angenehmen gar nichts, so trifft dieser harte Spruch jedoch hauptsächlich nur die Festung, diese aber auch in vollem Maße.

Für einen nicht eingebornen Bewohner einer kleinen neuen Festung hat der Aufenthalt, selbst im tiefsten Frieden, und vielleicht gerade da am meisten, ungemein viel Unangenehmes. Das Enge, Eingeschlossene und Regelmäßige der ganzen Bauart, der vorwaltende Kasernenstyl in seiner ganzen Langeweile, die Soldatenwirthschaft und Herrschaft, das Lästige des Thorschlusses, das lärmende Einerlei der Tagwache, der Parade und des Zapfenstreiches, die Tages- und Tischgespräche vom Rekruteneinrufen und Veteranenabdanken, vom schlechten Avancement und Uniformsänderungen — Alles dieß wiederholt sich überall, wo es der Natur und Politik gefallen, eine Festung anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Auszüge aus dem Münchener „Punsch".) Drittes Bülletin des Bundestags. Frankfurt, 19. Sept. Der hohe Kranke hat nun einen wohlthätigen Husten — er bustet auf die öffentliche Meinung von ganz Deutschland. Der gegenwärtige Neu-Mattismus der Gothaer belästigt ihn ganz und gar nicht. Auch zeigt sich, was Rechtsgefühl anbelangt, nicht mehr die geringste Engbrüstigkeit. Hie und da eine kleine Ohnmacht, wie z. B. bei den churhessischen Verwicklungen, kommt hoffentlich nicht mehr vor. Das Einzige, was den hohen Kranken etwa noch belästigt, ist die Schlaflosigkeit der liberalen Presse. Der moralische Kropf, welcher durch die verhärteten Wienerconferenzdrüsen entstand, ist durch die Binde der staatsrechtlichen Nothwendigkeit leicht zu bedecken. Der Appetit auf kräftige Dinge, z. B. Schwurgerichte, Preßfreiheit, ist sichtlich im Zunehmen. Durch den hitzigen Beschluß vom 2. April 1848 entstand freilich eine zweite Competenzwinde und Interventionsbeschwerden, die aber nach der neuen Methode, den Stein, nämlich das Recht, zu zermalmen, beseitigt werden kann. — Dr. Blittersdorf, Leibarzt; Hofrath Dönniges, assistirender Arzt.

Eine kürzlich in Berlin verstorbene, einer sehr bekannten und hochgeachteten Familie angehörige reiche jüdische Dame hat ihr nicht unbeträchtliches Vermögen dem Prinzen von Preußen vermacht. Ihr Gatte und ihr einziger Sohn waren vor ihr gestorben, worauf sie in einem Testamente zuerst ihre Erbeseinsetzungen getroffen hatte. Die Ereignisse des März 1848, welche den Prinzen von Preußen besonders nahe berührten, hatten sie jedoch veranlaßt, das erste Testament umzuwerfen, und den Prinzen, eben-

Digitized by Google

tuell die Prinzessin von Preußen und die prinzlichen Kinder, zu Erben einzusetzen. Es wird sich nun fragen, ob der Prinz von Preußen diese Erbschaft wird antreten können, da nach preußischem Rechte ein Codizill die Hauptbestimmung eines Testaments wohl modifiziren, nicht aber gänzlich vernichten kann.

(Kaiserslautern, 27. Sept.) Gestern ist die kleine elfjährige Hellseherin von Potzbach, welche im verflossenen Frühjahre ein so unverdientes Aufsehen gemacht hat, unter der Anklage der medizinischen Pfuscherei und Prellerei, vor dem hiesigen Zuchtpolizeigerichte gestanden. Aus der interessanten Verhandlung, welche von 3 Uhr bis Abends 6 Uhr dauerte, ergab sich zur Evidenz, daß die ganze Geschichte nichts weiter als ein Gemisch von Täuschung und Betrug gewesen ist, welches einerseits aus Eigennutz und Aberglauben und anderseits durch schwärmerische Befangenheit die mysteriöse Form des Somnambulismus erhalten hat. Obwohl gestern kein richterlicher Spruch gefällt wurde, weil die k. Staatsbehörde wegen neuer, durch die Verhandlung erst zu Tag gekommenen, relevanter Beschuldigungsmomente die Sache noch einmal dem Untersuchungsrichter zur näheren Instruction zu überweisen beantragt hatte, so sprach sich doch bei der ganzen sehr zahlreichen Zuhörerschaft auf das entschiedenste die vollste Befriedigung darüber aus, daß jetzt schon die Vernunft und die Wahrheit über die Dummheit und Lüge gesiegt haben.

(Krakau, 27. Sept.) Vorgestern fand im Salzbergwerk Wieliczka eine große Festlichkeit statt zur Feier der vor 600 Jahren erfolgten Entdeckung des dortigen ungeheuren Salzlagers. Das ganze Bergwerk war prächtig erleuchtet; der Einlaß war gratis; daher hatten sich auch dort gegen 3000 Menschen versammelt. Von hier aus waren so viel Personen hingeeilt, daß am vorgestrigen Tage hier beinahe kein einziger Fiaker aufzufinden war. In der Bergwerkskapelle wurde die Messe gelesen; sodann spielte in dem herrlichen Salzsaale das Musikchor der Bergknappen, und das zahlreiche Publikum tanzte bis in die Nacht.

Wer ist der arme Narr, fragte ein Besucher der Irrenanstalt den Direktor derselben, welcher so einsam in einem Winkel kauert? Dieß ist der harmloseste Narr unserer Anstalt, ein Narr, der keinem Andern etwas zu Leide thut. Den ganzen lieben Tag ist er damit beschäftigt, sich selbst Ohrfeigen zu geben, rechts und links, ohne Unterlaß. Und welche fixe Idee beherrscht ihn? Er bildet sich ein, der deutsche Michel zu seyn.

Von „R. Walther" ist der erste Band trefflich geschriebener „Parlamentarischer Größen" erschienen. Der zweite Band wird in kurzem folgen und die Charakteristiken von Uhlich, Unruh, Robertus, Berg, Temme, Waldeck, d'Ester und Bucher enthalten.

Literatur.

Allgemeine Geschichte der Jahre 1840 bis 1846. Von Eduard Burckhardt. Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck. 1850.

Der vorliegende Band der „Allgemeinen Geschichte der Jahre 1840 bis 1846" schließt sich eng an die „Allgemeine Geschichte von 1815 bis 1840" an, die in vier Bänden von demselben, durch seine Darstellungs- wie Auffassungsweise gleich ausgezeichneten Verfasser geliefert wurde, und bildet also den fünften Band der Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit. Ueber die vier ersten Bände, von denen bereits die zweite Ausgabe der dritten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen ist, haben sich die öffentlichen Urtheile von allen Seiten her so günstig ausgesprochen, daß wir ihrer hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nicht weiter erwähnen, und uns zu dem vor kurzem erschienenen fünften Bande wenden, bei dessen Abfassung sich der Verfasser, wie er dieß Seite 9 des Vorworts ausspricht, auf den Standpunkt des entschiedenen Fortschrittes gestellt hat. Von diesem Augenblicke aus wirft er (in der Vorrede) einen flüchtigen Blick auf die große Bewegung, welche während der letzten zwei Jahre die europäische Menschheit in eine neue Bahn der Entwickelung geworfen, und seine innigste Ueberzeugung ist: „Die Zukunft gehört der Demokratie, nicht jener der jüngsten Vergangenheit, die man, gelind gesagt, oft in Kinderhänden sah, sondern jener heiligen, ernsten, die der Welt Gesetze gibt!" Diese Ueberzeugung des Verfassers werden Tausende seiner Zeitgenossen mit ihm theilen, besonders wenn sie, von ihm geführt, die Geschichte der ersten fünf Jahre des jetzt bald abgelaufenen fünften Decenniums unseres Jahrhunderts überblicken. Er zeichnet ihnen in scharfen Strichen die Entwickelung der europäischen Staaten vor und verweilt namentlich bei der Geschichte der deutschen Staaten ausführlicher, ohne daß dadurch der drastischen Kürze seiner Darstellungsweise Abbruch geschieht. Wenn man die fünf ersten Bücher des vorliegenden Bandes der Burckhardt'schen Geschichte, die nur über Deutschland handeln, liest; wenn man das Alles scharf ins Auge faßt, was der Verfasser über die Regierungsmaximen in den einzelnen deutschen Staaten sagt und mit Thatsachen und Documenten belegt; wenn man sieht, wie das absolute Regiment in Staat und Kirche sich immer tiefer einnistet und jede freie Regung in allen Kreisen geistiger Thätigkeit mit eiserner Faust unterdrückt: dann erst begreift man, wie die Pariser Februar-Revolution so elektrisch auf Deutschland wirken, und wie der durch sie herauf beschworne Sturm schneller als die durch Dampfkraft bewegte Locomotive durch die Gauen unseres Vaterlandes dahintoben konnte. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, auch nur kleine Auszüge aus dem durchdachten, geistreichen und in würdevoller Sprache gehaltenen Werke zu geben, wir können hier nur dringend mahnen, das Werk selbst zu lesen; an den Verfasser aber richten wir die Bitte, auf den nächsten Band seiner Geschichte, der, wie wir hören, die Jahre 1846 und 1847 umfassen wird, nicht lange warten zu lassen. Diese beiden letzten Jahre der vormärzlichen Zeit, dargestellt von seiner gewandten und präcisen Feder, werden erst recht tief erkennen lassen, daß die gewaltige Erschütterung, die auf sie folgte, ein nothwendiger Reinigungsprozeß war. Die Gewalthaber steuern zwar jetzt mit vollen Segeln wieder auf die alten Zustände zurück, aber ein Glück für das deutsche Volk ist es, daß sie unter sich uneinig sind. Diese Uneinigkeit wird, das hoffen wir, endlich das Volk überzeugen, daß ihm nichts anderes noth thue, als ein einiger Wille.

Kunstnotiz.

(Frankfurt.) Im hiesigen Städel'schen Kunstinstitut befinden sich mehrere Gemälde von J. B. Zwecker ausgestellt, auf welche die öffentliche Aufmerksamkeit zu lenken wir uns nicht versagen können. Es sind: 1) Ein Portraitbild von Pferden. 2) Ein Piket österreichischer Lanciers. 3) Eine Stallung mit Hengsten. 4) Ein Stall mit Stuten. 5) Bildniß eines Reiters, und 6) ein Piket österreichischer Dragoner (Nachtstück). Die vollendete Technik bis in die geringsten Einzelheiten, die lebensvolle Wahrheit der Darstellung, womit diese Bilder ausgeführt sind, sichern dem strebsamen Künstler eine hohe Stufe in diesem Bereiche der Malerei und werden gewiß jeden Kenner befriedigen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Oct. (Neu einstudirt): Der Taubstumme, oder: Der Abbe de l'Epee, historisches Drama in 5 Abth. Hierauf (zum ersten Male): Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von R. Benedix.

Freitag, 4. Oct. Einer muß heirathen! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge von Wilhelmi. Hierauf: Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth. von Schröder.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 237. Freitag, den 4. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Agathe sehnte sich weit weg aus den Schauplätzen dieser mannigfach trüben Erinnerungen, aber diese Sehnsucht fand keine Stätte der Ruhe, überall nur unwirthliche Fremde. Zur guten Stunde brachte ihr der Zufall oder, wie Agathe sich es nannte, eine wunderbare Fügung eine Führerin, eine neue Freundin, die in siegreichem Kampfe mit dem eigenen Herzen die Theilnahme für ähnlich kämpfende Schwächere nicht verloren hatte und Agathen ihre Kraft zur Stütze bot.

Vor einiger Zeit hatte Agathe eine Verwandte Josephinens, Adelheid, kennen gelernt, welche mehrere Tage zum Besuche bei dieser in M. verweilte. Adelheid war damals Braut und schon als solche den beiden jungen Mädchen, die diese Staffel des Liebesglückes noch nicht erstiegen hatten, eine interessante Erscheinung. Aber Adelheid sprach selten von ihrem bräutlichen Glücke und in so ruhiger, kühler Weise, daß jene beiden jüngeren, wärmeren Herzen ihre Gefühle gar nicht mit ihr auszutauschen versuchten. Am Meisten wich ihr, überhaupt fast männlich bestimmt, manchmal kalt und sogar herbe erscheinendes, Wesen von dem Agathens ab; doch ließen manche ihrer Aeußerungen auf eine halbverhehlte tiefere Empfindung schließen. Mit größerem Interesse näherte sich ihr Hermann und verständigte sich leichter, als die beiden Mädchen, mit ihrer Lebensansicht und Ausdrucksweise. Sein Verhältniß zu Agathen war ihr nicht unbekannt geblieben, aber ihre Unterhaltung ließ es unberührt, und sie beobachtete Beide schon damals in der Blütenzeit ihrer Liebe nicht ohne stille Zweifel an ihrem künftigen Glücke.

Jetzt besuchte sie Josephine wieder und vernahm alsbald von dieser Hermanns Abreise und Agathens Trauer. Ein Besuch bei Agathen bestärkte sie in der Vermuthung eines tieferen Grundes für diese Trauer und in dem Wunsche, die weiche, gebeugte Seele aufzurichten. Agathen erschien sie noch ernster und entschiedener, als bei der ersten Begegnung, aber frei von der Bitterkeit, die sie damals bisweilen bei ihr bemerkt hatte. Ihre unverkennbare wohlwollende Theilnahme weckte bald das Zutrauen Agathens, die in ihr mehr Klarheit und Kraft fand, als in Euphemius, und doch zugleich, und zum ersten Male, ein Frauenherz mit verwandteren Empfindungen und Erfahrungen. Adelheid vermied es schonend, sie nach ihrer Liebe und ihrem Leide zu fragen, aber sie sprach ihr von den Räthseln und Finsternissen des Lebens, die nicht leicht irgend einem tiefer empfindenden Gemüthe fremd bleiben und nur durch entschlossene Selbstüberwindung erleuchtet und überwunden werden können. Und als nun Agathe ungefragt ihr den Lebenslauf ihres Herzens mitgetheilt hatte, begegnete sie ihr sogleich mit der Erzählung des eigenen, Vertrauen für Vertrauen gebend und an ihr eigenes lebendiges Beispiel liebreichen Rath und Beistand für Agathe knüpfend. Ihre Erzählung war ungefähr folgende.

Meine Eltern hatten einen verwaisten und armen Verwandten zu sich genommen und erzogen. Rudolf dankte es ihnen in jeder Weise; er liebte sie kindlich und mich, wie eine jüngere Schwester. Ich sah als Kind in ihm den älteren Bruder und hatte ihn sehr lieb, fürchtete aber ein Wenig die Strenge, mit welcher er mich beaufsichtigte und erziehen half. Ich erinnere mich noch gut, wie scharf er mir den Trotz und das schroffe Benehmen vorhielt, welches ich mir öfters gegen Hausgenossen und Gespielen zu Schuld kommen ließ, selbst wenn ich bereits von meinen Eltern dafür gestraft worden war. Aber sein Tadel kettete mich nur fester an ihn, denn er ließ mir nicht bloß seine Bruderliebe durchleuchten, sondern er setzte auch in mir eine Fülle guter Eigenschaften voraus als mein eigentliches Wesen, auf welches meine Fehler nur flüchtige Schlagschatten warfen. Ich konnte mich nach solchen Vorgängen erst wieder beruhigen, wenn er nach einigen Tagen der Prüfung mir mit freundlich ernstem Blicke sagte: „Ich habe dich wieder ganz lieb" oder, was mir fast noch mehr werth war: „ich achte dich wieder." Mein Zutrauen zu ihm war so groß, daß ich ihn in allen meinen kleinen Angelegenheiten und Zweifeln eher um Rath fragte, als meine Eltern und meine Lehrer, und daß ich ihm, trotz seiner Strenge, nicht selten Sünden bekannte, die Jenen verborgen geblieben waren; ich war dann seiner Verschwiegenheit eben so gewiß, wie seiner strafenden Zurechtweisung.

Er trat in das Gymnasium meiner Vaterstadt ein und hörte auf, mein Gespiele zu seyn. Ich sah ihn gewöhnlich nur Mittags und Abends, da er den größten Theil des Tags in den Lehrstunden oder in Vorarbeiten auf seinem Zimmer zubrachte, viele seiner Freistunden auch mit seinen Genossen. Aehnlich gieng es mit mir; ich erhielt Unterricht in einem Institute und fand Genossinnen meiner Beschäftigungen und meiner Erholungsstunden. Doch versammelten sich seine und meine näheren Bekannten während gleichzeitiger Ferien in meinem elterlichen Hause; und noch lieber, als diese heiteren und geselligen Stunden wurden mir die stilleren, welche ich darnach mit Rudolf in altem traulichem Verkehre zubrachte.

Es fiel mir nur auf, daß er mich nicht mehr tadelte, sondern nur ernster anblickte, wenn ich mir bisweilen selbst einen Rückfall in die alten Unarten vorwerfen muste. Ich fragte ihn: warum er mir keine Strafpredigten mehr halte? Er lächelte und sagte: „du bist mir zu groß dazu und meiner Weisheit ebenbürtig geworden." Bei diesen Worten fiel mir plötzlich bei, daß wir beide erwuchsen, und zugleich, daß seine Aufmerksamkeit mir vielleicht

Digitized by Google

deßwegen nicht mehr ganz in früherer Weise zugewandt sey, weil meine Gespielinnen sie theilten. Es war mir, als träten diese und zumal eine, die verständigste und schönste derselben, trennend zwischen den Bruder und mich. Ich fühlte mich, doch mit einer gewissen Scheue kämpfend, gedrungen ihm zu sagen: „du bist uns allen gleich freundlich, und ich verdiene auch deine größere Freundlichkeit nicht; aber du sollst mir deinen Tadel nicht verschweigen, damit ich bei meinem Bruder Etwas vor den Fremden voraushabe." Er sagte mir darauf nur mit einem seltsamen, warmen Blicke: „Wohl sind die mir alle Fremde und für immer, nur du allein nie." Ich ahnte damals nur dunkel, was dieser Blick und diese Worte bedeuteten, aber sie machten doch einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich sie in treuem Gedächtnisse behielt.

Nach einiger Zeit bezog Rudolf eine entfernte Universität, und wir sahen uns ein Jahr lange nicht. Mittlerweile war ich in die Gesellschaft eingeführt worden und sah mich bald von jungen Männern umgeben und gefeiert, die meistentheils so „reelle Absichten" auf mich hatten, daß ich fast an meinem persönlichen Werthe verzweifelt wäre; die liebenden Blicke meiner meisten Bewerber waren über meine unbedeutende Person hinaus auf das reiche Besitzthum und die einflußreiche Stellung meines Vaters gerichtet. Indessen waren auch einige Romantiker unter ihnen, die in der That mich selbst suchten, und zwar nicht ohne Empfehlungsbriefe der Natur und der Bildung. Aber gerade, wenn mir ein Mann interessanter zu werden begann, drängte sich mir unwillkürlich seine Vergleichung mit meinem Pflegbruder auf, und keiner bestand diese Probe.

Endlich kündigte Rudolf einen Ferienbesuch an. Ich freute mich lebhaft auf ihn, doch ohne Unruhe. An dem bestimmten Tage hatten wir vergeblich auf ihn gewartet und saßen eben in später Dämmerstunde im besorgten Gespräche über die möglichen Ursachen seines Ausbleibens zusammen, als sich rasche Schritte auf der Hausflur vernehmen ließen und sogleich darauf Rudolf hereintrat. Wir sahen in der tiefen Dämmerung nur die undeutlichen Umrisse seiner Gestalt; aber hätten wir ihn auch nicht erwartet, wir hätten ihn sogleich an dem Tone der lieben treuen Stimme erkannt. Es war natürlich, daß er uns alle drei umarmte und küßte, meine Eltern zuerst, dann mich mit großer Innigkeit, die ich von ganzem Herzen erwiederte.

Aber wenige Minuten hiernach, als Licht ins Zimmer gebracht wurde und der vor einem Jahre fast noch als knabenhafter Jüngling Geschiedene als edelgestalteter junger Mann mit bestimmter und bedeutungsvoller gewordenen Zügen vor uns stand: erröthete ich bei dem Gedanken, ihn freiwillig umarmt zu haben und empfand an dem heißen Nachgefühle seines Kusses, daß wir nicht Geschwister waren.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Zu allen Grundrechten einer Normalfestung gesellten sich aber in Eszek noch ganz aparte Dinge. Zur Zeit meines Aufenthaltes wurde wenig Werth auf die Festung als solche gelegt. Die Besatzung war schwach, es lagen hauptsächlich nur die Stäbe der durch Slavonien vertheilten Truppen da, und obgleich man es den Tag über an Trommeln und Blasen nicht fehlen ließ, so ging eben doch das bunte, lebendige, militärische Treiben eines wichtigeren Waffenplatzes ab. Dafür hatte man die Augenweide und den Ohrenschmauß an oben erwähntem Spitzbuben-Depot, welche mit ihrem Kettengerassel die Pausen zwischen dem militärischen Trommelschlag auf's wohlklingendste ausfüllten. Das Kalbfell schien überhaupt hier hoch in Ehren zu stehen. Außer den gewöhnlichen stereotypen Veranlassungen durch die Gassen zu rasseln, gab es noch einige außergewöhnliche, bei welchen das Trommelfell so energisch gehandhabt wurde, daß man bald für sein eigenes zu befürchten begann. Abgesehen von dem dumpfen düsteren Wirbel bei der Begleitung der Leiche eines armen Soldaten, den Fieber und Heimweh erlösten (und diese Fälle kommen beinahe täglich vor) will ich nur einer Veranlassung noch gedenken, bei der man hier auch zur Trommel greift; es ist dieß bei einer Versteigerung. So lange eine solche Handlung dauert, steht ein Kerl vor dem betreffenden Hause und hämmert wie besessen auf seinem Kalbsfelle herum. Es schien mir dieß das Anlocken von Käufern bezwecken zu sollen. Wenn man aber erfährt, daß eine solche Geschichte oft zwei bis drei Tage dauert, so kann man sich das Vergnügen denken, das ein solcher Höllenspektakel in der Nachbarschaft gewährt, und da in Festung Eszek Alles Nachbarschaft ist, so hilft nur die Flucht. Ich hatte einmal das Glück, die Produktionen eines solchen Rataplan in der Nähe mit anhören zu müssen, das zweitemal riß ich aus, so weit es ging.

Dazu kommen noch die Annehmlichkeiten des Klima's. Die kaum aufgegangene Sonne wird vom Pflaster, den niederen steinernen Häusern, dem Straßenpflaster, den Wällen, dem Flusse und den sumpfigen Festungsgräben drei und vierfach zurückgeworfen. Jeder frische Luftzug scheint an den Thoren Quarantaine halten zu müssen. So wandelt der Mensch mit den letzten Gefühlen des heiligen Laurentius herum, und gering ist die Kühlung, die er hinter den Mauern seiner Wohnung sucht. Mit der vorrückenden Jahreszeit und der steigenden Hitze nimmt die Frische der Vegetation ab, die Dürre zu; die im Frühjahre sogar üppig bewachsenen und freundlich anzusehenden Sumpfpartien trocknen aus, die Pflanzen verwelken. Aus der absterbenden Vegetation geht ein eckliges Thiergeschlecht hervor, Gewürme aller Art füllen die Gräben, und ihr kurzes Daseyn ist dem Auge eben so beleidigend, als ihre in Verwesung übergehenden Leiber im Vereine mit modernden Pflanzen die Luft verpesten.

Doch der Abend ist herangerückt, der Morgen des Südländers; die Sonne ist untergegangen; der klare, reich besternte Himmel sendet kühlende Lüfte und — die Stadtthore werden geschlossen. Die belebten Straßen entleeren sich, d. h. die Züchtlinge werden eingesperrt und die Soldaten — deßgleichen; die Trommeln ruhen! Man athmet wieder auf; man öffnet seine Fenster, man will mit vollen Zügen sich der erfrischenden Nachtluft erfreuen und der heiligen Stille; des Gedankens Blitzesschnelle überspringt die Wälle und tummelt sich in der Ferne herum. Vergnügt wird die Cigarre angebrannt und behaglich in die Luft gedampft. Da — horch? — Was ist das? — Ein Schrei! — Vom Walle her? — Ein zweiter antwortet; diesem ein dritter; — es geht weiter, wird stiller; von Wall zu Wall schreitet es, von Bastion zu Bastion geht es; — es ist der Wallruf der Wachen, die sich durch Zuschreien wach zu halten haben. Das soll nun die ganze Nacht so fortgehen! — Das Accompagnement dazu bleibt nicht aus. Die Nachtigall des Sumpfes, der fidele Frosch, streckt die breite Nase über sein grünlich schlammichtes Element hervor, öffnet das weitgeschlitzte Maul und preiset im feierlichen Basse den Herrn. Brausend und schluchzend antwortet in gewaltigem Chore des jüngeren Volkes gelehrige Schaar. Bald kröhlen Tausende von Rachen dem nächtlichen Himmel zu und Tausende von Glotzaugen scheinen aus den Köpfen fallen zu wollen, aus purem Vergnügen über des eignen Gesanges Lieblichkeit. Dahin ist die heilige Stille der Nacht; doch nicht gerade störend ist die Mette dieser Springinsfelde und gerne lauschet man ihrem vergnügten Treiben eine Weile. Doch — o weh! — ein Stich auf die Nase — und

Digitized by Google

noch einen! Schmerzhaft zusammenzuckend schließt man schnell die Fenster, doch es ist zu spät. Schon hat man dem Muskito dieser Gegend, der unersättlichen Gelse *) Thür und Thor geöffnet; gute Nacht Nachtruhe! Der Dampf der Cigarre genügt nicht, diese kleinen Blutsauger ferne zu halten. Man zündet das Licht an, zu Dutzenden stürzen sie darauf, es zu umschwärmen; man legt sich zu Bette, zieht die Decke über's Haupt; vergeblich! Die Ausdünstungen des Körpers ziehen diese Ungeheuer an, sie schlupfen unter die Decke, sie stechen durch Hemd und Decke hindurch; nichts vermag zu schützen. Wie auf Nadeln ruhend wälzt man sich ächzend, schwitzend und fluchend herum und möchte mit Leporello singen: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht". Endlich gewährt die abgejagte Natur einen fieberhaften Schlaf, und unter tollen Träumen schlummert man einem ähnlichen Tage entgegen.

Durch die Ereignisse der letzten beiden Jahre hat wohl Eszek in militärischer Bedeutung wieder gewonnen, an Annehmlichkeiten dürfte es aber keinen Zusatz erlangt haben. Der Anblick der Festung bot wenigstens von den Landseiten her ein genießbares Bild, indem es der Natur seit Jahren gestattet war, ihre schaffende Hand an den die Glacis bedeckenden Pflanzungen walten zu lassen. Wohlthuend wirkten die Einflüsse dieses lebendigen Gürtels auf den erschlafften Bewohner der Mauern; duftende Linden, üppige Kastanien und hochwüchsige Pappeln, gemischt mit buschigen Akazien und Hollunderbäumen entsprangen dem mit wucherndem Grase bedeckten Glacis; ein munteres Völkchen zwitschernder und singender Vögel erfreute sich seines Daseyns in ihren luftigen und schattichten Wohnungen. Schöne Allee'n verbinden die drei Festungsthore mit den andern Stadttheilen. Voller athmet die beängstigte Brust auf, wenn man das letzte Thor dieses großen steinernen Sarges durchschritten und auf die freundliche Esplanade hinaustritt. Dieser grünende, schattige Gürtel ist nun wohl auch dem Beile des Pionniers verfallen.

Die im Dreiecke um die Festung angelegten Stadttheile Unter-Varos, **) die Meierhöfe und Ober-Varos lassen zwischen dem Glacis einen etwa siebenhundert Klafter breiten freien Raum, die Esplanade, der unbebaut bleibt und dem mächtig gehörnten Vieh zum Tummelplatz dient. Der Esplanade-Theil zwischen Festung und Unterstadt ist es, der unter seiner unebenen Oberfläche noch massenhaften Schutt römischen Ursprunges birgt. Der geringste Versuch, zu graben, ja, den Boden nur aufzuschürfen, fördert die oben erwähnte schöne Ziegelmasse zu Tage, gegen welche die zu den Festungsbauten gebrauchten gebrannten Steine keinen Vergleich auszuhalten im Stande sind.

Der Charakter der unbefestigten Stadttheile ist ein von der Bauart der Festung verschiedener, keineswegs städtischer, aber sehr freundlicher. In langgezogenen Gassen ziehen sich Unter- und Ober-Varos längs des Flusses hin und nehmen so, einschließlich der Festung, eine Länge von einer Stunde ein. Gleichlaufend mit diesen, südlich der Festung, bilden die Meierhöfe die Spitze des Dreiecks. Die Straßen dieser Städte sind ungepflastert und erzeugen daher während der heißen Jahreszeit, die wohl über ein halbes Jahr andauert, einen äußerst lästigen Staub. Dagegen verschaffen die Baumpflanzungen vor den Häusern, die eine beinahe fortlaufende Allee bilden, durch ihren Schatten dem Wanderer eine große Annehmlichkeit und haben nur das Mißliche, daß sie des Tages über die fürchterlichen Gelsen beherbergen. — Theils aus ökonomischen Rücksichten, wegen Mangels an gutem Baumaterial, theils durch das Klima veranlaßt, sind die Häuser alle nur ein Stockwerk hoch gebaut, und gewähren dadurch, daß sie meistentheils nicht dicht nebeneinander gebaut, sondern durch Gärtchen getrennt und von Bäumen eingeschlossen sind, einem ganzen Stadttheile ein sehr freundliches Aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Art Sumpfmücke, gleich unsern Schwaben, aber größer.
**) Varos, sprich Warosch, heißt Stadt.

Hessisches Volkslied.

Hessen, du, mein Vaterland,
Strauchle nicht im Prüfungsstand!
Gott schirmt, die im Rechte stehen,
Hessen wird nicht untergehen!
Sind dir ja, mein Vaterland,
Aller Herzen zugewandt!

Hessensinn ist deutscher Sinn!
Gott erhalt' und mehre ihn!
Wie ihn schon die Väter hatten,
Die berühmten alten Katten,
Hat der Hesse ihn bewahrt;
Hessensinn ist rechter Art!

Hessen Groß und Hessen Klein
Steht für die Verfassung ein!
Mag der Sturm verheerend toben,
Dröhnen in den Wipfeln oben,
Brausen her von Ost und West:
Hessen's Eichen stehen fest!

Hessenland ist Deutschlands Herz,
Deutschlands Herz ist festes Erz!
D'rum getrost ihr Hessenbrüder,
Unser Stern sinkt noch nicht nieder!
Wer's mit Deutschland redlich meint,
Ist ja auch ein Hessenfreund!

Hessen, theures Vaterland,
Dulde, harre, halte Stand!
Ist's ja nur, was wir begehren,
Unser Recht nicht zu verehren.
Unsre Hoffnung stehet fest,
Daß Gott Hessen nicht verläßt!

Wilh. Roßler.

Körner und seine Kampfgenossen, von Chateaubriand geschildert.

Im siebenten Bande seiner bekannten Memoiren sagt de übrigens die Deutschen etwas zu sehr vernachlässigende Chateaubriand: „Körner kannte nur eine Furcht, nämlich die, vielleicht prosaisch zu sterben. „Poesie, Poesie!" rief er aus, „gib mir den Tod beim Lichte des Tages!" Im Bivouac dichtete er seine Hymne „Leier und Schwert". Glaubt man beim Lesen dieses Gedichts nicht einen jener nordischen Krieger zu hören, von denen Saxo Grammaticus sagt: „Er fiel, lächelte und starb?" In Körner loderte nicht der wohlfeile Enthusiasmus eines Sängers, der hinterm Ofen muthige Verse schreibt. An seiner Seite klirrte das Schwert; schön, blondgelockt und jung, ein Apollo zu Roß sang er seine Lieder, bis der Tod ihn erreichte in einem Alter von kaum 25 Jahren. Die neuen, in der Schule Griechenlands auferzogenen Arminiusse hatten einen gemeinsamen Bardengesang.

Digitized by Google

Wenn diese jungen Studenten die friedlichen Hallen der Wissenschaft mit dem Schlachtfeld, die stillen Freuden des Studiums mit den lärmenden Gefahren des Kriegs, Homer und die Nibelungen mit dem Schwerte vertauschten, dann setzten sie unserer Bluthymne, unserm revolutionären Volksgesange Strophen voll religiöser Erhebung und echtmenschlicher Treue entgegen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ u. s. w. Diese Schulkameraden und jetzt (1813) Waffengefährten schrieben sich nicht in jene Listen ein, in welchen die Septembriseurs ihre Schlachtopfer dem Dolche weihten. Treu an der Poesie ihrer Träume, an den Traditionen der Geschichte, an dem Cultus der Vergangenheit hängend, machten sie ein altes Schloß in einem Walde zum Asyle der Burschenschaft. Von dem Gipfel eines Hügels an die Mauern alter Ruinen gelehnt, entdeckten die Schülersoldaten mit ihren Professoren-Anführern in der Ferne die Giebel ihrer geliebten Universitäten. Tief ergriffen beim Anblick dieses heiligen Schauplatzes ihrer Studien und ihrer Jugendspiele schwuren sie, ihr Vaterland zu befreien, wie einst Melchthal, Fürst und Stauffacher in dreifachem Schwure und im Angesicht der durch sie unsterblich und berühmt gewordenen Alpen. Der deutsche Genius hat etwas Geheimnißvolles; Schiller's Thekla ist noch die hellsehende, aus göttlichem Elemente gebildete Tochter Teutonia's. Heutzutage verehren die Deutschen die Freiheit, ohne einen bestimmten Begriff von ihr zu haben.“ Chateaubriands Uebersetzung des bekannten Körner'schen „Schwertliedes“ erscheint uns sehr schleppend und ohne allen Enthusiasmus. Hier nur der Anfang als Probe:

Dis-moi, ma bonne épée, épée de mon flanc,
Pourquoi l'éclair de ton regard est-il aujourd'hui si ardent?
Thu me regardes d'un oeil d'amour, ma bonne épée,
L'épée qui fait ma joie.

Hourrah!

Mannichfaltigkeiten.

Folgendes ist eine Uebersicht der Bisthümer und Erzbisthümer in Italien. Modena und Guastalla haben 5 Bisthümer, was in Beziehung auf die Bevölkerung im Verhältniß von 1 zu 116,000 ist. Die päpstlichen Staaten haben 8 Erzbisthümer und 59 Bisthümer, Verhältniß 1 zu 44,776. Neapel hat 20 Erzbisthümer und 65 Bisthümer, Verhältniß 1 zu 75,176. Sicilien hat 3 Erzbisthümer und 11 Bisthümer, Verhältniß 1 zu 116,000. Das Königreich Sardinien hat 4 Erzbischöfe und 26 Bischöfe, Verhältniß 1 zu 130,000. Die lombardisch-venetianischen Provinzen haben 2 Erzbischöfe und 18 Bischöfe, Verhältniß 1 zu 217,000. Parma hat 4 Bischöfe, Verhältniß 1 zu 124,000. Die Zahl der toskanischen Bischöfe verhält sich zu der Bevölkerung wie 1 zu 85,000.

(Wochenkalender.) 22. Sept. Prinz Albert von Sachsen ist von einem Pferde geschlagen und am Schenkel bedeutend verletzt worden. Die Entrüstung über diesen schändlichen Mordanschlag ist allgemein. Der vierfüßige Attentäter wurde sogleich verhaftet; blieb jedoch gänzlich gleichgültig und fraß nach seiner Arrestation in aller Gemüthsruhe einen Bündel Heu. Die freimüthige Sachsenzeitung, die österreichische Correspondenz und die neue Münchnerin deutet mit Recht darauf hin, daß hier wahrscheinlich ein demokratisches Complott, vielleicht eine Verbindung mit den Londoner Bräupferden zu Grund liege. — 23. Sept. Das schändliche Attentat auf den Prinzen Albert, verübt durch ein österreichisches Pferd, dürfte endlich die sächsische Regierung bewegen, mit aller Strenge gegen die Presse und das Treiben der Demokraten überhaupt einzuschreiten. Herr Seinsheim versichert, daß das Pferd gewiß Mitschuldige habe. — 28 Sept. Die offizielle neue Münchener Zeitung hat über die kurhessischen Verwicklungen bisher noch gar nichts verlauten lassen. Man sagt, dieß sey das gediegenste Urtheil, welches die neue Münchener Zeitung jemals abgegeben habe. — 30. Sept. Es wird nun ganz zuverlässig versichert, daß mehrere höchste Herrschaften für Schleswig-Holstein — aber ganz incognito — nichts hergegeben haben.

Als Eckermann einmal mit Goethe über die neueste französische Literatur und der Franzosen täglich zunehmendes Interesse an deutschen Werken sprach, äußerte Letzterer: „Die Franzosen thun sehr wohl, daß sie anfangen, unsere Schriftsteller zu studiren und zu übersetzen; denn beschränkt in der Form und beschränkt in den Motiven, wie sie sind, bleibt ihnen kein anderes Mittel, als sich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutschen eine gewisse Formlosigkeit vorwerfen, allein wir sind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theaterstücke von Kotzebue und Iffland sind so reich an Motiven, daß sie sehr lange daran werden zu pflücken haben, bis Alles verbraucht seyn wird. Besonders aber ist ihnen unsere philosophische Idealität willkommen; denn jedes Ideelle ist dienlich zu revolutionären Zwecken. Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partei zu Gute kommen kann, ist ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste, sondern nur, wenn sie durch unsere Ansichten ihre Partei verstärken können.“

Korrespondenz.

Höchst a. M., 2. October.

Zu Folge der kurhessischen Verfassungswirren ist unser friedliches Städtchen wieder mit einer preußischen Besatzung, einer Abtheilung der Garde, beschenkt worden. Auch andere nassauische Ortschaften der Umgegend haben militärische Gäste erhalten; nur die freundlich gelegenen Dörfer Ober- und Unterliederbach sind von der Einquartierung verschont und werden deßhalb ihr künftigen Sonntag fallendes Kirchweihfest, das den Schluß dieser Feste in hiesiger Gegend bildet, um so freudiger begehen können, als auch die Witterung noch eine Zeit lang heiter zu bleiben verspricht. Voraussichtlich werden an diesen Tagen auch viele Frankfurter mit der Eisenbahn hierher kommen, um sich nach dem Festorte zu begeben, wo Hr. Wagner im „Nassauer Hof“ bereits alle Anstalten zu einem würdigen Empfange derselben vorbereitet hat. Möge ein zahlreicher Zuspruch ihm die verdiente Anerkennung gewähren! 3*

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. Oct. Einer muß heirathen! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge von Wilhelmi. Hierauf: Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Abth. von Schröder.

Samstag, 5. Oct. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Sonntag, 6. Oct. (Neu einstudirt:) Das Vogelschießen, Lustspiel in 3 Abth. von H. Clauren.

Montag, 7. Oct. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 238. Samstag, den 5. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Von diesem Abend an begann für mich der einzige Glückestraum meines Lebens, der eine Zeit lange dauerte, während Rudolf seine Studien noch zwei Jahre hindurch fortsetzte, uns jährlich zweimal besuchte und endlich für die Dauer zu uns zurückkehrte, um sich näher für ein Amt vorzubereiten, zu dem ihm seine trefflichen Zeugnisse und meines Vaters Einfluß früh den Weg bahnten. Ich will diesen Zeitraum in kurzen Worten zusammenfassen, ich bekenne, daß ich meiner errungenen Kraft zu Viel zumuthen würde, wollte ich die einzelnen seligen Stunden in seinem Verlaufe in langsamer Erzählung schildern und wieder durchleben.

Ich kam jetzt über mein eignes Herz ins Klare. Rudolf war meine erste und einzige Liebe, neben welcher mir selbst eine geschwisterliche Liebe unmöglich schien; denn in meiner neuen heißeren Liebe zu ihm war auch die alte ruhige, sichere aus unserer Kinderzeit allmälig wieder mitlebendig geworden. Rudolfs Benehmen gegen mich trug zwar vorzugsweise diese Farbe der ruhigen, leidenschaftlosen Neigung und unterschied sich, wenn wir allein oder bei meinen Eltern zusammenwaren, von dem früheren nur durch gesteigerte und zärtere Aufmerksamkeit und durch die Anerkennung meines geistigen Fortschrittes, indem er mich als „Ebenbürtige" (ich gedachte jetzt froh und stolz dieses einst von ihm gebrauchten Ausdruckes) in seine Ideenkreise einführte. Aber wenn wir in größerer Gesellschaft waren, erschien er mir bald befangen und zurückhaltender gegen mich, als gegen andre Mädchen, bald wie, von unruhiger Empfindung getrieben, in meinen Blicken und Worten forschend. Nach solchen Stunden zog er sich gewöhnlich eine Weile lang in Einsamkeit oder wenigstens in stilles Sinnen zurück; indessen waren wir dieser Eigenheit schon früherher bei ihm gewohnt.

Ich führte in liebendem, hoffendem Herzen Buch über alle seine Aeußerungen, seine Blicke, sein ganzes Benehmen gegen mich. Ich deutete dessen Wechsel und jene Zurückhaltung aus einem Kampfe seiner Liebe zu mir mit seinem Pflichtgefühle. Er verdankte meinen Eltern sein ganzes Bestehn, seine Bildung und seine Aussicht auf eine ehrenvolle Stellung im Staate und in der Gesellschaft. Er konnte besorgen, durch eine Bewerbung um meine Hand meine Eltern nicht angenehm zu überraschen, indem mir die Wahl unter höher gestellten und in glänzenden Verhältnissen lebenden Bewerbern frei zu stehn schien. Ich durfte das Bedenken dieser Umstände bei ihm voraussetzen, und seinem Zartgefühle es zuschreiben, daß er mich nie zu lebhafterem und bestimmterem Aussprechen meiner Liebe zu ihm zu veranlassen suchte; ich hielt es möglich, daß ihn zugleich noch die Ungewißheit über die Natur meiner Liebe zu ihm zurückhalte.

Ich gelobte mir, einst alle seine Zweifel und Bedenklichkeiten durch das offene Geständniß meiner Liebe zu ihm zu lösen und ihm die stillen Opfer zu lohnen, die er bisher seinen Pflichten gegen meine Eltern und mich selbst brachte, wie ich glaubte. Diesen Entfaltungsmorgen unseres Glückes hoffte ich an dem Tage herbeizuführen, an welchem er durch sein eigenes Verdienst und die Sorge meines Vaters in Ehre und Thätigkeit des ihm bestimmten Berufes eingeführt werden würde. Bis dahin wollte ich meine Gedanken und Pläne im verschwiegenen Herzen behalten; von meinen Eltern hatte ich keinen Widerspruch zu befürchten, ich wuste, daß das Glück ihres einzigen Kindes auch das ihre sein werde, und wie sehr sie Rudolf liebten und schätzten. Meine Zukunft war ein lichter Sonnentag, meine Gegenwart sein Vorabend voll heimlicher, festlicher Vorfreude.

Aber ich wurde schmerzlich enttäuscht.

Rudolf hatte schon bei seinem vorletzten Ferienbesuche seinen liebsten Studiengenossen, Schönberg, als willkommenen Gast in unser Haus mitgebracht. Seine persönlichen Vorzüge rechtfertigten vollkommen Rudolfs Freundschaft für ihn und sicherten ihm eine hervorragende Stelle in jeder gebildeten Gesellschaft, auch ohne die Empfehlung, welche schon in dem allgemein geehrten Namen seines Vaters lag. Dieser war Lehrer an der Universität, auf welcher Rudolf seine Studien vollendet hatte; er selbst ebenfalls zur akademischen Laufbahn bestimmt und bereits im Besitze eines Doktordiploms, als er bei uns eingeführt wurde.

Nach Rudolfs Abzuge von der Universität setzte er, von meinen Eltern freundlichst eingeladen, seine Besuche bei ihm und uns fort. Er nannte mit dankbarer Wärme unser Haus ein neues Heimatziel für seine Ferienwanderungen. Meine Eltern fragten mich in Rudolfs Gegenwart einmal scherzend, ob Schönbergs Besuche mehr dem Sohne oder der Tochter dieser „neuen Heimat" gölten? Ein Erröthen flog über Rudolfs ernste Züge, er sah mich einen Augenblick an und schlug dann die Augen nieder. Dieß machte mich befangen, ich schwieg, wahrscheinlich selbst erröthend. Meine Eltern lachten wohlwollend und heiter, Rudolf verließ, wie zufällig, das Zimmer. Hätte ich damals die rechte Antwort gefunden, mein Schicksal hätte sich anders gestaltet, vielleicht sogar einen tödtlichen Blitz von außen her mir ferne gehalten.

Dieser kurze Vorgang hatte mich erst darauf aufmerksam gemacht, daß Schönberg mich mehr aufsuchte und auszeichnete, als gerade die gesellige Pflicht gegen die Tochter des gastlichen Hauses forderte — daß meine Eltern dieß mit Vergnügen zu bemerken schienen — daß ich endlich selbst oft mit einer Lebhaftigkeit in Schönbergs Unterhaltung eingieng, welche bei allen Zuhörern, auch Rudolf nicht ausgenommen, den Schluß auf eine mehr als gewöhnliche wechselseitige Zuneigung gestattete. Ich hatte bis

Digitized by Google

dahin keinen Grund gefunden, mein natürliches Interesse an dem Geiste und der feinen Bildung unseres Hausfreundes zu dämpfen; und dieses Interesse wurde nur durch den Wiederschein erhöht, welchen vor meinen Augen Rudolfs Freundschaft für ihn auf seine Gestalt warf. Rudolf selbst benutzte jede Gelegenheit, seines Freundes Vorzüge hervorzuheben und ihre Entfaltung im geselligen Verkehre zu befördern, am Liebsten in dessen Unterhaltung mit mir. An dieser nahm er selbst gewöhnlich nur so lange thätigen und anregenden Antheil, bis der Reichthum ihres Inhaltes Schönberg und mich mehr fortriß, als daß wir ihn willkürlich verfolgt hätten.

Rudolf hatte sein letztes Examen glücklich bestanden; der bejahrte Beamte, dessen Stelle er einnehmen sollte, hatte aus Freundschaft für meinen Vater seine Eingabe um die längst gewünschte Pensionierung bis zu diesem Zeitpunkte aufgeschoben. Wir wusten, daß die Regierung der Gewährung dieser Eingabe Rudolfs Ernennung zum Vicar jener Stelle unmittelbar, und nicht lange darauf seine wirkliche Bestallung dazu, folgen lassen werde. Ich sah mit Spannung, doch ohne Zagen, dem Tage entgegen, an welchem mit Rudolfs Zukunft auch die meine entschieden werden sollte, und hoffte, daß seine Liebe zu mir, verbündet mit seinem Glauben an die meine, seine offene Erklärung herbeiführen werde, ohne daß ich den mir selbst gelobten, immerhin nicht leichten, ersten Schritt dazu thun müste.

Kurz vor seinem Examen hatte ihn Schönberg zum letzten Male besucht und seine Ferien bei uns zugebracht. Rudolf erschien mir damals schon ernster gestimmt und war zurückgezogener, als gewöhnlich, auf seinem Zimmer beschäftigt. Die nahende Entscheidung seiner Laufbahn und seine Vorbereitung darauf erklärte dieß genügend. Indessen muste es uns auffallen, daß er auch nach seinem Examen noch ebenso selten und in gleich ernster oder zerstreuter Stimmung in Gesellschaft und sogar im engsten Familienkreise erschien. Mein Vater fragte ihn darüber, war aber völlig befriedigt und vergnügt, als ihm Rudolf einige wichtige, auf seinen bevorstehenden praktischen Beruf bezügliche Arbeiten vorlegte, mit welchen er sich wirklich im Stillen beschäftigte. Mein Vater erzählte dieß meiner Mutter und mir, und sagte dabei: „mein Rudolf macht mir viel Freude." Dieß Wort warf einen neuen Lichtstrahl auf meine nahende Zukunft und ich deutete mir jetzt zweifelloser Rudolfs fortwährend trübe Stimmung aus seiner eigenen Spannung auf meine Entscheidung.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vil. Ellius.)

(Fortsetzung.)

In Bauart gleichen sich die drei Stadttheile. Die Meierhöfe bilden die kleinere Häusergruppe; der größere Stadttheil ist Ober-Varos, wo zugleich auch das regsamste Leben ist. Die Bedeutung, die Eszek als Handelsstadt hat, besonders durch seinen Lederhandel, ist in diesem Stadttheile am deutlichsten ersichtlich, und viele raizischen Kaufleute haben hier ihre Gewölbe aufgeschlagen. Eine Hauptzierde dieses Stadttheiles ist das im prachtvollen großartigen modernen Styl aufgebaute Comitatsgebäude der Veröczer Gespannschaft. An Kirchen und Klöstern ist für die aus etwa 14,000 Einwohnern bestehende Stadt kein Mangel. St. Paul mit seinen schönen Thürmen ziert die Unterstadt, zu den niederen Zwillingsthürmen der Hauptkirche der Festung gesellt sich das weiland Jesuitenkollegium, und die Oberstadt hat außer einer größeren Kirche noch eines der in diesen Gegenden sehr verbreiteten Franziscanerklöster. In monumentaler Beziehung verdient jedoch keines dieser geistlichen Gebäude besondere Erwähnung; sie sind alle in dem faden Geschmacke des vorigen Jahrhunderts aufgebaut.

Seiner Lage nach dürfte das beinahe hart an die Oberstadt stoßende, dem Grafen Pejacsevics gehörige, liebliche Dorf Retfalu noch zu Eszek gerechnet werden. Nur wenige Schritte führen von dem Ende Eszeks zu dem Eingange dieses Dorfes, aber diese wenigen Schritte genügen, dem Auge den Anblick einer reizenden südlich-üppigen Landschaft zu zeigen. In einem wohl unterhaltenen Garten, unter den verschiedenartigsten Bäumen freundlich versteckt, liegt das helle hübsche Schlößchen des Grafen etwas seitwärts links der Straße, Eingangs des Dorfes. Ein mit Bildhauerarbeiten munter verziertes Geländer, mit Schlingpflanzen bunt bewachsen, trennt den Garten von der Straße, und die stattlichen Bäume des wohlgehegten Parkes begränzen ihn von der Rückseite. Vor uns liegt das Dorf, regelmäßig, aber doch ungezwungen rechts und links der die Straße begränzenden Allee angelegt. Die in ihren Gärten freundlich versteckten Häuschen, mit dem hellen Anstriche, den bunten Fensterläden und glänzenden Scheiben und den den Störchen eingeräumten Asylen zeugen von dem Wohlstande der Einwohner, und das Ganze bezeugt den wohlthätigen Einfluß der Anwesenheit des Grundherrn. In natürlichen Baumnischen sind längs der Straße Heiligenbilder versteckt, und Glocken, sinnig zwischen den Baumästen oder auf freistehenden Baumgabeln angebracht, ersetzen einen steifen Kirchthurm und laden den Wanderer zum Beten ein. Rechts der Straße hat sich die ungebändigte Drave ins Gelände eingegraben und tiefer liegende Eichen- und Kastanienwäldchen durch Ueberschwemmen in schattige See'n verwandelt, auf welchen der stolze Schwan, die schwerfällige Ente und die träge Gans sich behaglich von der sanften Strömung dahinwiegen lassen. Weiter hinab beleben geschäftige Schiffmühlen das Wasser und saftige Wasser- und Schlingpflanzen, vermischt mit hochaufgeschossenen Weiden, begränzen jenseits des Flusses den Gesichtskreis des heiteren Bildes.

Außer diesem schönen Spaziergange gewährt der jenseits der Meierhöfe angelegte Stadtgarten eine angenehme Erholung. Trotz der steifen regelmäßigen Anlage enthält derselbe doch schöne abwechselnde Baumgruppen und viel des so ersehnten Schattens. Restauration und Tanz ziehen den guten Eszeker jeden Sonntag hinaus; auch ich verlebte angenehme Stunden dort. An Lebenslust fehlt es dem Eszeker gar nicht, und wie überhaupt Alles hier mehr deutsch als slavisch ist, so sucht er auch sein Vergnügen in deutscher Weise. Ich habe mit Befriedigung wahrgenommen, daß, was Essen und Trinken anbelangt, er dem wackersten Oesterreicher nicht nachsteht, und die Liebhaberei, bei 30 Grad Hitze in Walzer, Schottisch und Galopade herumzurasen, beurkundet auch eine große Tanzlust.

Außer diesem Platze besuchte ich noch den sogenannten Offiziersgarten. — Zwei niederer stehende Belustigungsorte in Ober- und Unterstadt, „Himmel" und „Hölle" genannt, ließ ich seitwärts liegen, da man mir sagte, daß es in ersterem noch bunter zuginge, wie in letzterer.

Das Eine muß dem Leben in der Festung zugestanden werden, daß durch öftere Abendmusiken auf dem Hauptplatze das Möglichste zur Unterhaltung beigetragen wurde; auch bot ein ganz hübsches Casinolokal durch die aufgelegten fremden Blätter dem Geiste einige Nahrung.

Außer einem Todtenamt für den kurz zuvor entschlafenen Sieger von Aspern, hatte ich nie Gelegenheit, eine besondere nationale Zurschaustellung zu sehen.

Wie schon erwähnt, war Alles auf deutschem Fuße: Sitten, Lebensweise, Sprache und Kleidung, und statt ein, dem Klima angepaßtes nationales Kostüm zu treffen, verfolgte mich der geschmacklose Frack und der unbequeme runde Hut bis hieher.

Digitized by Google

Das Standgericht.

Ungefähr eine Stunde vor Vukovar begrüßet den von Eszek kommenden Wanderer ein dicht neben der Straße stehender Galgen, von ziemlich morschem Aeußeren. Ich erfuhr, dieß sey nur ein „Scheingalgen", der auf gut Deutsch besage, daß der Herrschaft, deren Gränze wir hier betreten, das Standrecht (jus gladii) zustände, welches ihr von der Statthalterschaft zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit zugestanden worden sey.

Ich sollte keine acht Tage in Vukovar seyn, als sich mir beinahe Gelegenheit bot, seine Anwendung zu sehen. Als ich eines Abends nach Hause zurückkehrte, fand ich das Comitatshaus ungewöhnlich stark durch Panduren besetzt und eine große Menge Menschen in lebhafter Besprechung eines vorgefallenen Ereignisses sich auf der Straße hin und her treiben.

Auf meine Nachfragen erfuhr ich, daß wegen eines Mordversuches heute Standgericht abgehalten werde. Dieß war für Einen, der damals aus Deutschland kam, etwas ganz Apartes; ich beeilte mich daher, als ich mich umgekleidet hatte, mich unter die Volksmenge zu mischen und den Verlauf der Sache zu betrachten. Hier erfuhr ich denn von einigen Bekannten Folgendes:

An dem Ufer der Donau steht ein Wirthshaus, welches den Schiffern, Matrosen, Schiffsziehern und anderen Wasservögeln Labung für ihre im Schweiße des Angesichtes verdienten Batzen bietet. Der Wirth ist „schlecht und recht", wie man eben zu sagen pflegt, d. h. „er sieht auf das Seinige", hat aber Gott vor Augen. Was ihm an allzustrenger Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit und seinen Weinen an Süße abgeht, das weiß sein Töchterlein, die Leba Nancsika (die schöne Nannette) durch Freundlichkeit und süße Blicke wieder zu ersetzen. Kurz, die Geschichte ist wie überall. Die Alten kommen wegen der Bequemlichkeit und des Weines, die Jungen wegen der Bequemlichkeit, des Weines und des schönen Mädchens. Wo ein schönes Mädchen und viele junge Leute sind, da gibt es viele Anbeter, Nebenbuhler ꝛc. Unter den Nebenbuhlern ist gewöhnlich aber ein Böser und ein Guter. Der Gute macht natürlich die Eroberung, — und das Laster triumphirt am Ende. So auch hier. Da waren zwei Schiffsknechte, ein guter und ein böser; beide waren schön, beide verdienten ihr brav Stück Geld — aber der Eine sparte es, der Andere — brachte es dem Papa Wirth zum Aufheben (wohl nicht auf Zinsen). Beide waren dem Alten als Liebhaber willkommen, denn sie verzehrten auf diese Weise ein schön Stück Geld bei ihm, und wenn es aus Verheirathen des Töchterleins gehen sollte, so hatte der zärtliche Vater sich schon ausgerechnet: daß er das Töchterlein gar nicht fragen werde, und daß jedenfalls keiner von diesen Zwei sie bekommen werde. Die Geschichte spann sich so eine Zeit lang in der Schwebe hin; da kommt heute Morgen das „böse Prinzip" schon ziemlich angetrunken in die Schenke, also in einem Zustande, wo man jederzeit am meisten disponirt ist, Liebesanträge zu machen, nur Schade, daß da gar oft die Stimme versagt, weniger aus Rührung, als aus anderen „geistigern" Gründen. Der „Böse" weiß aber zu ersetzen, was ihm an Beredtsamkeit abgeht, und greift zu, als ob er einen Anker zu lichten hätte und sucht handgreifliche Beweise seiner jungen Liebe zu geben; das Resultat davon ist eine klatschende Ohrfeige aus der zarten Rechten Nancsika's entboten, daß er verduzt zurückfährt und es ganz für unnöthig hält, der Bibel genau zu folgen und auch seine andere Wange zu reichen. Der Alte lacht, die Gäste höhnen und er zieht sich brummend hinter einen Tisch zurück, um sich in süßem Syrmier Rachepläne zu sammeln. — Unterdessen kommt der „Gute" zum Vorschein, entbietet seinen bescheidenen Gruß, wird von der Holden mit Blick und Hand aufs Unzweideutigste bewillkommnet und es entspinnt sich eine längere Privatconferenz, um die sich Niemand kümmert, als der „Böse", welcher gewaltig scheel sieht und mächtige Züge thut, bis er — o Schrecken! — bemerkt, daß seine Geduld beinahe, sein Beutel aber ganz zur Neige ist. Da wird der Gastgeber ins Mitleid gezogen; einem so regelmäßigen Kunden wird er wohl kreditiren; — fehlgeschossen! — der Wirth ist ein Mann von Grundsätzen und gerade einer dieser seiner Grundsätze ist der: lieber einfach baar bezahlt werden, als doppelt aufkreiden. Der „Böse" bietet ein Pfand an; — ist auch gegen die Grundsätze; nun entspinnt sich eine parlamentarische Scene, die endlich mit dem Hinauswerfen des „Bösen" endigt; Ruhe und Ordnung sind wieder hergestellt. — So mochte eine Viertelstunde vergangen seyn, da kommt der „Böse" wieder, glühend, triumphirend und mit Gold klingelnd; er setzt sich, zum allgemeinen Erstaunen, und fordert ein Seidl Wein. Der grundsätzliche Wirth bringt es ihm mit einem „Wohlbekomms"! Aber im selben Augenblicke erhält er, ehe es Jemand verhindert, einen Stich in den Leib, einen in die Brust, und während er schreiend zusammentaumelt, springt der „Böse" auch auf seinen Nebenbuhler los, dem er Aehnliches zugedacht haben mochte; allein dieser, durch den ersten Schrei aufmerksam gemacht, entgeht der Gefahr; der in seiner Wuth ganz blind gewordene Mörder wird umringt, niedergeworfen und gebunden.

Das war nun ein fait accompli, das zur standrechtlichen Verurtheilung reif machte: ein Ertappen auf frischer That unter Anwesenheit vieler Zeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Weipert, in Böhmen, 25. Sept.) Unsere Bergstadt war im Laufe der letzten Zeit Zeuge eines Vorfalls, der an's Wunderbare gränzt. Am 7. d. M. Nachmittags um 5 Uhr begab sich der Bergvorsteher Wenzel Kugler nach einem alten Bergschachte, mit dessen Zufüllung er beauftragt war. Kaum daß er in die Kaue (das kleine Häuschen über dem Schachte) eintrat, brach der Schacht unter ihm zusammen, er stürzte mit demselben hinab, und ein Stück nachstürzender Berghalde füllte die ganze Schachtöffnung. Mit aller Schnelligkeit wurde von Seite des k. k. Bergamtes in Weipert und des gräfl. Bergamtes von Preßnitz Veranstaltungen zur Ausgrabung des Unglücklichen getroffen; und am 9. September Nachmittags 2 Uhr wurde der Bergmann in einer Tiefe von 8 Klaftern lebend und ohne bedeutende Beschädigungen wieder aufgefunden. Er war demnach volle fünfundvierzig Stunden lebendig begraben gewesen. Der — man möchte sagen glückliche — Unglückliche ist Vater von vier kleinen Kindern, und man kann sich den Jubel dieser und der verzweifelnden Mutter denken, als ihnen der bereits todt Geglaubte wieder gegeben wurde. Der Mann ist durch dieß Ereigniß so schwach und entkräftet, daß er noch bis zum heutigen Tage das Bett hüten muß.

Der als hebräischer Gelehrter und Literat bekannte Dr. Letteris ist gegenwärtig mit Herausgabe eines höchst interessanten hebräischen Manuskriptes beschäftiget. Es ist dieß ein Werk des Rabi Josef Medico Haccohin aus Avignon, welcher im 16. Jahrhunderte als Schriftsteller berühmt war. Die k. k. Akademie der Wissenschaften hat der Herausgabe dieses über die Verfolgungen der Juden seit Römerzeiten handelnden Manuskriptes Aufmerksamkeit geschenkt und der gelehrte Buchhändler Ascher in Berlin erbot sich, eine Uebersetzung desselben in's Englische für Großbritannien anzufertigen.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Seitdem es Brauch geworden, zu einem 5aktigen Drama oder einer Oper noch ein kleines Lust- oder Singspiel zur Vervollständigung des Theaterabends beizufügen, sind dergleichen kleine 1aktige Pieces ein wahres Repertoirbedürfniß geworden. Das neue Lustspiel von Alexander Wilhelmi: „Einer muß heirathen!" gehört zu dieser Gattung und hat sehr beifällige Aufnahme gefunden; es ist eine allerliebste Kleinigkeit, einfach in Anlage und Durchführung, aber voll Lebendigkeit und anregender Situation. Die beiden Hauptrollen, die Brüder Zorn (die HH. Schneider und Grahn), wurden so trefflich gegeben, daß sie die Theilnahme des Beschauers von Anfang bis zu Ende zu fesseln wußten. — Die Wiederholung von „Stille Wasser sind tief" fand einen Beifall, der wohl geeignet war, die Direktion zu weiteren Versuchen aufzumuntern, gute ältere Stücke in neuer Einstudierung vorzuführen. So sahen wir am 8. d. M. den alten „Abbe de l'Epée, oder: der Taubstumme", nach Bouilly bearbeitet von Kotzebue. Was der Zeitgeschmack gegen jene älteren Dramen auch einwenden mag, in manchrr Brziehung werden sie immer als Muster gelten können. Die Einfachheit der Anlage, die Natürlichkeit der Situationen, vor Allem aber die Bestimmtheit und scharfe Begränzung der Charaktere geben ihnen Werth und Bedeutung. Solche Vorzüge besitzt auch der Abbe de l'Epée in ganz besonderem Maße und ist dieser vortrefflich gezeichnete Charakter um so anziehender, als er auf der Grundlage reiner Sittlichkeit und edelster Humanität beruht. Ein Mann, der die volle Kraft seines Lebens und Wirkens daran setzt, den Leidenden ein Helfer, den Gebeugten ein Tröster, den Unglücklichen ein wahrer Freund zu seyn, der mit klarem Geist ein warmes Herz vereinigt, kein noch so schweres Opfer scheut und in seiner Begeisterung für das Gute nie ermattet, ein so schönes Vorbild von geistiger und sittlicher Größe wird die Sympathieen guter Menschen immer für sich haben. Wir gehören zu Denjenigen, welche den sittlichen Gehalt eines Drama's hoch anschlagen und besonders nach dieser Seite hin die Aufgabe der Bühne, zu bessern und zu veredeln, erkannt wissen wollen. Hr. Haake gab die Titelrolle mit so viel Wahrheit der Empfindung, in so bestimmt gezeichneten Umrissen und mit so viel Milde und Ruhe des Ausdrucks, daß er nicht nur in den meisten Scenen sehr lebhaft applaudirt, sondern auch zwei Mal hervorgerufen wurde. — Auch der Taubstumme fand in Fräul. Hoffmann eine treffliche Darstellerin, bei welcher wir besonders anzuerkennen haben, daß sie jede Uebertreibung, wozu hier so leicht Veranlassung wäre, zu vermeiden wußte. — Das Stück wurde in einem abgerundeten Ensemble und mit so viel Fleiß gegeben, daß es ungemein ansprach und wir es zu einer demnächstigen Sonntagsvorstellung empfehlen möchten, wo es gewiß, unter Beigabe eines anziehenden Lustspiels, ein volles Haus machen wird.

Auch eine Wiederholung der neu einstudierten Oper „Othello", die wir nach der nächsten Aufführung besprechen werden, wird gewünscht.

Literatur.

Unser gelehrter Landsmann, Dr. H. Weismann, hat dem Publikum eine werthvolle Frucht mehrjähriger Studien übergeben: Urtext und Uebersetzung des altdeutschen Alexanderliedes vom Pfaffen Lamprecht, mit einer großen Zahl von Erläuterungen und Erklärungen und von Dichtungen verschiedener Völker und Sprachen über denselben Gegenstand (zwei starke Bände, Lit. Anstalt dahier). Den Gewinnst der deutschen Sprachforschung aus diesem Werke freudig anerkennend, machen wir unsere Leser vorzüglich auf den allgemeinen literarischen und kulturgeschichtlichen Werth desselben aufmerksam und auf den Genuß, welchen es nicht bloß der spielenden Phantasie, sondern auch dem tieferen poetischen Gefühle bietet. Letzteres gilt vorzüglich von Alexanders Briefe an seine Mutter und in diesem ganz besonders von dem lieblichen Gebilde der Blumenmädchen. — Bekanntlich begnügt sich die Bewunderung der Menschen für die Herren des Krieges und der Bildung nicht mit der Wirklichkeit ihres Lebens und Strebens, sondern macht sie zu Göttersöhnen und fügt zu dem glaublichen Wunderbaren auch noch viel unglaubliches hinzu. So ging es mit den griechischen Helden von der ältesten Sagenzeit bis zu Alexander, so mit den Hohenpriestern und Religionsstiftern der Inder, wie der Juden und Christen Und selbst unsere prosaischere Zeit umwebt ihre kaum verschwundenen Heldengestalten, wie z. B. Napoleon, alsbald mit dem Schmucke der Sage. Von Alexander insbesondere sagt Weismann sinnig und schön: „Je weiter er vordrang in bis dahin unbekannten Gegenden, desto freier und reicher wurden die poetischen Zuthaten; und als nun der angestaunte Göttersohn so plötzlich dem Schauplatze seiner Thaten entrückt, als nun plötzlich der Faden durchschnitten war, an dem die Phantasie, vorauseilend, noch Wunderbares zu erleben hoffte: da suchte sie Ersatz für das Verlorene, indem sie des Wunderbaren in ungemessener Fülle herzutrug aus allen Zeiten und Zonen." Dr. Lorenz Diefenbach.

Korrespondenz.

Vom Main, 2. October.

Man wundere sich nicht, wenn man in dem rabbinischen Buche Hilchath Accum c. 9, 76 liest: „Ein israelitisches Frauenzimmer soll bei einer heidnischen Kreisenden keinen Hebammendienst versehen", wenn man irgendwo den alten Haß der Juden gegen die Christen aufs neue erwachen sieht! Der Haß der Christen gegen die Juden war ja noch niemals eingeschlafen, und folgende Thatsache beweist doch gewiß einem Jeden die Wahrheit der alten Worte: „Den Juden hat der Christ erst so gemacht." In B . . . . l bei O. wurde dieser Tage die katholische Frau eines protestantischen Mannes von einer jüdischen Hebamme entbunden. Das Kind sollte von dem katholischen Ortsgeistlichen getauft werden, dieser aber, als er die Entbindung durch die jüdische Hebamme erfahren, verweigerte die Taufe und drohte sogar dem Vater, der nur auf Permission in B. wohnt: er wolle mit dem Permissionisten schon fertig werden. Wie weit der Arm des guten Herrn reicht in dem Gemeindeleben, und ob er auch von Seiten der höheren Behörde als Pascha anerkannt ist, wird sich nun zeigen, da die Hebamme sich klagend an die Regierungscommission gewendet. Wir werden seiner Zeit das Weitere berichten.

Heidelberg, 1. October.

Hr. Theater-Direktor Spahn aus Halle, welcher zwei Jahre die Direktion des hiesigen Theaters zur Zufriedenheit des Publikums geführt hat, ist mit seiner neu organisirten Gesellschaft für den nächsten Winter für unsere Stadt gewonnen. Hr. Spahn wird den von ihm und seiner Gesellschaft gehegten Erwartungen um so mehr entsprechen, als neue Mitglieder für das Schau-, Lust- und Singspiel in seine Gesellschaft eingetreten sind. Das Repertoir enthält die besten neueren Stücke und solche Opern, welche zur Aufführung auf dem beschränkten Raume der hiesigen Bühne geeignet sind.

Stuttgart, 1. October.

Mad. Howitz-Steinau vom Stadttheater zu Hamburg ist nach Vollendung ihres Gastspiels an die Stelle der Mad. Schreiber-Kirchberger für unsere Oper gewonnen worden.

Berichtigung.

Auf der vorletzten Seite in der letzten Zeile in Nro. 235 der Didaskalia lese man statt „ernstliche Stürme" — westliche Stürme; und auf der letzten Seite, Zeile 20 von oben, soll es heißen statt „neun, zehn Zwanzigstel" — vom neunzehnten auf den zwanzigsten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Oct. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Sonntag, 6. Oct. (Neu einstudirt): Das Vogelschießen, Lustspiel in 5 Abth. von H. Clauren.

Montag, 7. Oct. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 239. Montag, den 7. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Eines Tages erhielt Rudolf in meiner Gegenwart einen Brief. Er sah die Aufschrift an; ich glaubte zu bemerken, daß er leicht zusammenfuhr, und fragte schnell und neugierig: „von Wem?“ „Von Schönberg“ antwortete er eben so rasch, aber leise, und gieng mit dem noch unerbrochenen Briefe zur Thüre hinaus.

Ich wartete lange vergeblich auf seine Rückkehr. Endlich kam er wieder und trat zögernd nahe zu mir heran. Er sah erregt aus, ich forschte in seinen Augen, durch welcherlei Empfindung. Er bemerkte es und sagte lächelnd, doch mit etwas zitternder Stimme: „Du bist nicht gewohnt, mich aufgeregt zu sehen, aber du sollst den Grund sogleich erfahren. Ich bin froh, daß wir noch allein sind.“ Er fuhr erst nach tiefem Athmen fort: „Du sollst das Schicksal eines Mannes entscheiden und mit ihm dein eigenes, liebste Adelheid!“

Der Inhalt seiner Worte und der Ausdruck, mit welchem er meinen Namen aussprach, ließen mich denken, daß er schon vorhin die ungestörte Stunde gesucht habe, um meine und seine Zukunft zur Klarheit zu bringen, und durch Schönbergs Brief nur in der Ausführung dieses Entschlusses unterbrochen worden sei. Ich fühlte, daß ich heiß erröthete, und daß mein gewohntes Vertrauen auf meine Fassung schwankte.

Aber das Blut wich aus meinen erkaltenden Wangen zurück, als Rudolf nach einer Pause fortfuhr: „Du weißt, Wen ich meine. Schönberg hat mich bei seinem letzten Besuche zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Hoffnungen gemacht und schreibt mir jetzt, daß er in den nächsten Tagen kommen wird, um sein Glück in deine Hand zu legen. Er hat mich nur gebeten, deine Eltern, nicht dich, vorzubereiten; aber meine Bruderpflicht trieb mich, auch dir vorauszusagen, was dich zunächst angeht, damit du mit geprüftem und gefaßtem Herzen entscheiden könnest — ich zweifle nicht, Was auch ich für dein und unseres edeln Freundes Glück wünschen muß.“

Die Hoffnung auf eine ganz andre Entscheidung, welche Rudolf in meine Hand legen sollte, wurde zur beschämenden Anklage meines thörichten Herzens. Die Gewalt der Enttäuschung gab mir meine ganze Fassung wieder. Einen Augenblick drang ein Gefühl der Vernichtung auf mich ein, ein starkes Gegengewicht mußte ihm die Wage halten, und ich rettete mich in den plötzlichen Entschluß, Schönbergs Bewerbung zu bejahen und zu verdienen, indem ich mit aller Herzenskraft meine bisherige Achtung und Zuneigung für ihn zur Liebe steigerte. Ich glaubte an die Allmacht des Willens über alle anderen Seelenkräfte. Ich kann es nicht leugnen, daß ich meinen Stolz aufs Tiefste verletzt fühlte und daß der Gedanke an meine unbelohnte innere Hingebung mein Herz mit augenblicklicher Bitterkeit von Rudolf abwandte und dadurch meinen neuen Entschluß erleichterte. Doch mußte ich mir alsbald sagen, daß nicht er mich getäuscht hatte, sondern ich mich selbst in ihm, und daß mein Glück der wärmste Wunsch seines treuen Bruderherzens war. Aber nie sollte er mein Geheimniß erfahren, das ich selbst vergessen wollte.

Wir schwiegen lange, Rudolf unterbrach mein Selbstversenken mit keinem Worte. Als ich die Augen wieder zu ihm erhob, begegneten sie seinem theilnehmenden, wie ängstlich harrenden Blicke. „Ich treffe die Wahl, zu der du selbst mir räthst“, sagte ich, dieses „selbst“, das in meinem Herzen so laut rief, nur leise betonend. Er sagte nur noch: „Er wird dich uns entführen, aber uns das Bewußtseyn lassen, daß er das Glück der Vermißten hütet“ und verließ mich.

Schönberg kam — ich versprach ihm Herz und Hand, zu aufrichtig, um ihm zu sagen, daß er mein Herz bereits in der vollen gewünschten Bedeutung besitze.

Er brachte diese erste Ferien, die er als angestellter Professor feierte, bei uns zu. Ich gab mich willig der schönen Gemeinschaft der höchsten Ideen hin, die uns schon bisher einander nahe gerückt hatte, und fühlte mich durch den Gedanken gehoben, daß ein so ausgezeichneter Mann das Glück seines ganzen Lebens an das Zusammenleben mit mir knüpfte. Doch flüsterte mir zuweilen quälend eine Geisterstimme zu: daß alle dieser geistige Einklang noch nicht jene geheimnißvolle Gewalt in sich trage, welche einst mich zu Rudolf hingezogen hatte und jetzt — noch nicht ganz vor den Beschwörungen meines Entschlusses und meines Verlöbnisses weichen wollte.

Rudolf verweilte immer seltener und kürzer in unserer Nähe; er erklärte dieß selbst genügend durch die gehäuften Geschäfte seines neuen Amtes, und mit halbem Scherze durch die Verpflichtung: das Recht der Verlobten auf ungestörte „Zweisamkeit“ nicht zu verletzen. Doch beunruhigte mich zuweilen der Gedanke: er meide unsere Nähe um seines eigenen Friedens willen; diese Möglichkeit erfüllte mich mit einem Gewirre von Empfindungen, die mir trotz meines Widerstrebens bald wohl, bald wehe thaten.

Schönberg selbst beförderte diese Reflexion, indem er mir kurz vor seiner Abreise neckend sagte: er wage es, die Treue seiner Braut unter die Obhut einer zweifelhaften Bruderliebe zu stellen. Meine Mutter hörte diese Worte und entgegnete an meiner Statt, nur mit halbem Lächeln: „citieren Sie keine Geister!“

Ein halbes Jahr nach diesem Besuche Schönbergs sollten wir getraut werden; er versprach, vorher noch einmal auf wenige Tage zu kommen. In der Zwischenzeit ergab es sich von selbst, daß ich wieder mehr mit Rudolf verkehrte. Er war stets gleichmäßig gestimmt, ruhig und brüderlich freundlich gegen mich, so

Digitized by Google

daß ich mir und ihm oft im Stillen Glück wünschte, mich in jener Vermuthung getäuscht zu haben. Und doch wurde mein Kampf mit meinem eigenen Herzen immer gefahrdrohender; meine Verbündeten gegen es: die Beschämung unerwiederter Leidenschaft und den Vorwurf innerer Untreue gegen den Verlobten, gewährten mit all ihrer Kraft mir nicht immer hinreichenden Schutz. Ich erwartete bald mit Ungeduld Schönbergs Besuch gleich als ein rettendes Ereigniß, seine persönliche Gegenwart sollte mich mit lebenswarmer Hand stärker aufrecht halten, als die schattenhafte Macht der Gedanken.

Als er kam, begrüßte ich ihn mit einer Freude, deren Heftigkeit ihn überraschte, aber sichtbar von ihm als der reine Ausdruck meiner Liebe zu ihm gedeutet wurde. Nach wenigen Tagen gieng er mit dem heitersten Blicke in unsere Zukunft wieder weg, um mich bei seinem nächsten Besuche als Gattin heimzuführen.

Nicht lange vor Ablaufe dieser Frist erkrankte zu unserem größten Schrecken Rudolf so plötzlich und heftig an einem Nervenfieber, daß ich noch einigen Trost in dem Gedanken fand, nur von außen her könne die Gewalt des Anfalls gekommen sein. Freilich mochte schon vorher Rudolfs Körperkraft durch Gemüthsbewegungen und angestrengte Arbeit, zwei vielleicht innerlich verknüpfte Ursachen, angegriffen und für Krankheitsstoffe empfänglicher geworden sein.

Ich hatte jetzt nur Einen Gedanken: den lieben Kranken, dessen Pflege ich mit meinen Eltern und den Aerzten theilte. Seine Fieberphantasien verriethen mir zuerst, daß auch er nur mit Einem Gedanken beschäftigt war: mit mir, mit seiner lange bekämpften Liebe zu mir. Ich warf mir bitter vor, seine Kämpfe nicht sicherer erkannt, meine Ahnungen zurückgewiesen zu haben. In lichten Zwischenräumen fragte er mich, ob er irgend Etwas geäußert habe, was mich betrüben oder an ihm irre machen könne, und bat mich dringend, sein jetzt durch Krankheit verstörtes und verfälschtes Seelenleben zu vergessen, er möge nun genesen oder sterben, und nur in treuem Schwesterherzen zu behalten, was er mir in gesunden und klaren Tagen gewesen sei.

Endlich verschwand sein Delirium, aber mit ihm seine Körperkraft. Er und die Aerzte gaben sein Leben auf, ich nicht. Jetzt erst sollte es recht beginnen, rief ich ihm zu, und mit ihm das meine, das nur durch ein unseliges Mißverständniß von dem seinen losgetrennt worden sei. Ich gestand ihm alle meine Kämpfe und pries mich glücklich, daß meine zweite und glückliche Enttäuschung mir noch in der letzten Stunde zum rettenden Gottesurtheil geworden sei.

Seine halberloschenen Augen leuchteten in neuem Glanze auf, und durch seine warnende Hinweisung auf Schönberg, der uns beide der Unredlichkeit und des Frevels an seinem Glücke anklagen werde, klang der Ton nun endlich einmal glücklicher Liebe durch. Ich verwies dagegen ihn und mich auf Schönbergs Edelmuth, der meine Bekenntnisse anhören, sein Recht auf mich einem höheren unterordnen und in seinem eigenen starken und reinen Herzen, wie in unserem Glücke seinen Lohn dafür finden werde.

Es war zu spät, Rudolfs Lebenskraft gebrochen. Er sagte mir sterbend: daß ihn das Bewußtsein, mein Herz besessen zu haben, nicht minder beglücke, als das: es nun ungetheilt, ein heiliges Vermächtniß des Freundes, dem Würdigeren übergeben zu können. Er hörte noch mein letztes Wort: ich bleibe dein!

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Der Thäter wurde alsbald auf das Comitatsgebäude geschleppt, daselbst in dem von allen Seiten eingeschlossenen Hofe untergebracht und die Anzeige gemacht. Das Standgericht trat sogleich in Wirksamkeit: sprachen seine neun Mitglieder die Todesstrafe einstimmig aus, so mußte der Verbrecher innerhalb vierundzwanzig Stunden vom Leben zum Tode gebracht werden. In diesem Falle war gar kein anderes Urtheil zu erwarten. Die Richter saßen so eben versammelt, und die auf der Straße auf und ab wogende Menschenmenge erwartete und hoffte auf das Urtheil. Endlich wurde der Spruch veröffentlicht; er lautete dahin: daß der Mörder „mittelst Aufhängen am Halse bis zu seinem Tode" bestraft werden solle.

So weit war nun Alles in der Reihe. Aber wie die Wache in den Hof tritt, um den Gefangenen die Nacht über ins Trockene zu bringen — da war der Vogel verschwunden — auf eine fabelhafte, rein undenkbare Weise abhanden gekommen! Es war gänzlich unmöglich, dem Hofraum auf eine andere Weise zu entkommen, außer durch das dicht bewachte Thor, und um dahin zu gelangen, mußten seine Bande gelöst seyn, eine Aufgabe, die ihm allein unmöglich war; auch war es nicht wohl denkbar, daß Jemand Anderes diesen Liebesdienst erweisen mochte oder konnte; aber fort war er. Es wurde das ganze Gebäude und alle Winkel, wie es bei solchen Veranlassungen zu gehen pflegt, auf's Lächerlichste ausgesucht — Nichts! Einer brachte die Aeußerung vor: „Am Ende hat sich der Kerl in den Ziehbrunnen geflüchtet", was natürlich mit Hohnlachen aufgenommen wurde, da dieß gleichlautend mit dem Tod des Erstickens war. Doch man sah auch zum Ueberflusse in diese Cisterne hinein, man zog an dem Rade — und siehe da, ein ungewöhnliches Gewicht hemmte die Bewegung der Kette; man zog und zerrte, und nach und nach kam an derselben eine plumpe Masse zum Vorschein, in der man zuletzt an der Tageshelle des Mörders Leichnam erkannte, noch an Händen und Füßen gebunden, mit grünlichem Schlamme überzogen und an mehreren Stellen mit Blut bespritzt. Sein räthselhaftes Entkommen war nun auf eine für ihn freilich nicht ersprießliche Art erklärt. Der Elende mochte, etwas nüchterner geworden, die Folgen seiner That, d. h. seinen sicheren Tod durch Henkershand, durchschaut, und um sich die Qual einer vierundzwanzigstündigen Todesangst nebst allen Schrecken einer öffentlichen Hinrichtung zu ersparen, so sein Loos abgekürzt haben, wobei er freilich aus dem Regen in die Traufe kam. Die Art, wie er sich zu dem nahhin etwas erhöhten Rande des Brunnens hingewälzt hatte, mag ihm sauer genug gekommen seyn, und ist ihr Gelingen nur der gänzlichen, aus dem Gefühle der Sicherheit entspringenden, sorglosen Bewachung zu erklären.

Als das Resultat dieses vereitelten Standgerichtes unter der harrenden Menge bekannt wurde, verlief sich diese, in ihrer christlichen Nächstenliebe murrend über die getäuschte Erwartung einer pikanten Hinrichtung.

Der Wirth starb an seinen Wunden binnen wenigen Stunden, und — nach einigen Wochen war die feierliche Verlobung des „Guten" mit der Leba Nancsika.

Ein Sumpf.

Die eigenen Bodenverhältnisse zwischen Eszek und Vukovar machen diese Gegend für die Bildung von Sümpfen außerordentlich empfänglich. Das durch die Dravemündung und die Donau gebildete Dreieck ist von beträchtlichen Hochgestaden eingeschlossen, welche rückwärts gegen die Ebene hinein abfallen. Bei den jährlich eintretenden Hochgewässern der Donau und der Drau, welche

Digitized by Google

letztere bei ihrem geringen Gefälle bis weit über Eszek hinaufgedrängt wird, werden auch die Wasser der auf's Unbegreiflichste verwahrlosten Vuka, die sich in den fabelhaftesten Krümmungen durch die Ebene windet, zurückgedrängt, entleeren sich über den tiefer liegenden Theil der Fläche, und bilden und unterhalten auf diese Weise die der Landwirthschaft eben so, wie der Gesundheit nachtheiligen Sümpfe.

Dieser natürliche Lauf der Dinge geht nun freilich schon seit Jahrtausenden seinen Gang; aber der Menschenhand wäre es ein Leichtes, der Natur einen geregelten Gang abzutrotzen, — wenn nur zwei, in diesen Regionen rare, Dinge nicht wären: Geld und Arbeitskräfte. So lange nicht ein geregeltes und sicherndes Einwanderungssystem unter der Aegide humaner Gesetze eingeführt wird, so lange werden die Hauptgarantien für die Förderung der Agrikultur: gute Kommunikationsmittel und Entwässerungsanlagen, nicht ins Leben treten können. Denn der Eingeborne schafft nun einmal um sein Leben nicht gerne, und warum auch? Erstens: ist es ihm zu heiß; zweitens: wächst ihm ins Maul, was er braucht; drittens: ist vom Uebel, was er mehr erzeugt, denn dafür sind ja die Grundherren da! Verhungert ist noch Keiner, höchstens von den Wölfen gefressen worden. Die Bedürfnisse sind gering, der Kleiderluxus leicht zu bestreiten, da jede Hausfrau spinnt und webt, was in das Haus gehört; also zu was sich mit Kanal- und Wegbauarbeiten um das elende Scheingeld abplacken, dazu sind die Robbottage und die dummen „Schwaben" *) auf der Welt.

Der beträchtlichste dieser Sümpfe ist die oben erwähnte Pelacsa, die die ungeheure Fläche von 24,000 Morgen bedeckt, und etwa zwei Stunden südlich von Eszek liegt.

Hat man das freundliche Vukovar verlassen und das etwa eine Stunde von demselben gelegene, unter einem Walde von Zwetschenbäumen vergrabene Dörfchen Pacsetin (spr. Patschetin) im Rücken, so gelangt man in eine ungemein triste, öde Gegend. Das unruhig suchende Auge durchfliegt den Gesichtskreis in der Runde, ohne einen einzigen Halt zu finden, als die gegen Norden hinter fernem Walde emporragenden Thürme Eszeks. Todtenstille herrscht über die ganze endlos scheinende Ebene hin, so lange die Sonne beinahe senkrecht auf den sterilen Boden herabbrennt und demselben giftige zitternde Dünste entlockt. Nur hie und da entsteigt ein Sumpfvogel mit grellem Schrei dem Schilfe, lockend und Beute suchend. Selbst der geschwätzige Frosch feiert seine Siesta. — Wir stehen am Rande der Palacsa! — Nur ein schmaler Damm führt quer durch diese unheimliche Fläche gegen Norden; in der Mitte deutet uns eine gebrechliche Brücke an, daß wir uns über der tiefsten Stelle, oder mit anderen Worten über der Vuka befinden. Von diesem Standpunkte aus sieht das Auge nur Sumpf. Es erzeugt dieses grünliche, faulende, stagnirende Wasser nicht jene üppige lachende Vegetation, wie wir sie an anderen Orten geschildert haben, welche sich längs den Ufern der Donau, Drave, Save rc. hinzieht, und unter einer wuchernden, grünenden, blühend duftenden Pflanzendecke, unter Schling- und Wasserpflanzen aller Art, das trügerische Naß bergen. Hier ist nur die Heimath kolossalen, faustdicken Schilfes und gelbgebrannter, faulender breitblätteriger Wasserpflanzen. Das einzige Geräusche bei Tage ist das leise Geflüster des nie rastenden Schilfes und der Flügelschlag des Storchen und des Sumpfvogels. Milliarden ekelhaften Gewürmes fristen ungestört ihr klägliches Daseyn in diesem unbeneideten Aufenthalte, nur von dem Blicke der Sonne an inselförmigen Plätzen zu Tage gelockt, wo dann Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten, Skorpionen und andere angenehme Geschöpfe sich in grauem Gemische herumtummeln. Pflanzen und Thiere scheinen hier keine andere Bestimmung zu haben, als zu entstehen — um durch ihr baldiges Verfaulen die Luft zu verpesten und neuem Gewürme ekelhafte Nahrung zu geben.

Und sollte man es glauben?! In diesem Sumpfe soll ein römisches Kastell gestanden haben, in welchem zwei römische Imperatoren das Licht der Welt erblickten. Noch will man an einzelnen Stellen bei hellem Wasser die Ruinen eines Palastes sehen, welche nur einige Klafter unter der Oberfläche liegen. Unnatürlich lautet dieß deßhalb nicht, weil nicht gerade gesagt ist, daß das Kastell in den Sumpf gebaut war, sondern während 1600 Jahren der Sumpf sich leicht so weit ausgedehnt haben mag, so ferne sich das Ganze nicht schon von vornherein auf einer Insel befand.

Heute noch besteht am nördlichen Ende ein Inselchen Kologvwar (spr. Kolotchwar), auf welchem einige Bäume stehen nebst einigen Weinstöcken von ungeheurer Stärke (man sprach mir von Mannsstärke [?]), welche alljährlich eine Menge der süßesten Trauben erzeugen. Da ich ohne Schiff diesen Punkt nicht besuchen konnte, so verließ ich den Sumpf, hinlänglich angeregt durch diesen in seiner Art auch interessanten Anblick.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Schwabe", hier allgemeine Bezeichnung für jeden Deutschen, wie die Türken jeden Westländer einen „Franken" nennen.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 1. Oct.) Dem für die Feier der Enthüllung der Bavaria im October vorläufig festgestellten Festprogramm entnehmen wir folgende Hauptpunkte. Die an dem Festzuge Theilnehmenden versammeln sich des Morgens in der Ludwigsstraße, wohin auch die Festgeschenke der Künstler und Gewerbe gebracht werden. Dort ordnet sich der Festzug in folgender Weise: Ein Trompeterchor, sämmtliche Theilnehmer am Festzuge mit Musik und Bannerträgern, die vereinigten Liedertafeln. In der ersten Hälfte des Festzuges werden zugleich sämmtliche Modelle der Bauwerke des Königs Ludwig, so wie die Banner jener Städte, welche er mit Baudenkmalen geschmückt hat (München, Regensburg, Kellheim, Bayreuth, Aschaffenburg, Speyer, Köln, u. s. w.), begleitet von Deputationen dieser Städte oder von Frauen und Jungfrauen in den betreffenden Trachten. Die zweite Hälfte des Zuges bilden Festwagen der Künste und Gewerbe, umgeben von den Meistern, Gesellen und Lehrjungen in ihren Arbeitskostümen und mit geschmückten Werkzeugen; den Schluß bildet ein Festwagen der königl. Erzgießerei mit ihrem eigenen Musikkorps. So geordnet bewegt sich der Festzug in noch erst zu bestimmender Stunde nach dem Wittelsbacher Palaste, wo Halt gemacht, ein Festchor abgesungen wird, und eine Deputation Sr. Maj. dem König Ludwig die Festgeschenke überreicht. Von da geht der Zug weiter über den Dultplatz nach der Theresienwiese. Dort stellen sich sämmtliche Theilnehmer in offenem Kreise um das gegenüber dem Standbilde der Bavaria aufgeschlagene, festlich geschmückte Königszelt auf. Nachdem König Ludwig und der königliche Hof eingetroffen seyn werden, beginnt die Feier mit der Jubelouverture von C. M. von Weber. Nun folgt der Enthüllungsakt des Standbildes selbst, dann Festreden, und zum Schlusse Absingung eines eigens für diesen Anlaß komponirten Festchores. Nachher wird ein großes Festmahl, wenn die Witterung es erlaubt, auf dem Platze selbst sämmtliche Theilnehmer an dem Festzuge vereinigen, und zum Schlusse nach hereingebrochenem Dunkel das herrliche, in seiner Art einzige Kunstwerk, die Bavaria, noch einmal von glänzender Beleuchtung umstrahlt erscheinen. Sollte allzu ungünstiges Wetter das Stattfinden des Festzuges unmöglich machen, so würden Se. Maj. König Ludwig über einen folgenden Tag dazu bestimmen. Ob auch JJ.

Digitized by Google

MM. der König und die Königin von Sachsen dieser und den folgenden Festlichkeiten beiwohnen werden, ist noch nicht gewiß; jedenfalls würde Ihre Gegenwart allgemein nur freudig begrüßt werden. Die Ankunft JJ. MM. des Königs Ludwig und der Königin Therese, dann Sr. Maj. des Königs Otto von Griechenland von Aschaffenburg her wird schon morgen Abends erwartet, während JJ. MM. der König Max und Königin Marie dem Vernehmen nach erst am Samstag hier eintreffen werden.

Die nachstehende Ankündigung entlehnen wir einem Blatte von New-Orleans: „Fünfundsiebzig Neger, soeben erst angekommen und im alten Standorte an der Ecke von Moreau und Esplanade Streets ausgestellt, bestehen aus Hausdienstboten, Köchen, Wäscherinnen und Büglerinnen und Arbeitern für Feldgeschäfte. Der Unterzeichnete wird auch ferner durch die ganze Saison eine fortdauernde Zufuhr von Negern aus Maryland und Virginien erhalten. Da dieses Etablissement das älteste der Stadt ist, so werden die Käufer wohl daran thun, wenn sie bei Unterzeichnetem vorsprechen und seine Waare untersuchen, bevor sie anderwärts kaufen. — James T. Blackney, Agent für Hope H. Slater." — Das ist der Sieg der Freiheit und Aufklärung in der jungen Republik!!

Korrespondenz.

Darmstadt, 22. September.

Unser Theater ist am 8. d. eröffnet worden und haben wir bis jetzt sieben Vorstellungen gehabt und zwar Dom Sebastian; Deborah (zum ersten Male); die junge Pathe und der Heirathsantrag auf Helgoland; die Schule des Lebens; der Prophet; Norma, und die Mönche (zum ersten Male). Damit hat das neue Repertoire sich in vielversprechender Weise angekündigt und dürfen wir seiner weiteren Entwickelung mit vollem Vertrauen entgegen sehen. Wir haben aber nicht bloß neue Stücke, sondern auch einen schätzbaren Zuwachs von neuen Kunstkräften erhalten, welche wir den Bemühungen des Hrn. Hoftheater-Direktors Tescher zu verdanken haben. Derselbe hat auf einer Reise in der deutschen Künstler-Republik (die so weit reicht, als die deutsche Zunge klingt, und die jetzt die einzige nennenswerthe Einheit Deutschlands darstellt) eine Anzahl neuer Mitglieder für unsere Bühne gewonnen, welche, mit Ausnahme der noch zu erwartenden Nachfolgerin unserer unvergeßlichen Marlow, bereits eingetreten sind, und auch schon sich producirt haben. Aus Pesth erhielten wir Fräul. Schneider, aus Stuttgart Fräul. Ost, jene, bei guten Anlagen, in der Wiener Schule gebildet, diese dagegen in Paris für Terpsichore's Kultus glücklich erzogen. Mainz sandte uns Fräul. Francke, welche als Deborah mit Glück debütirte, und der freien Stadt Bremen verdanken wir Fräul. Stromeyer, die, bei sehr vortheiltem Aeußeren, bereits in mehreren Rollen ihren Beruf für die Bühne genügend zu erkennen gegeben hat. Die Weimarer Bühne beschenkte uns mit Hrn. Knorr, und — nach seinem zweimaligen Auftreten zu urtheilen — glauben wir Montesquieu's Ausspruch: Kleine Geschenke erhöhen den Werth der Freundschaft — nicht auf ihn anwenden zu können. — Aus Anlaß der königl. Besuche aus Athen und München wurde der „Prophet" am vorigen Montag aufgeführt. Frau Pirscher sang in dieser Oper zum ersten Male die Fides, und fand sowohl ihr Gesang als auch ihr Spiel die anerkennendste Würdigung des Hauses. — Man erwartet auch von unserem Theater, daß dasselbe dem rühmlichen Beispiele anderer Bühnen folgen und zum Besten der Familie des für die Kunst zu früh verstorbenen Kapellmeisters Conradin Kreutzer eine Vorstellung um so mehr zu geben sich veranlaßt sehen werde, als auch hier seine musikalischen Verdienste sehr geschätzt wurden. Sein „Nachtlager von Granada" bildet einen stehenden Artikel auf unserem Repertoire; es wird von Saison zu Saison gegeben und hat sich stets des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen. Wenige Jahre vor seinem Ableben war er zum letzten Male hier, und zwar bei Gelegenheit der Vorstellung dieser seiner Oper, die er selbst dirigirte. Möge doch unsere Hoftheaterdirektion sich zu einem Akt der Pietät geneigt finden lassen, der durch die Umstände so sehr geboten zu seyn scheint, und durch den nicht allein das Andenken des verdienten Mannes würdig gefeiert, sondern auch seiner hinterlassenen vermögenslosen Familie ein nachhaltiger Vortheil zugewiesen werden würde.

Erklärung.

Aus Magdeburg ist uns nachstehendes Schreiben zur Veröffentlichung zugegangen:

Herr Redakteur!

Unter der Ueberschrift: „Das Mädchen von Moskau" befindet sich in Nro. 190 — 193 der Didaskalia eine Novelle, als deren Verfasser sich ein Hr. Max Dornwald nennt. Sie ist indeß der fast wörtliche Abdruck einer Novelle, welche unter dem Titel: „Aus dem Leben eines Czaars" in der bei mir bereits 1848 erschienenen interessanten Novellen-Sammlung: „Sarmatische Lebensbilder von W Schulze" S. 33—67 steht. — Sie, Herr Redakteur! sind sicherlich an so schamlosem Plagiate unschuldig und von dem gewiß pseudonymen Hrn. Max Dornwald unwürdig hintergangen worden; diesen mag also auch die Strafe treffen. Ich ersuche Sie demnach, diese meine Reclamation nicht nur den Lesern der „Didaskalia", sondern auch dem Hrn. pr. Dornwald mit dem Bemerken mitzutheilen, daß Sie das Honorar für jene Novelle, auf das er unter diesen Umständen natürlich keinen Anspruch haben könne, mir übersenden würden, da ich dasselbe entweder den bedrängten Brüdern in Schleswig-Holstein, oder den Magdeburger Armen zu widmen beschlossen habe.

Magdeburg, 29. Sept. 1850. Mit Hochachtung: Emil Baensch, Buchhändler.

Der vorstehenden Erklärung des Hrn. Emil Baensch aus Magdeburg haben wir beizufügen, daß die oben genannte Novelle uns von dem seit längerer Zeit mit uns, sowie mit verschiedenen andern Blättern in literarischem Verkehre stehenden pseudonymen Max Dornwald, in dessen eigenhändigem Manuscript und als dessen eigenes Erzeugniß zugegangen ist. Da für uns kein Grund vorlag, irgend eine Falschung vorauszusetzen, so erfolgte nicht nur der Abdruck des Manuscriptes, sondern wurde dem Einsender auch das Honorar für dasselbe sogar anticipando verabfolgt. Die Erklärung des Hrn. Baensch mußte uns um so mehr überraschen, als obiger Pseudonymus eine Stellung im bürgerlichen Leben einnimmt, welche ihn eines so schnöden Mißbrauchs unseres Vertrauens und eines so niedrigen Plagiates hätte überheben sollen und müssen. Jeder fernere literarische Verkehr mit dem Plagiator ist von uns bereits aufgehoben und wenn wir seinen wirklichen Namen der Oeffentlichkeit vorenthalten, so geschieht dieß deßhalb, weil wir den pseudonymen Hrn. Max Dornwald in seinen amtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen aus Rücksichten der Humanität eine wenn auch unverdiente Schonung angedeihen lassen zu müssen glauben.

Die Red d. Didaskalia.

Berichtigung.

In dem Aufsatze „Literatur" der Didaskalia Nro. 238 Z. 9 v. u. lies Heroen statt „Herren".

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Oct. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Dienstag, 8. Oct. Der Taubstumme, oder: Der Abbe de l'Epee, historisches Drama in 5 Abth. von Kotzebue, bearbeitet nach dem Französischen des Bouilly. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 240. Dienstag, den 8. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Mein Vater hatte Schönberg Rudolfs Krankheit gemeldet und ihm die Gefahr nicht verschwiegen, die sie schon am ersten Tage drohte. Schönberg hatte sogleich Urlaub genommen, um zu dem Krankenbette des Freundes zu eilen. Aber rascher, als er, kam der Tod zu Rudolf. Diese Nachricht empfieng den Ankommenden als erster Schlag; ich durfte den zweiten ihm nicht ersparen, nicht einmal verzögern. Ihm und meinen Eltern legte ich volle aufrichtige Beichte ab und bekannte, daß ich sie alle und den Geschiedenen getäuscht habe, aber vor ihnen mich selbst. Sie stützten liebevoll meine unter der Last der mannigfachsten Schmerzen sinkende Seele, indem sie sich alle der Mitschuld an meinen Täuschungen anklagten, die sie selbst getheilt hätten, statt mir Schwachen als treue Wächter zur Seite zu stehn; und indem sie mir bezeugten, daß Rudolfs Andenken fleckenlos in ihren Herzen lebe, wie in dem meinen.

Doch konnte es Schönberg nicht über sich gewinnen, mir sogleich meine ganze Freiheit zurückzugeben. Die Wärme, mit welcher ich ihm meine unbegränzte Achtung versicherte und ihm meine schwesterliche Liebe zum Ersatze der bräutlichen bot, ließ ihn hoffen, die letztere wieder zu gewinnen. Er sagte mir, daß er sogleich wieder abreisen werde, damit ich ungestört meine Trauer um Rudolf durchempfinden und ihre Bitterkeit überwinden könne; beschwor mich aber, das eben ausgesprochene Wort der Trennung zurückzunehmen und meine Entscheidung — der er sich fügen wolle, wie sie auch ausfalle — auf eine ruhigere Zeit aufzuschieben.

Doch ich blieb bei meinem Entschlusse, auch seine Zukunft sogleich ganz frei und gewiß zu machen, wie die meine mir geworden war, Gott weiß, um welchen Preis! Was ich ihm sagte, mochte Folgendes sein: Verbanne mich nicht aus deiner Liebe, weil ich sie nie in der Bedeutung vergelten kann, die sie verdient und jetzt verlangt. Ich darf dich nicht zweimal täuschen; auch du würdest die Vergangenheit meines Herzens nur vergeben, nicht vergessen können. Laß mir die Beruhigung, daß ich, zweimal untreu, nun einmal und für immer treu, meine Schuld sühnen kann. Fürchte auch nicht, daß ich mich in müßiger Trauer verzehre. Du sollst mit meinem Leben und Wirken zufrieden werden und mir noch einst in ruhigerer Zukunft durch Rath und That deine verzeihende Freundschaft bewähren.

Die Trauer, mit welcher er hierauf mehr vor sich hin, als zu mir, sagte: „Wie reich war ich noch vor wenigen Tagen!" that mir sehr weh, ich bat ihn mit Thränen, sich und mich zu schonen. Er ermannte sich und sagte: „Meine Schwester, vergib und vergiß du nun meine Schwäche. Ich weiß, was du leidest, und lerne von dir, zu siegen." Wir schieden in Frieden und versprachen uns ein Wiedersehen, nicht ein phantastisches über den Sternen, sondern ein wirkliches und, soviel möglich, heitres im thätigen Erdenleben.

Ein thätiges Leben, nicht ein leidenumflossenes Elysium, das war jetzt die Zuflucht, die ich ersehnte, um meine gesunde Kraft und das Maß der Heiterkeit wieder zu erringen, ohne welches die beste Kraft verkümmern muß.

Ich habe diese Zuflucht gefunden oder eher mir selbst geschaffen. Ich habe, in Gemeinschaft mit einer würdigen und hochgebildeten Witwe, eine Mädchenerziehungsanstalt gegründet. Wir suchten zugleich Gehülfinnen zu gewinnen, welche aus irgendwelchen Gründen, gleich uns selbst diesen Wirkungskreis als dauerndes Lebensziel erwählten. Doch fesseln wir keine durch ein klösterliches Gelübde; unsere erste Erfahrung zeigte uns schon, wie unrecht und fruchtlos solche Gelübde sind. Ein liebenswürdiges und talentvolles Mädchen, das von seinem — nicht schlechten, aber wankelmüthigen — Geliebten verlassen worden war, hatte sich uns angeschlossen und ein Gelübde jener Art freiwillig abgelegt. Aber nach nicht langer Zeit erflehte sie von uns die Bestätigung einer Absolution, welche der Gott in ihrem Herzen ihr bereits gegeben hatte. Sie fand es leichter, ihre Entsagungsschmerzen durch das Glück eines neuen Liebesbundes, als durch pädagogische Thätigkeit, zu besiegen und aufzuwägen.

Ich weiß, meine liebe neugewonnene Freundinn, dieß würden Sie nicht thun, ich halte Ihr Herz nur Einer Liebe fähig. Aber diese Liebe ist einem Lebenden zugewendet, welchem Sie keine Untreue, sondern nur die Strenge vorzuwerfen haben, mit welcher er seine hohen und wohl allzu abstrakten Forderungen an sein Frauenideal verwirklicht sehen wollte. Vielleicht läßt euch beide die äußere Trennung das rechte Maß des Lebens finden, indem er das schroffe Uebermaß seiner geistigen Forderungen erkennt und bereut, Ihre Denkkraft aber sich von der überwältigenden Kraft des Gefühls und von den Einflüssen Ihrer Umgebung losringt und der seinen so nahe tritt, wie es ein billiger und lebenskundiger Mann von einem Weibe fordern kann. Doch nur vielleicht! Und selbst, wenn die Geister einander näher träten, sie haben nicht volle Macht über die Herzen, ich weiß es aus eigener Erfahrung. Ich sage Ihnen das Alles offen, ich möchte Sie stark genug sehen, um noch hoffen, noch stärker, um entsagen zu können. Darum bitte ich Sie dringend: gehn Sie eine Zeit lange mit mir. Hier können Sie sich nicht wieder aufrichten. Andre Umgebung, der Anblick unserer ruhigen und doch von Liebe beseelten Thätigkeit, hoffentlich bald auch Ihre allmälige Theilnahme daran, und — ich darf es sagen — die Nähe einer Freundin, die Ihr Vertrauen behalten und verdienen wird: das alles wird Sie einen festeren Halt im Leben finden lassen.

Digitized by Google

Diese vertrauensvollen Mittheilungen und die an sie geknüpfte Aufforderung verfehlten ihren Zweck nicht. Agathe blickte mit neuerwachtem Lebensmuthe in das aufrichtige und vielgeprüfte Herz der neuen Freundin hinein und ergriff dankbar die stärkere Hand, die sich der ihren liebend darbot. Sie führte Euphemius mit Adelheid zusammen, seine Zustimmung wurde leicht gewonnen; fast noch leichter die von Agathens Mutter, die ihr Kind jetzt so wenig verstand, wie früher. Ihre kühle Freundlichkeit beim Abschiede that Agathe weh; darür sagte ihr die milde Trauer in Euphemius letztem Blicke, daß eine gute und treue Seele in der alten Heimat ihrer gedenken werde.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Ein Ausflug nach Belgrad.

„Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen!" Noch prangte die Natur in dem bunten duftenden Kleide eines südlichen Frühlings; noch weheten die Lüfte erfrischend und würzig über Flur und Berg dahin; noch hatte keine sengende Sonne den Aether entwölkert und die Bewohner der Erde hinter Mauern und in die Wälder zurückgescheucht. Ueberall war noch Leben, Glanz, Farbe und Aroma; nach beiden Seiten erfrischte die rastlos dem Osten entgegenwallende Donau ihre Gestade; noch waren die durch die Frühjahrswasser gebildeten Sümpfe trügerisch mit einer wilden, üppigen Flora bedeckt; noch konnte sich der Mensch ungestraft den Strahlen der Sonne und dem milden Glanze des Mondes aussetzen.

Ich hatte mir schon in Pesth den Besuch des blutgedüngten Belgrads zur Pfingstentour ausersehen und den erforderlichen Urlaub auserbeten, und stand nun am frühen Morgen des Pfingstsonntags (den 23. Mai) mit meinem Kollegen und Reisegefährten Hrn. v. M., einem Bayer, am Dampfschiff-Landungsplatze zu Vukovar, der Ankunft des Schiffes harrend. Einige Bekannte hatten sich aus Neugierde uns zugesellt, und wir benützten die Zeit, um noch möglichst viele Rathschläge einzuholen, deren man, je weiter man gen Osten vorrückt, immer mehr bedarf, um möglichst wenig den Gebräuchen des Landes vor den Kopf zu stoßen. Auch hatten wir in den österreichischen Staaten die Annehmlichkeiten des Paß- und Zollwesens schon zu sehr gekostet, um nicht gewaltige Scheu vor dem Trias zu hegen, das durch das Dazutreten der Kontumazanstalt unserer an der türkischen Gränze harren sollte.

Wir waren daher nicht wenig verblüfft, als uns ein Dampfschiff-Agent darauf aufmerksam machte, daß unsere deutschen Pässe trotz der Visas aller möglichen auswärtigen Ministerien und des faustgroßen Siegels der österreichischen Gesandtschaft zu K. nicht genügen würden, uns einen nur zwölfstündigen Aufenthalt in Semlin zu gestatten und von Belgrad könnte gar keine Rede seyn. Nur ein vom hiesigen Vicegespann ausgefertigter Paß könnte uns den Weg zu anderen Formalitäten anbahnen und die Pforten der Pforte öffnen. Ein solcher Paß war nun allerdings mit Leichtigkeit zu erhalten, allein die Zeit war uns so knapp zugemessen, daß es wahrscheinlicher als nicht war, wir würden perfekt das Dampfschiff versäumen.

Endlich stieg eine wandernde Rauchsäule hinter einer Flußkrümmung auf, und nach wenigen Minuten stunden wir auf dem Verdecke des schönen Nador, der uns brausend dem freundlichen Vukovar entrückte.

Wir hatten die Einrichtung des Dampfbootes bald betrachtet, und unsere Umgebung gemustert; es waren auffallend wenige Personen auf dem Schiffe; wir eilten daher schnell wieder auf das Verdeck, um uns an der immer herrlicher auftretenden Natur zu weiden.

Der ganze weiche Schmelz eines Maimorgens, wie man ihn nur unter dem Breitegrad von Mailand finden kann, war über die lachende Landschaft ausgebreitet; die Natur schien sich selbst auf den heutigen Feiertag kokett herausgeputzt zu haben und trug eine besondere Ruhe zur Schau, welche nur durch das eintönige Tosen und Rauschen des Schiffes unterbrochen wurde. Hie und da drang der schmetternde Schlag der immer fidelen Lerche zu unserem Ohr, die sich, dem Auge unerreichbar, wonnetrunken in der würzigen Luft badete. Melancholisch schallte von Zeit zu Zeit Glockengeläute aus den Dörfern und Städtchen, die sich um die Ufer der ernährenden Donau schaaren, über die bunte Wasserfläche herüber. Das entzückte Auge ist nicht im Stande, die einzelnen Reize der wechselvollen Landschaft nur Minuten lang zu fassen; hier die mit einer strotzenden Vegetation bedeckten Berge, dort eine lachende unabsehbare Ebene; zu unseren Füßen der majestätische, in Silber, Gold und Purpur gekleidete Strom, über uns ein wolkenloser Aether, an welchem der Sonnengott seine ewigen Bahnen unabänderlich ruhig und segenspendend durchschreitet und lächelnd auf den kühnen Reiher und den wandernden Storch hinabsieht, die sich ihm kühn zu nähern suchen. Die erfrischende Nähe des Wassers und die Geschwindigkeit des Dampfers erzeugen ein kühlendes Lüftchen, das die Wärme der Sonnenstrahlen angenehm mildert. Gleich der unerbittlichen Zeit reißet uns das „ländergattende Schiff" dahin, von Bild zu Bild, von Scene zu Scene, von Erstaunen zum Entzücken. Wir glauben uns auf Oberons Zauberschiff zu befinden; träumerisch geben wir uns dem vollen Eindrucke eines Genusses hin, bei welchem die Wirklichkeit den Flug der Phantasie überholt — wir erwachen erst beim Anblicke der wie aus einem Meere heraustauchenden, unter Cypressen versteckten glänzenden Kuppeln und zahllosen schlanken Minarets Belgrads.

Doch bevor wir diesen grauen, narbenvollen Zankapfel des Ostens und des Westens, diesen Gränzstein zwischen Christenthum und Mohamedanismus näher betrachten, mögen einige Details des in vierstündiger Fahrt gebotenen Reisestoffes hier ihren Platz finden.

(Fortsetzung folgt.)

Astronomische Vorlesungen zum Besten des Pestalozzi-Vereins.

In den langen Winterabenden der letztverflossenen Jahre boten sich dem Frankfurter Publikum mannichfache Gelegenheiten zu belehrender Unterhaltung dar, als da waren: Vorlesungen über Literatur, Geschichte, Geographie, Physik und Chemie, Naturgeschichte u. s. w. Den populären Vortrag eines andern, für jeden Gebildeten höchst interessanten Zweiges des menschlichen Wissens ist in No. 231 des Intelligenzblattes für den bevorstehenden Winter angekündigt. Wir meinen die Lehre von dem „erhabensten Gegenstand im Raume", die Astronomie.

Führt uns die Naturwissenschaft die Wunder der Gottesschöpfung vor, die auf unserm Planeten uns umgeben, so werden uns durch die Himmelskunde die noch herrlicheren und großartigeren Wunder zur Anschauung und zum Verständniß gebracht, die über und außerhalb unsers Erdensterns sich befinden, und denen der Geistesflug der Menschen Beschaffenheit und Gesetz abgelauscht und abgerungen.

Digitized by Google

Die alten und neuen Forschungen und Resultate, die die betreffenden Gelehrten in ihren Quartanten und Follanten niedergelegt haben und die für das größere Publikum fast so gut als verborgen und begraben sind, will uns nun ein mit der Wissenschaft und ihrer Lehre vertrauter Mann, der schon viele Jahre aus Neigung und Beruf dem Gegenstande oblag, zugänglich und genießbar machen.

Wie die physikalischen Vorträge des streng mathematischen Gewandes sich entkleiden müssen, um einem gemischten Hörerkreis von Herren und Damen verständlich zu werden, so sollen es auch diese astronomischen. Eben so werden sie sich auch zur Veranschaulichung der Lehren und Gesetze der nöthigen Hülfsmittel bedienen (Apparate, Zeichnungen, Stern- und Mondkarten u. s. w.).

Noch viele falsche Ansichten kursiren in Bezug auf das Verhältniß unserer Erde gegen die übrige Sternenwelt, sowie in Bezug auf die andern Himmelskörper an sich und zu einander. Das Richtige in gemeinfaßlicher Sprache zu geben, sowie insbesondere die neueren Entdeckungen und Erweiterungen im Bereiche dieser schönen Wissenschaft mitzutheilen, beabsichtigt nun im kommenden Winter Hr. Dr. Oppel, Lehrer am hiesigen Gymnasium.

Nicht nur des höchst interessanten Gegenstandes selbst wegen, wünschen wir ihm unter den Gebildeten Frankfurts eine rege Theilnahme, sondern auch in Rücksicht auf den edlen, wohlthätigen Zweck, den er damit verbindet. Der ganze Reinertrag der astronomischen Vorlesungen ist nämlich für den hiesigen, der Rettung und Erziehung verwahrloster Kinder sich widmenden Pestalozzi-Verein bestimmt, der in den wenigen Jahren seines Bestehens durch die Mithülfe mildthätiger Beförderer des Guten schon so segensreicher Erfolge sich zu erfreuen hat, wie dieß aus den Jahresberichten derselben hervorgeht.

Deßwegen glauben wir aufmerksam machen zu müssen, daß Menschenfreunden hier die Gelegenheit geboten ist, die Unterstützung eines edlen Unternehmens und die Belehrung des Geistes und Erhebung des Gemüthes auf seltene Weise mit einander zu vereinigen.

Der ungemein billige Preis für den ganzen Winterkursus von 20 Vorlesungen beträgt nur $3^1/_2$ Gulden. Bei Familienkarten für 2, 3 oder mehr Personen tritt verhältnißmäßige Minderung des Preises ein. Auch werden Karten für einzelne Abende zu 24 Kreuzer verabfolgt.

Das Lokal für die Vorlesungen ist in dem bequem eingerichteten Hörsaale des physikalischen Vereins (im Senckenbergischen naturhistorischen Museum); die Zeit: jeden Freitag Abend von 7—8 Uhr. Der Beginn der Vorlesungen wird öffentlich bekannt gemacht werden.

Listen zur Unterzeichnung liegen offen bei den Vorstandsmitgliedern des Pestalozzi-Vereins, den Herren Assessor Dr. Beer, Pfr. Deichler, Dr. Jeanrenaud, Oberlehrer Jekel, Ed. Lejeune, Lehrer Mardner, Dr. Matti, Prof. Scholl, G. A. Zipf, sowie in der Hermann'schen Buchhandlung und bei Hrn. Dr. Oppel selbst.

Den Himmel über uns in seinem wunderbaren Bau, in seiner Pracht und Majestät, in seiner erhabenen Ruhe und seiner rastlosen Bewegung lernen wir kennen und bewundern — und beugen uns in Demuth vor dem Allmächtigen, der „den Ocean der Welten" schuf und aus dessen Hand auch der „Tropfen am Eimer, die Erde, rann!"

Den Himmel um uns, den Himmel auf Erden, helfen wir fördern und bauen, indem wir beitragen zur Menschenglückseligkeit, die in Frömmigkeit und Tugend besteht, und deren auch das geringste der Menschenkinder, die ja alle Gottes Kinder sind, theilhaftig werden sollte.

Den Himmel in uns haben wir in dem reinen, beseligenden Bewußtseyn, nach Kräften und ohne Selbstsucht mitzuwirken zur leiblichen und geistigen Wohlfahrt der Mitmenschen — und zu dem Bau der Ewigkeiten auch ein Sandkorn anzureihen.

E.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

In den Ton der Gesellschaft stimmen, in der wir uns eben befinden, heißt die Sprache des Landes sprechen, das wir bewohnen. In einem Narrenhause Vernunft predigen wollen, wäre das Uebermaß der Narrheit.

— Wer in der Gesellschaft Anderer zu schweigen weiß, erfährt ihre Geheimnisse; wer redselig, gibt seine eigenen, oft nicht: ohne Reue, zum Besten.

— Der Mann erinnert sich mehr mit den Kopfe, das Weib mehr mit dem Herzen.

— Die drei der gefährlichsten Feindinnen der Ehe sind: die Eifersucht, die Gleichgültigkeit und die Langweile

— Der Reichthum der Liebe hängt von ihrem Aufwande ab.

— Wie die Natur den Blumen, so gibt die Phantasie der Liebe ihren wunderbaren Farbenschmelz, ohne den sie das Herz kalt lassen würde. Man beraube die Liebe des geheimnißvollen Schleiers, der sie umhüllt, entferne alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich, wirklich oder eingebildet, der Nähe und Vereinigung zweier Wesen entgegenstellen, und sie wird zu einer ganz spießbürgerlichen Erscheinung, die aller Reize entbehrt und vor der sich die Dichtung schaudernd entsetzt, weil sie ihr Ideal vernichtet und ihr keinen Ausweg zu einer Täuschung mehr übrig läßt. Neben jeder abgeschiedenen Täuschung im Herzen aber ist die Grabstätte irgend eines Glückes.

— Das Zartgefühl ist der sicherste Wächter im Paradiese der Liebe. Man verabschiede ihn: und augenblicklich wird die Gemeinheit kommen und die herrlichsten Blüthen darin vernichten.

— Aufmerksamkeit ist der Vorposten der Liebe; Tändelei die Vorrückung des leichten Geschützes.

Um bei einem Gemälde über Stellung, Richtigkeit der Verhältnisse und Wahrheit des Colorits urtheilen zu können, müssen wir die dargestellte Gruppe der Gegenstände in unserer Vorstellung gleichsam neu schaffen und sie in der Beleuchtung sehen, welche der Künstler gewählt. Dasselbe Verfahren erfordert auch die richtige Auffassung und Würdigung fremder Handlungen. Wir wählen zur Beurtheilung Anderer meist immer einen falschen Standpunkt: von ihrem Gesichtspunkte aus, und nicht von dem unsrigen müssen wir unsere Urtheile fällen, wofern wir gerecht zu seyn wünschen.

Wer alle menschlichen Begebenheiten und Charaktere richtig beurtheilen wollte, müßte das ganze Gebiet der Erfahrungen durchlaufen — sich in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens selbst befunden haben. Da dieß aber bei Niemanden der Fall, so kann man in den meisten Urtheilen der Menschen über Menschen unmöglich etwas Anderes als Irrthum, Lieblosigkeit und Härte sehen.

— Man kann dem Menschen nie tiefer in's Herz sehen, als wenn er über einen Feind urtheilt.

— Jedes Unglück, — selbst das verdiente — ist so etwas Heiliges, daß Niemand darüber spötteln oder dabei gleichgültig bleiben kann, ohne sich der Verachtung der Edelsten preiszugeben.

— Als Circe die Griechen in Schweine verwandelt, bot ihnen Ulysses umsonst an, sie wieder zu Menschen zu machen

Digitized by Google

Trauriges Bild eines durch lange Knechtschaft erniedrigten Volkes, dem ein Philosoph die Rückkehr zur Freiheit predigt!

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Im August d. J. starb in Rom der Bildhauer Werner Henschel aus Cassel im 67. Jahre, bekannt durch die Bonifazius-Statue in Fulda, die Brunnengruppe in Charlottenhof und andere treffliche Arbeiten. Die Werke Henschel's geben Zeugniß von seinem edlen, kindlichen, reinen Geiste. Durch den Kunstsinn des Königs von Preußen mit Arbeiten in Rom beauftragt, verließ er Cassel, wo man seine Bedeutung als Künstler nicht genug zu schätzen wußte.

Literatur.

Blüthen und Früchte aus Goethe's Dichtergarten. Frankfurt am Main. Verlag von K. Th. Völcker (H. Zimmer'sche Buchhandlung.)

Diese Sammlung der kernhaftesten und für unsere Zeit beherzigenswerthesten Gedankenblitze des großen Dichters empfiehlt sich eben so sehr durch ihre compendiöse Kürze wie durch ihre geschmackvolle Auswahl. Mag man über solche Blumenlesen aus den Werken bedeutender Männer immerhin lächeln; Goethe selbst wußte sie in ihrem wahren Werthe anzuerkennen. „Was man auch", sagt er selbst in Dichtung und Wahrheit 3. Theil 11. Buch, „gegen solche Sammlungen sagen kann, welche Autoren zerstückt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk (Blumenlese aus Shakespeare) bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Einzelnheiten, die große Sprache, die treffenden Schilderungen ꝛc., Alles traf mich einzeln und gewaltig." In diesen Worten hat Goethe selbst obiges Werkchen auf's beste empfohlen.

Korrespondenz.

Dresden, 29. September.

Von Alexander Wilhelmi, dem Bruder der berühmten Schauspielerin, wurde vor wenig Tagen ein Original-Lustspiel: „Er muß heirathen!" auf dem Hoftheater gegeben, das unter der Darstellung der Damen Berg und Wilhelmi und der Gebrüder Emil und Eduard Devrient einen überaus glänzenden Erfolg hatte und das sicher die Runde über die deutschen Bühnen machen wird. Auch der Dichter wurde von dem besetzten Hause hervorgerufen, was bei einem 1aktigen Lustspiele eigentlich ein ganz seltener Fall ist. Ein Lustspiel in 3 Akten: „Alle sind Egoisten", von demselben Verfasser, wird nächstens zur Aufführung gelangen. Dem Vernehmen steht unserer Bühne ein großer Verlust bevor, indem Frau Bayer-Bürck, bekanntlich eine Künstlerin ersten Ranges, nach Wien berufen worden seyn soll. Hoffen wir indeß, daß die Direktion Alles thun wird, diese Zierde dem Dresdener Theater zu erhalten. Wer diese Dame je als Marie Stuart, Donna Diana, Lorle, Eulalia Müller, Liesli (in Gutzkow's Volkstrauerspiele) und ähnlichen Rollen gesehen, dem werden diese Darstellungen unauslöschlich im Gedächtniß bleiben. — Das große Ballet: „Das hübsche Mädchen von Gent", von Fräul. Lucile Grahn selbst in Scene gesetzt, wird im Laufe der nächsten Woche zum ersten Male gegeben werden. Im December und Januar gastirt Fräul. Grahn in Weimar, Darmstadt, Frankfurt am Main und Cassel, und Sie werden demnach selbst Gelegenheit haben, den leichtbeschwingten Gast, der es in der Kunst der körperlichen Beredtsamkeit bis zu einer außerordentlichen Höhe gebracht, zu sehen und zu bewundern. — Dr. Scheve, Privatdocent an der Heidelberger Universität, hat einen Cyclus Vorlesungen über Phrenologie begonnen, deren erste gestern ein sehr zahlreiches Publikum versammelt hatte, das mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vortrage folgte. — Für morgen ist Dingelstedt's Tragödie: „Das Haus Barneveldt", zur Aufführung angesetzt.

Aus Thüringen, 4. October.

In einem unweit Gotha belegenen Dorfe trug sich in diesen Tagen ein Unfall zu, der von neuem zeigt, wie bei der Behandlung von Schießgewehren die größte Vorsicht nothwendig ist. Der Schultheiß jenes Dorfes, von der Jagd nach Hause kommend, hob einen von ihm geschossenen Hasen in die Höhe, um denselben von einem anwesenden Bekannten prüfen zu lassen. Der dabei stehende Hund des Schultheißen sprang nach dem Hasen empor und berührte im Sprunge den Abzug des noch geladenen Gewehrs, welches der Schultheiß neben sich gestellt hatte, die Mündung unterm Arme haltend. Durch jene Berührung entladete sich der Schuß, ging durch den Arm und blieb tief im Kopfe des Unglücklichen stecken. Nach einer Viertelstunde starb der Getroffene unter fürchterlichen Schmerzen. — Am 27. v. M. wurde zu Erfurt im Stadtgraben der Leichnam des Obristlieutenants a. D. von Schele in voller Uniform mit Federhut und Degen gefunden. Ueber die Ursache des Selbstmordes verlautet nichts Näheres, doch soll der Verstorbene öfters Spuren von Geistesabwesenheit gezeigt haben. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie, doch kein Vermögen.

Darmstadt, 6. October.

In der Voraussetzung, daß unser Theater als höhere Kunstanstalt bei Ihnen die Anerkennung findet, welche sie zu verdienen scheint, will ich nicht unterlassen, Sie hierdurch zu benachrichtigen, daß die Wintersaison bereits am 8. Sept. begonnen hat, und daß bis jetzt dreizehn Vorstellungen, meist vorzügliche Stücke, als Opern und Schauspiele, unter letzteren mehrere interessante neue, z. B. „Deborah", gegeben worden sind. Bei Darstellung der Titelrolle lernten wir eine anziehende neue Persönlichkeit, Fräul. Francke, kennen, welche mit vielem Glücke zum ersten Male debütirte. Noch mehrere neue Engagements haben stattgefunden, und wir haben Ursache, mit der getroffenen Wahl im Ganzen zufrieden zu seyn. Die Oper hat durch die Damen Schneider und Lachenwitz einen bemerkenswerthen Zugang erhalten, wie auch das Schauspiel durch die Herren Knorr und Schuur, und durch die Damen Stromeyer und Grisler bedeutend gewonnen hat. Für das Ballet ist Fräul. Ost, eine vorzügliche Solotänzerin, engagirt worden. Am 1. Oct sahen wir, außer der „Königin von sechzehn Jahren" auch die „Probe-Rollen", musikalischer Scherz von L. Schneider, in welchen die Pauline von Fräul. Lachenwitz ausgezeichnet schön gegeben wurde. Am Schlusse ward sie mit stürmischem Beifalle hervorgerufen; eine Auszeichnung, womit unser Publikum ziemlich karg zu seyn pflegt. Als Zaida in „Dom Sebastian" und als Adalgisa in der „Norma" hat auch Fräul. Schneider, früher am Theater zu Pesth, sich dem Publikum vortheilhaft empfohlen. Mit Interesse sehen wir dem weiteren Verlauf der Saison entgegen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Oct. Der Taubstumme, oder: Der Abbe de l'Epee, historisches Drama in 5 Abth. von Kotzebue, bearbeitet nach dem Französischen des Bouilly. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix.

Mittwoch, 9. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., Musik von Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 241. Mittwoch, den 9. October 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Hermann war in der Universitätsstadt G. angekommen. Seine düstere Stimmung wurde durch die ersten Eindrücke nicht gehoben, die ihn hier empfiengen.

Sein Drang nach wissenschaftlicher Bildung hatte schon frühzeitig den Wunsch in ihm geweckt, einen akademischen Curs zu machen. Seine früheren Verhältnisse hatten diesen Wunsch in den Hintergrund treten lassen, die jüngsten ihn in verstärktem Maße wieder hervorgerufen, da er in der Wissenschaft das edelste Gegengewicht gegen seine peinlichen Lebenserinnerungen suchte. Und wo sollte er die Wissenschaft reicher und würdiger vertreten finden, als durch ihre akademischen Priester und Jünger? In ihm lebte noch das schöne Bild der „Akademie", das einst seine sehnsüchtige Phantasie entworfen hatte, als er noch das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte und die Freiheit, die Genialität, der ganze bizarre Reichthum des Burschenlebens als eine lockende Fernsicht vor ihm lag. Mit dem Bilde der modernen Akademie hatte sich das der antiken, mit welchem ihn seine Gymnasialstudien bekannt gemacht hatten, verschönernd gemischt, und der Wille seines Vaters, der früh angetretene prosaische Beruf den blauen Duft der unerreichbaren Ferne hinzugefügt. Er hatte eingefrorene Philister kennen gelernt, welche in der Gesellschaft von „Universitätsfreunden" durch die Wärme der akademischen Erinnerungen wieder zu lebendigen, ja poetischen Menschen aufthauten. In den Ferien waren Studenten aus seiner Vaterstadt, mitunter seine Freunde von den Schulbänken her, als Zeugen der akademischen Gegenwart zu ihm getreten und hatten ihm schon in ihren Personen — waffengeübten Heroen, weltvernichtenden und welterbauenden Metaphysikern, zitherschlagenden Minnesängern — die bunte Zauberlaterne jener humoristischen Welt aufgethan.

Absichtlich hatte er jetzt zu seinem nächsten Aufenthalte eine kleinere Universitätsstadt gewählt, die nur dieses war, nicht zugleich Residenz, wie Berlin, oder Handelsstadt, wie Leipzig. Der Ort kündigte sich in einiger Entfernung recht stattlich an, viele neue Häuser in seinen äußeren Theilen boten sich dem Blicke des Ankommenden dar, und als besondere Empfehlung die schönen, hochragenden Bauten der Universität, der Bibliothek, der Sternwarte. Aber innerhalb dieses Venusgürtels — welche Baracken, welche Düfte und Töne! Aus dem ersten Gasthofe der Stadt, in welchem er einkehrte, schallte ihm unharmonisches Gelärm und Gelächter entgegen, in welchem sich besonders die Rufe „Fuchs! Kameel! Einen Schoppen vor! Flotter Besen!" und noch stärkere halborganische Articulationen begeisterter Jünglingsstimmen vernehmlich machten.

Hermann wich unwillkürlich vor der Thüre zurück und fragte den Oberkellner nach dem Speisesaale. Dieser verstand sein Zaudern und lud ihn lächelnd ein, nur ungeniert näher zu treten. Die lauten Musensöhne, sagte er, hielten hier nur ihren Vormittagstrunk und würden sich entfernen, sobald das Mittagessen serviert würde. Hermann trat mit innerem Widerwillen, doch nicht ohne Neugierde, in den niedren, winkeligen Saal.

An dem einen Ende der langen Mittagstafel saßen die „fidelen Häuser", halb von dem Rauche eines nicht aus der Havanna stammenden Brandopfers verschleiert, vor ihnen doppelte Batterien theils geleerter, theils noch halbgefüllter kleiner Weinflaschen.

Hermann suchte sich einen Platz, von welchem er sie unbemerkt beobachten wollte. Ihre Unterhaltung gewann das Interesse einer Monstrosität für ihn, immer noch weniger durch die rücksichtslose Rohheit der Geberden und der überlauten Stimmen, als durch ihre absolute Inhaltlosigkeit. Nur Einer unter ihnen, ein bildhübscher, vom Weingenusse angeglühter, aber nicht überwältigter Mensch, warf bisweilen einen wirklichen Witz, einen funkelnden Gedankenblitz in die trübe Leere des Gesprächs. Aber seine Genossen, die bei den albernsten und hausbackensten Stichwörtern laut auflachten, achteten gar nicht auf diese einzelnen Aeußerungen, weder durch sie ergötzt, noch verletzt. Sie schienen den feineren Hohn gar nicht zu verstehn, der sie darinn traf, oder die unverkennbare Offenheit und Gutmüthigkeit, die in den Zügen des Spottenden lag, benahm seinen Worten den Stachel. Indessen zeigte sich Hermann bald auch noch die Feigheit der Angegriffenen als Grund für dies geduldige Hinnehmen.

Er hatte einige Minuten lang seine Aufmerksamkeit der lärmenden Gesellschaft ab und den allmälig eintretenden Mittagsgästen zugewendet. Diese gehörten offenbar verschiedenen Gesellschaftsklassen, einige nach Alter und Tracht ebenfalls dem Studentenstande, aber nach ihrem ganzen Gepräge nicht zu jener wüsten Klasse. Einer derselben grüßte, wie Hermann bemerkte, beim Eintritte nach jenem Studenten hinüber, den wir sogleich bei seinem Namen Arthur nennen wollen, folgte aber dessen winkendem Gegengruße nicht, sondern nahm einen isolierten Platz am Tische ein. Hermann setzte sich neben ihn und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Auf seine Frage nach Arthur antwortete sein Nachbar freundlich: „Auch Ihnen fällt diese Perle auf dem Miste auf. Mich soll es wundern, wenn die Probe noch länger dauert — geben Sie Acht, eben geht sie zu Ende!"

Hermann folgte seinem Blicke. Die Trinker waren aufgestanden, um ihren nach Wein und Tabak duftenden Platz den solideren Essern einzuräumen, und wollten Arthur mitfortziehen. Dieser aber wandte sich mit unzweideutigem Ekel von ihnen ab und sagte laut vor sich hin: „In Sinnenlust so sinnlos leben!" Doch war Vers und Mimik den jungen Athenern noch nicht deutlich genug, sie drangen weiter in ihn, Einer derselben rief ihm mit faunischem Lächeln einen Frauennamen zu, wie um ihn

Digitized by Google

zu locken. Er sagte höhnisch: „Glück auf den Weg zu eurer Circe! Ihr Auserkorenen spart ihr die Mühe, euch erst noch zu verwandeln.“ Diese homerische Reminiscenz war schon deutlicher, aber der Muth der Getroffenen brachte sie nur zu der überflüssigen, die beabsichtigte Drohung nur matt andeutenden Frage: „Was meinst du damit?“ „Ich kenne euern Heldenmuth — erwiederte er verächtlich — und will ihn nicht durch einen näheren Commentar meiner Worte auf die Probe stellen. Genug, ich habe versucht, mit euch zu leben und passe nicht in euern — Zodiakus. Ihr versteht ja wohl noch genug Griechisch, daß ich mich nicht deutscher auszudrücken brauche.“ Wider Hermanns Erwartung begnügte sich der Thierkreis mit seinem griechischen Namen und bewegte sich mit scheuem Murren zur Thüre hinaus.

Arthur setzte sich schweigend neben Hermanns Nachbar, der erbitterte Hohn in seinen Zügen wich schnell wieder dem alten Ausdrucke der Gutmüthigkeit, aber er sah traurig vor sich hin. „Wenn Zureden bei dir bekanntlich nicht fruchtlos wäre — sagte sein Nachbar zu ihm —, so hätte ich dir längst vorausgesagt, welche Befriedigung du bei den Selbstmördern finden werdest.“ „Wie konnte ich — fuhr Arthur auf — voraussetzen, daß Menschen ihr Leben gegen das bloße leere Nichts aufs Spiel setzen? Und diese Menschen — setzte er, fast weinend vor Aufregung, hinzu — werden durch die Connerionen ihrer Eltern und durch die scheusliche Sympathie unserer Politik einst zu den wichtigsten, einflußreichsten Stellen im Staate berufen werden. Das arme, arme Volk!“

Hermann gab sich seinen Nachbarn als angehenden akademischen Genossen zu erkennen. Sie äußerten ihm ihre Verwunderung, zugleich aber auch ihr Wohlgefallen und ein achtungsvolles Zutrauen. Aus Arthurs Selbstbekenntnissen und aus den Aeußerungen seines Gefährten wurde ihm bald Folgendes bekannt.

Arthur war auf der ganzen Universität als excentrischer Sanguiniker bekannt, der mit unersättlichem Lebensdurste in allen Schichten der Gesellschaft umherschwärmte und sich den Spitznamen des „Irrlichts“ verdient hatte, aber mitunter auch dadurch rechtfertigte, daß er in Sümpfe gerieth, indessen nur in flüchtiger Episode. Ein solcher Sumpf war es, aus welchem er sich so eben selbst am Schopfe herausgezogen hatte; seine wahren Freunde hatten dieß vorausgesehen und ihn seiner Natur gemäß — wie ein Nachbar vorhin angedeutet hatte — seiner Selbhülfe überlassen.

In einer Periode, in welcher ihn seine in allen Kreisen der Gesellschaft gefundenen Donjuansabentheuer in den höheren discreditiert hatten, war er in jenen Klubb gerathen, der den begüterten und rücksichtslosen Lebemann als willkommenen Zuwachs zu erwerben suchte. Die Söhne vornehmer und reicher Eltern, welche den Klubb bildeten, leerten den Becher des Sinnengenusses bis auf die Hefe mit so cynischem Selbstbewußtsein, daß sie den ihnen zugetheilten Schimpfnamen des „Selbstmörderbundes“ willig annahmen. Arthur war leichtsinnig und, noch mehr, neugierig genug, sich einige Tage lang ihrem Sybaritenleben anzuschließen, bis er sich überzeugt hatte, wie diesem wüsten Kometendunste jeder Lichtkern fehle. Vergebens hatte er unter diesen Menschen namentlich persönlichen Muth gesucht, eine Eigenschaft, die er in hohem Grade selbst besaß und an andern schätzte. Den physisch und moralisch Entnervten mangelte sowohl die Spannkraft des Muthes, als das Bewußtsein irgend eines Besitzes, welcher der Vertheidigung und des Wagnisses würdig wäre. Dagegen galten sie für heimtückisch, und eben jetzt wurde Arthur von seinem Freunde vor ihrer feigen Rachsucht verwarnt. Er sagte lachend: „sie mögen mir kommen, sie alle zusammen bilden noch nicht Einen ganzen Mann.“

Arthurs Muth und ritterliches Wesen hatten ihm bei den Studenten noch einen zweiten und ehrenvolleren Spitznamen verschafft. Sie nannten ihn „den Beschützer“, weil er mit Wort und That überall einschritt, wo das rohe Recht der Stärke oder irgend ein anderes Unrecht geübt wurde. Seine Großmuth wurde dabei oft getäuscht; er besaß weder Geduld, noch Geschick, bedächtig Recht und Werth der Beschützten zu prüfen. Es war begreiflich, daß er Feinde, wie Freunde in Menge erwarb, und durch seine Mißgriffe oft auch den Spott der Letzteren; aber die Meisten schätzten seinen guten Willen und seinen entschlossenen Muth, auch wo sie seine Abenteuer an sich mißbilligten.

Hermann lernte bald Arthur durch persönliche Erfahrungen näher kennen. Von dem heutigen Tage an hatte sich dieser mit einer Zuneigung an ihn geschlossen, die in seinem enthusiastischen Gemüthe bald zur hingebenden Anhänglichkeit an den älteren Freund erwuchs, je mehr er dessen reinen und festen Sinn achten lernte. Bald wurde er Hermann auch zu besonderem Danke verpflichtet, da ihn die vorausgesagte Rachsucht der „Selbstmörder“ in Lebensgefahr brachte. Diese hatten ihn eines Abends in corpore mit Stöcken und Messern angefallen, und schon blutete er trotz seiner tapferen Gegenwehr aus einer Kopfwunde, als ihm Hermann zu Hülfe kam und, anfangs nur mit einer Reitpeitsche, darauf noch mit der Waffe eines zu Boden geworfenen Gegners versehen, die Banditen in die Flucht schlagen half. Arthur war glücklicherweise nur leicht verwundet, doch hatte auch Hermann eine leichte Verletzung davon getragen. Arthur mischte in exaltierter Stimmung noch auf dem Kampfplatze sein Blut mit dem seines Erretters und rief aus: „Nun, auf du und du für immer! Unser Bruderbund ist durch das Blut geweiht, das du für mich vergossen hast.“

Es kam auch in der Folge noch öfters vor, daß Hermann den unbesonnenen „Beschützer“ vor den Folgen der Handlungen beschützte, welchen seine Warnungen nicht vorzubeugen vermocht hatten. Die Besorgniß, Hermann, seinen offenkundigen besten Freund, durch seine Streiche mit zu compromittiren und selbst in Gefahr zu bringen, trug Viel dazu bei, Arthur endlich mehr Selbstbeherrschung über seinen Drang nach grellem Wechsel und heftigen Aufregungen zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellins.)

(Fortsetzung.)

Wie schon erwähnt, drehet sich die Donau, aufgehalten durch das syrmische Gebirge, die Fruska Gora, *) von Vukovar an, in großen Bogen wieder dem Osten zu. Die beiderseitigen Ufer tragen nun von da an ganz den Charakter, der aus diesem Verhältnisse entspringt. Von Vukovar an bis Slankam..., auf eine Länge von 24 Stunden, wühlt sich die Donau längs dem auf ihrer rechten Seite hinziehenden Gebirge in ohnmächtigem Grimme fort, unaufhörlich die Ufer anfägend und unterspülend, so daß diese tausendjährigen unausgesetzten Einwirkungen des Wassers den Absturz der vorspringenden Gebirgskette bewirkt hat, und deren Wände allerseits jäh gegen den Fluß abfallen und ihre oft noch ganz junge Vegetation von noch ganz kürzlich vorgekommenen Abrutschungen zeugt. Ist durch diesen mächtigen Gebirgsdamm Syrmien vor der Wuth eines ungezügelten Flusses geschützt, so ist das auf dem linken Ufer ausgebreitete flache und tief liegende Bacser (spr. Baatsch) Comitat dagegen doppelt übel daran, da sich das ergrimmte Wasser bei seinem Steigen mit der ganzen Masse über diese Gegenden verheerend ausbreitet und b...

*) Mons almus der Römer.

Digitized by Google

seinem Zurücktreten blühende Landstrecken als Sümpfe verläßt. Das linke Ufer trägt daher auch ganz das Gepräge dieser Erscheinung, und dichtbewachsene Inseln und Gestade versagen hier dem Auge das tiefere Eindringen in die rückwärts gelegene Landschaft. Es ist daher auch ausschließlich das rechte Ufer, das durch seine Schönheit unser Auge fesselt.

Die Hügelkette, auf deren äußerstem Punkte Vukovar liegt, nimmt rasch an Umfang und Höhe zu, je weiter wir den Strom hinabschiffen. An dem Fuße derselben ziehen Dörfchen an Dörfchen rasch vor unseren Augen vorbei, deren spitze Kirchthürme und die niederen, wie die Lager-Zeilen aufgestellten, hellen schilfbedeckten Häuschen traulich hinter Wäldchen von Zwetschen-, Nuß-, Kastanien und Maulbeerbäumen hervorsehen. An dem Ueberfahrtsorte Sottin vorbei, trägt uns der Dampfer gegen Opatovacz, einem am Ende des großen Strombogens gelegenen Orte. Von hier aus tritt uns aus weiter Ferne in schönen Formen eine blaue Gebirgswand vor Augen: es ist das Peterwardeiner Gebirge. Unbeschreiblich schön ist das Panorama, das sich unseren Augen hier öffnet, während es uns immer näher und näher dem Herzen desselben entgegen ziehet. Amphitheatralisch erheben sich freundliche Weinberge, die zum Theil noch dem leckeren Römer ihren Ursprung verdanken mögen, über diesen Kastanien-Waldungen, und die Rücken der Berge zieren hochstämmige schattige Eichen- und Buchenwaldungen, während am Fuße der Hügel die spiegelglatte Donau still an lockenden Gärten hingleitet oder leise durch Weiden- und Erlengebüsche rauscht. Hinter einer Flußkrümmung treten auf einmal die düsteren, mit Zinnen versehenen langen Mauern und runden Thürme eines alten Schlosses gegen den Hintergrund hervor; und kurz nachdem wir an dem romantisch gelegenen, noch zur Vukovarer Herrschaft gehörigen Sarengrad vorbeigefahren sind, auch der freundlich an die Ruinen sich anlehnende Ort Illok. Das einen Augenblick rastende Dampfschiff gestattet uns einige längere Blicke auf die schöne Umgebung, die nach allen Seiten hin anmuthiger wird; rechts die schönen Hügel mit Reben geschmückt, links die reiche Ebene mit den großen Dörfern Alt- und Neu-Palanka, Begets und Futak. Die Herrschaft Illok gehörte der reichen Familie Odeskalki und umfaßt beinahe den dritten Theil Syriniens.

Weiterhin trägt uns das Schiff an dem idyllisch gelegenen Dörfchen Nestung vorüber, dessen katholische und griechische Kirchen sich in den Fluthen der Donau spiegeln, und von deren Thürmen im Vorbeifahren uns harmonisches Geläute begrüßte. Wir eilen an Szuzek, Bonostar und Cserevics vorbei und befinden uns allmälig in der Mitte des Panorama's, das wir von Opatovacz aus noch in seinen unbestimmten Umrissen bewunderten. Hinter uns verschwinden die schönen Hügel, welche wir passirt; vor uns schließen die ernsten Formen des auf mächtigen Felsen thronenden, keilförmig gegen Norden hervortretenden Peterwardeins, die schon dem unbewaffneten Auge unterscheidbar sind, gegen Osten den Halbzirkel. Links breitet sich noch immer endlos die reiche Fläche Unterungarns aus, aus der Futak und in einiger Entfernung die vielen Thürme Neusatz's hervortauchen. Am rechten Ufer hin wechseln Landhäuser, Klöster, Edelsitze, Gärten, in bunter Reihe sich drängend, ab. Natur und Kunst haben hier ein kleines Paradies geschaffen; überall zeugt uns der sorgfältig gepflegte Weinstock vom Fleiße des Menschen; die ganze vordere niedere Kette trägt die belohnenden Spuren harter Arbeit und das Gepräge einer ungemeinen Kraft der Vegetation. Die den schönen Bergformen sich freundlich anschmiegenden Weinberge sind mit Obstbäumen übersäet. Pfirsich-, Zwetschen-, Aprikosen-, Kirschen-, Aepfel-, Birnbäume ꝛc. prangen entweder noch in lieblich duftender Blüthe, oder zeigen schon Spuren zahlreich keimender Früchte. Die rundlichen farbigen Kürbisse, Zucker und Wassermelonen lachen uns schon aus Garten und Flur allenthalben entgegen. Aus jeder Ritze, jeglicher Schlucht, von jedem der Natur überlassenen Plätzchen, wuchern Hecken und Gesträuche üppig hervor, in dichten wilden Geflechten baumhoch aufschießend, lockend mit farbigen Beeren und duftenden Blüthen prangend, Schwärme zwitschernder und jubelnder Vögel zur reich besetzten Tafel ladend. Alle Arten von Schlingpflanzen bilden um Baum und Busch malerische Draperien zu allen Höhen emporsteigend, Alles umspinnend und überrankend; die wilde Rebe, Immergrün, Akazien, Epheu und der Flaschenkürbis schlingen sich zu dornigten, verworrenen Netzen. Aus schattigten Baumgruppen sehen freundliche zerstreute Weinbergs- und Gartenhäuschen neugierig auf die Gegend herab; auf den Gipfeln der Hügel stehen verlassen, ein Opfer der Elemente, einsame Kapellen.

Kurz oberhalb Peterwardein liegt der der Familie Martzibanyi angehörige parkartige Garten von Kammnitz, der weithin wegen seiner Schönheit berühmt ist und von dem Flusse aus mit seinen malerisch sich den Berg hinaufziehenden Pavillons, Kiosks, Moscheen, Cypressen-, Pappeln-Gruppen ꝛc. einen herrlichen Anblick gewährt. Doch mit größerem Interesse wird das Auge durch den Anblick des sich stolz vor uns aufthürmenden Peterwardein*) gefesselt, dem wir uns nunmehr rauschend nähern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Eine Erscheinung, die in der letzten Zeit von den englischen Agricultur-Zeitungen vielfach besprochen wird, beginnt auch in Düsseldorf die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, nämlich die schädliche Einwirkung des Brenngases auf das vegetabilische Leben. In den Umgebungen Londons hat man schon seit längerer Zeit die Bemerkung gemacht, daß in der Nähe von unterirdischen Gasröhren alle Pflanzungen zuerst kränkeln, bald aber gänzlich absterben. In Düsseldorf bestätigt sich diese Beobachtung; so sind es namentlich Baumpflanzungen, die zweifelsohne in den letzten Jahren nur dadurch so bedeutend gelitten haben. Die Allee-Straße ist damit nicht gemeint; hier sind es wohl andere, einfachere Gründe, die das Kranken der Bäume verursachen. Aber eine ganze Reihe Eschen und Vogelbeeren auf dem „Steinwege", die in diesem Frühjahre entweder ganz ausgeblieben oder doch bald vertrocknet sind; mehr noch einige im vorigen Jahre üppige, jetzt abgestorbene Linden auf der Kaiserstraße liefern den Beweis, daß die Beobachtung richtig ist. Hier ist nicht der Ort, auf Ursache, Wirkung und Verhütung dieses Uebelstandes einzugehen; doch ist die Sache wohl wichtig genug, daß auf die Erscheinung hier aufmerksam gemacht und so vielleicht zur Bekanntwerdung anderweitiger Beobachtungen Veranlassung gegeben werde.

Den meisten unserer deutschen Zeitgenossen, die sich an Neubeck's trefflichen Herametern: Die Gesundbrunnen in ihrer Jugend erfreuten, wird es unbekannt seyn, daß der Verfasser durch drei Generationen lebte und erst vor Kurzem, in dem anmuthigen Bade Altwasser, nahe bei Salzbrunn, das ihm so theuer war, in dem hohen Alter von 86 Jahren als königl. Hofrath gestorben ist. Sein klassisches Gedicht sichert ihm für alle Zeiten einen Platz in der deutschen Literatur; wir besitzen kein zweites Lehrgedicht, in dem durchsichtige Anmuth der Form sich mit gleicher Tiefe der Naturanschauung verknüpft.

*) Wahrscheinlich auf dem Substructionum des römischen Acamincum erbaut. — Ungarisch: Petervar (Petersburg).

Digitized by Google

An die Helden und die Feigen.

Ein kleines Völkchen hat sich aufgerafft;
Zu kämpfen gilt es um ein Stückchen Land
Und um die Ehre blank und unbefleckt
Und um die Freiheit und das Vaterland.
Ja, kämpft den guten Kampf! Gott schenk euch Sieg.
Doch auch besiegt, muß bleiben euch der Kranz.
Und ihr, Gefallne, die der Tod nur zwang,
Mit festen Schritten schreitet nur hinab,
Entgegen tönt euch dort der alte Gruß:
Spartaner sind's, die Wunden tragen sie,
Die blutenden, auf tapfrer treuer Brust;
Schlaft sanften Schlaf vereint, der Helden Schlaf. —
Und ihr, ohnmächt'ge Mächt'ge, die ihr feig
Vor Pödeldräun, der Schande, nicht erblaßt,
Die ihr unschlüssig, zweifelsbang, die schon
Gezückte Klinge schnödem Rost geweiht:
O, hat der Fluch des Dichters noch Gewalt —
Ihr fühlt ihn nicht, doch gell' er euch ins Ohr —:
So sey die Ehre ewig euch geraubt,
So sey der Kranz auf ewig euch verwelkt,
Die kahle Krone drücke nur das Haupt,
Euch sei're nicht Gesang, im Leben nicht
Und auch im Tode nicht, hinunter schleicht
Gemein gemeinen Schatten zugesellt!

M.

Korrespondenz.

Von der Hardt, 2. October.

Die schönen Tage von Arranjuez, wollte sagen des Wurst- oder Michelmarkts zu Dürkheim sind vorüber mit all ihrem Tanz, Sang und Klang, aber ohne gebracht zu haben, was Wirthe und Verkäufer wünschten. Die Zeiten sind nicht mehr, wo der Wurstmarkt der herbstliche Versammlungsplatz der Pfälzer dieß- und jenseits des Rheines war, wie Schwetzingen der pfingstliche, und wo sich Jung und Alt einer ungebundenen, doch immer harmlosen Fröhlichkeit hingaben. Die Zeiten sind beklemmend geworden; viele Freunde, die sich sonst hier von nah und fern zur herzlichen und gemüthlichen Unterhaltung, fern jeder Politik, trafen, sind in alle Welttheile zerstreut; die Noth und der jetzige Geldmangel, ohne Aussicht auf einen einträglichen Herbst, drücken schwer; ein aus dem Innern fröhlich hervortönendes und sonst in den Garküchen auf den Wiesen beim Brodeln der Wurstkessel oft gehörtes Hoch! ist zur Seltenheit geworden. Dazu kommt, daß die Eisenbahnen weitere und wohlfeilere Ausflüge zu jeder Zeit gestatten, Dürkheim aber an keiner liegt, und so finden sich denn die sonst zahlreich herbeigeströmten Mannheimer, Speyerer, Lauterer nur in geringer Anzahl ein. Welcher Unterschied zwischen dem Besuch noch im Jahre 1846, denn von denen in den dreißiger oder gar in den zwanziger Jahren, wollen wir gar nicht sprechen, wir sagen also welcher Unterschied zwischen dem Besuch 1846 und dem diesjährigen?! Damals z. B. war an der Tafel in dem schönen großen Saale des Hotels zu den vier Jahreszeiten ohne vorherige Bestellung kein Platz zu haben, die drei langen großen Tafeln waren vollständig besetzt, dieß Jahr kaum über die Hälfte, so einladend die bekannte gute Küche auch ist, und man weiß, daß in diesen Tagen Frau Anna Alles aufzubieten pflegt, ihre Gäste zufrieden zu stellen. Dasselbe Verhältniß fanden wir auch in den andern Gasthöfen und Restaurationen, wobei wenig Luxusweine getrunken wurden. — Auch die Zahl der anwesenden Soolbad- und Traubengäste hatten wir bedeutender erwartet. Freilich sind die Trauben noch immer nicht so einladend, wie 1846, doch zur Kur genügend reif und aus den bessern Lagen so gut wie die des Jahres 1848. Und so wäre denn immer noch Hoffnung da, einen, wenn auch hinter den Erwartungen, die man hatte, zurückbleibenden, doch in Qualität und Quantität ziemlich befriedigenden Herbst zu erhalten, wenn — das Regenwetter, das eine starke Fäulniß herbeiführt, aufhört und ein trockner warmer October, wie im Jahre 1831, den Trauben noch Zucker und Geist verleiht. Die meisten Kurgäste trafen wir in dem Hotel zu den vier Jahreszeiten, wenigere im Hardtgebirge, das sich indeß seit den letzten Jahren sehr empfehlungswerth gemacht hat, sowie die Restauration von Reitz eine sehr freundliche Bedienung gewährt. Unter den Gästen bei Hrn. Berger, vulgo bei der schönen Anna in den vier Jahreszeiten, fanden wir den kriegserfahrenen ehrwürdigen Grafen Pappenheim mit Familie nebst mehreren anderen sehr gebildeten Gästen aus München, Berlin, Braunschweig, Aachen u. s. w., die eine sehr gemüthliche Gesellschaft zusammen zu bilden und mit Frau Anna's Bedienung, Tisch und Trauben ganz zufrieden zu seyn schienen. Mögen sie Alle auch mit ihrer Kur zufrieden aus Dürkheim scheiden, auf daß in künftigen Jahren sich zur Badekur (die Soole ist der Kreuznacher gleich) wie zur Traubenkur eine größere Zahl in dem so schön gelegenen Dürkheim zusammenfindet und das Städtchen für die bedeutenden Auslagen, die es, allein zum Besten der Gäste, auf den Kurgarten, wie auf die Verschönerung der Limburg, verwendete, belohnt werde.

Musikalische Matinée im Hause Mozart.

Frankfurt.

Die von Hrn. C. A. André im Hause Mozart am 6. d. M. für den jungen Violinvirtuosen Aelr. Rancheraye veranstaltete Matinée musicale machte es diesem möglich, auch in hiesiger Stadt sein Talent, wie seine für sein jugendliches Alter schon so gereifte Geschicklichkeit vor einem sehr zahlreichen Publikum geltend zu machen. Ein Trio von Beethoven machte den Anfang der musikalischen Aufführung, wahrscheinlich gewählt wegen der zugleich erfolgten Ausstellung eines neuen Portraits von Beethoven (Seitenstück zu Mozart's Bild), gemalt von Nebel. Die Ausführung des Trios müssen wir eine sehr gelungene nennen. Hr. Henkel trug die Pianoforte-Partie in Verhinderung der hierfür bestimmten Dame, sowie Hr. Siedentopf die Violoncell-Partie vor. Wenn sich auch der junge R. bis zur Auffassung und Darstellung gereifter Künstler nicht emporschwingen konnte, so leuchtete doch aus dem Kindesgemüth schon der Funke hervor, der bei gehöriger Behandlung zur Flamme der Meisterschaft einst auflodern kann. Besonders sprach sich ungetheilter großer Beifall für den kleinen Künstler wiederholt aus bei dem Vortrage seiner beiden Solopiecen: Air varié und Trimolo von Beriot, in denen er für sein Alter wahrhaft Bedeutendes leistete. Wenn man einerseits die große Sicherheit und technische Fertigkeit seines Spieles anerkennen mußte, welche ihn die größten Schwierigkeiten leicht überwinden ließ, so fesselte er dagegen nicht minder durch den tiefgefühlten Ausdruck und die Empfindung seines Spieles. Da der junge Virtuose vor seiner Abreise wohl noch ein eigenes Konzert veranstalten dürfte, so halten wir es für Pflicht, die Kunstfreunde darauf aufmerksam zu machen. Freundlichst unterstützte den Genannten Hr. Schlösser auf dem Flügel — Fräul. Tietjens vom hiesigen Theater trug zwei Gesänge von Beethoven und Schumann vor. Ihre sonore, schöne Stimme, gehoben durch Natürlichkeit und Gefühl des Vortrags, fanden verdienten und lebhaften Beifall. Hr. Henkel accompagnirte die Sängerin mit vieler Feinheit. Eben so gefiel ein Duo für zwei Violoncell von Schubert, durch dessen eleganten und gesangvollen Vortrag Seitens der Herren Bockmühl und Siedentopf das Publikum sehr befriedigt ward.

†

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Oct. Der Freischütz, große Oper in 3 Abth., Musik von Weber.

Donnerstag, 10. Oct. Die Quälgeister, Lustspiel in 5 Abth., von H. Beck.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 242. Donnerstag, den 10. October 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Hermann stellte sich bisweilen selbst über die Dauer einer so heterogenen Verbindung zu Rede und verglich mit schwerem Herzen seine Nachsicht gegen die großen Schwächen eines befreundeten Mannes mit der Härte, die er gegen eine treue Frauenseele geübt hatte. Arthur zog ihn fortwährend an, theils als psychologische Studie und vielleicht gerade durch den Gegensatz zu ihm selbst, theils durch die Hoffnung, dessen gährende Natur von gefahrdrohendem Ueberschäumen zurückzuhalten.

In Arthurs Wesen lagen manche dem weiblichen verwandte Eigenschaften: Hingebung und wiederum Eigensinn; Mangel an Reflexion und an Grundsätzen, zu einigem Ersatz dafür ein feinerer Tastsinn, der freilich allen Einwirkungen magnetischer Kräfte ausgesetzt war und eben so willig, wie den höheren Thätigkeiten des Geistes und des Herzens, auch der Phantasie und der Sinnlichkeit zum Organe diente.

Vollends in der Liebe erkannte Arthur nicht Recht und Gesetz an, nur den gebietenden Schlag des Herzens und der verlangenden Pulse. Er zog besonders ihm verwandte Frauennaturen an; der beiderseitige Unbestand löste die schnell geschlossenen Verbindungen nicht minder schnell. Wenn man ihm seinen Wankelmuth vorwarf oder doch nach den Gründen seines Wechsels fragte, entgegnete er bald lachend, bald ernst: Die Liebe sei von dem allgemeinen Causalgesetze emancipiert und habe gar keine Gründe, weder für ihr Entstehn, noch für ihr Vergehn. Zeus habe schon zu Platons Zeit über den Bruch der Liebesschwüre gelacht, weil diese nie geleistet werden sollten. Die Untreue einer Geliebten versetzte ihn öfters in eine tief elegische Stimmung, die er aber jedesmal bald wieder durch das homöopathische Mittel der Vergeltung und einer neuen Liebe zu heilen wußte. „Mein Herz — sagte er — gleicht Prometheus Leber, immer aufs Neue verwundet, heilt es immer wieder und wächst nach." Gegen Hermann insbesondere verantwortete er sich: „Richte mich mit dir! Nach deinen eigenen Geständnissen hast du oft und leicht die einzelnen Menschen aufgegeben, die Menschheit nie. So zieht mich „„das ewig Weibliche"" an, und fesselt meine Treue, nur seinen Repräsentantinnen lasse ich freien Durchzug durch mein Herz, um in ihrer Mannigfaltigkeit den Reichthum des Ganzen desto umfassender aufzunehmen."

Hermann duldete seine Gesetzlosigkeit auf diesem Gebiete, ohne ihr theoretisch oder praktisch beizustimmen, nicht so aber auf andern Gebieten. Er trat ihm namentlich scharf entgegen, wenn er das Ideal der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen in einem Zustande suchte, worinn wunderbarer Weise Peripherie und Centrum dieses Kreises unterschiedslos zusammen fielen, indem das Individuum unbeschränkte Freiheit und demungeachtet das Ganze unbeschränktes Recht auf jedes Einzelwesen besäße. Arthur wollte auf dem rasierten Boden der alten „künstlichen Rechte das neue und zugleich urälteste Naturrecht" erbauen, nach welchem die Menschen aus innerer Nothwendigkeit einander liebten und beglückten — oder, lautete Hermanns ergänzender Gegensatz, aus äußerer Nothwendigkeit einander auffräßen, wenn nicht jenes, nach gewissen Proportionen geordnete, Gemisch von Recht und Unrecht zur Geltung käme, welches unsere bewährtesten Gesetzbücher ausmacht und nach dem Vorbilde der indischen Dreieinigkeit das wachsende Menschengeschlecht auf immer engerem Raume erhält, indem es nicht bloß den schaffenden, sondern auch den zerstörenden Kräften in Menschheit und Natur das Recht der Thätigkeit zuerkennt, abee auch das Maß dieses Rechtes vorschreibt.

Arthur hieng mit Vorliebe den socialistisch-communistischen Traumsystemen an. Sein natürliches Mitgefühl mit allen Schwachen und Leidenden machte ihn oft in krankhafter Ueberreizung zum Panegyriker des Elends an sich und zum Ankläger des Reichthums und des Genusses, während er seinen eigenen warmblütigen Antheil an letzteren vergaß. Einmal dem Strudel der Empfindung hingegeben, verlor er dann gewöhnlich alle bestimmteren Umrisse und Grenzlinien der wirklichen Welt aus den schwindelnden Augen, darunter denn auch die in dem ewigen Naturgesetze der Individualität begründete Grenzlinie des Eigenthums. Unter den Kirchenheiligen genoß deßhalb wenigstens einer seiner Verehrung: der h. Crispinus, der den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Die Meinungsverschiedenheit der beiden Freunde über diese Punkte führte später eine starke Collision herbei.

Hermann verweilte nur ein Halbjahr auf dieser Universität, ohne eben viel zu studieren. Desto angelegentlicher beobachtete er das Universitätsleben, aber freilich mit andern Augen, als mit denen er früher nach seinem fernher schillernden Reize geblickt hatte. Den Besuch der Vorlesungen gab er bald fast ganz auf, da er in den wenigsten die unersetzliche Kraft des lebendigen Wortes, und ihren Inhalt auf kürzerem oder bequemerem Wege in Büchern fand. Dieß hinderte ihn nicht, dem Institute der Universität den Vorzug in kleinem Raume vereinigter wissenschaftlicher Anstalten und lehrender und lernender Menschen zuzuerkennen. Nur befremdete ihn die geringe Lebendigkeit des wissenschaftlichen Gedankenaustausches, den er im Umgange, namentlich der Professoren unter einander, wahrnahm. Seine Altersstufe und Bildung, seine leichtere und feinere Handhabung der geselligen Sitte, endlich auch die reichere Einrichtung seines ganzen Haushaltes gaben ihm das Vorrecht, als Zugehöriger in die bür-

Digitized by Google

gerliche und gelehrte Gesellschaft, wie in die der Studenten, einzutreten, sie zu beobachten und mitzuleben.

In den ungemischten Männerkreisen fand er weit seltener eine vergeistigte Atmosphäre oder auch einen Tummelplatz genialer Launen, als ein in verschiedenartigen Phasen auftretendes Philisterthum und Kastenwesen. Zwar besaßen die Akademiker ein mit Lesekabinet und Gesellschaftszimmern hinreichend ausgestattetes „Museum". Aber dieß war nicht bloß von dem, das außerakademische gebildetere Publikum umschließenden, „Bürgermuseum" gänzlich getrennt, sondern auch in seinem eigenen Schoße schied sich die Gesellschaft mit wenigen Ausnahmen genau in Schichten und Kasten. Dieser Raum oder Tisch war von „ordentlichen" Professoren, wiederum ein anderer von Docenten, doctores legentes, besetzt, als wenn Diese von Jenen durch Beruf und Bildung verschieden wären; die „außerordentlichen" Professoren schwärmten als Fledermäuse bald Diesen, bald Jenen näher, je nach ihrer akademischen Altersstufe oder nach bereits geschlossenen Familienverbindungen. Schärfer noch von diesen allen geschieden versammelten und unterhielten sich die Studenten, obgleich hier nur die gebildeteren und gesitteteren Mitglieder der Burschenwelt erschienen, welche an dem gemesseneren, bürgerlichen Verkehrstone Behagen fanden und in der That größtentheils, außerhalb des Museums, in die Familienkreise der Professoren eingeführt waren.

Indessen datierte diese Einführung selbst erst aus neuerer Zeit her, und beide Theile hatten dadurch gewonnen. Auch Hermann war in mehrere dieser Cirkel eingeführt worden und fand dort eine glückliche Mischung gebildeter und freier Geselligkeit, ohne die fein und enge gezeichneten Formen und Tanztouren der vornehmen Parkette, und ebenso ferne von dem nicht minder bindenden rohen Codex des Studentencomments.

Aber er vermißte überall die erwartete lebendige Theilnahme an den socialen, politischen, und religiösen Ideen, welche in dieser Zeit — nahe vor dem verhängnißvollen Jahre 1848 — die meisten übrigen Klassen des deutschen Volkes immer stürmischer bewegten. Den meisten Antheil zeigten noch die jüngeren Doctoren. Die älteren Professoren schienen sich ungern mit Gestaltungen zu beschäftigen, die sie großentheils weder apriorisch, noch historisch bequem zu begründen und in ihre Systeme einzuordnen wusten, und die vielmehr diese Systeme selbst mit einem allgewaltigen Erdbeben bedrohten. Die studierende Jugend hatte kaum noch eine Tradition jener patriotischen Begeisterung erhalten, welche in zwei Zeiträumen während der sogenannten Freiheitskriege und kurz nach diesen die Universitäten aufgeregt hatte. Aber auch die mehr kosmopolitische Begeisterung der neuesten Zeit ergriff nur wenige dieser jungen Geister. Der akademische Lebenslauf der Meisten hatte nur zwei Abschnitte: das Burschenleben und die Candidatur des Examens als des Schlüssels zu den Himmelreichen der Bureaukratie, der Hierarchie und des pädagogischen Schematismus. Während der Handwerkerstand die freie Höhe des Gedankens zu ersteigen strebte, machten die privilegierten Jünger der Wissenschaft ein Handwerk aus ihr.

Hermann fühlte sich bald isoliert und unbefriedigt. Das Semester gieng zu Ende, die Ferien begannen. Die Studenten bezogen zum Theil andre Universitäten, oder vergruben sich in ihre Hefte, um sich zum Examen zu verpuppen; die meisten aber zogen heim ins Mutterhaus, zu den Spielplätzen ihrer Kindheit, vielleicht zu den Zaubergärten der ersten Liebe. Hermann sah sie ziehen, ein süß schmerzliches Heimweh hauchte ihn an, er wies es strenge zurück und war heimatlos. Es muste ihm genügen, daß Mutter und Schwester wohlauf waren und seiner herzlich, aber mit Ruhe, gedachten; daß Agathe — der leise ausgesprochene Name preßte seine Brust zusammen — noch weniger ihn wiedersehen durfte, als er sie, wenn sie beide ein neues Leben gewinnen sollten. Er hatte vernommen, daß sie in leidlicher Heiterkeit und Gesundheit kürzlich mit Adelheid abgereist sei. Dieser erinnerte er sich wohl, und beschwichtigte seine Unruhe mit dem Gedanken, daß Agathe nun nicht mehr verlassen sei.

Er beschloß, jetzt eine andere, größere Universität zu besuchen, obgleich die eingezogenen Nachrichten ihn vermuthen ließen, daß das Gepräge sämtlicher deutscher Hochschulen wesentlich das selbe sei, einige nicht gar große Jüngerkreise ausgenommen, welche geistreiche, in die bewegte Gegenwart hinein blickende und wirkende Lehrer um sich gesammelt hatten. Hermann hoffte, als selbstständiger und prüfender Gast in solche Kreise einzutreten, gewiß in und mit ihnen besser, als auf einsamen Wegen, zu erfahren, in welchem Grade der Sonnennähe die fortschreitende Zeit zu den Idealen stehe. Diese Erkenntniß hielt er für die schwerste, schwerer als die der Ideale der Freiheit, der Liebe, der Bildung selbst, die sich dem gesunden und sehnenden Geiste gleichsam von selbst offenbaren. Das Ideal ist weltalt und wechsellos, seine Phasen in der Zeit so wechselnd, wie diese. Eine Verrechnung in diesen Phasen, ein Zufrüh, von der schönsten Begeisterung, ein Zuspät, von überkluger Bedächtigkeit bewirkt, kann den armen sehnsüchtigen Völkern Ikaros oder Irions Schicksal bereiten.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Der Anblick Peterwardeins, dieses „deutschen Gibraltars", wie es Joseph II. nannte, ist imposant, seine Lage majestätisch Eine beinahe hundert Fuß hohe Felsenplatte springt vor dem übrigen Gebirgszuge weit gegen Norden hervor, wohin sie auch die Donau nöthigt in weitem Bogen ihre Richtung zu verändern, und so eine Halbinsel bildet, deren Ufer die nach drei Seiten schroff abstürzenden Felsenwände sind, auf denen die, nach den von den Oesterreichern im Jahre 1687 über die Türken errungenen Siegen, erbauten Festungswerke in langgezogenen düsteren Linien sich erheben, über den Bergrücken hinziehen und bis zu dem Wasserspiegel herabtreten, über welchem unmittelbar aus düsteren Kasematten uns düstere Schießscharten drohend entgegengähnen. Ich hatte leider keine Zeit, hier auszusteigen, um diese interessante Veste in ihrem Innern näher zu betrachten, und mußte mich daher rein mit Dem begnügen, was der viertelstündige Aufenthalt von Außen wahrnehmen ließ. Viele Aehnlichkeit fand ich mit der Ansicht von Ehrenbreitstein, von Koblenz aus gesehen, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Donau auf drei Seiten der Veste die Unangreifbarkeit gibt, deren sich Ehrenbreitstein vom Rheine her erfreut.

In seiner Weise ebenfalls nicht uninteressant ist das auf ungarischer Seite, Peterwardein gerade gegenüber liegende und durch eine Schiffbrücke verbundene Neusatz (Uj-Videk), von dem uns ein Brückenkopf trennte. Das rege Leben, das hier am Ufer herrschte, sprach uns für den lebhaften Handel, den diese etwa 18,000 Einwohner zählende Stadt treibt, und die vielen Kirchen, deren Thürme ihre Häupter glänzend im Sonnenlichte erhoben, für die Frömmigkeit der Einwohner, die in orientalischer, katholischer, protestantischer, armenischer, griechischer und lutherischer Confession friedlich mit einander verkehren.

Nachdem uns die in starkem Bogen um Peterwardein sich herumdrehende Donau den Anblick dieser prachtvoll gelegenen Veste von drei Seiten aus gestattet hatte und nun wieder ihre ursprüngliche Richtung gegen Osten einhielt, traten uns nach der Umschiffung der stark befestigten Eugenii-Insel vom Fuße des Gebirges die schönen Thürme von Karlovitz entgegen und bald

Digitized by Google

hielten wir auf einige Augenblicke vor demselben. Diese Stadt ist eben so interessant durch ihre herrliche Lage, als bekannt wegen des vortrefflichen Weines, der den üppigen Hügeln hinter ihr entnommen wird; sie hat eine Bedeutung durch den Sitz des Metropoliten der altgläubigen (nichtunirten) Griechen und ist in der Geschichte berühmt durch den hier abgeschlossenen Frieden. Ueberhaupt ruht von Peterwardein an das Auge, wo es hin blikken mag, auf historischem Boden. Hinter uns die mächtige Veste, zu deren Füßen Prinz Eugen den 5. August 1716 den dreimal stärkeren Großvezir Haly aufs Haupt schlug, neben uns Karlovitz, vor dessen Thoren den 2. August jene Schlacht ihren Anfang nahm; jenseits der Donau aus dem sumpfigen Theißgebiete pyramidal auftauchend Titel, die Hauptstadt des Csaikisten-Bezirkes, *) um dessen Höhen herum die Magyaren im Jahre 898 den bulgarischen Fürsten Salan schlugen und sich dadurch die Eroberung Slavoniens und Kroatiens ermöglichten; vor uns, an der äußersten Spitze des nun wieder niederer werdenden Gebirges tritt Slankament aus der sandartigen Wasserfläche hervor, ebenfalls berühmt durch die im Jahre 1691 unter seinen Augen geschlagene Schlacht.

Von Peterwardein an durchzieht nun die Donau das Areal der Militärgränze, links liegt das Gebiet der Csaikisten, die die Fläche zwischen Theiß und Donau bebauen, rechts das Peterwardeiner Gränzregiment.

Mit der Nähe von Slankament änderte die schöne Gegend ihren Charakter wesentlich; wir befinden uns der Ausmündung der Theiß gegenüber; das Gebirge, das seither unser Auge beinahe ausschließlich aufs Angenehmste fesselte, tritt zurück und verflacht sich in ein wellenförmiges Hochgestade; es breitet sich nun vor unseren Augen so zu sagen eine Wasserlandschaft aus, über welche der Blick, ohne Halt zu finden, hinfliegt, bis an die Trennungslinie zwischen dem glitzernden Wasserspiegel und dem tiefblauen Himmel. Die Gewässer der Donau, Theiß und Temes, deren geringes Gefälle und starke Krümmungen nur langsamen Abfluß gestatten, breiten sich, ihre seichten Ufer überschreitend, weithin über die sandigen, morastigen Ebenen des Banates aus und bilden so durch ihren Zusammenfluß zeitenweise einen scheinbaren See.

Wir haben endlich Alt-Slankament passirt; der Richtung der durch das Dazutreten der Theiß noch mächtiger gewordenen Donau folgend, dreht das Schiff seinen Schnabel nach Süden; das syrmische Gebirge verschwindet hinter unserem Rücken, dafür kommt am fernen Horizonte das blaue serbische Gebirge zum Vorschein. Eine starke Flußkrümmung bringt uns dem an der Straße von Peterwardein nach Semlin führenden Neu-Banovacz nahe und endlich — tauchen vor unseren in gespannter Erwartung harrenden Blicken, schimmernd im Glanze der Mittagssonne, die mit dem Halbmonde gezierten schlanken Minarets und hohen Kuppeln des türkischen Belgarde — Belgrad einerseits, und die freundlichen Häuser des malerisch gelegenen Zimeny = Zemlin **)anderseits aus der schimmernden Wasserfläche empor.

In feierlichen Akkorden hallten die Glocken Zemlins über die breite Wasserfläche hin, um die fromme Christenheit zum Mittagsgottesdienste einzuladen, und in tiefen Klängen antworteten ihnen unter ihrem reichvergoldeten Dache hervor die Glocken der griechischen Kirche Belgrads, als unser Dampfer brausend und salutirend an ersterer Stadt landete. Ein buntes Gewimmel sonntäglich aufgeputzter Spaziergänger erfreute sich des schönen Wetters und drängte sich neugierig an dem Ufer herum, der Ankunft des Pesther Schiffes harrend. Ungarn, Oesterreicher, Griechen, Serben, Armenier, Türken, Granitzer, Juden ꝛc., männlichen und weiblichen Geschlechtes, drängten sich in ihren farbigen wechselvollen Kostümen, je nach ihren Individualitäten mehr oder minder lebhaft unter einander herum, schmauchend, schwatzend, singend und gestikulirend. Befangen schweifte noch das entzückte Auge, dem sich durch das rasche Wenden des Schiffes der Standpunkt auf einmal ganz verändert hatte, von Stadt zu Stadt, über Wasser und Berge, von Gruppe zu Gruppe.

Da wir uns mit keinem Gepäcke belästigt hatten und alle unsere Bedürfnisse in Reisetaschen an unserer Seite trugen, so hatten wir es leicht, ohne Aufenthalt durch das beim Landen eines Schiffes immer entstehende Gedränge hindurchzukommen. Wir eilten sogleich einem Gasthofe zu, den wir uns als den ersten hatten anempfehlen lassen; wenn ich mich nicht irre, trug er die Firma zum „Kaiser von Oesterreich". Ein ziemlich großes, zwei Stockwerke hohes Haus repräsentirte sich als das gesuchte, und obgleich es keinen Vergleich mit irgend einem deutschen Wirthshause dritten oder vierten Ranges aushalten konnte, waren doch unsere Begriffe in dieser Hinsicht schon so akklimatisirt, daß wir vollkommen befriedigt einzogen. Ohne uns aufzuhalten, bestellten wir ein Zimmer und eilten sogleich auf die Kommandantschaft, um unsere Päße nach Belgrad visiren zu lassen. Aber da kamen wir schon zu spät; unbekümmert darum, ob es noch Leute gebe, in deren Interesse es läge, heute noch, nach Ankunft des Dampfschiffes, nach Belgrad überzusetzen, waren, in Anbetracht des Feiertages, die Bureaus schon geschlossen; wir wurden auf den anderen Morgen früh beschieden. Da wir ohnehin nicht beabsichtigten, heute schon überzufahren, so focht uns dieser Aufschub auch nicht weiter an, und wir gingen in unseren Gasthof zurück, um uns bequem zu machen. Als wir im Begriffe waren, in unser Zimmer zu gehen, kamen wir an einem Gemache vorbei, dessen Thüre offen stund. Ein Blick, den wir hineinwarfen, zeigte uns eine Gesellschaft Türken, ältere und jüngere bis zum Knabenalter, die sich auf einem Teppich in der Runde aufgepflanzt hatten und sich nach ihrer Weise göttlich zu amüsiren schienen, d. h. sie rauchten allsammt aus langen Tschibuks; *) Einzelne waren mit Nargilah's versehen, blickten sehr ernst auf eine in der Mitte dampfende Schüssel hin, deren Inhalt eine breiartige Komposition zu seyn schien, und sprachen keine Sylbe. Wir begingen die sehr verzeihliche Unbescheidenheit, uns einige Minuten vor die Thüre zu stellen, um diese schönen mit rothem Fez, **) farbigen Jacken und faltigen Beinkleidern versehenen Gestalten und ihr Treiben eine Weile zu betrachten. Unsere Neugierde erregte aber ihrerseits nicht die geringste Aufmerksamkeit; nachdem sie sich durch einen kurzen ernsten Blick überzeugt hatten, daß es nur „Franken" waren, die die Thüre verdunkelten, sahen sie wieder gedankenvoll auf den Mittelpunkt ihrer Unterhaltung, die dampfende Schüssel, nieder, und bliesen ruhig ihre blauen Rauchwölkchen aus. —

---

*) Der etwa 20,000 Einwohner fassende Csaikisten- (spr. Tschaikischen) Bezirk, gehört dem Militärgränze-Rayon an, und stellt ein Bataillon von circa 1100 Mann, das hauptsächlich die Funktionen von Pionniers und Pontonniers verrichtet.

**) spr. Semlin. — Belgrad oder Griechisch-Weißenburg.

*) Tschibuk, die gewöhnliche türkische Pfeife mit langem Weichselrohre, Bernsteinmundspitze und den bekannten thonernen Köpfen. Die Nargilah ist der Rauchapparat, dessen lange elastische Röhre durch Wasser geleitet werden kann, um den Rauch abzukühlen.

**) Fez (spr. Fess), rothe filzene Kopfbedeckung, mit langer blauer Quaste, gleich unseren sog. Cerevismützen, ist eine Art ordonnanzmäßige Bedeckung der Türken und Serbier.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung — schreibt man der Reichszeitung aus Triest — daß die deutsche Sprache hier in dem Maße an Ausbreitung gewinnt, daß sie selbst die italienische zurückzudrängen scheint. Ich selbst erinnere mich, vor einigen Jahren noch hie und da die italienische Sprache herrschend gefunden zu haben, während jetzt die deutsche Zunge die Oberhand gewonnen hat. Im Jahre 1839 redete man auf Bällen und öffentlichen Spaziergängen fast ausschließend italienisch, 1849 hatte das deutsche Idiom auf der Spazierfahrt nach St. Andrea und dem Ball al Casin Tedesco bereits bedeutend an Terrain gewonnen, und es steht zu hoffen, daß im nächsten Jahrzehnt noch mehr für das Deutsche geschehen werde. Manches Neue bereitet sich in dieser Richtung vor: so soll hier nächstens eine Bäckerei auf deutschem (Wiener) Fuß eingerichtet werden; so will man ein deutsches Kaffeehaus eröffnen, das nicht, wie ein unter diesem Namen hier bestehendes, bloß deutsch heißen, sondern in der That auf deutsche Weise hergestellt werden soll; so ist auch ein bekannter deutscher Arzt auf die Errichtung einer großartigen homöopathischen Heilanstalt bedacht: ein Plan, dessen Ausführung um so wünschenswerther erscheint, als das Spital- und Medicinalwesen hier noch völlig im Argen liegt.

Gedichte von Ludwig Hub.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß über den Werth neuer Gedichte und über den Rang, den man ihrem Verfasser anweisen zu müssen glaubt, von der Kritik viel hin und her geredet und gestritten wird. Jeder Beurtheiler macht einen andern Standpunkt geltend, geht von anderen Prinzipien aus und sieht die Sache in einem andern Lichte; der Eine vermißt die Ursprünglichkeit und das Naturwüchsige, der Andere findet zu viel subjective Ergießung, zu viel Absicht und Reflexion; Dieser kann sich mit der Tendenz des Dichters nicht aussöhnen und Jener verliert sich in lange Untersuchungen über die Form. Die Gelehrten sind nicht selten die Verkehrten. Während so über den neuen Dichter und dessen Erzeugnisse gestritten wird, fällt er entweder der Vergessenheit anheim oder geht, ungefährdet von den kritischen Machtsprüchen, ins Volk über. Ludwig Hub ist kein Zankapfel für die Recensenten geworden und hat sich nicht einmal bemüht, seinen Dichtungen durch den Buchhandel eine weite Verbreitung zu verschaffen; nichts destoweniger wird er gerne gelesen und erfreut sich einer ausgedehnten Anerkennung seiner im bescheidenen Gewande erscheinenden und volksthümlichen Muse. Wer aber so wie er ins Volk gedrungen und von Lesern aller Stände gewürdigt worden ist, dem müssen doch eigenthümliche Vorzüge und eine Berechtigung an dem Beifall wohl zuerkannt werden. Diese bestehen unseres Bedünkens in der Einfachheit und Klarheit seiner Auffassung und Darstellung, in dem gesunden Kern und in der unverkünstelten Form, in der dem Licht und dem Fortschritt zugewendeten Tendenz seiner Gedichte. Er versteht es, nicht nur Anschauungen und Wahrheiten aus dem praktischen Lebensbereiche klar aufzufassen und sie unter einen neuen Gesichtspunkt zu bringen, sondern weiß auch die hervortretendsten Ereignisse und Interessen des Tages mit Geschick und nicht selten mit viel Humor zu exploitiren. Etwas Neues zu sagen, ist schwer, aber das Bekannte bei geeigneter Veranlassung zu erneuern, in pikanter Weise zusammen zu fassen, was hundert Andere denken und fühlen, das ist auch verdienstlich. Besonders glücklich ist L. Hub in Auswahl und Durchführung von effektvollen Refrains, die er mitunter ganz ausgezeichnet, ja oft meisterhaft variirt. Mögen andere Poeten sich eines höheren Gedankenfluges, einer großartigeren Weltanschauung und einer eleganteren Form zu rühmen haben, in seiner Sphäre als populärer und humoristischer Couplet- und Refraindichter bewegt sich L. Hub eben so selbstständig als eigenthümlich und weiß durch die schon angedeutete Einfachheit und Klarheit für seine Gedichte zu interessiren, die um so ansprechender sind, je anspruchsloser und ungezwungener sie erscheinen. — Die vorliegende Sammlung umfaßt die in den letzten 6—7 Jahren erschienenen Gedichte, die zum größten Theile in der Didaskalia zuerst abgedruckt waren und sich einer so günstigen Aufnahme zu erfreuen hatten, daß es gewiß recht Vielen willkommen seyn wird, sie in dem vorliegenden Buche vereinigt, verbessert und geordnet wieder zu finden. Mögen die zahlreichen Freunde des Verfassers sie wohlwollend entgegennehmen und dadurch Hrn. Hub zu neuem Streben und Schaffen aufmuntern!

W.

Korrespondenz.

Greifswald, Ende Sept.

Bei der vom 18. bis 24. Sept. d. J. hier abgehaltenen 27. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, zu welcher sich 178 Theilnehmer aus allen Gegenden Deutschlands eingezeichnet hatten, wurde in der zweiten öffentlichen Sitzung am 20. Sept. zum Versammlungsort für nächstes Jahr einstimmig Gotha und zu Geschäftsführern die Doktoren Buddeus und Bretschneider daselbst gewählt. Bei dieser Wahl selbst waren nach den Statuten nur diejenigen Mitglieder stimmberechtigt, welche als Schriftsteller in naturwissenschaftlichem und ärztlichem Fache mehr als eine bloße Dissertation verfaßt haben. Obgleich nun die hiesige Versammlung nicht so zahlreich besucht war, als wie wir dieß schon anderwärts erlebten, so hat es dennoch in den sieben Sectionen (für Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Medicin und Anthropologie) nicht an anerkennenswerther Thätigkeit gefehlt. Von Notabilitäten, welche sich eingezeichnet hatten, nennen wir Leopold v. Buch und v. Carnall aus Berlin, Bochdalek aus Prag, Geinitz von Dresden, Hyrtl von Wien, Nöggerath aus Rostock, Oscar Schmidt von Jena. Unter den öffentlichen Vorträgen erntete der des Prof. Oscar Schmidt den allgemeinsten Beifall. Dieser Vortrag betraf seine in diesem Jahre unternommene Reise nach Lappland und bezog sich theilweise auf den Gang der Reise, auf welcher er Hammerfest berührt und das Nordkap bestiegen hatte, theils auf die Schilderung der eigenthümlichen Verhältnisse, welche in jenen Gegenden zur Sommerszeit durch den ewigen Tag in der Vegetation, im Leben der Thiere und besonders in dem Leben der Menschen herbeigeführt würden. Der Vortrag selbst trug dazu bei, manchen Irrthum zu beseitigen, der sich besonders durch die ausschließliche Beachtung des Lappischen Winters über die Verhältnisse Lapplands gebildet hat, welche letzteren durch die aufopfernde Thätigkeit der frommen Missionsprediger in neuerer Zeit vielfach und wesentlich umgestaltet worden sind.

Frankfurt, 2. October.

In dem Saale des Gewerbvereins ist seit einiger Zeit ein von einem hiesigen Bürgerssohne, Hrn Johannes Susenbeth jun. angefertigtes Modell einer Locomotive zur Schau ausgestellt. Wir erlauben uns alle Die, welche sich um die Technik interessiren und ihre Bedeutsamkeit zu würdigen wissen, darauf aufmerksam zu machen. Das Modell, Locomotive sammt Tender, hat eine Länge von ungefähr 3½' und ist mit ungemeinem Fleiß bis in's Kleinste ausgearbeitet, selbst Schmierbüchsen, Feuerhaken ꝛc. fehlen nicht; das Ganze kann vollkommen in Thätigkeit gesetzt werden. — Wenn auch die vollkommene Eleganz, wie man sie von der Hand eines geübten Mechanikers verlangen kann, manchen Theilen fehlt, so ist doch um so mehr zu würdigen, daß der Verfertiger dieser Arbeit, ein junger Mann von 21 Jahren, von Haus aus Dreher, sich nie einer mathematischen oder mechanischen Vorbildung zu erfreuen hatte; daß ihm nur dürftige literarische Quellen zur Verfügung stunden; daß er aus reiner Lust und Liebe zum Maschinenwesen und, wie unverkennbar, von mechanischem Talente geleitet, sich hinter diese schwere Arbeit wagte. Auch spricht der Umstand, daß er zwei Jahre zur Vollendung brauchte, da ihm nur die Freistunden und die Sonntage zu Gebote stunden, welche Andere gemüthlich hinter Bier und Aepfelwein verlebten, für die Willenskraft, den Fleiß und die Liebe des Mannes. — Mit Vergnügen haben wir vernommen, daß bereits die Herren Bürgermeister von der Sache Einsicht genommen, und knüpfen an diese Thatsache den Wunsch, es möge ein hoher Senat auf irgend eine Weise dem jungen Manne Gelegenheit geben, sich wissenschaftlich und praktisch auszubilden und sein Talent zum Durchbruch zu bringen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Oct. Die Quälgeister, Lustspiel in 5 Abth., von H. Bock.

Freitag, 11. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., Musik von Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 243. Freitag, den 11. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Arthur begleitete Hermann auf die Universität K., zunächst aus Anhänglichkeit an dessen Person, dann auch aus eigener Lust an dem Wechsel der Umgebungen. Hermanns innere Wanderziele waren zwar seinem Verstande, wie seinem Herzen nicht fremd geblieben, er entflammte sich sogar dafür und schalt Hermann einen Phlegmatiker und Scepticker. Aber er besaß gerade diese stille, stetige Wärme nicht, welche in Hermann auch der Macht des Zweifels Stand hielt und ihn dem Unmuthe über die Macht der Thorheit und der Trägheit unter den Menschen nicht erliegen ließ.

Hermann kannte bereits Arthur besser, als dieser sich selbst, und hatte die Hoffnung aufgegeben, sich in ihm einen ernsten Strebensgenossen heranzubilden. Dafür sah er in ihm einen freundlichen und begabten Lebensgefährten, dessen Umgang ihn geistig anregte, obschon Arthur mehr der empfangende Theil war, und dessen persönliche Anhänglichkeit ihm die Fremde heimatlicher werden ließ. Er hatte nicht in Arthur gedrungen, ihn zu begleiten, aber er freute sich, daß dieser es freiwillig that.

Beide hatten Ursache, mit dem ersten Eindrucke zufrieden zu sein, welchen sie von der Gesellschaft zu K. empfiengen oder vielmehr mit ihr austauschten.

Sie erregten um so mehr Aufmerksamkeit, da sie fast immer zusammen gesehen wurden, wodurch Alles, was ihre Gestalt und Haltung auszeichnete und doch bei beiden so verschieden war, zur wechselseitig hebenden Folie wurde.

Beide waren schön zu nennen.

Von Arthur sagte es Jedermann beim ersten Anblicke, und gewöhnlich fiel der erste Blick der Begegnenden auf ihn; aber der zweite wurde um so dauernder durch Hermann gefesselt. Arthurs Züge waren von ewig wechselndem Ausdrucke bewegt, seine dunkelblauen Augen bald blitzend, bald weich verschleiert, bald muthwillig heiter, sein Wuchs schlank und biegsam. Ein schöner Junge! sagten die bärtigen Altbursche und dachten die Frauen an den Fenstern, die ihn vorübergehn sahen.

Hermanns Gestalt war kraftvoll, aber ohne Ueberfülle und hochaufgerichtet; seine Haltung, wie der Ausdruck seines Gesichtes, voll Bestimmtheit und Festigkeit, aber Niemand würde sie unbeweglich genannt haben; der Ernst seiner von tiefem Lichte erfüllten braunen Augen gemildert durch jenen sinnenden Fernblick, den wir schon an ihnen bemerkten, und jetzt auch häufig durch einen Hauch stiller Trauer. Ein schöner Mann! sagte Alt und Jung, und selbst die jüngsten und ahnungsvollsten Mädchenaugen wurden ihren jüngeren Zielen untreu, um sich in seine Augen zu versenken.

Dieser günstige Eindruck, welchen beide schon beim ersten Eintritte auf ihre neue Umgebung machten und der ihnen selbst nicht unbemerkt bleiben konnte; die Freundlichkeit, mit welcher ihre Annäherungen überall aufgenommen wurden; die Achtung, welche die Besten und Gebildetsten bereits nach den ersten Verständigungen Hermann und, schon von ihm auf seinen Freund schließend, auch Arthur bezeugten, dessen Haltung Hermanns Mentorschaft Ehre machte: diese Auspicien verhießen ihnen, besonders Hermann, hier einen inhaltreichen und bedeutenden Lebensabschnitt.

Aber bevor Hermann noch recht ortskundig geworden war, führte ihn der Zufall, mit dem Genius des „Beschützers" verbündet, zu den Antipoden der gesuchten Welt, und verwickelte ihn in ein Drama, in welchem zwar Leidenschaft und Schicksal walteten, aber nur auf dem Schauplatze des kleinsten, außen und innen beschränktesten Lebens. Freilich ist dieses der Miniaturspiegel oder auch der Hohlspiegel des großen.

Hermann und Arthur hatten in einer der lebhaftesten Straßen eine schöne Wohnung bezogen, in welcher Jeder ein Wohnzimmer mit Schlafkabinet besaß, und beide gemeinschaftlich einen Salon, der zwischen jenen Zimmern lag. Diese Einrichtung war Hermanns Werk, der ein Zimmer für sich allein, eine sichere Zuflucht für eine tägliche Stunde der Einsamkeit, nicht missen konnte. „Ich verspreche dir dafür — begütigte er scherzend Arthur, der anfangs darüber schmollte —, dich auch in deinem Privatleben da drüben nicht zu beaufsichtigen, so heilsam dir dieß auch wäre." Arthur muste sich nach Hermanns Willen fügen, daß, der Studentensitte entgegen, Jeder bürgerlich sittsam an der Thüre des Anderen anklopfen und ein Herein! abwarten sollte, bevor er einträte. Hermann war nie in engerer Gemeinschaft mit Jemanden gewesen, außer allein mit den Seinen im elterlichen Hause. Im Salon dagegen führte bereits die Frühstücksstunde die Freunde zusammen; dort besprachen sie in der Dämmerstunde den Tag über Erlebtes und machten Pläne für den Abend oder den nächsten Tag; dort machten sie, besonders in den ersten Tagen, auch manche humoristische Forschung vom Fenster aus und besahen sich die zahlreichen, wie in Maskenzügen mit unbekannten und unenträthselten Gesichtern, vorübergehenden Menschen.

Das erste Studium Arthurs in der neuen Wohnung war die Topographie ihrer Umgebung. Er stand an einem Fenster des Salons und musterte die gegenüberliegenden Häuser, während Hermann noch behaglich am Frühstückstische saß und in einer Zeitung las. Plötzlich rief er halblaut: „Welche astronomische Entdeckung! Welche Augen und welch Gesichtchen!" Hermann lachte und blieb ruhig sitzen. „Du hast schon manchmal geglaubt — sagte er —, selbstleuchtende Sonnen zu entdecken, und es waren nur dunkele Körper, auf die der Feuerschein deiner Phantasie fiel." „Dießmal nicht!" betheuerte Arthur und zog

Digitized by Google

Hermann an's Fenster. Dieser war in der That durch die Schönheit eines Mädchengesichtes überrascht, welches aus einem Parterrefenster des gegenüberstehenden Hauses mit unverhohlener Neugierde nach den neuen Nachbarn hinauslugte und die Huldigung nicht ungern zu empfangen schien, die aus ihren Blicken und Mienen sprach.

„Wer wird sie sein?" fragte Arthur, dessen romantisches Ahnungsvermögen schon in voller Thätigkeit war. „Vorerst — entgegnete Hermann — gewiß ein schönes Kind, das die Augensprache mit der naiven Geläufigkeit spricht, wie sie nach meiner Erfahrung nur auf Universitäten erlernt wird. Ferner gewiß keine Prinzessin, wenn nicht eine verzauberte, nach dem Rahmen des Bildes zu urtheilen." Er deutete auf die Cigarrenkisten und Liqueurflaschen, zwischen welchen das Gesichtchen aus der beweglichen und deßhalb freigelassenen Mittelscheibe eines wohlbesetzten Ladenerkers hervorsah. „Wer weiß — träumte Arthur laut weiter —, welches dunkle Loos diese exotische Blume aus einer reicheren und glücklicheren Heimat in diese niedere Sphäre versetzte!"

Aber Kunigunde war in der That nie in diese Sphäre versetzt worden, und die exotischen Düfte, welche ihre Wiege umgaben, waren nur die der Gewürze, des Tabaks und der in echt deutschen Flüssigkeiten „angesetzten" Ingredienzien. Sie wurde um so weniger von der Sehnsucht nach einer glücklicheren Heimat verzehrt, da sie nicht ein armes Ladenmädchen war, sondern die leibliche Tochter des Hauses und die einzige Erbin eines wohlhabenden Epicierpaares.

Ihre Mutter dagegen war einst als reizende Ladenjungfer in dieß Geschäft gekommen und hatte dessen Inhaber als solchen geheiratet, andre Gründe hatte wenigstens seine eigene Bescheidenheit ihrem Jaworte nicht untergelegt. Er gewann dabei eine hübsche Frau und fesselte zugleich einen Talisman an sein Geschäft, welcher seinen Kunden — meist Studenten und Officieren der Besatzung — die Qualität seiner Waaren und die Quantität seiner Preise annehmlicher machte. Hony soit qui mal y pense! Zu kleinen Amours der jungen koketten Frau drückte er zwar die Augen zu, aber vor großen wußte oder glaubte er sich sicher.

Als ihre Anziehungskraft allmälig abnahm, benutzte er seine noch weit schöner aufblühende Tochter zu gleichem Zwecke, erfüllte aber auch seine Vaterpflicht redlich, indem er sie unter strenger Aufsicht hielt, um sie einst mit gutem Gewissen Einem der Besten und Gewichtigsten seines Standes als brave und geschäftsgewandte Gattin zu übergeben. Deßhalb lag seinen Wünschen Nichts ferner, als eine ernste Verbindung Kunigundens mit irgend einem „armen Studenten oder Lieutenant", eine Formel, die sie oft aus seinem warnenden Munde vernahm.

Doch der Humor des Schicksals durchstrich, wie so häufig, auch hier schadenfroh die menschliche Berechnung.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Im Augenblicke, als wir unser Zimmer betreten wollten, kamen aus demselben zwei schwerbepackte, schwarzbraune, schnurrbärtige Handwerksbursche heraus, die ein Gelübde gethan zu haben schienen, bis zur Erreichung eines gewissen Zweckes sich nicht mehr zu reinigen. Wir drückten natürlich sogleich unser Befremden dem Zimmermädchen gegenüber aus, in ein Gemach gebracht zu werden, daß soeben noch benutzt worden war. Diese meinte aber, das habe gar nichts zu sagen; die Herren, welche eben hinausgegangen seyen, hätten nur zweimal hier übernachtet, die Betten wären somit als ganz rein zu betrachten. In dieser Anschauungsweise wichen wir nun aber vollständig von einander ab, und setzten es endlich durch, daß unser Belieben seine Geltung erhielt.

Die Hitze, welche hier in Folge der breiten Wasserfläche, des Mangels an Wäldern, der steinernen Häuser und der gepflasterten, baumlosen Straßen viel drückender erschien, als in einem anderen Theile Slavoniens, hatte etwas abgenommen, als wir uns auf die Beine machten, uns die Stadt zu besehen.

Diese Stadt, durch ihre Lage am Zusammenflusse der Donau und Save und unfern der Mündung der Theiß, an der Gränze des christlichen und türkischen Europa's, halb zur Festung, mehr aber noch zur Handelsstadt geeignet, welcher letzteren Eigenschaft sie sich auch besonders erfreut, trägt noch in ihrer Bauart den ganzen Charakter westlicher Kultur und zeigt uns Straßen von ganz moderner schöner Anlage, so wie in den älteren Theilen sich eine mehr dem Klima angemessene, geschütztere Bauweise erkennen läßt. Unter der aus etwa 15,000 Seelen zählenden Einwohnerzahl spielt der gewandte perfide Grieche eine Hauptrolle; er ist es, in dessen Hände der Handel sich hauptsächlich befindet und dessen Vortheile sich vereinigen. Auch der nicht minder kluge, kosmopolitische Armenier hat sich hier angesiedelt und vermittelt den Handel mit dem gegenüber liegenden Belgrad

Schildwachen, Pallisaden, Zollvisitatoren, Salzbeamte, Kontumazwächter und Paßrevidanten thun das Ihrige, um den Unterschied zwischen dem ganz und halb civilisirten Europa recht fühlbar zu machen.

Nachdem wir die Stadt kreuz und quer durchstreift und uns an den bunten Gestalten ergötzt hatten, die vor den Häusern singend und plaudernd sich allenthalben des schönen Abends erfreuten, bestiegen wir den rückwärts liegenden Hügel, der Zigeunerberg genannt, an den sich die Stadt anlehnt, und genossen in vollen Zügen die milde Abendluft und den Anblick des unter unseren Füßen sich ausbreitenden Semlins und des gegenüber aus den Gewässern majestätisch und inselartig auftauchenden Belgrads, dessen pittoreske Formen, leuchtend im Glanze der Abendsonne, sich auf steiler Felsenwand erheben und längs den Ufern der Save hinzogen, gehoben mit Gruppen schlanker Pappeln und düstern Cypressen.

Den anderen Morgen, nachdem wir endlich unter den erforderlichen Umständlichkeiten unsere Päße nach Belgrad auf dem Militärkommando-Bureau visirt erhalten hatten, was ohne Anwendung einiger Trinkgelder nicht abging, eilten wir an die Ufer der Donau, um uns überfahren zu lassen. Dieß ging aber nicht so schnell, als wir glaubten. Vor Allem mußten wir eine Art Hafen aufsuchen, von welchem aus allein die Ueberfahrt bewerkstelligt werden durfte; wir wurden durch die Leute und Schildwachen, an welche wir uns wandten, ziemlich an der Nase herumgeführt und erreichten erst nach langem Suchen einen kleinen mit Pallisaden eingeschlossenen Raum, in welchem mehrere Csaiken *) und ihre Bemannung lagen und noch andere Leute der Ueberfahrt harrten. Hier war wieder ein Paßceremoniel durchzumachen; selbst die Erlaubniß, in der Militärcsaike übersahren zu dürfen, erhielten wir erst nach Vorausbezahlung der Taxe und einer langen, durch eine Masse grundloser Anstände hervorgerufenen Discussion mit einer Art Militär- oder Hafenbeamten, in welcher von diesem an Unverschämtheit, Arroganz und Gemeinheit Alles aufgeboten wurde, was nur je in dieser Weise vorkam. Je deutlicher er aber es aussprach, daß nur ein zweckmäßig angebrachtes Trinkgeld aller dieser Formalitäten entheben könne, je weniger schienen wir es verstehen zu wollen, und erreichten endlich doch unseren

*) Eine Militärcsaike (spr. Tschaike) wird das von den Csaikisten (siehe oben) im Dienste auf der Donau gebrauchte Schiff geheißen.

Digitized by Google

Zweck und wurden mit einigen Andern von drei rüstigen Csaikisten, die für den ganzen Tag zu unserer Verfügung standen, zum Hafen hinausgerudert.

Da die Sonne heute ungleich heißer wie gestern herabbrannte, und wir etwas gegen die Strömung der Sau zu fahren hatten, so ging die Fahrt über die, eine starke halbe Stunde breite Wasserfläche, die in Folge des hohen Wassers dermalen alle Sandbänke und Inseln bedeckte, ziemlich langsam von Statten, was uns jedoch den gedoppelten Genuß der Ansicht der beiden Gränzstädte vom Wasser aus desto länger gewährte. Endlich hatten wir eine Reihe der auf ungefähr 12 Fuß hohen Stelzen mitten im Wasser stehenden Csardaken *) passirt, und landeten am Fuße der Raitzenstadt, wo uns alsbald ein in die bekannte malerische Tracht der Griechen gekleideter, mit Säbel, Handschar, **) Dolch, zwei Pistolen und einem langen Gewehre buchstäblich bis an die Zähne bewaffneter Serbier entgegen kam, um uns auf das nahegelegene Paßbureau zur Abgabe unserer Papiere zu führen. Wir wurden hier von zwei, ebenfalls griechisch kostumirten Beamten aufs artigste behandelt und nur ganz kurze Zeit aufgehalten, während welcher wir Muße hatten, einzeln herum hängende, prachtvoll eingelegte und gearbeitete, meistens ungemein lange alte türkische Flinten zu betrachten.

Als auch dieser letzten Förmlichkeit Genüge geleistet worden war, so lenkten wir unsere Schritte zuerst in den ungeheuren, ganz neu erbauten Gasthof zum „Europäischen Hof", der, in dem oberen Theile der Stadt liegend, uns schon von weitem sichtbar war, und von dessen Dache die französische Konsulatsflagge wehete. Wir trafen in diesem vier Stock hohen Gebäude eine sehr elegante Einrichtung, wie ich sie seit Pesth nicht mehr zu sehen gewohnt war. Nachdem wir erlangt hatten, was wir berücksichtigten, einen sprachenkundigen Führer, so machten wir uns unverweilt zur Besichtigung der Stadt auf den Weg.

Wie man sich leicht denken kann, ging unsere erste Frage nach der Festung und der Türkenstadt überhaupt. Schon auf dem Wege vom Wasser her hatte unsere Schritte jeden Augenblick eine neue Eigenthümlichkeit gefesselt; wie durch einen Zauberschlag schienen wir in fremde Regionen versetzt zu seyn: neue Kostüme, neue Bauart, neue Sprache. Jeden Augenblick blieben wir bei dem Anblicke eines beturbanten Türken oder eines eleganten Serbiers stehen und besannen uns, wie lang es schon von der Karnevalszeit her seyn mochte, und verwunderten uns nebenbei darüber, doch keine Frauen zu sehen, diese „Blumen" unserer Straßen; vergeblich späheten wir auch zu den Fenstern hinauf, ob nicht irgend ein lächelnd Gesicht sich über unsern, hier gewiß eben so auffallenden Anzug lustig machte; aber wo ein türkisch Haus war, da waren auch die Fenster so vergittert, daß ein Hineinsehen schlechterdings unmöglich war.

Unsere ersten Schritte unter Leitung unseres Führers gingen durch den südöstlich des Oberschlosses oder der Festung gelegenen Stadttheil Palanka gegen die ehemaligen Paläste des Prinzen Eugen hin. Wir trafen hier ein sehr lebhaftes specifisch türkisches Treiben. Nachdem wir an dem, Eingangs der Hauptstraße stehenden, einfachen Privathause des russischen Konsuls vorbeigegangen waren, betraten wir eine ziemlich breite, aber sehr unebene, ungepflasterte Straße, in welcher sich Laden an Laden, untermischt mit einzelnen Kaffeehäusern und Barbierstuben, befand. Der ganz türkische Baustyl der meistens nur zwei Etagen hohen Häuser, gab denselben keinen imposanten Anblick, aber ihre sehr weit vorstehenden Dächer, ihre Balkons, die vergitterten Fenster, die budenförmig ganz offene vordere Seite der Parterre, und überhaupt die leichte, meistens nur aus Holzwerk bestehende Bauweise machte einen ganz besonderen, fremdartigen und dem Auge durchaus nicht unangenehmen Eindruck, der jedoch von dem größeren oder kleineren Grade der Wohlhabenheit des Inwohners nichts ahnen läßt, da er seine Reichthümer sowohl, als seine Weiber, vielleicht weniger dem Auge eines Fremden, als seinen eigenen Herren zu entziehen sucht und selbige im Hintertheil des Hauses verborgen hält, wo es selten einem Fremden gelingen wird, Zutritt zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Große Wachthütten, die den, durch die Wasserfläche unterbrochenen engen Gränzkordon auf diese Weise in der Luft fortsetzen und sich gegenseitig unterstützen, im Ganzen 70 Stück.

**) Langes, breites, durch den Gürtel gestecktes Messer.

Die Abonnementskonzerte des Cäcilienvereins.

Unser Cäcilienverein hat nach den üblichen Ferien seine Thätigkeit wieder begonnen und zwar dießmal in außergewöhnlicher Weise, indem er gemeinschaftlich mit mehreren Nachbarvereinen an der großartigen Aufführung des „Elias" Theil genommen, welche zum Besten der abgebrannten evangelischen Kirche im Kursaale zu Wiesbaden stattgefunden hat. Noch im Laufe dieses Monates werden nun die regelmäßigen Abonnementskonzerte beginnen, welche den Mittelpunkt seiner Winterthätigkeit bilden. Eröffnet werden sie durch ein Konzert zum Andenken an Joh. Seb. Bach, welcher am 28. Juli 1750 gestorben ist. Wie an andern Orten, konnte auch hier diese Feier nicht am Todestage selbst veranstaltet werden, weil der Sommer mit seinen Ausflügen und Ferien eine würdige Aufführung unmöglich machte. Um so mehr werden sich die Freunde edler Musik freuen, die Centralsonne unseres Vereines, den Altmeister der deutschen Kirchenmusik, in ihrem vollen Glanze leuchten zu sehen. Folgende Werke werden in diesem Konzerte die verschiedenen Richtungen seines Geistes darstellen: Die Kantate: Gottes Zeit; mehrere Stücke aus der großen H moll-Messe; das Trippelkonzert aus D moll; die Motette: Fürchte dich nicht; eine oder die andre Arie und einige seiner herrlichen Choräle. Für die späteren Konzerte sind bestimmt: das Requiem von Mozart; der Messias von Händel, und zum ersten Male ein nachgelassenes Werk Mendelssohns, ein großes Kirchenstück: Lauda Sion, welches mit vollständigem Orchester aufgeführt werden wird. Außerdem wird, nach der schönen Sitte des Vereines, auch Bach's Passion wieder als Osterkonzert gesungen werden, ein Werk, das man mit Recht das Evangelium aller Kirchengesangvereine nennen kann. Wenn Zeit und Kräfte es erlauben, sollen auch noch kleinere Werke lebender Komponisten, die fortwährend dem Vereine in seinen regelmäßigen Uebungsabenden vorgelegt werden, zur Aufführung kommen.

Wie der Verein selbst es nicht fehlen läßt an Eifer und Begeisterung für die edelste Richtung der Musik, so darf er wohl auch eine steigende Theilnahme des Publikums für seine ernsten Bestrebungen erwarten. Unter Messer's ausgezeichneter Leitung wird der Erfolg der Leistungen gewiß auch ausgezeichnet seyn.

Mannichfaltigkeiten.

Vor den Pariser Assisen kam unlängst eine Testamentsfälschung zur Verhandlung. Es ereignete sich dabei der außergewöhnliche Fall, daß der Anwalt, der Kläger Senard, früher Präsident der Konstituante, sieben volle Stunden ohne Unterbrechung sprach. (!?)

Die Falschmünzer werden immer mehr. Wieder wurden in Berlin drei Personen entdeckt, die aus dem Anfertigen von fal-

Digitized by Google

schen Vier- und Achtgroschenstücken Gewerbe machten und es schon zu einer hohen Summe gebracht hatten.

Die „Times" macht die humoristische Bemerkung: „Ein Bayer stehe jeden Morgen als ein Bierfaß auf und gehe Abends als ein Faß Bier zu Bette.

Das Jahr 48 hat Allerlei möglich gemacht. In Niederösterreich waren früher sieben tausend zweihundert Beamte im juridisch-politischen Fache; jetzt thun 1550 Beamte dieselben Arbeiten.

(Ein neues Lustspiel von Scribe.) Dasselbe bringt die Königin von Navarra, Margarethe von Valois, Schwester Franz I. und Gemahlin des Heinrich von Albret, Königs von Navarra, Verfasserin von allerliebsten, etwas leichtfertigen Novellen, auf die Scene. Scribe und Legouve hatten beide den Gegenstand zu behandeln, ersterer nahm ihn als Lustspiel, Legouve als ernstes Drama. Das Comité entschied für Scribe's Arbeit und Legouve willigte ein, Alles, was in seiner Arbeit zum Lustspiel zu brauchen war, dahin übertragen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Scribe, der gemachte Mann, der anerkannte Meister in Theatersachen, keine Arbeit zur Aufführung bringen läßt, die er nicht zuvor Freunden, Schriftstellern und Sachverständigen vorgelesen und ihr Urtheil benutzt hat. Ein gutes Beispiel!

Von dem Conversations-Lexicon von Brockhaus erscheint jetzt eine zehnte Auflage mit bedeutenden Erweiterungen und Rücksichtnahme auf die verflossenen zwei Jahre. Bis Ende 1853 soll diese in 15 Bänden oder 120 Heften (zu 5 Sgr., also das ganze Werk zu 20 Thlrn. Crt.) erscheinende Auflage beendet seyn.

Literatur.

Vierundzwanzig zweistimmige Lieder für Schulen, componirt von A. Struth, Gesanglehrer am großh. Gymnasium zu Darmstadt. 13. Werk. 1. Heft der zweistimmigen Lieder. Nebst einem Anhang von sechs Liedern von verschiedenen Componisten. Preis 18 kr. In Partieen und bei Einführung in Schulen bedeutend billiger. Darmstadt, 1850. Druck und Eigenthum von Ch. Fr. Will.

Wenn man bedenkt, daß seit vielen Jahren ein fühlbarer Mangel an Original-Liedern für Schulen eingetreten ist, indem die fortwährend erscheinenden Sammlungen nur Altes und Verbrauchtes enthalten, so kann man nicht umhin, seine Freude über das vorliegende Werkchen auszudrücken. Der achtbare Componist desselben, hinreichend bekannt durch seine vierstimmigen Chöre für höhere Unterrichtsanstalten und Singvereine und andere werthvolle Vocal- und Instrumental-Compositionen, hat hier die große und schwierige Aufgabe zur Genüge erfüllt, auch für untere Klassen in Gymnasien und Realschulen, so wie auch zum Gebrauche in Bürgerschulen, etwas höchst Zweckmäßiges zu liefern. Die Liedchen sind allerliebst, voller Schwung und Kraft, und dem jugendlichen Gemüthe vollkommen entsprechend, und auch durch den Umstand, daß sie meistens im gewöhnlichen volksthümlichen Satze geschrieben sind, sehr leicht ausführbar. Ein anderes Interesse, welches diese Lieder aber bieten, ist auch noch das, daß die Texte sehr gut gewählt und meistens neu sind, indem wir darunter den schönen Gedichten eines Sternau, Just. Kerner, Lenau, Arndt und Andern begegnen. Die Lieder im Anhange enthalten ebenfalls noch in keiner Sammlung befindliche Compositionen von Mozart, Haydn und Beethoven, so wie die „Lorelei", die bekannte schöne Barcarola „die Winde wehen", und ein „Lied der Jäger" von Fink. Wir empfehlen daher dieß Heftchen allen Lehrern des Gesanges in Schulen und Instituten angelegentlichst, zumal da auch der Druck und die Ausstattung desselben nichts zu wünschen übrig lassen und der Preis sehr billig gestellt ist. C. R.

Korrespondenz.

Berlin, 8. October.

Gestern ging im Hoftheater „Saat und Frucht", ein neues Drama von Raupach, in Scene. Der greise Dichter hat sein mehr als zehnjähriges Stillschweigen gebrochen und ein mindestens sehr originelles Produkt dem Publikum geboten. Der Dialog des nicht ohne Beifall aufgenommenen Drama's zeichnet sich durch Schönheit und Schärfe vortheilhaft vor andern Erscheinungen der Neuzeit aus.

Literatur und Kunst.

(Frankfurt a. M.) Unsere vaterstädtische Literatur hat durch das interessante und seiner Vollendung rasch entgegen schreitende Werk, welches wir dem Fleiße und der geschickten Hand der Mad. Belli Gontard verdanken, eine wirklich schätzbare Bereicherung gewonnen. Von diesem Buche: „Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten von 1722 bis 1821" ist neuerlich der 6. Band erschienen, welcher gleich den früheren eine reichhaltige und anziehende Sammlung der verschiedenartigsten Auszüge und Mittheilungen enthält, die als ein wesentlicher Beitrag zur kulturgeschichtlichen Entwicklung unserer Mainstadt betrachtet werden müssen. Neben den größeren historischen Ereignissen laufen diese kleinern Mittheilungen als ein erläuternder und ergänzender Commentar hin und lassen uns in frühere Zeit- und Sittenzustände manchen wichtigen Blick thun; denn wie sich das Kleine im Großen, so spiegelt sich auch das Große im Kleinen ab. Der vorliegende sechste Band umfaßt das Jahrzehnt von 1772 bis incl. 1781 und ist ganz besonders reichhaltig an interessanten und anziehenden Details, wie z. B. Konzerte, geschäftliche, kirchliche und literarische Anzeigen, angekommene Fremde, polizeiliche Bekanntmachungen und Taxen aller Art, Danksagungen und Empfehlungen, Senats- und Rathsbeschlüsse, Stellengesuche, Neujahrswünsche u. s. w. Uns vorbehaltend, demnächst wieder einige Auszüge mitzutheilen, können wir nicht umhin, einem so dankenswerthen literarischen Unternehmen unsere gesteigerte Anerkennung zu widmen, mit dem Wunsche, es in jeder Hausbibliothek aufgenommen zu sehen, wo es denn seinem Besitzer gewiß eben so viel Belehrung als Unterhaltung bereiten wird.

Den Freunden der klassischen Tonkunst haben wir die ihnen gewiß höchst willkommene Anzeige zu machen, daß auch für diesen Winter Hr. Heinrich Wolff im Vereine mit den Herren Waldhauser, Posch und Siedentopf seine so beliebten und anerkannten Streichquartette fortführen und im Holländischen Hofe stattfinden lassen wird. Ist auch die Anzahl Derjenigen, welche den Compositionen eines leichten und tändelnden Tagesgeschmackes den Vorzug geben und die Musik nur als eine erheiternde Unterhaltung nach den Mühen des Tages betrachten, weit überwiegend, so gibt es nichts desto weniger auch noch manchen wahren Kunstfreund, welcher die höheren Aufgaben der Tonkunst erkannt und den unvergänglichen Meisterwerken derselben seine ungetheilte Liebe und Huldigung zugewendet hat. Diese Letzteren wissen Hrn. Heinrich Wolff's Bestrebungen zu würdigen und sehen der Eröffnung der genannten Streichquartette mit lebhafter Theilnahme entgegen. W.

Theater-Anzeige.

Freitag, 11. Oct. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth., Musik von Weber.

Samstag, 12. Oct. Minister und Seidenhändler, oder: Die Kunst, Verschwörungen zu leiten, Lustspiel in 5 Akten.

Sonntag, 13. Oct. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Druck und Verlag von Heller und Robm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 244. Samstag, den 12. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Des Alten Klugheitsmoral und Wachsamkeit, vielmehr noch Kunigundens eigene bessere Natur, hatten diese gegen die Verführungsversuche reicher Lovelaces geschützt. Aber sie verlor ihr Herz gerade an den ärmsten Lieutenant der Garnison, der am Wenigsten von ihrem Vater kaufte. Dieser Verlust, der noch manchen andern nach sich zog, war kurz vor dem Einzuge der beiden Freunde in die Nachbarschaft vorgefallen; leider zu früh, behauptete Arthur, als ihm das Geheimniß bald bekannt wurde, um ihm Gelegenheit zum Schutze des unbewachten Herzens zu geben.

Es verstand sich von selbst, daß Arthur noch an dem Morgen jener Entdeckung als guter Nachbar seinen Cigarrenbedarf für einen Tag aus Kunigundens Händen holte, und sofort stets die selbe Portion, um jedem nächsten Tage die gleiche Pflicht vorzubehalten. Er bemerkte bald Thränen in Kunigundens schönen Augen und war scharfsichtig und bescheiden genug, um sie nicht zu seinen Gunsten zu deuten. Seine stets bereite wohlwollende Theilnahme für alle Leidende, dießmal erhöht durch die Lieblichkeit des bekümmerten Wesens, erwarb ihm Kunigundens Vertrauen. Die weitere Entwickelung ihres Schicksals hatte ihn, und durch ihn auch Hermann, zu Augenzeugen und endlich zu thätigen Theilnehmern.

Kunigundens Bündniß blieb ihren Eltern nicht lange verborgen. Ihr Vater ließ sich durch seinen Aerger hinreißen, dem Lieutenant in Gegenwart mehrerer Kameraden und in der beleidigendsten Weise Haus und Laden zu verbieten. Dieser blieb nun zwar weg, aber mit ihm sämtliche Officiere, die das Haus in Verruf thaten, ein bedeutender Ausfall in der Kundschaft, der den Alten vollends gegen den Lieutenant erbitterte. Weitere Folgen waren die Oeffentlichkeit des Geheimnisses und anderseits neue und schlimmere Geheimnisse der Liebenden, welche jetzt unter dem Schleier der Nacht sich vor den Späherblicken des Alten zu verstecken wusten.

Der Lieutenant gehörte, wie mehrere seiner Standesgenossen und namentlich seiner Vorgesetzten, zu den Anhängern der von oben herab sehr begünstigten germanisch-christlichen Richtung. Seine Religion und Moral vertrugen sich eben so gut mit dem lauten Waffenhandwerke, wie mit den stillen Freuden des Garnisonslebens, aber mit keiner offenkundigen Schwäche und Verletzung der bürgerlichen Sitte. Eine Liebschaft, und nun gar eine so weit gediehene, ohne soliden Zweck muste den Gläubigen Aergerniß geben und den schadenfrohen Antichristen Anlaß zur Verleumdung jener ganzen Richtung. Das wuste der sündhafte Krieger wohl und muste bei einem größeren Eclat vor Allem die Ahndung seiner frommen Vorgesetzten fürchten.

Jedoch wurde er keineswegs allein durch diesen Beweggrund angetrieben, seine eheliche Verbindung mit Kunigunden mit allem Ernste herbeizuführen. Von Anfang an hatte ihre Schönheit den Wunsch in ihm geweckt, sie als Gattin zu besitzen, und seine Weltklugheit in dem Wohlstande des hoffentlichen Schwiegervaters keinen Gegengrund gefunden. Er war sogar bereit, im Nothfalle das Schwert mit der Krämerwage zu vertauschen, wenn er die Hand der Geliebten nicht anders erringen könnte. Das neue Stadium, in welches die Hingebung des liebenden, schwachen Mädchens sein Verhältniß zu diesem setzte, gab ihm den Muth, jetzt an einem stillen Spätabend vor die Eltern hinzutreten, um durch ein offenes Bekenntniß ihre Einwilligung zu der Heirat zu erlangen, von welcher nicht bloß das Glück der Liebenden, sondern auch ihre und des ganzen Hauses Ehre abhieng.

Aber seine Eröffnungen und die mehr fordernde, als bittende Weise, in welcher er seine Werbung vortrug, stimmten den Alten nicht günstiger für das Bündniß. Er sah in der ganzen Verfahrungsweise des Lieutenants einen klug angelegten und durchgeführten Plan, der seine Pläne vereitelte, ihn in jedem Falle zum Stadtgespötte machte und seinem künftigen höheren Alter keinen dankbaren Schwiegersohn verhieß.

„Ich kenne euch Mucker! — schrie er dem Bewerber zu — wenn Sie erst Herr im Hause sind, dann sind wir Alten Ihre Diener, und meine verlorene Tochter wird uns verlassen, wie sie uns jetzt schon verlassen hat!"

Der Lieutenant, der einer heruntergekommenen adeligen Familie angehörte, war unvorsichtig genug, um die Ehre seiner Abstammung mit auf die Wagschale zu legen und als ein Opfer von seiner Seite anzurechnen.

„Wenn ich den Adel in's Haus haben will — rief noch erboster der Alte —, kann ich ihn für mein Geld kaufen, und dann ist's kein Bettelade von heute und kein Raubritteradel von vordem."

In diesem Tone gieng es fort, der Lieutenant verlor seine Fassung und bezahlte die Schimpfworte des Schwiegervaters in spe mit gleicher Münze. Kunigunde rief zur Unzeit ihre Mutter zu Hülfe, die sich bis dahin dem Kampfe entzogen hatte, weil sie keinen Blitzableiter für den Zorn ihres Mannes abgeben wollte, zudem auch selbst über ihre Tochter aufgebracht war. Ihren ersten Versuch, jetzt ein besänftigendes Wort mit dareinzureden, schnitt ihr Mann mit heftigen Vorwürfen ab, daß sie ihre Tochter schlecht gehütet habe und nun vertheidigen wolle, weil sie selbst nicht viel besser sey. Die rohe, widrige Scene schloß damit, daß der wüthende Alte die mißrathene Tochter verfluchte und förmlich aus dem Hause stieß, der Lieutenant die Unglückliche an der Hand nahm und hinausführte, und daß ihre

Digitized by Google

Mutter ihr noch an dem selben Abend eine vorläufige sichere Unterkunft bei einer Freundin verschaffte.

Als Arthur am folgenden Morgen in den Laden kam und nach Kunigunden fragte, fand er ihre Mutter allein. Ihr verwachtes und verweintes Gesicht ließ ihn schon eine Familienscene errathen, und auf seine theilnehmenden Fragen theilte sie ihm die ganze Geschichte mit. Der Alte lag noch zu Bette, krank an den Folgen seiner Alteration, aber unbeugsam in seinem Willen. Er hatte einen Eid gethan, nie in die Verbindung seiner Tochter zu willigen und diese nicht wiederzusehen, wenn sie daran fest hielte.

Arthur schnitt die Herzensergießungen der Mutter — die, einmal im Zuge, den neuen Vertrauten mit ihrer ganzen Ehestandsgeschichte überschütten wollte — durch die Hinweisung auf die Nothwendigkeit ab: daß die Heirat des Paares möglichst beschleunigt werden müsse, damit die Präliminarien nicht allzusehr der Oeffentlichkeit verfielen und die arme Verstoßene aus ihrer peinlichen Spannung erlöst werde.

Die rathlose Frau ergriff mit beiden Händen sein Anerbieten, persönlich für sie zu handeln und die Angelegenheit nach Kräften zu einem guten Ende zu leiten. Sie überließ sogleich einer Dienerin für einige Minuten die Bewachung des Ladens, um Arthur zu Kunigunden zu führen, deren Zufluchtsort nicht weit von dem Hause lag.

Kunigunde sah ihren guten Engel in ihm, schon als er mit ihrer Mutter eintrat. Als sie erfuhr, daß er seine ganze Thätigkeit für sie einsetzen wolle, ergriff sie rasch seine Hand und drückte sie mit Thränen der Beschämung und der Dankbarkeit an ihre Lippen, ehe er sie zurückziehen konnte. Die arglose Hingebung, mit welcher sie sich seinem Schutze überlieferte, rührte ihn und ließ ihn begreifen, wie schutzlos sie der stärkeren Gewalt ihrer Liebe hingegeben war.

Er besuchte alsbald den Lieutenant, dessen oberflächliche Bekanntschaft er bereits in Kunigundens Hause, aus Interesse für sie, gemacht hatte. Diesem kam Arthurs Mandat nicht sehr unerwartet, da er dessen Mitwissenschaft um sein Verhältniß schon früher durch Kunigunde erfahren hatte. Arthurs offenes Benehmen zerstreute jetzt völlig den eifersüchtigen Zweifel, welchen er damals Kunigunden ausgesprochen hatte, und er beschloß sogleich, Arthurs Beistand in zweckmäßiger Weise zu benutzen. Er erklärte diesem, daß er unverzüglich die nöthigen Schritte thun wolle, um die mangelnde Einwilligung des Alten durch gerichtliche Formen ersetzen zu lassen. Leider aber sei er augenblicklich nicht im Besitze einer unerläßlichen Bedingung für den Abschluß seiner Heirat, nämlich der Cautionssumme, deren Hinterlegung sein Stand erfordere. Arthur versprach, auch hierfür Rath zu schaffen, hoffentlich durch Kunigundens Mutter.

Die Erfüllung dieses Versprechens fand unerwartete Schwierigkeiten. Kunigundens Mutter besaß nicht die Mittel, dem Lieutenant den gewünschten Vorschuß ohne ihres Mannes Wissen und Willen zu leisten. Sie machte auf Arthurs Rath jetzt noch einmal den Versuch, des Letzteren Einwilligung zu Kunigundens Heirat zu erlangen. Wirklich wollte er diese unter der Bedingung ertheilen, daß das Ehepaar in einem anderen Hause wohnen und mindestens der Schwiegersohn das seine nicht betreten sollte, als die unvorsichtige Bitte seiner Frau um Vorstreckung der Caution wieder Alles verdarb. Die Neuigkeit, daß der leichtsinnige Verführer und anmaßende Bewerber so völlig mittellos sei, um selbst die erste ökonomische Prämisse der Heirat nicht erfüllen zu können, führte seinen ganzen Widerwillen gegen diesen in verstärktem Maße zurück.

„Also — sagte er höhnisch — ich soll noch dafür pränumeriren, daß ich das Unglück meines Hauses unterschreibe? Nein, nun und nimmer meine Einwilligung zu dieser Heirat! Wir und unsere bethörte Tochter selbst werden weniger Unglück und Schande davon haben, wenn sie den schlechten Menschen laufen läßt und in Sack und Asche Buße thut. Bringe sie wieder ins Haus, unter Schloß und Riegel, dann soll ihr verziehen sein. Und nun kein Wort mehr."

Kunigunde zerfloß in Thränen, als ihr ihre Mutter diese Hiobspost und die nicht sehr lockende Einladung des Vaterherzens überbrachte, blieb aber fest bei ihrem Entschlusse, ihren Geliebten so wenig zu verlassen, wie sie dieser verlassen werde. Arthur stimmte ihr bei; die inneren und äußeren Bande, welche sie an den Lieutenant fesselten, erschienen ihm unauflöslich; in dem Unwillen ihres Vaters sah er nur den Verdruß des getäuschten Eigennutzes und gönnte ihm die Strafe für den legitimen Handel mit den Reizen seiner Tochter. Er versprach, die Cautionssumme theils aus eigenen Mitteln, theils — da diese nicht zureichten — durch seine Verwendung bei Hermann herbeizuschaffen, deren Erfolg ihm gewiß war. Die Zuverlässigkeit, mit welcher er seine Hülfe zusicherte, und mancherlei tröstende Worte, die er gutmüthig hinzufügte, bewirkten, daß Kunigundens leichter Sinn schon wieder in eine rosenfarbene Zukunft blickte. Ihre erheiterte Miene und die Innigkeit, mit welcher sie ihn ihren Beschützer und Retter nannte, belohnten ihn für seinen guten Willen. Als er aus ihrem Munde den mitgebrachten, ihm wohlbekannten Beinamen hörte, sagte er zufrieden zu sich selbst: „ich werde denn auch hier der Beschützer sein", und eilte zu Hermann.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Cllius.)

(Fortsetzung.)

Interessant und ganz neu war mir die bazarartige Einrichtung dieser Straßen. Man denke sich, wie schon erwähnt, die Vorderseite der Parterrewohnungen gleich unseren Meßbuden ganz offen und die Waaren mit Geschmack und Ordnung ausgestellt, hier Tabacke, Pfeifen, Bernsteine, verlockende Früchte aller Arten, dort Seidenzeuge, Lang- und Kurzwaaren, kurz, was eben die üblichen Handelsartikel seyn mögen. Diese Artikel sind theils längs den Wänden aufbewahrt, theils liegen sie auf dem Boden der Bude, der aber, zur Bequemlichkeit der handelnden Partien, ungefähr drei Fuß über der Straßenebene erhaben ist und nur einen schmalen Gang zum Betreten der Bude offen läßt. Inmitten der Schätze der Bude, seyen es die Waaren eines Kaufmanns, oder die selbstverfertigten Arbeiten des Handwerkers, thront nun der Eigenthümer derselben, mit verschränkten Beinen auf einem Teppich sitzend, in majestätischer Ruhe, aus dem nie erlöschenden Tschibuk den kräuselnden Dampf ziehend und in seinem stolzen türkischen Hochgefühle sich eben so wenig herablassend, Jemanden zum Kaufe aufzufordern, als sich bequemend, mehr zu arbeiten, als gerade zuträglich ist, ohne im Genusse der Pfeife gestört zu werden — nnd dieß ist sehr wenig. Man wird alsbald im Benehmen des Kaufmanns erkennen können, was er für ein Landsmann ist: während der Jude kreischend und zudringlich zum Kaufen auffordert, der verschmitzte Grieche oder der Armenier mit glattem Wesen den Kauflustigen zu fesseln weiß, bleibt der Türke ruhig auf seinem Polster sitzen, betrachtet sich die Vorübergehenden, oder beschäftigt sich mit irgend etwas, fortwährend seiner geliebten Pfeife die sorgfältigste Aufmerksamkeit widmend, und gibt nicht eher einen Laut von sich, bis der Käufer selbst seinen Wunsch ausgedrückt hat. Dieses Benehmen ist aber durchaus kein unhöfliches oder gar abstoßendes, sondern es ist der Ausfluß einer auf Selbstbewußtseyn beruhenden natürlichen Würde, die den „halbgebildeten" Türken besser kleidet, als den „hochgebildeten" Engländer seine affenhafte brutale Unverschämtheit.

Digitized by Google

So wie beim Kaufmanne, beim Handwerksmanne öffentliches Verfahren hier herrscht, so auch bei anderen Dingen; der Kunde einer Barbierstube sitzt eben so ernsthaft mit verschränkten Beinen unter dem Messer des geschwätzigen Barbiers (in dieser Kunst scheint sogar den Türken die Schweigsamkeit zu verlassen) wie auf einer Schaubühne vor Aller Augen da, als zwei Schachspieler gleich Automaten Tage lang unter der Veranda eines Kaffeehauses sitzen, unbekümmert um das Geschrei der Wasserträger, Gassenjungen, Esel ꝛc.

Gar verlockend dufteten von den Feuern der Garköche die Dämpfe des Jania, Sarma und Gynbak *) heraus, die Leibspeisen des gemeinen Türken, und locken Menschen und Hunde heran.

Auffallend war mir der anscheinende Leichtsinn, mit welchem die kostbarsten Waaren zu Tage gelegt und der Sorgfalt des Publikums anheimgestellt sind, wobei der Türke nicht aufsieht, wenn Jemand zu seiner Bude tritt und man Alles mit den Händen berühren kann; aber man belehrte mich, daß eine furchtbar strenge Justiz in Sache des Eigenthumes von oben herunter herrsche, und Bastonaden nebst Stranguliren die ungesunden Folgen solcher communistischen Versuche wären; zudem sey die Polizei so gut, daß selten ein Diebstahl verborgen bleibe, wenn er nicht gleich von vornherein auf der That ertappt wird. Daher kommen solche Fälle nicht häufig vor, weil Einer wegen einer Kleinigkeit die Fußsohlen nicht verbrennen will, und der Verkauf von kostbareren Dingen in einem Lande, wo die Behörden so gut in den Beuteln ihrer Unterthanen orientirt sind, immerhin auffallend ist. Abgesehen von dieser Zwangsmoral, ist der Türke von Haus aus nichts weniger als ein Dieb, wenn er auch im Kriege sich aufs Plündern versteht; ein Stamm, der Mäßigkeit, Gastfreundschaft und Heiligkeit des Wortes in Wirklichkeit ausübt, wie es die Türken thun, hat noch so viel natürliche Moral, daß ihn kein solcher Vorwurf treffen kann, ganz abgesehen davon, daß er einen der gesegnetsten Himmelsstriche bewohnt.

Ich konnte nicht umhin, mir etwas zu kaufen, theils um ein Angedenken zu haben, theils um das Manöver des Feilschens selbst durchzumachen. Wer hätte nicht auch zuerst nach türkischem Taback gefragt? Ich ließ mich daher vor allen Dingen in eine Tabacksbude führen. Als die lebendige Rekommandation seines eigenen Krautes saß der Herr Muselmann auf seinem Schneiderstand oben, sich behaglich an die Wand lehnend und in vollen Zügen aus einer schönen, durch ein Wasserbecken geleiteten, Nargilah schmauchend. Im Hintergrunde saß ein ditto Muhamedaner, eine riesenhafte Gestalt, mit enormen, muskulösen Armen, zwei Bärentatzen und einem fürchterlichen Schnauzbarte, in eine kurze blaue ärmellose Weste, Pumphosen gekleidet und auf dem Haupte einen runden anliegenden Fez. Eine Maschine nach Art unserer Tabacksschneidemaschinen, aber in riesenhaften Dimensionen, welche vor ihm stund und welche er in sehr geräumigen Intervallen in Bewegung setzte, verrieth seinen Wirkungskreis. Es braucht kaum mehr angefügt zu werden, daß auch er den Herrn durch Tabacksqualm pries. Von Zeit zu Zeit griff er mit seinen Tatzen in einen vor ihm liegenden Tabacksblätterhaufen, fischte einige Pfunde heraus, setzte seinen Hebel in Bewegung und produzirte so einen Haufen des feingeschnittenen Krautes, unter welcher Form der türkische Taback zu uns kommt.

Nachdem ich durch den Dollmetscher meinen Wunsch zu erkennen gegeben, eine gute Sorte zu haben, so bot mir der Herr ohne Weiteres seine Mundspitze an, um seine Sorte zu prüfen, als wolle er damit sagen: „Was ich rauchen kann, könnt Ihr auch vertragen“. Ich hatte gegen die Qualität nichts einzuwenden, ließ mir noch eine zweite Sorte geben und kaufte auf diese Weise 2 Okas oder 4½ Pfund, welche zusammen die Kleinigkeit von 2 fl. 24 kr., also das Pfund 32 kr., kosteten. Ich dachte im Augenblicke nicht daran, daß der Eingangszoll nach Ungarn mich ebenfalls dasselbe Geld kosten sollte u. s. w. Auf meinen Wunsch erhielt ich noch eine Hand voll ungeschnittene Blätter, für welche keine Bezahlung angenommen wurde, worauf wir in gegenseitiger Zufriedenheit schieden, und ich zur Dreingabe noch den Bären aufgebunden erhielt, daß der soeben gekaufte Taback die Leibsorte des Vezirs und vor einigen Tagen direkt aus Kleinasien angekommen sey. Sey es, wie es wolle, er war gut.

Bei unserem nächsten Kaufprojekte fielen wir einem Armenier in die Hände, mit welchem, wie wir alsbald merkten, unser Führer im Bunde stand. Wir schlugen aber das gewöhnliche Verfahren ein, boten die Hälfte des Verlangten und erhielten es endlich auch nach einem Schwalle orientalischer Betheuerungen. Es war ein Fez, den wir auf diese Weise um einen Gulden erhielten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Jania, gepfeffert Fleisch; — Sarma, um Fleisch gewickelt Gemüse; — Gynbak, gebratenes Fleisch.

Bitte an Lenau's Freunde und Bekannte.

Eines Dichters Werke lassen sich nur erst aus dessen Lebensgeschichte vollkommen begreifen und würdigen, darum muß auch unserem Lenau eine solche zu Theil werden.

Wenn nun immerhin auch ich Untengenannter, als der Gatte seiner ihm liebsten Schwester und zugleich als sein nächster und treuester Freund während dreißig Jahren, ohne Zweifel mehr als jeder Andere hierzu beizutragen in der Lage mich befinde, so wird doch mein Theil wieder überboten werden, wenn jeder der Andern — und Viele darunter vermögen gewiß sehr viel — all das Seine beizusteuern sich entschließt. Legt Jeder sein Kränzchen auf den Hügel des Edlen nieder, so wird dieser bald nur mehr unter Blumen zu schlummern scheinen.

Deßhalb ergehet denn auch meine inständige Bitte — nicht nur an die wackeren Oesterreicher, sondern insbesondere auch an die treuen biederen Schwaben, denen Lenau ein halber Landsmann war, überhaupt aber an Alle und Jede bis Kopenhagen hinunter und an den Ohio hinüber, die nur irgend etwas Erwähnenswerthes und Liebes von Lenau sahen und hörten, oder auf ihn Bezügliches erfuhren, besitzen, wissen, solches doch ja nur nicht aus hier ganz unortsamer Oeffentlichkeitsscheu zurückzuhalten, sondern mir vielmehr baldigst recht ausführlich mitzutheilen. Zumal bezeichnende Züge, wichtigere Vorfälle, Erlebnisse und Begebnisse, rührende oder schlagende, launige oder tiefsinnige Aeußerungen und Aussprüche, vornehmlich aber Briefe von ihm, nachdem Briefe, wie er sie schrieb, wahre Seelenspiegel sind, würden überaus willkommen seyn. Auch die jedesmalige thunlichst genaue Zeitangabe wolle nicht außer Acht gelassen werden, indem es nur so gelingen kann, durch gehörige Einfügung ein wohlzusammenhängendes möglichst vollständiges Lebensbild zu liefern. Befänden sich Aufsätze über ihn bereits irgendwo öffentlich niedergelegt, oder sollten sie dieß, um ein Ungetheiltes der harrenden Welt zu bieten, inzwischen noch werden, so wird um geneigte Hinweisung darauf zu weiterer Benützung ersucht. Für jede, auch die geringste, aus freundlichem Herzen gezollte Gabe, wäre nicht etwa bloß mein, des Einzelnen und Unbekannten, allzuschwacher und ungewichtiger, sondern vielmehr des gesammten großen deutschen Vaterlandes, das in seinem, auch im Grabe noch geliebten, ausgezeichneten Sohne sich selbst geehrt fühlen würde, mächtiger und erhebender Dank der gerechte Lohn.

Möge diese dringende Bitte von allen Blättern gefälligst auf-

Digitized by Google

genommen und auf jede Weise, also auch durch eigene gütige Mittheilungen, kräftigst unterstützt und gefördert werden!

Wien, im September 1850.

Lenau's Schwestermann: Anton X. Schurz, k. k. Vice-Hofbuchhalter, Alserglacis Nr. 200.

Mannichfaltigkeiten.

Das ausgezeichnete Werk von David Friedrich Strauß: „Christian Friedrich Daniel Schubarts Leben", das in Folge der ungünstigen Verhältnisse zur Zeit seines Erscheinens weniger Beachtung und Verbreitung gefunden hat, als die meisterhafte Schilderung des unglücklichen Dichters, der auf dem Asperg lange Jahre vertrauern mußte, verdient, ist im Preise herabgesetzt und wird nun hoffentlich die Verbreitung finden, die es im vollen Maße verdient. Die beiden starken Bände kosten jetzt $3^1/_2$ Thlr.

(Die neuen Schweizer Münzen.) Der Bundesrath hat die Zeichnungen zu den neuen schweizerischen Münzen auf Grundlage des Bovy'schen Entwurfes festgesetzt wie folgt: 1) Der Avers der Silbermünzen soll eine weibliche Figur vorstellen (das Sinnbild der Helvetia), welche mit der Hand des ausgestreckten rechten Armes auf die Alpen hinweist, die deutlich darzustellen sind. Die Umschrift lautet einfach: „Helvetia"„. 2) Der Revers soll als Bezeichnung der Werthangabe eine der arabischen Zahlen 1, 2, 5 mit einem großen lateinischen F und daneben stehenden kleinen r darstellen, die von einem Kranz von Alpenrosen und Eichenlaub umschlungen sind. 3) Bei den Billon- und Kupfermünzen ist auf dem Avers der Schild mit dem eidgenössischen Kreuz und auf dem Revers die Werthangabe anzubringen; die Umschrift ist: Helvetia". 4) Die Verzierungen auf den Kupfermünzen werden durch Alpenrosen, Kornähren, Weinreben und Eichenblätter dargestellt, jedoch bei den einzelnen Sorten und Unterabtheilungen so verschieden, daß eine Verwechselung derselben nicht stattfinden kann. 5) Der Rand der Münzen soll kannelirt werden. — Die Einführung der Frankomarken für Briefe auf den schweizerischen Posten ist beschlossen und das Postdepartement mit der Vollziehung beauftragt.

(Karlsruhe, 10. Oct.) Fräul. Daun vom Hoftheater zu Wiesbaden hat in ihrer ersten Gastrolle im Trauerspiel: „Romeo und Julie" als Julia das Publikum sehr angesprochen Die Intendanz scheint nicht abgeneigt, sie zu engagiren. Fräul. Janauscheck vom Frankfurter Stadttheater wird ebenfalls zu Gastrollen erwartet.

Korrespondenz.

Berlin, 4. October.

Die elfte Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welche vom 30. Sept. bis 3. Oct. hier stattgefunden hat, hat ein sehr erfreuliches Resultat für die Zwecke geliefert, die solche Versammlungen überhaupt nur haben können: persönliche Bekanntschaft, gegenseitige Ermunterung zur freudigen Wirksamkeit an dem gemeinsamen Werke des höheren Unterrichts wie wissenschaftlicher Forschung u. s. w. Erschienen waren etwa 340, allerdings mehr aus der Nähe, doch auch mancher berühmte Name aus weiter Ferne, als Gerlach aus Basel, Döderlein aus Erlangen, Göttling und Hand aus Jena, Curtius aus Prag, Wüstenfeld aus Göttingen, Kühner aus Hannover u. s. w Der Präsident, Geheimerath Böckh, der 1847 in Basel zum Vorsitzenden gewählt war, eröffnete die Versammlung mit einer ungemein gehaltreichen Rede über die Interessen der Philologie überhaupt, und in der gegenwärtigen Zeit insbesondere. Von den Vorträgen an den anderen Tagen erwähnen wir nur Gerlach über das Verhältniß der Ueberlieferung zur Geschichte bei Roms Gründung; Mullsch (in Berlin) über eine neue Bearbeitung von Ducange's Wörterbuch der lateinischen Sprache des Mittelalters; Schlibe (Neustrelitz) vergleichende Charakteristik der griechischen und römischen Beredsamkeit; Klein (aus Mainz) über das neuerlich bei Mainz gefundene Schwert des Tiberius Die Munificenz der preußischen Regierung, resp des Königs, gewährte den Mitgliedern freien Eintritt zur Aufführung der Antigone, die mit großer Meisterschaft, eines solchen Publikums würdig, gegeben wurde; Böckh versammelte dann Dienstags die sämmtlichen Mitglieder zu einer heiteren Abendgesellschaft in seiner Wohnung; Mittwochs war freier Eintritt zur Aufführung des Saul in der Singakademie gewährt und Donnerstags freie Fahrt nach Potsdam und Besuch der königl. Gärten in königl. Wagen. Die Erklärung der Versammlung über das gute Recht Schleswig-Holsteins auf Antrag Jacob Grimm's ist bereits in weitern Kreisen bekannt. Alle fremden Mitglieder werden, wie wir selbst, Berlin mit dem Gefühle verlassen, daß Preußen, wie in Waffen, so in der Wissenschaft, Deutschlands Hort sey.

Mainz, 10. October.

Kommenden Sonntag, den 13. Oct., Morgens $10^1/_2$ Uhr, wird der Verein für Kirchenmusik im Akademiesaal des kurfürstlichen Schlosses das Oratorium Moses von Dr. Aloys Schmitt, Text von Wilhelm Kilzer, Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt a. M., zum Besten der hiesigen Armen aller Confessionen zur Aufführung bringen, und glauben wir in Ihrem Blatte diese Aufführung um so mehr in Anregung bringen zu sollen, als uns bekannt ist, daß viele Frankfurter derselben beizuwohnen gesonnen sind. Hr. Reichel vom Hoftheater in Darmstadt hat, nach allerhöchst bewilligtem Urlaube, aus besonderer Gefälligkeit die Partie des Moses übernommen, und das rühmlichst bekannte Orchester des k. k. österr. Infanterieregiments Erzherzog Rainer die Begleitung zugesagt, so daß den Zuhörern ein schöner Kunstgenuß in Aussicht steht.

Königstein am Taunus, im Oct.

Das nassauische Landstädtchen Königstein, welches durch seine gesunde Luft und romantische Lage schon seit langen Zeiten sich eines zahlreichen Besuches aus allen Gegenden zu erfreuen hatte, ist nach neuesten Entdeckungen mit einem höchst werthvolleren Naturschatze bereichert worden. An einigen Stellen unserer Gemarkung zeigen sich nämlich Mineralquellen, welche nach vorläufig angestellten Prüfungen von verschiedenem Gehalt sind. So hat man namentlich bei der eine gute Viertelstunde von Königstein entfernten „Oelmühle" eine Mineralquelle aufgefunden, die vorzugsweise schwefelhaltig zu seyn scheint und dermaßen warm ist, daß sie selbst in dem letzten strengen Winter nicht zufror. Schon seit langer Zeit kennt man in unserer Gemarkung auch eine Süßwasserquelle, Pulverborn genannt, welche ebenfalls im Winter nicht zufriert und von allen Kranken getrunken werden kann. Solche Erscheinungen verdienen gewiß nähere Untersuchung; es wäre daher sehr zu wünschen, daß Chemiker mit den bereits entdeckten Quellen baldigst genaue Prüfungen anstellten.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Oct. Der Ball zu Ellerbrunn, Lustspiel in 5 Abth. von Blum. Hierauf: Der Kurmärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild von L. Schneider, Musik von H. Schmidt.

Sonntag, 13. Oct. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Montag, 14. Oct. (Zum ersten Male): Die Rose von Avignon, romantisches Schauspiel in 4 Akten, mit freier Benutzung einer Episode des Romans: „Memoires d'un Notaire", von Pontmartin, von Th. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 245. Montag, den 14. October 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Hermann war bis dahin mit den Bewohnern und Besuchern des Nachbarhauses bei Weitem nicht in so häufige und nahe Berührung gekommen, wie Arthur, dafür aber sein Urtheil über sie desto unbestochener geblieben. Je lebhafter und bewegter ihm jetzt Arthur das tragische Schicksal der reizenden Nachbarin, die Hülflosigkeit des Proletariers in Uniform, die Barbarei des verknöcherten Philisters schilderte, desto kühler erwog er den Charakter und die Stellung der Parteien. Arthur war verblüfft, als er unter diesen am Meisten noch dem Vater beipflichtete.

„Aber — sagte er weiter — ich achte diesen ebensowenig, als die schwache Mutter und den gleisnerischen Verführer Kunigundens. In dieser sehe ich auch nur das seinen Empfindungen und Trieben überlassene, von Niemanden sittlich erzogene und bewachte Weib; aber ich bemitleide ihre unerfahrene hülflose Jugend und möchte ihr gerne beistehn, nur nicht auf dem von dir vorgeschlagenen Wege. Ich wünschte, das arme, schöne Geschöpf wo möglich dem Ungeiste seiner ganzen Sippschaft, der Herzlosigkeit des Vaters, der entsittlichenden Nähe der Mutter und der Zukunft zu entreißen, welche nach meiner Ansicht in dem gewünschten Ehebunde seiner harrt."

Arthur stimmte zwar mit Hermanns Urtheile über Kunigundens Eltern überein und war auch mit dem Maße seiner Theilnahme für letztere zufrieden, sah aber den Lieutenant in günstigerem Lichte und glaubte das Schicksal seiner beiden Schützlinge durch das Urtheil des Herzens und der Natur unwiederruflich entschieden. Doch gab er endlich seine Zustimmung zu Hermanns Vorhaben, eine anderweitige Einwirkung auf Kunigundens Schicksal zu versuchen. Dieser wollte vorerst mit dem Beirathe seiner Mutter ein entferntes Asyl für Kunigunde suchen, in welchem sie unter anständiger weiblicher Obhut die nächste Katastrophe ihrer traurigen Liebesgeschichte erwarten sollte. Später, hoffte er, würde sich ein bescheidener und thätiger Beruf, ein neues Leben für sie finden.

Arthur versprach, nicht bloß in keiner Weise Hermanns Plane entgegenzutreten, sondern auch Kunigunde auf eine Unterredung mit ihm als seinem vertrauten Freunde vorzubereiten, ohne ihr jedoch dessen Absicht näher anzudeuten oder vorauszuempfehlen.

Seine Voraussagung: daß diese Unterredung ihren Zweck nicht erreichen werde, traf ein, ob er gleich, seinem Versprechen getreu, sich jeder Gegenwirkung enthielt. Er leitete die Zusammenkunft durch Kunigundens Mutter ein, die deren Ziel ebensowenig kannte, wie Jene. Beide sahen vielmehr bereits in Hermann den Rückbürgen für Arthurs Versprechen, und in dieser Voraussetzung kam ihm Kunigunde vertrauend entgegen. Aber sie war betroffen, als er mit freundlich ernstem Mahnen ihr die Augen über sich selbst und über die Menschen zu öffnen suchte, welche bisher sie zunächst angegangen und ihr Schicksal bestimmt hatten. Hermanns, zwar nach seiner Meinung deutliche, aber für Kunigundens Verständniß zu zart eingekleidete, Ansprache brachte ihr die sittlichen Mängel ihrer Erzieher und ihrer Erziehung nicht zum Bewußtsein. Sie begriff nur, daß er sie der harten Behandlung ihres Vaters, aber auch ihrem Geliebten entziehen wollte. Ihre Dankbarkeit für den ersten Theil seiner Absicht verschwand vor der Angst, womit sie der zweite erfüllte. Hermanns Wesen imponierte ihr so sehr, daß ihre aufgeregte Phantasie in ihm den Herrn ihres Schicksals erblickte. Sie warf sich ihm zu Füßen und flehte ihn an, sie zu schonen und großmüthig sie mit dem Geliebten zu vereinigen, von dem er sie losreißen wollte. Umsonst suchte Hermann, ihr mit sanften Worten nochmals seine Beweggründe und Zwecke auseinanderzusetzen und ihren Blicken eine neue und bessere Zukunft zu öffnen. Sie hatte keinen Gedanken, kein Wort zur Entgegnung, nur wirre Ausrufe und eine Flut von Thränen.

Hermann wich mit erkalteter Theilnahme vor dieser Leidenschaftlichkeit zurück, in welcher Nichts lebte, das ihn mit der Gedankenlosigkeit und der Hartnäckigkeit des Mädchens versöhnen konnte, nicht einmal ein schwärmerischer, poetischer Wahn. Er gieng mit den Worten weg: „ich will und darf Ihnen nicht die Hand zu Ihrem Unglücke reichen und sehe wohl ein, daß Ihre Rettung nicht in meiner Macht steht."

Kunigunde hatte seine Gesinnung und seine Worte so wenig verstanden, daß sie nach seinem Weggange die Hoffnung fest hielt, er werde ihr nun doch nach ihrem Willen helfen, da er sie ihrem Geliebten nicht habe abwendig machen können. Diesem verschwieg sie die Zusammenkunft mit Hermann gänzlich, aus Furcht dadurch in irgend einer Weise seinen Argwohn oder Unwillen zu wecken; auch hatten ihre Mutter und Arthur bereits diese Verhehlung mit ihr verabredet. Diesen beiden erzählte sie den Verlauf der Unterredung nach ihrer Auffassung.

Arthur selbst glaubte jetzt Hermann überwiesen, daß Kunigundens Glück von der Beschleunigung ihrer Heirat abhange, und drang nun stärker in ihn, die in seinem Namen versprochene Unterstützung zu gewähren. Sobald durch ihre vereinigte Hülfe die Ehe geschlossen sei, sollte Kunigundens Vater zur Abgabe eines Pflichttheils an seine Tochter genöthigt und dadurch das junge Paar in den Stand gesetzt werden, ein eigenes und sicheres Haus zu gründen.

Vergebens suchte Arthur, Hermanns Ansicht zu ändern und sein Mitgefühl aufs Neue anzuregen. Er schalt Hermann einen herzlosen Egoisten, der die Annahme seines despotisch-systematischen Willens zur Bedingung seiner Hülfe und Wohlthätigkeit mache und sich kalt von jedem Menschen abwende, der sein Recht

Digitized by Google

auf die eigene Idee des Glückes verfolge, statt sich zum Statisten seiner Welt herzugeben. Er hielt ihm die Erfüllung des in seine Seele gegebenen Wortes als Ehrenpflicht gegen sie beide und als Pflicht der Menschlichkeit gegen die auf ihn hoffenden Menschen vor.

Da dieß alles nicht fruchtete, änderte Arthur seinen Ton und sagte lachend zu Hermann: „Nun gut, ich werde dann an deiner Stelle dein Wort halten und dir zeigen, daß auch ich die Macht habe, nach meinem System Menschen glücklich zu machen und sogar deine Hülfe dazu mit List oder Gewalt zu gewinnen. Ich will, ehrlich genug, dir voraus ankündigen, daß ich dir die nöthige Darleihe für meine Rettungsanstalt verwahrloster Kinder abstehlen werde."

Hermann erwiederte: „Ich glaube, daß du zu dieser communistischen Verwaltung meiner Habe fähig bist, will dir aber auch ehrlich voraussagen, welche Wirkung deine Großmuth auf mein kaltes Herz machen würde. Meine Großmuth hat engere Schranken. Ich würde dir verzeihen, wenn du deine liebesrechtlichen Grundsätze auf meinem Gebiete ausübtest und mir das Herz einer Geliebten, nur nicht durch Lug und Trug, entwendetest. Ich würde in diesem Fall denken, ich sei durch eine größere und darum berechtigtere geistige Macht verdrängt; oder auch, die Ungetreue sei dein mehr und — setzte er lächelnd hinzu — mein minder werth. Aber Wer mit Trug oder Gewalt mein Eigenthum nimmt — und bei materiellem Eigenthum ist die Sachlage am Unzweideutigsten —: der mißachtet entweder mein Zutrauen, oder überwältigt meinen bestimmten Willen durch einen unberechtigten physischen Zwang, und ist mein Feind."

„Aber — sagte Arthur — du gestattest doch Nothwehr? Und Nothwehr nenne ich nicht nur einen Angriff zum Schutze meiner eigenen werthen Person, sondern auch zur Durchführung einer Verpflichtung gegen Jeden, der mich darinn — positiv oder negativ, das gilt gleich — hemmen will. Ich thue dann nur ein kleines Unrecht, um ein großes Recht zu thun — seit Shakespeare ein anerkannter Grundsatz."

„Wenn du denn — schlug Hermann ironisch vor — deine Pflicht nicht ohne Hülfe einer lareren Moral üben kannst; so schiebe lieber Kunigundens Mutter die leichtere Sünde zu, die Caution hinter dem Rücken ihres Mannes aus der Errungenschaftskasse zu nehmen."

Der leichte Ton des ganzen Gesprächs war nicht geeignet, Arthurs casuistische Lebensphilosophie bedenklicher in der Wahl ihrer Mittel zu machen. Er empfand vielmehr Hermanns spöttische Weise wie eine Geringschätzung und darum wie eine Herausforderung seiner Consequenz.

Fürs Erste faßte er den Rath, mit welchem Hermann die Unterredung geschlossen hatte, als vollen Ernst auf und verwies Kunigundens Mutter auf ihr Recht, ihr und ihres Mannes gemeinsames Besitzthum zum Besten ihres Kindes zu benutzen. Aber diese betheuerte ihm, daß sie weder ihres Mannes Willen beugen, noch seine Argusaugen täuschen könne. Sie zitterte schon bei dem Gedanken an ein solches Wagestück und appellierte wieder an Arthurs und Hermanns Großmuth, die das gute Werk an ihrem armen Kinde schon ohne sie vollführen werde. Ebenso sprachen auch Kunigunde und ihr Geliebter ihr Vertrauen auf ihn aus, und Letzterer erschöpfte sich in Versicherungen ewiger Ergebenheit und Dankbarkeit, zugleich sein Ehrenwort für die baldmögliche Erstattung der bevorstehenden Darleihe einsetzend.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns endlich in diesem interessanten Stadttheile zur Genüge umgethan und zuletzt noch in einem Kaffeehause an der Gravität der guten Muselmänner erbaut hatten, so lenkten wir die Schritte der Festung zu. Bevor wir den Rayon derselben betraten, war die gegen Norden liegende Wasserstadt zu passiren, in welcher die ehemaligen großartigen Paläste Prinz Eugens liegen. Nur noch die öden Stockmauern zeugen von der früheren Herrlichkeit derselben, welche, wie alle Belgrader Bauwerke, es zu keinem hohen Alter bringen konnten. Klafter hoch liegt nun Mist und Unrath in dem Inneren und elende türkische Baracken haben sich dermalen, Schutz und Halt suchend, an die Mauern derselben angenistet.

Endlich stehen wir vor den Wällen des Oberschlosses und betreten das zerfallene Innere desselben nach Ueberschreitung der etwa 1000 Fuß breiten Esplanade, auf welcher mehrere todte Hunde und Pferde unsere Nasen und Augen angenehm überraschten.

Welcher Anblick bietet sich dem Auge vom höchsten Punkte der hochgelegenen Festung aus dar, und welche inhaltsschwere Betrachtungen und Erinnerungen drängen sich dem Gemüthe auf, wenn man die Geschichte dieser verwahrlosten Festungswerke sich vergegenwärtigt! Jeder Zoll dieser grauen, starren Felsen ist mit Blut und Thränen getränkt. Unser Auge ruht auf dem Grabe Hunderttausender von Menschen, die nicht in den sanften Schlaf am Abende ihres Lebens eingingen, sondern in wilden fanatischen Kämpfen, ein Opfer barbarischer Sitten und ruhmsüchtiger Fürsten wurden. Seitdem der ungarische König Salomo 1073 die Stadt von den Griechen eroberte (wobei zum ersten Male mit Pulver geschossen worden seyn soll?) haben sich abwechselnd Griechen, Bulgaren, Bosnier, Serbier, Oesterreicher und Türken um ihren Besitz gerauft, und allein seit dem Ankaufe durch Sigismund *) hat das so günstig gelegene Bollwerk zehn Mal seinen Besitzer gewechselt, theils durch Sturm, theils durch Kapitulation oder Friedensschlüsse dazu genöthigt. **) Kein Stein ist von den früheren mächtigen Ringmauern auf dem anderen geblieben, die von den Oesterreichern mit ungeheuern Kosten erbauten Festungswerke mußten nach einem Friedensartikel (1739) von den Türken geschleift werden (wozu neun Monate Zeit erforderlich gewesen seyn sollen), und die neuen nun kaum hundert Jahre alten Mauern und Wälle gehen ihrem Verfalle durch Vernachlässigung entgegen. Weder die langweilig über die Wälle hinsehenden ungeheuern Kanonen mit ihren großen, aus ganzen Holzscheiben bestehenden Räder, noch die starren Felsenwände, weder die grimmigen Gesichter der in ihren engen modernisirten Uniformen komisch genug aussehenden türkischen Soldaten, noch der prahlerische Name „Kalimedan", oder: „Wer Kourage hat, der komme heran", den der Platz vor der Festung trägt, wird einen entschlossenen Feind lange aufzuhalten vermögen.

Nachdem wir uns die verschiedenen Stellen hatten zeigen lassen, an welchen in der letzten Revolution gekämpft worden war, und man die Häupter der Hingerichteten aufpflanzte, die Gefangenen mordete ꝛc., versuchten wir einen Wall zu besteigen, um eine ungetheiltere Aussicht zu genießen, aber alsbald stürzte aus einem Wachthause ein ganzes Rudel Türken mit schrecklichem Geschrei uns nach, daß wir vermeinten, sie wollten uns wenigstens

*) Anfangs des 15. Jahrhunderts.

**) Belagert: 1441, 1456; erobert: 1521, 1688, 1690, 1806; kapitulirt: 1717, 1739, 1789, und endlich durch Friedensschluß von Sistove an die Türkei zurückgegeben Anno 1791.

Digitized by Google

spießen; wir gaben daher unser Vorhaben auf und gingen unsere Wege und betraten oben erwähnten freien Platz, der von der Festung, dem Palaste des Vezirs und der Hauptmoschee eingeschlossen und auf der vierten Seite, gegen das Wasser hin, offen ist, so daß man von diesem hohen Standpunkte aus die ganze herrliche Aussicht genießen kann. Die Ebenen des Banats und das schöne Gebirge Serbiens, das Wasser der Sau, Donau und Theiß und die Hügel des freundlichen mit Kirchen gezierten Semlin, sowie Belgrad mit seinen fünfzehn Moschee'n, sind die kontrastirenden Momente des glanzvollen Panorama's.

Es war uns leider eben so wenig vergönnt, das Innere der Hauptmoschee zu sehen, als den Palast des Veziers zu betreten, und so mußten wir uns denn mit der Anschauung des Aeußeren begnügen, was aber bei beiden nicht das Mindeste von orientalischer Prachtliebe oder schönem Style bot. Die Kuppel der Moschee war mit einem plumpen, pyramidalen Dache verkleidet, das die Form derselben natürlich ganz verdeckte; das eine Minaret war durch einen, kurz vorher stattgehabten Sturm in der Hälfte seiner Höhe förmlich abgebrochen worden; die Wohnung oder der „Palast" des Veziers war ein, in ziemlich occidentalischem Style erbautes, großes, aber einfaches Gebäude, mit weit vorspringendem Dache und engvergitterten Fenstern, umgeben von Stallungen, Remisen ꝛc. Seine Lage ist übrigens ausgezeichnet schön, da es auf gleicher Höhe mit den Festungswerken steht, und es muß von den Fenstern des oberen Stockwerkes eine entzückende Aussicht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Für Schleswig-Holstein!

veröffentlicht die „Ztg. für Norddeutschland" Folgendes:

„Wir haben manches Wort gesprochen für die Brüder in Schleswig-Holstein, manches in Hoffnung und Vertrauen, manches in trüber Resignation, manches in bitterem Unmuth und schwerem Zorn über den Jammer und die Noth dort an der Gränze, in schwererem über die Armseligkeit und Schmach hier mitten im deutschen Lande. Aber was wir auch heute mitzutheilen haben, das preßt uns fast das Herz ab, das treibt uns das Blut vor tiefster Scham in die Wangen — vor Scham über uns Alle, die wir den deutschen Namen tragen. Schleswig-Holsteinische Frauen bitten durch uns um Hülfe! Aus St. Annen, einem kleinen Flecken bei Friedrichstadt, der Unglücksstadt, geht uns durch Freundeshand ein Schreiben zu, das jede deutsche Mutter auf ihrem Herzen tragen, das jede deutsche Frau tief in heiliger Erinnerung hegen sollte. O, wenn ein Rest menschlichen und vaterländischen Gefühles noch geblieben ist in Eurer Brust, so öffnet Eure Herzen zu hören und Eure Hände den Bedrängten zur Hülfe!

St. Annen, 6. Oct. 1850.

Verehrter Herr Redakteur!

Sechs Tage lang haben wir unter fast beständigem Kanonendonner verlebt. Die Unserigen, zwei meiner Söhne und der Gatte meiner Tochter, kämpften dort mit. Da haben wir gebetet und viel gedacht, was wir arme, schwache Frauen wohl thun könnten, um das Unserige beizutragen, das Vaterland retten zu helfen. „Wenden wir uns an die Frauen und Mädchen Deutschlands, wenden wir uns an sie um milde Gaben, fordern wir von ihnen Frauenwerk, und sie werden es nicht verweigern. Ihre Männer und Brüder werden vielleicht dadurch, daß die Frauen ihre Pflicht thun, daran erinnert, daß sie die ihrige nicht thun" — das Wort war uns aus dem Herzen gesprochen, und wir legten unser Gefühl in den folgenden Zeilen nieder. Seit sie geschrieben sind — hat uns das Härteste getroffen: mein ältester Sohn ist gefallen, mein zweiter Sohn wird „vermißt" — und meiner Tochter Gatte liegt mit zerschmettertem Beine in einem Nachbardorfe. Das Alles gibt uns den Muth, allein und in unserem Namen aufzutreten, und unser Herz in das Herz deutscher Frauen auszugießen. Wir richten diesen Aufruf an Sie, werther Herr, weil ja Ihr Land sich bis jetzt am thätigsten unser angenommen, und Sie und Ihr Blatt ganz besonders zu dieser thätigen Theilnahme mitgewirkt haben.

Mit Hochachtung

Ihre

Caroline B.

Maria Anne D., geb. B.

An die Frauen und Mädchen Deutschlands!

Unsere Männer, Väter, Gatten und Brüder setzen ihr Letztes ein — für Deutschland! Viele sind dahin gegangen, ihnen ist wohl. Viele leben verkrüppelt, Viele liegen verwundet, Viele sind gefangen. Diese Letzteren leiden Mangel an Allem. Der strenge nordische Winter ist vor der Thür; die Noth ist groß und größere bevorstehend. Unser einst so glückliches und jetzt so schwer geschlagenes Land bringt die höchsten und die letzten Opfer, um dem deutschen Reichsfeinde zu widerstehen und ihm den Theil unseres und Eures Landes, den er besetzt hält, wieder abzuringen. Das Mitleid für die Verwundeten und Gefangenen muß halbwegs schweigen, wo die Sorge für die Kämpfenden die ganze Kraft unseres Landes in Anspruch nimmt. Deßwegen wenden wir uns an Euch, Ihr deutschen Frauen und Mädchen. Eure Väter, Männer, Söhne und Brüder sitzen ruhig zu Hause und sehen zu, wie unser Land vom Feinde des gemeinsamen Vaterlandes niedergetreten wird, sehen zu, wie man versucht, ein Stück von Deutschland abzureißen. So helft denn Ihr uns wenigstens, die Gefangenen trösten und die Verwundeten pflegen. Vielleicht, wenn Ihr Euch regt, regt es sich auch in Euren Vätern, Männern, Söhnen und Brüdern, auf daß sie abwerfen die schmachvolle Ruhe, in der sie zusehen, wie unser armes biederes Volk sich verblutet, wie Deutschland in uns gedemüthigt, verhöhnt, zerrissen wird. Deutsche Frauen und Mädchen! Geht in Trauerkleidern von Thür zu Thür im Lande herum, sammelt Almosen im Namen Eures Vaterlandes für Eure Brüder und Schwestern in unserm Lande, die da leiden, weil sie deutsch sind und deutsch bleiben wollen. Klopft an jedes Herz — und indem Ihr christliches Frauenwerk thut, weckt Ihr vielleicht Eure Männer auf zu deutscher Mannesthat.

St. Annen, den 6. October 1850.

Im Namen der schleswig-holsteinischen Mütter und Frauen
eine Mutter, die ihre zwei Söhne beweint;
eine Frau, die ihre Brüder und ihren Mann für Deutschlands Ehre und Schleswig-Holstein in den Kampf und wohl alle drei in den Tod gehen sah."

Mannichfaltigkeiten.

Sonst und jetzt.) Anderson erzählt in seiner Handelsgeschichte von England merkwürdige Kontraste mit dem Luxus der jetzigen Zeit. Im Jahre 1234 schlief der König von England zum ersten Male auf einem Strohsacke, früher auf bloßen Brettern. 1246 waren die Häuser größtentheils noch mit Stroh gedeckt, und im Jahre 1300 kannte man in London noch kein Kamin, geschweige denn einen Ofen. Man wärmte sich darum nur an Gluthpfannen. Wein wurde, als Arznei in den Apothe-

Digitized by Google

len gekauft. Man kannte noch keine Wagen. Die Vornehmen ritten auf Pferden, mit den Damen hinter sich. Im Jahre 1340 betrugen die Steuern 30,000 — Wollsäcke. Die Richter und Advokaten (oder Rechtsanwalte, wie sie jetzt heißen) wurden mit — Zimmt und Pfeffer bezahlt. Im Jahre 1343 kamen die ersten Stecknadeln auf. Früher bedienten sich die Damen hölzerner Stifte. 1344 wurde das erste Gold in England geprägt. Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode zuerst in Gang gebracht hatte im Jahre 1547.

Goethe-Literatur.

Ueber den Frankfurter Arzt, welcher Goethe'n während seines Aufenthalts in der Vaterstadt nach der Leipziger Studienperiode behandelte und über welchen der Dichter im zweiten Theil von Dichtung und Wahrheit (Werke Duodezausgabe von 1829. XXV. 199) sich ausführlich äußert, stellte der Unterzeichnete im Auftrag des Hrn. Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg, der sich damals mit Herausgabe der, besonders für Frankfurter so vielfach interessanten Reliquien der Fräul. v. Klettenburg beschäftigte, vor einigen Jahren Nachforschungen an. Diese leiteten auf Dr. G. W. Müller (1709—1799), eine Vermuthung (vergl. Reliquien S. 266), die sich seitdem als falsch herausgestellt hat, indem durch Mittheilung des Tagebuchs Lavaters über seinen Verkehr mit der „schönen Seele", es direkt erwiesen ist, daß der Ue. med. Johann Friedrich Metz, geboren 1724 zu Tübingen, welcher 1765 als Arzt nach Frankfurt kam und 1782 verstarb, dieser geheimnißvolle Arzt war. Sein Bildniß befindet sich in der Senkenbergischen medizinischen Bibliothek.

Dr. Stricker.

Korrespondenz.

Aus Oberhessen, 10. October.

In vielseitigem Interesse halten wir für Pflicht, die Directionen der Thüringer und Friedrichs-Wilhelm Nordbahn auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, der, wenn er nicht demnächst wirklich zu einem größeren Unglücksfall auf dieser Bahn führen sollte, jedenfalls das Reisen auf derselben sehr Vielen gänzlich verleiden wird. Auf der Strecke von Eisenach nach Guntershausen ist seit einiger Zeit das Schwanken der Waggons so bedeutend geworden, daß es für die Reisenden förmlich unerträglich ist. Wir haben selbst gesehen, daß die Reisenden in einem der letzteren Waggons zu wiederholten Malen, etwa 30 Personen, sämmtlich aufstanden, um nicht gegen einander gestoßen zu werden, und weil sie wörtlich das Gegeneinanderfahren nicht mehr ertragen, resp. sich auf den Sitzen gar nicht behaupten konnten. Darf dergleichen auf einer Eisenbahn vorkommen? Entweder sind die Räder oder die Schienen zu sehr ausgefahren, oder die Schienen sind aus einander gewichen, oder sie haben sich gesenkt. Der Conducteur wollte es durch das bei einem längeren Zuge unvermeidliche Schwanken der letzten Wagen erklären. Dagegen spricht aber, daß das Schwanken bei gleicher Zahl der Wagen stellenweise ganz aufhörte. Immer müßten, selbst wenn jene Erklärung richtig wäre, Güterwagen angehängt werden, um das Fahren für die Reisenden möglich zu machen. Im öffentlichen Interesse, für die Bahn selbst, wie der Reisenden ist Abhülfe dringend nothwendig.

Frankfurt, 10. Oct.

Bei der am 26. Sept. l. J. stattgehabten Hauptversammlung der Gesellschaft „Flora" dahier wurden folgende bezeichnete Gegenstände, welche bei dieser Hauptversammlung aufgestellt waren, von der dazu erwählten Commission (bestehend aus den Herren J. Bock, Ohler, Welkoborsky, Heiß, G. Schmidt, C. Müller, Zorbach sen., Flauaus, L. Neder sen., Märckich und Kulle), als ausgezeichnet anerkannt: unter den aufgestellten Pflanzen des Hrn. L. Neder sen. mehrere reich und schön blühende Genera; die Pflanzen des Hrn. Keller wegen Kultur und Blüthenreichthum; die Rosen des Hrn. G. Schmidt, welche, für diese Zeit, reich repräsentirt waren, namentlich mehrere Thea und remontantes. Unter den Pflanzen des Hrn. J. Bock, manche Neuheiten enthaltend, wurde die gute Kultur besonders anerkannt, deßgleichen an den Pflanzen des Hrn. Zorbach sen., sowie an denjenigen des Hrn. Rau. Das seltenste Kulturstück, eine Acacia platyptera, war aus dem Garten des Hrn. A. Grunelius (Gärtner Hr. Heiß) aufgestellt. Rühmlich erwähnt wurden ferner die Ericen des Hrn. J. Zeynick, sowie die ausgezeichneten Orangen-Bäumchen des Hrn. Grieffinger. Von den eingesandten Georginen-Sorten wurden die der Herren J. und S. Rinz als die vorzüglichsten erkannt; nach diesen bezeichnete die Commission die der Herren Gebr. Mardner aus Mainz als die besten; sodann folgten diejenigen der Herren Zeynick, Scheuermann und Kulle. — An Georginen-Sämlingen eigener Zucht wurden die der Herren Gebr. Mardner in Mainz als die vorzüglicheren befunden; die Sämlinge der Herren J. u. S. Rinz, wenngleich zunächst folgend, wurden als erprobt ausgezeichnet beurtheilt. — Unter dem Obst fand die Commission das beste Sortiment von Hrn. Baron C. M. von Rothschild (Gärtner, Hr. Welkoborsky) aufgestellt, sodann folgte das des Hrn L. Neder sen., einzelnen Sorten der Herren Launsbach, Käfer, Engelhardt ꝛc. — Als die vorzüglichsten Pfirsche wurden die des Hrn. Flauaus jun. bezeichnet; dann folgten deßgleichen von Herren Gebr. Rumbler, sowie vollkommen reife Trauben (rother Gutedel) des Hrn. J. G. Schmidt. Von vorjährig konservirtem Obste wurden die Aepfel (edler Wildling von Cronberg) des Hrn. Flauaus jun. als die besseren erkannt; nächstfolgend waren die „Anhaltischen" des Hrn. Emmerich. — Die Gemüse-Sammlung aus dem Garten des Hrn. Baron A. v. Rothschild (Gärtner, Hr. C. Müller) wurde sowohl in Quantität als auch in Qualität so ausgezeichnet befunden, daß die Commission keinen Anstand fand, solche als eine an hiesigem Platz noch nicht gesehene zu bezeichnen. Der Folge nach wurde die Sammlung des Hrn. Passavant (Gärtner, Hr. Hirschmann), dann die der Herren Gebr. Rumbler, Flauaus und L. Neder sen. bestens bezeichnet. Schließlich wurden noch die ächten Türkenbund-Kürbisse aus dem Garten des Hrn. Bolongaro, die Gurken aus dem Zickwolff'schen Garten, Obst und die schönen Pensées des Hrn. Scheuermann, sowie das schön gearbeitete Bouquett des Hrn. Keller jun., die Blumenarbeit des Hrn. Hartig, Garten-Planzeichnungen des Hrn. Bock jun, und das ausgezeichnete Sortiment Haarlemer Blumenzwiebeln der Herren Krelage und Sohn rühmlich erwähnt.

Der Vorstand.

Die bevorstehende Wintersaison dürfte den Freunden der Wissenschaft wieder manche anziehende Vorlesung in Aussicht stellen. So setzt Dr. Th. Creizenach seine historischen Vorlesungen fort, die sich nicht nur durch ihre geistreiche Auffassung, sondern auch durch die Lebendigkeit und Frische der Darstellung, wie durch ihren würdigen Vortrag auszeichnen und auch dießmal nicht ermangeln werden, ein ausgewähltes gebildetes Publikum heranzuziehen. — Dr. Oppel wird, wie wir bereits angezeigt haben, populäre Vorträge über Astronomie halten und läßt sich von den vielseitigen Kenntnissen dieses geachteten Gelehrten nur Ausgezeichnetes erwarten. — Weiter beabsichtigt Hr. Dr. German Mäurer, den Lesern unseres Blattes als geschätzter Mitarbeiter wohl bekannt, einen Cyclus von Vorlesungen über die wichtigsten Fragen der Politik in Bezug auf ältere und neuere Geschichte, über die Republiken des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, über absolute und constitutionelle Monarchie, über Socialismus u. s. w. Da sich hieran nicht nur die höchsten Interessen der Völker, sondern noch ganz besonders diejenigen unserer nach Fortschritt und Freiheit strebenden Gegenwart knüpfen, so hat Dr. Mäurer schon die Wichtigkeit des Gegenstandes für sich und wir sind zur Annahme berechtigt, daß er uns die gediegenen Ergebnisse seiner Forschung in anziehender Form vorzuführen wissen wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Oct. (Zum ersten Male): Die Rose von Avignon, romantisches Schauspiel in 4 Akten, mit freier Benützung einer Episode des Romans: „Memoires d'un Notaire", von Pontmartin, von Ch. Birch-Pfeiffer.

Dienstag, 15. Oct. Einer muß heirathen! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge von Wilhelmi. Hierauf: Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten. Zum Schluß: Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix

Mittwoch, 16. Oct. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 246. Dienstag, den 15. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Arthur glaubte nun, in keinem Falle mehr zurücktreten zu dürfen. Aus wohlgemeinter Schonung für Hermann, von seinem Gesichtspunkte aus, sagte er seinen Clienten: dieser könne nur gerade jetzt und auch wohl in der nächsten drängenden Zukunft nicht helfen, er aber hoffe, in Kurzem dennoch ein Mittel zu finden, um die bereits in seinen Händen befindliche Summe zu vervollständigen.

Er suchte und fand bald dieses Mittel. „Es gilt eine Wette um wichtigere Dinge, als die kleine Summe, die Hermann aus seinem Ueberflusse noch nicht einmal verlieren, sondern nur eine Zeit lang entbehren soll. Mag er auch zürnen, er weiß einen beharrlichen Willen zu schätzen und wird bald wieder versöhnt sein."

Mit diesem Selbstgespräche beschwichtigte er seine letzten Bedenken und gieng zu Hermanns Banquier, um in dessen Namen die gesuchte Summe zu erheben. Dieser übergab sie ihm auch ohne Mißtrauen, da er ihn als Hermanns Hausgenossen und nächsten Freund kannte. Von hier gieng Arthur unverzüglich zu dem Lieutenant, welchem er die mit seinem eigenen bereit gehaltenen Beitrage (seiner ganzen Baarschaft) vereinigte Summe übergab. Durch die Dankesergüsse des „Geretteten" — wie dieser sich selbst nannte — in dem Bewußtsein seines mittelheiligenden Zweckes bestärkt eilte er heim und trat mit fast triumphierendem Geständnisse vor Hermann.

Er fand wider Erwarten Hermann schon vorbereitet, nicht etwa durch seine vorausgegangene Eröffnung, an deren Verwirklichung Jener nicht ernstlich geglaubt hatte, sondern durch eine Nachricht des Banquiers. Diesem war nämlich Arthurs Erregung und freudige Hast bei dem Empfange des Geldes aufgefallen und hatte hintennach Zweifel und Besorgniß eines Studentenstreichs, wenn auch nur einer Neckerei, in ihm geweckt. Er hatte deßhalb Hermann unverweilt den Vorgang durch einen Commis angezeigt. Hermann hatte in der ersten Ueberraschung wider Willen dem Commis verrathen, daß er Arthur keinen Auftrag gegeben habe, sogleich aber seine Bürgschaft gestellt und um Schweigen gebeten.

Er empfieng Arthur ohne Zeichen des Unwillens, doch ernst und kühl, und sagte nach den ersten Erörterungen zu ihm: „Du wirst mir zugestehn, daß du mich zum Mittel benutzt hast, und zwar zu einem Zwecke, den ich verwarf. Ich würde dieß, mit Wissen und Willen wenigstens, keinem Menschen thun, wäre er mir auch noch so untergeordnet oder fremd."

Arthur verlor die Haltung, mit welcher er gekommen war; er war betroffen und bekümmert, Hermann tiefer gekränkt zu haben, als er vorbedacht hatte. „Du kennst mich ja — sagte er — und wirst mich nicht mit dem kalten Maßstabe deiner Grundsätze messen."

„Eben weil ich dich kenne — entgegnete Hermann —, finde ich es begreiflich, daß du nach längerem Umgang mich noch nicht recht erkannt und verstanden hast und meiner Warnung nicht glaubtest, wie wenig ich Eingriffe in meine Selbstständigkeit vertrage. Ich weiß, daß du mich nicht kränken wolltest und verschmerze, was mich hier persönlich verletzte. Aber du wirst mir das Geständniß verzeihen, daß ich der Länge nach deinem ziellosen Gefühlsleben kein großes Interesse mehr abgewinnen kann."

„Du bist hart — sagte Arthur hierauf —, denn dießmal wenigstens verstehe ich dich ganz und wollte lieber, du hättest mir einen zornigen Scheidebrief gegeben. Ich sehe es ein, unsere Wege scheiden sich für jetzt, wenn nicht für immer. Vielleicht bereuen wir einmal beide unsere Richtungen, und die rechte liegt in der Mitte, von Wenigen betreten. Bleibe du, ich gehe."

Arthur gieng noch an dem nämlichen Tage; um freundlicher zu scheiden, übergab er Hermann selbst die Spedition seines kleinen Gepäckes in seine Heimat. Hermann verstand dieß Zeichen und nahm es mit einem stillen Händedrucke an.

Arthur reiste nicht in heiterer Stimmung ab. Es entstanden Zweifel über sein ganzes Leben und Streben in ihm, vielmehr noch über den Erfolg seines letzten Liebeswerkes, das ihm Viel gekostet hatte. Doch auf Kunigundens Gestalt haftete seine Erinnerung mit ungeschwächter Theilnahme, ob er sich gleich selbst sagte, daß ihre einzigen Ansprüche darauf in ihrer Hülflosigkeit gegen eine sehr ungewisse Zukunft und — er konnte es sich nicht verhehlen — in ihrer Schönheit beruhten. Er hatte nicht Abschied von ihr genommen und holte diesen nun unterwegs mit einigen Zeilen nach, in welchen er ihr versprach, ihr künftig immer seinen Aufenthalt wissen zu lassen und mit Rath und That bereit zu sein, wenn sie seiner bedürfen würde.

Am Meisten beschäftigten ihn die Erinnerungen an sein Zusammenleben mit Hermann von ihrer ersten Bekanntschaft an, als er sich von den „Selbstmördern" losgemacht hatte, bis zu ihrem Scheiden ohne Groll, wie ohne rechte Liebe. „Ehe ich ihn kennen lernte — bespöttelte er sich selbst —, vegetierte ich im Paradiese; er ließ mich vom Baume der Erkenntniß essen; aber leider hat mir die Frucht, die ihn täglich nährt und kräftigt, eine Indigestion gebracht und den alten harmlosen Geschmack verdorben, ohne meinen schwachen Organen einen Ersatz zu geben."

Seine erste Sorge in seiner Heimat war die Herbeischaffung der in Hermanns Namen erhobenen Summe und ihre Uebersendung an diesen. „Ich weiß wohl — schrieb er dabei —, daß ich damit das Geschehene nicht aus deinem Gedächtnisse wegwischen kann. Aber ich überlasse deiner Güte die Sorge, den Mit-

Digitized by Google

wissern meines communistischen Heroismus nochmals Verschwiegenheit zu empfehlen und ihnen meine Rückerstattung der erzwungenen Darleihe anzuzeigen. Es ist mir an sich gleichgültig, ob ich bei ihnen und bei der ganzen Stadt „„unmöglich"" werde, da ich es leider bei dem alten Freunde geworden bin; nur wünsche ich angelegentlich, daß meine Schützlinge nicht erfahren, was ich für sie sündigte und hingab."

Hermann zeigte ihm umgehend den Empfang der Summe an und versprach, sie zu „socialen" Wohlthaten zu verwenden und diesen Zweck, nicht aber die Ausführungsweise, Arthurs gutem Herzem zum Verdienste zu schreiben. Sein Brief schloß mit den Worten: „Auch ich habe meine Rechnung mit der guten Stadt K. abgeschlossen und will sie verlassen, ohne Viel von ihrem Guten genossen zu haben. Ihre Menschen sind mir so nahe getreten, daß sie mich untauglich gemacht haben, mit ihren Göttern zu verkehren. Dazu verscheucht mich die Oede des Hauses, welches deine Proteusgestalt nicht mehr belebt. Ich werfe mir vor, dich durch meine Starrheit gekränkt zu haben, bitterer, als du mich durch deine Unfestigkeit. Es ist mir manchmal fast zu Muthe, wie wenn ich mit mürrischer Unduldsamkeit ein liebes launenvolles Wesen von mir gestoßen hätte, dem ich einst wieder in die versöhnten, freundlichen Augen blicken möchte. Aber ich bekenne dir ebenso offen meine Ueberzeugung, daß wir jetzt nicht bereuen sollen, uns getrennt zu haben, und daß unsere Bahnen einander störend kreuzen würden, wenn sie allzubald wieder zusammenträfen."

Während Hermann noch einmal flüchtig die bedeutendsten Umgangskreise berührte, in welche ihn sein kurzer Aufenthalt in K. eingeführt hatte, und nur des neuen Wanderns, aber noch keines Wanderzieles gewiß war: woben in der Ferne Geisterhände ein von ihm einst begonnenes und verlassenes Werk als unheimliche Stellvertreter fort und knüpften die zerrissenen Fäden wieder an einander. Er erhielt einen Brief, der ihm sein nächstes Wanderziel vorzeichnete, und dessen Inhalt und weitere Folgen seinen Glauben an die Vollberechtigung seiner bisher geübten Grundsätze einer Feuerprobe unterzogen. Dieser Brief war von Adelheid geschrieben.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Nachdem wir uns an der Aussicht möglichst satt gesehen hatten, schlug uns der Führer einen Gang in ein türkisches Kloster vor, worauf wir gerne eingingen. Vergebens strebten wir auf der ganzen Runde einmal eine lebendige Türkin zu erspähen. Obgleich in nächster Berührung mit dem christlichen Europa, sind doch die türkischen religiösen und bürgerlichen Gebräuche hier noch in ihrer strengsten Form aufrecht erhalten, sogar, wie mir Reisende versicherten, viel strenger als selbst in Konstantinopel. So wird hier das weibliche Geschlecht immer noch mit großer Strenge verborgen gehalten; selbst der verheirathete Mann darf seine eigne Frau nicht besuchen, wenn die Pantoffeln einer anderen Frau vor ihrer Thüre stehen. Man erzählte uns, daß einige lockere Gesandtschafts-Attachee's lange Zeit sich erfolgreich dieses Umstandes bedienten, indem sie beim Besuche ihrer Rezia's ein Paar Frauenpantoffeln mit sich führten, dieselben während der Schäferstunde vor der Thüre stehen ließen, und so den betrogenen Gemahl gleich wie durch einen Zauberspruch vor die eigene Schwelle hinausbannten. Da aber die Herrchen nicht reinen Mund halten konnten und sich auch gerne der öffentlichen Anerkennung ihres Scharfsinnes erfreuen wollten, so kam das Ding endlich auch zu den Ohren zweier der gekrönten Häupter, welche der Sache abwarteten und die Herren Amorosos auf so gut türkisch durchbläuten, daß diesen Hören und Sehen und Anderen die Nachahmungslust verging. Dagegen gab es nun keine Appellation, indem es kein Konsulat wagen konnte, einen solchen groben Verstoß gegen heilig gehaltene Sitten in Schutz zu nehmen.

Durch eine Menge schmutziger enger Gassen von echtem türkischem Typus kamen wir endlich an das „Kloster" der Derwische. Wir durchschritten zuerst den sogenannten Klostergarten, einen kleinen, etwa fünfzig Schritte im Gevierte haltenden, von allen Seiten hoch ummauerten Raum, der mit farbigen Backsteinen in allerhand kuriosen Figuren ausgelegt, und hauptsächlich mit Rosen, der Lieblingsblume des Türken, verziert war. Ein kleines, niederes, ein Stock hohes Gebäude, wie die meisten Häuser beinahe ganz aus Holz erbaut, mit einer Vorhalle versehen, präsentirte sich uns als das gesuchte Kloster. In der Vorhalle saß ein brauner Türke, mit dem Turban bedeckt, in einfache dunkle Kleider gehüllt, die nackten muskulösen Arme über die Brust gekreuzt, in einer Ecke und beobachtete unser Annähern mit einem durchbohrenden scharfen Auge. „Aha, da verrichtet Einer seine Andacht im Freien," meinte unser Führer, „den will ich einmal ärgern." Er sprach ihn auf türkisch an, erhielt aber keine Antwort; er versuchte es in anderen Dialekten, aber immer dasselbe Schweigen, dieselbe Unbeweglichkeit der Figur, nur der stechende Blick ruhte finster auf uns und verrieth, daß Alles verstanden wurde, was unser Führer in seiner Unbesonnenheit plapperte. Es schien, daß der Derwisch das Gelübde der Schweigsamkeit abgelegt hatte, und da wir es nicht in unserem Interesse fanden, ihn zu reizen, so hießen wir unseren Dollmetscher seine Anreden einstellen.

Vor dem Betreten des Inneren mußten wir unsere Fußbekleidung ablegen, worauf wir ungehindert in den unbewohnten Räumen herumgehen konnten. Die Böden der Flur und der Zimmer waren mit Strohteppichen belegt; das Gebäude enthielt übrigens außer den Schlafzimmern der Derwische nur noch zwei Betstuben und den Raum für die Verrichtung der Religions- und Bußübungen. Leider kamen wir gerade an einem Tage, an welchem, aus uns unbekannten Gründen, die sonst täglich abgehaltenen Bußübungen eingestellt waren, und zu einer Stunde, in welcher die Mönche sich wegen der großen Hitze in ihre Zellen, die wir nicht betreten durften, zurückgezogen hatten. Die Einrichtung allein gestattete übrigens der Phantasie, das Fehlende zu ersetzen. Die niederen Betstuben enthielten außer dem Fußteppich nur noch schmale niedere Kissen, welche sich längs den Wänden hinzogen und den Zweck hatten, den, den ganzen Tag hier herumlungernden Derwischen ihren schweren Beruf zu erleichtern. Dieser besteht aber einfach darin, daß sie auf den Polstern mit gekreuzten Beinen sich längs den Wänden aufpflanzen, keine Miene verziehen, kein Wort reden und ihre Blicke entweder gegen den, durch die Stubendecke repräsentirten Himmel richten, den sie wahrscheinlich offen sehen, oder auf die, gleich dem vestalischen Feuer, nie erlöschenden Tschibuks, zu deren Nahrung von einem Famulus Tag und Nacht eine Kohlenpfanne glühend erhalten wird. Was das Resultat dieser beschaulichen Andacht ist, kann natürlich nicht ergründet werden, vielleicht üben sie sich auch, wie jener Major, dessen ich früher gedachte, in der Kunst, nichts zu denken.

Ueberraschend war uns aber der Anblick des großen Betsaales, in welchem der eigentliche Gottesdienst gehalten wird, und zu dessen Thüre man direkt von dem Haupteingange aus gelangte; wir durften hier nur durch die geöffnete Thüre hineinsehen, aber nicht eintreten, was jedoch auf Eins herauskam. Dieses helle, durch vier vergitterte große Fenster erleuchtete Zimmer war mit

Digitized by Google

einem kostbaren Teppich belegt; der Thüre gegenüber befand sich eine Art von Altar. Dieser Altar bestand aber weder aus den Arbeiten des Malers, noch denen des Bildhauers, sondern war — sonderbar genug — weiter nichts, als eine symmetrische Zusammenstellung von Waffen, Mordwerkzeugen und Geiselungs-Apparaten aller Art, welche um einen Halbmond gruppirt und mit farbigen Tüchern drapirt waren. Man sah hier lange Flinten, Sensen, Beile, Pistolen, Säbel, Handschars ꝛc. zusammengesteckt. An den übrigen leeren Stellen der Wände waren ebenfalls Waffenstücke und namentlich Geiselungs- und Folterwerkzeuge aller Art aufgehängt.

Der in diesem Saale abgehaltene Gottesdienst soll ein für den Neuling sowohl aus komischen, als Abscheu erregenden Empfindungen zusammengesetzter seyn. Das ruhige laute Gebet, mit welchem derselbe begonnen wird, geht nach und nach in einen, mit Selbstpeinigungen verbundenen Gesang über, welcher nach und nach ansteigt bis zum gräßlichsten Geheule, wobei jeder Einzelne sich geiselnd, schreiend und heulend nach Belieben im Kreise herum dreht, auf dem Boden wälzt oder wüthend einen Anderen anfällt. Diese Wirthschaft dauert so lange fort, bis endlich die äußerste Erschöpfung und krampfhafte Anfälle dem Unwesen ein Ende machen, ein Jeder wieder still nach seinem Polster schleicht und zur Pfeife greift, um an den Folgen des begangenen Unsinns zu kauen. Es ist Jedermann gestattet, zuzusehen, wobei man sich jedoch wohl hüten mag, zu lachen, wenn Einem seine Glieder lieb sind; es mag wohl auch eher zum Weinen seyn. Doch lassen wir ihnen ihre Ansichten, unsere Mönche waren wahrlich um kein Haar breit in Erfindung klassischen Unsinnes zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur des Jahres 1850.

Seitdem wir — vor einem Vierteljahre — die uns zugekommenen Novitäten besprachen, hat sich die Richtung der Literatur nicht wesentlich geändert. Doch sind auf politischem Gebiete mehrere Schriften in näherer Verknüpfung mit thatsächlicher Wirklichkeit aufgetreten, seitdem der Krieg gegen die Dänen und der Kampf der Monarchie gegen sich selbst, zunächst in Kurhessen, die Atmosphäre Deutschlands wieder stärker bewegen. Unter ihnen nennen wir den „Preßproceß gegen die Neue hessische Zeitung" (Kassel). Der Gegenstand ist im Allgemeinen öffentlich bekannt, doch werth, in den hier gebotenen Einzelheiten zur Kunde des deutschen Volkes zu kommen, weil dieses in seiner ganzen Ausdehnung mittelbar dabei betheiligt ist. Aehnliches gilt von Lannrers und Droysens „Aktenmäßiger Geschichte der dänischen Politik", welche die Hamburger Verlagshandlung in einer zweiten wohlfeileren Auflage ausgegeben hat. Sie wirft nicht etwa Streiflichter, sondern enthält eine gründliche Beleuchtung jener deutschen Lebensfrage, auf welche schon so viele wackere Söhne des Vaterlandes mit dem Einsatze ihres eigenen Lebens antworteten, ohne die Lenker der deutschen Geschicke zur Erkenntniß Dessen zu bringen, was ihre und des deutschen Volkes Pflicht und Ehre fordert. Mit der Erinnerung an die Herzogthümer verknüpft sich mehrfach die an H. v. Gagern, dessen Leben M. Duncker in den „Männern der Gegenwart", neue Folge III, (Leipzig), skizzirt. Dieser tüchtige Historiker gibt eine objektive, wenn auch von einem Parteistandpunkte ausgehende, Charakteristik jenes Mannes, der so häufig von Aristokraten und faden Philistern, welche früher den Revolutionär in ihm haßten, vergöttert und von Knaben mit Koth beworfen wird. Unter seinen Gegnern tritt auch der junge Flüchtling K. Ohly in seinen „Rothen Liedern" ꝛc. (Zürich) auf, aber nicht minder gegen die Koryphäen der eigenen Partei, wie Brentano, „Kaiser Vogt" u. v. A. fechtend. Durch die rothe Politik klingt indessen die friedliche Lyrik als eigentlicher Grundton des Verfassers durch. Sehr bemerkenswerth ist das Schlußgedicht: „Germania Aschenbrödel", ein klingender Erguß patriotischen, schmerzlichen Humors. Ein von schwererem Schicksale getroffener Theilnehmer der Revolution ist der Sachse O. Heubner, dessen Gedichte in zweiter und vermehrter Auflage (Zwickau) erschienen sind. Sie enthalten eine wahre Seelenbiographie ihres Verfassers, dessen Persönlichkeit sie der wärmsten Liebe und Achtung jedes gerechten und guten Menschen empfehlen. Nur ein entmenschter Fanatismus wird den in der schönsten und würdigsten Weise ausgesprochenen Klagen des armen Gefangenen seine Theilnahme versagen. Eine große Kluft liegt zwischen diesen Schriften und der Denkschrift des constitutionell-monarchischen Vereins zu München: „Ueber die Bildung der ersten Kammern und die Adelsreform in Deutschland", von Prof. Bluntschli. Der Vfr. fordert von dem Conservatismus, daß er nicht todte Mumien, sondern was Leben hat forterhalte. Forterhalten aber heißt: dem Wachsthume, der freien Entwickelung und darum auch der naturgemäßen Wandelung der Wesen und der Einrichtungen Raum geben und diese Bedingungen, ohne deren Erfüllung ihr Leben absterben müßte, möglichst fördern. Daß eine Lebenserhaltung des deutschen Volkslebens in diesem Sinne von dem Verfasser und seinem Vereine zu erwarten sey, davon kann uns die in dem interessanten Schriftchen entwickelte Dialektik nicht überzeugen. Eine segensreichere Wirksamkeit erwarten wir von einem andern Münchener Vereine, dem Vereine gegen „Thierquälerei", dessen Jahresbericht für 1848—49 nebst einem Volksbuche: „Die ungleichen Knaben" uns vorliegt. Viele Menschenquäler waren erst Thierquäler. Der Tiegertrieb zur Mißhandlung des schwächeren Geschöpfes, besonders des — dem Herrn der Erde preisgegebenen — Thieres, muß erst vollständig durch die höhere Menschennatur zernichtet werden, bevor Sittlichkeit und wahre Religiosität, Freiheit und Zufriedenheit, Gemeingüter der Menschheit werden können. Wo die öffentliche Meinung und die Staatsgewalt den Thierquäler nicht als Verbrecher ächtet, da ist höchstens die Volksfreiheit und Bildung der Sklavenzüchter möglich. — Ein Welterhalter weit niederer Gattung, als die vorhin genannten, tritt in J. Chowaneţ (Chowniţ) auf, der in seinem „Machiavel für unsere Zeit" (Aachen) eine armselige Carricatur des geistreichen Italieners gibt. Das Buch ist seines Verfassers werth, und beider der Partei, welche unsittlich und thöricht genug ist, sich so schlechter Werkzeuge zu bedienen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein gelehrter Naturforscher zu Paris, Dureau de la Malle, hat seine Forschungen einem Gegenstand zugewendet, der Andern vielleicht unbedeutend erscheinen dürfte. Während der Frühlings- und Sommermonate geht dieser eifrige Naturforscher schon um 7 Uhr Abends zu Bett und steht um Mitternacht auf, um Beobachtungen über die Zeit anzustellen, in welcher die verschiedenen Vögel ihren Morgengesang anstimmen. Es hat sich nun ergeben, daß das Konzert schon um 1 Uhr von dem Buchfinken eröffnet wird, und daß der Sperling der trägste Vogel ist, denn er genießt die Ruhe bis 8 Uhr (was aber, bei den deutschen Spatzen wenigstens, nicht wahr ist). In den Zwischenstunden fangen die andern Vögel in den von Herrn de la Malle bezeichneten Zwischenräumen ihre Gesänge an. Dieser Naturforscher hat auch bewiesen, daß die verschiedenen Vögel ein künstliches Licht für die Morgendämmerung halten.

Digitized by Google

(Bremerhafen.) Wenn des Vaterlandes Lage nicht so gar tief ins Herz eindränge, so möchte man fast versucht werden, in den mächtigen schwarzen Schiffskörpern, welche als deutsche Flotte gegen die Luhne Plate vor Bremerhafen zu majestätisch liegen, nur ein lustiges Räthsel für politische Arithmetik, vielleicht gar nur einen Schulschwank der ersten deutschen Bewegung mit verirender Rechnungsweise zu sehen. Aber unter dem Vielen, was Deutschland zur Zeit Räthselhaftes bietet, scheint uns doch am entschiedensten die Flotte bestimmt, den rechten Oedipus einst zu enthüllen, mit dessen Erscheinen die Sphinx 38köpfiger Diplomatie verzweifelnd in die Fluth stürzt. „Wie existirt sie? wer regiert sie? wem gehört sie? was treibt sie? was soll aus ihr werden?“ und weitere endlose Fragen drängen sich im innern Deutschland wie am äußersten Rande im Butjadingerland Dem auf, der über sie nachdenkt. Und wer könnte diese Fragen alle lösen, da man es doch größtentheils auf der Flotte selbst nicht kann?

(Bern, 10. Oct.) Als Kuriosum theile ich Ihnen mit, was noch selten zu dieser Jahreszeit begegnete. Eine Weibsperson von 42 Jahren erfror am 2. d., da sie während eines heftigen Schneegestöbers über den Rawylpaß gehen wollte; sie ist von Lenk.

Es ist erfreulich, daß man doch endlich anfängt, den Lind-Enthusiasmus, der gegenwärtig in Nordamerika als eine wahre Epidemie auftritt, in seiner ganzen Lächerlichkeit darzustellen. Wenn irgend etwas als eine Pasquille auf den gesunden Menschenverstand gelten kann, so ist es dieser wahnsinnige Lindjubel. Die Journale sollten wirklich anfangen, den Namen der Jenny Lind gar nicht mehr zu nennen. Man hat einen Ekel daran.

Korrespondenz.

Leipzig, 2. October.

Sie wissen, die Messe ist der Lebensnerv unserer guten Stadt; ohne sie kein Leben, kein Treiben, kein Genuß! Wie der Muhamedaner seine Zeitrechnung an die Hedschira knüpft, so der Leipziger an seine Messe. Nicht allein Handel und Wandel wird darnach berechnet — nein! auch zarte Regungen des Herzens stehen oft mit ihr in Verbindung. Irgend ein blondlockiger, frisirter Jüngling, der „in Seide macht“, erinnert seine Schöne, die ihm zur Ostermesse die Hand reichte, an jenes Jubilate; wenn aber dann im Leben das Miserere kommt und an kein Jubiliren mehr zu denken ist, dann nennen sie jenen Zeitpunkt ohne poetischen Aufschwung ganz einfach Ostermesse! — Nun also! Es ist natürlich, daß auch Thaliens Tempel den Fremden zu jeder Messe Neues bietet, denn diese wenigen Wochen müssen dem Direktor das mögliche Defizit des übrigen Jahres decken. In der letzten Ostermesse sahen wir den „Propheten“, jetzt sehen wir die „Rosenfee“. Der Prophet ist so allgemein bekannt, so vielfach besprochen, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte ich Ihnen noch mehr davon erzählen. Da er aber auch in dieser Messe Tag um Tag abwechselnd mit der Rosenfee gegeben wird, so gestatten Sie mir wohl, zweier Gäste, die jetzt hier darin auftreten, mit einigen Worten zu gedenken. Zuerst Fides, Fräul. Hermine Haller vom Hoftheater zu München. Sie besitzt eine schöne, klangreiche Stimme, eine gediegene Schule und ist, was den meisten Werth hat und man ihr bei jedem Tone anhört, eine musikalische Natur. In den tiefsten Tönen, das heißt in denen, die Meyerbeer, gegen die Natur der weiblichen Stimme, einer solchen zugemuthet hat, ist sie schwächer als unsere frühere Fides, Frau Gundy, in Allem aber, was Seele des Gesanges betrifft, steht sie um Vieles höher als Jene, und beherrscht auch die mittleren und hohen Töne mit voller Sicherheit. Ueber ihre dramatische Begabung läßt sich nach einer und ganz besonders nach dieser Rolle noch kein entschiedenes Urtheil fällen, doch glaube ich, daß etwas mehr Wärme, ein freieres Sichgehenlassen selbst hier am Platze wäre. Für unsere Oper wäre es sehr zu wünschen, daß diese Sängerin, die vorläufig nur auf zwei Monate für die Rolle der Fides engagirt ist, ganz gewonnen würde. Sie hat eine von jenen Stimmen, die sich immer mehr und mehr einschmeicheln, je häufiger man sie hört. — Der zweite Gast ist Hr. Ditt aus Hamburg als Johann von Leyden. Dieser Sänger trat vor einigen Tagen zum ersten Male auf. Er hat bereits einen Namen in der Bühnenwelt, und ich würde mich deßhalb scheuen, nach einer Vorstellung ein Urtheil über ihn zu fällen; aber die Fehler, die er sich bei seinem ersten Auftreten zu Schulden kommen ließ, sind keine Zufälligkeiten, das sind Folgen einer gänzlichen musikalischen und künstlerischen Unbildung. Ich will nichts von seinem schlechten Spiele reden — den Fehler theilt er selbst mit Tichatschek —; wie aber Jemand in einer Oper auftreten kann, der so consequent den Taktstock des Dirigenten verhöhnt, das ist ein Räthsel! Was helfen alle schönen Mittel, wenn das musikalische Ohr fehlt? Mag ein Solcher Lieder zum Clavier singen, nur bilde er sich nicht ein, in einer Oper, und noch dazu in einer so schwierigen, wie der Prophet, auftreten zu können.

(Schluß folgt.)

Köln, 13. October.

Die vom Kapellmeister Hiller im letzten Frühjahre errichtete Rheinische Musikschule kommt stets mehr in Flor. Die Anstalt, in der in allen Zweigen der Musik Unterricht ertheilt wird, verlangt ein so billiges Honorar, daß es Denen, die sich hier vervollkommnen, unmöglich ist, sich auf Privatwegen mit so wenigen Kosten auszubilden. Uns ist in Preußen kein gleiches Institut bekannt; in Deutschland finden wir nur in Prag und Leipzig ähnliche, und auswärts in Paris, Lüttich und Brüssel. Die am Ende des letzten Halbjahrs abgehaltene Prüfung hat den Beweis geliefert, daß bei einer wackeren Leitung in kurzer Zeit schon viel geleistet werden kann und beim Anfange des begonnenen Semesters zeigte es sich durch den Eintritt einiger Engländer und eines Holländers, daß die Anstalt im Begriff steht, auch im Auslande schon Ruf zu erlangen.

Heidelberg, 12 October.

Die Eröffnung des hiesigen Theaters fand am letzten Sonntage statt. Als erste Vorstellung wurde „Vicomte von Letorieres, oder die Kunst, zu gefallen“, Lustspiel von Blum, gegeben. Am Mittwoch wurde aufgeführt: „'S letzte Fensterln“, „Badekuren“, Lustspiel von Putlitz, und „Drei Jahre nach dem letzten Fensterln“, und am Freitage „Das Alpenröslein, das Patent und der Shawl“, Schauspiel von Holdein. Das Publikum fand sich durch die Leistungen der Gesellschaft befriedigt. Die Theilnahme der Kunstfreunde an unserer Bühne ist jetzt nicht unbedeutend; erhält sich diese, so ist zu hoffen, daß es dem „Comité des Heidelberger Stadttheaters“, in Verbindung mit dem Direktor der Gesellschaft, gelingen werde, dasselbe immer mehr zu heben. — Auf morgen ist angekündigt: „Goldteufel, oder ein Abenteuer in Amerika“, von Elmar.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Oct. Der Kaiser und die Müllerin, historisches Lustspiel in 1 Aufzuge von Gubitz. Hierauf: Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Aufzuge von Benedix. Zum Schluß: Einer muß heirathen! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge von Alexander Wilhelmi.

Mittwoch, 16. Oct. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Freitag, 18. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Clement und neu einstudirt): Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth. von Castelli, Musik von Weigl. Hierauf; Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 247. Mittwoch, den 16. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Adelheids Hülfe war zu spät gekommen. Agathens zarte Natur, nie von frischer Lebensluft gestärkt, vielmehr unter schwülen Treibhausdüften entwickelt, unterlag um so rettungsloser den Nachwirkungen ihrer letzten Kämpfe. Adelheid überzeugte sich zu ihrem Schmerze, daß sie die Ermattete nicht auf einen neuen Weg führen und daß kein Arzt Agathens gleichermaßen gebrochene physische Lebenskraft wieder aufrichten konnte. Sie lauschte der Schweigsamen ihre tiefsten Wünsche ab und schrieb zwei Briefe. Einen an Euphemius, welchem sie Agathens Zustand meldete, es seinem Ermessen überlassend, wie weit er ihre Mutter davon in Kenntniß setzen wolle, da ein Besuch derselben bei der Kranken nicht zu wünschen sei. Daß sein Besuch dagegen willkommen sein würde, deutete sie ihm an. Der andere Brief war an Hermann gerichtet und enthielt nur die Thatsache, daß Agathe ihrer Auflösung rasch entgegenreife, ohne eine Aufforderung, sei es auch nur durch eine lebendige Schilderung, hinzuzufügen, daß Hermann kommen möge. Ebensowenig sprach sie einen Vorwurf gegen ihn oder irgend ein Urtheil über das ganze Verhältniß aus.

Die wenigen, ungeschmückten Worte brannten wie Feuer in Hermanns Seele. „Bin ich schuldig?" fragte er sich tief erschüttert. „Oder ist es nur die Natur, die das arme Frauenherz so klein und schwach geschaffen hat, daß Ein Gefühl es beseligend ganz erfüllt oder übermächtig sprengt?" Er dachte unwillkürlich auch an Kunigundens Hingebung an ihre Liebe, doch der niederen Erscheinung gegenüber verklärte sich Agathens Gestalt um so höher. Er war keinen Augenblick unschlüssig, zu Agathen zu eilen; aber er wapnete sich gegen die Gewalt der Eindrücke, die auf ihn einstürmen würden, und sagte laut zu sich selbst: „ich bereue nicht!"

Tag und Nacht reisend kam er bald in der Stadt an, bei welcher in einem großen Garten Adelheids Erziehungsanstalt lag. Kaum angekommen, kündigte er Adelheid seinen Besuch an, folgte aber dem Briefe ungeduldig auf dem Fuße nach, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ein Gebüsch lag zwischen dem Eingange des Gartens und den Gebäuden. Indem er es durcheilen wollte, glaubte er zur Seite eine gedämpfte, sanfte Männerstimme zu hören. Er bog leise einen Zweig weg und erblickte Agathe, an einem geschützten, warmen Plätzchen auf einer Polsterbank halb sitzend, halb liegend. Ihre Hand hielt ein junger Mann in weltlicher Priestertracht, in welchem Hermann Euphemius vermuthete und bald erkannte; er wuste, daß dieser Agathens Lehrer und Beichtvater war und hatte ihn früher einigemal gesehen, aber ohne näher mit ihm bekannt zu werden. Euphemius war ihm zuvorgekommen, den kürzeren Weg mit gleicher Eile zurücklegend.

Der Anblick des Priesters rief Hermann in störender Weise die Eigenschaften Agathens ins Gedächtniß, welche ihn von ihr getrennt hatten; aber ein Blick auf ihre Züge wandte ihr wieder seine volle, schmerzliche Theilnahme zu. In der letzten Zeit ihres Zusammenlebens war sie bleich und bleicher geworden; jetzt aber blühte auf ihren Wangen die Todesrose der Schwindsucht. Sie horchte freundlich den Worten des Priesters, aber ihre Augen waren sehnsüchtig nach dem verwandten Blau des Himmels emporgerichtet.

Hermanns Knie zitterten. Er eilte unvermerkt vorüber und ließ sich im Hause zu Adelheid geleiten. Dieser schilderte er in wenigen, klaren Worten, Was ihn von Agathe getrennt hatte, und sprach ihr seinen Entschluß aus, um jeden Preis, auch um den seiner Consequenz, seiner bisherigen Liebesgrundsätze und Empfindungen, Agathens letzte Tage zu versüßen. Adelheid erzählte ihm, daß sie ihr Schreiben an ihn Agathen verhehlt habe, daß diese aber, am Gewissesten seitdem ihre Körperkraft rascher schwand, Hermanns Rückkehr zu ihr hoffe, weil er — wie sie sagte — ihre Liebe nirgends in der Welt finden könne. Adelheid versäumte nicht, Euphemius und sein Verhältniß zu Agathen mit wenigen, aber hinreichenden Zügen zu zeichnen, um den Menschen in dem Priester hervorzuheben. Sie bereitete hierauf Agathe auf Hermanns Erscheinen vor und entfernte sich vor seinem Eintritte zu ihr mit Euphemius.

Viel beruhigter, als Hermann erwartet hatte, empfieng ihn Agathe. Sie reichte ihm mit verklärtem Lächeln die Hand und schloß sie fester um die seine, als seine Thränen — in Hermanns Augen ein seltener Gast — darauf niederfielen. „Ich glaubte immer — sagte sie nicht mit schwacher, sondern mit metallisch vibrierender Stimme —, daß du wieder zu mir kommen würdest, und seit Kurzem wuste ich es gewiß, weil mir es ein Engel allnächtlich im Traume verhieß."

Jetzt verstand er ihr Herz und die himmlische Erscheinung, die ihr die Vergeltung ihrer treuen Liebe zugesichert hatte. Mit weicherer Stimme, als sie je von ihm vernommen hatte, sagte er zu ihr: „Hast du mir vergeben, du Liebe, Treue, daß ich dich verließ, daß ich mein Herz zwingen wollte, sich von dir loszureißen?"

Sie hatte kein Wort des Vorwurfs und darum auch keines der Vergebung darauf und sprach weiter: „Ich weiß nicht, wie ferne du von mir warst, obgleich mein inneres Auge dich unaufhörlich sah, aber außer Zeit und Raum. Ich war immer bei dir! Und du thatest nicht mehr die alten Fragen nach meinem Denken und Glauben an mich, sondern warst zufrieden mit meinem Glauben an dich und mit meiner Liebe."

Seine Erwiederung: „Und so sollst du mich jetzt und immer

Digitized by Google

sehen und haben!" ließ sie allen Schmerz der Vergangenheit vergessen.

Nach einiger Zeit hieß sie ihn wieder gehn, auf Wiedersehen morgen, weil ihr Arzt ihr verbieten würde, „sich im Glücke zu berauschen".

Nach einer Unterredung mit Adelheid und mit Euphemius, die die neuen Bekannten einander näher rückte, kehrte Hermann in die Stadt zurück, aber auf langen, einsamen Umwegen, um ungestörte Selbstgespräche zu halten und den Widerstreit der Stimmen in ihm zu schlichten.

Hier Agathens Seele, in die er sich zum ersten Male ganz hinüberzuleben suchte; das Glück, das er ihr jetzt bringt, und jenes, das sie ihm einst brachte. Und dieses Glück, ein ganzes liebendes Frauenherz sein eigen zu wissen: war es nicht ein wirkliches, in den Bedürfnissen seines eigenen Herzens begründetes, zu dem vollen Reichthume eines Mannesherzens unentbehrliches? Und doch — rief eine andere Stimme zurück — nicht reich genug, um dieses Mannesherz auszufüllen, das mehr einer selbstständigen, des eigenen Ichs bewusteren Frauenliebe bedarf, als einer nur grenzenlos hingebenden. Welcher Lohn — fuhr Rede und Gegenrede der Stimmen weiter fort — für die Bezwingung deiner stolzen, selbstsüchtigen Forderungen, wenn deine erwiedernde Liebe die Wunderkraft gewönne, den erlöschenden Lebensfunken der Geliebten wiederanzufachen und ihr eine Zukunft zu geben, welche alles um dich Gelittene wieder gut machte! Bleibt dir nicht der ganze Reichthum der Welt ungeschmälert, ihr weiter Spielraum für deine Wünsche und Kräfte unverschlossen, zu erfrischendem Wechsel mit der steten Heimkehr in das stille Herz und Haus der Liebe?

Hermann gab sich den farbenreichen Bildern dieser Zukunft hin, er sah im Geiste sein unruhiges Suchen und Fliehen geendet und in ein schön bewegtes Wandern unter bald dem Geiste, bald dem Herzen verwandteren Menschen umgestaltet. Aber durch diese neue Welt schwebte immer wieder in unbestimmten Umrissen und namenlos eine Frauengestalt, die sein Glück an Agathens Seite mit der Uebermacht eines höheren bedrohte, und dadurch auch Agathens Glück. Es durchschauerte ihn, wie Geisternähe, bang und wonnevoll zugleich. „Arme Agathe!" sagte er laut, und das unwillkürlich gesprochene Wort gebot allen streitenden Stimmen Ruhe. Sein Herz fühlte wieder den ganzen Anspruch der Gegenwart auf seine Kraft der Aufrichtung und der Heilung für die nur in ihm Lebende, durch ihn Leidende.

Als er am folgenden Tage zu Agathen zurückkehrte, verstummten alle seine Zweifel und Kämpfe vor ihrer rührenden Heiterkeit und vor der Gewißheit ihres Liebesglückes. Er kettete sein Leben und Lieben unzertrennlich an das ihre, und die Erfüllung dieses Entschlusses erschien ihm jetzt nicht als ein Opfer, vielmehr als eine hehre Mission.

Die treue und warme Ausübung dieser Mission entsündigte ihn vor sich selbst, und die Kürze ihrer Dauer, deren Grenze sich nur zu bald und deutlich zeichnete, erfüllte ihn mit tiefem und aufrichtig empfundenem Schmerze. Agathens Lebenskraft erlosch jetzt stündlich mehr. Sie fühlte es und blieb heiter. „Die Hoffnung — sagte sie —, die mich bisher noch am irdischen Leben hasten ließ, ist zur Erfüllung geworden. Ich habe dich wiedergefunden, um dich nie wieder zu verlieren. Ich werde nur einschlummern, um auf einem schöneren Sterne bei dir, nie wieder getrennt, zu ewiger Jugend zu erwachen." Dieser selige Kinderglaube, der früher Hermann als anstößiger Wahn verletzt hatte, berührte ihn jetzt als ein Zeugniß unsterblicher Liebe, sowenig er ihn auch theilte; und er hütete sich wohl, auch nur mit einer Miene Agathens Gemüth zu beunruhigen.

Sie hatte recht gesagt, nach ungefähr einer Woche schlummerte sie schmerzlos ein, von Euphemius in ihrem und seinem Glauben gesegnet, von der gleichen Gewißheit ihrer erwiederten Liebe wie auf Engelsfittigen in den letzten Traum getragen, dankerfüllt gegen Adelheid, ohne lebhaftes, aber auch ohne störendes Andenken an die fremde Mutter. Dieser sandte sie den letzten Gruß durch Euphemius, und vernahm seine verheißenden Worte: „Droben wirst du in den Armen der allerheiligsten und allertreuesten Mutter ein glückliches und geborgenes Kind sein, wie nie auf Erden." Die letzten Strahlen der Abendsonne woben einen Heiligenschein um das schöne Haupt der Entschlummerten. An ihrem Lager reichten der fromme Priester und der Freigläubige einander die warmen Hände.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Auf unserem Rückwege, wozu wir den Weg nach dem serbischen Theile der Stadt auswählten, passirten wir an mehreren kleinen Moschee'n von schönen Formen, aber schmuckloser Ausführung; auch entdeckten wir zu unserem großen Labsale mehrere Quellen, die unmittelbar aus dem Felsen heraussprudelten und köstliches frisches Wasser lieferten, — ein fremder Genuß für Den, der aus Ungarn herüber kommt. Die Sonne brannte heute fürchterlich auf die Felsen herab, der Thermometer wieß 35 Grad.

Im Begriffe, das Türkenviertel zu verlassen, entdeckten wir in einem abgelegenen Gäßchen eine offenstehende Gartenthüre. In der angenehmen Erwartung, durch den Zufall begünstigt zu guter Letzt noch etwas Schönes zu sehen zu bekommen, stürzten wir auf diese Thüre los und fanden auch wirklich zu unserem Vergnügen, daß in dem schattigen Garten einige beturbante Dämchen sich ergingen. Aber in dem Augenblicke, als wir von der Schwelle aus uns die Sache etwas näher betrachten wollten, kam plötzlich neben uns ein stämmiger Muselmann zum Vorschein, der uns mit solcher unzweideutiger Miene und fürchterlicher Fratze die Thüre vor der Nase zuschlug, daß wir noch herzlich froh waren, diese dürre Scheidewand zwischen uns und ihm zu haben.

Waren wir also in dieser Beziehung auf rein türkischem Gebiete zu kurz gekommen, so wurden wir dafür aufs vollkommenste in der Serbenstadt entschädigt. Hier haben sich Mode und Reichthum vereinigt, um einen herrlichen Menschenschlag mit geschmackvollen, farbigen Gewändern zu schmücken. Das Auge flog gleich befriedigt von den schönen Männern zu den junonischen Weibergestalten hinüber, deren antike griechische Formen unter dem Glanze goldener Spangen, Dukatenkränzen, und dem herrlichen Schnitte des griechischen Kostümes prangten, und aus deren idealen Köpfen ein feurig dunkles Auge unter dem zu reichen Zöpfen geflochtenen üppigen Haare und dem kokett getragenen Fez hervorglüht. Auch die Jüdinnen dieses Stadttheiles zeichnen sich eben so durch orientalische Schönheit, als Pracht ihrer Kleidung aus und wissen ihren gelben Fez nicht minder elegant zu tragen. Da es überdieß gerade hoher Feiertag war, so war in allen Kostümen die äußerste Eleganz aufgewandt.

Der Charakter des griechischen Stadttheiles ist freundlich und ziemlich modern, die Häuser zwei Etagen hoch, hell, mit flachen weit überstehenden Dächern, stehen zum Theil in Gärten. Eines der schönsten, obwohl auch nicht großes Gebäude wurde uns als der Palast des Fürsten bezeichnet.

Nachdem wir uns nun in einer heillosen Hitze bis Mittags 4 Uhr müde gelaufen, und an Moschee'n, Kanonen, Türken, Serbiern und Serbierinnen, Juden, Armeniern, russischen Offizieren

Digitized by Google

und türkischen Soldaten ꝛc. satt gesehen hatten, traten wir unseren Rückweg an, indem wir uns zuvor in dem großen Hotel noch gehörig restaurirt hatten. Hier erlebten wir schließlich noch einen kleinen Schreck, indem uns beim Abrechnen der Zeche nicht weniger als 250 Para's abverlangt wurden. Doch bald klärte sich auf, daß die Türken, wie die meisten südlichen Völker, sich einer sehr kleinen Normalmünze bedienen (z. B. die Spanier der Realen) und nach Para's rechnen, wovon 100 auf einen Zwanziger gehen. Es ist dieß ein Geldstück von etwas Silbergehalt, man kann sich daher seine geringfügige Gestalt denken.

Beim Aufsuchen unserer Csaike berührten wir vorher noch die ganz neu erbaute griechische Kirche, deren reich vergoldeter Thurm uns schon vom entgegengesetzten Ufer aufgefallen war. Es ist dieß wirklich ein großes und von Innen und Außen verschwenderisch ausgestattetes Gebäude, allein leider in dem geschmacklosesten, überladenen sogenannten Zopfstyl ausgeführt.

Unsere Rückreise ging ohne Aufenthalt von Statten. Da es Zeit zum Kontumazschluß war, so hatten sich noch mehrere Leute eingefunden, die sich die Aufnahme in unsere Csaike ausbaten. Darunter war ein früherer Beamter des Fürsten Milosch, der uns den Weg mit Erzählung allerhand interessanter Details kürzte. Eine Slavonierin, mit einem kaum einjährigen Schreihals belastet, hatte auch Platz bei uns erhalten. Als wir in der Mitte des Flusses waren, packte sie plötzlich, zu meiner nicht geringen Verwunderung, den kleinen Knirps am Genick und tunkte ihn, trotz der lebhaften Protestation von seiner Seite, einige Male tüchtig ins Wasser hinein, was — wie sie meinte — ihm sehr gesund seyn solle.

Endlich landeten wir an der gefürchteten Kontumazanstalt, in deren Kaliben *) zugleich die Paß- und Mauth-Visitation ihren Verlauf zu nehmen hatten. Diese niederen hölzernen, mit Pallisaden umgebenen Gebäulichkeiten, die sogar zwei Kirchen umfassen, gewähren einen ungemein traurigen Anblick, und der Gedanke, Wochen lang darin eingesperrt zu werden, muß etwas Schreckliches seyn. Da aber dießmal weit und breit keine ansteckende Krankheit in der Luft lag, so hatten wir das Glück, nach wenigen Minuten und einem unbedeutenden Ceremoniel, das mehr auf Mauthvisitation hinauslief, das Pallatorium **) verlassen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur des Jahres 1850.

(Schluß.)

Grieb in Stuttgart hat „dunkle Thaten der civilisirten Menschheit" in zwei Bändchen herausgegeben, welche die ausgezeichnetesten Prozesse der neueren Zeit nach den Assisenverhandlungen darstellen. Er gedenkt, in der Folge Leben und Sitten der Völker überhaupt zu schildern, wie sie wirklich sind, nicht in romantischer Verklärung oder irgend einer Entstellung. Die Aufgabe ist wichtig, da die Unkenntniß der Wirklichkeit so manchen Lebenswanderer zum Unglücke, ja zum Verbrechen führt. Aus diesen dunklen Räthseln des Lebens leitet uns in heitrere K. Simrocks „deutsches Räthselbuch" (Frankfurt a. M.) Dieß Büchlein voll harmlosen Volkswitzes, mitunter auch scharf treffender Sprüche wurde bereits früher in diesen Blättern besprochen. In einiger Verwandtschaft mit demselben steht „das Puppenspiel vom Doctor Faust in seiner ursprünglichen Gestalt" u. s. w. (Leipzig). Stück und Einleitung nahmen unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch, ob wir gleich die in letzterer adoptirten Ansichten E. Sommers über die „ohnmächtige Menschenseele" und den „unbedingten Glauben" keineswegs theilen und das Stück nach Ausdruck und Darstellungsweise verhältnißmäßig modern finden. Auch glauben wir zwar an den „Tiefsinn des Volkes" und seiner Sagen, suchen aber dessen vollkommnere Entwickelung und Bedeutung weit weniger in dem ahnenden Traumleben der ungebildeten Masse, als in den wahrhaft gebildeten und klar gewordenen Weisen des Volkes. Auch eine Art von Volksbuch sind, trotz des Titels und des theilweise wissesschaftlichen Inhaltes, die „geographisch-chronometrischen Ideen" (München) von Ben. Henle, dem Erfinder der polytopischen Uhr. Der Verfasser bekämpft in origineller Weise durch die örtliche Fortbewegung der Zeitrechnung den noch in manchen Volksschichten herrschenden Aberglauben der Geisterstunde und das Haften der Juden an der sonnabendlichen Sabbathsfeier. Obgleich hier höhere Gründe den gordischen Knoten durchhauen, so ist doch die langsamer, aber sicherer wirkende Macht der von dem Vfr. vorgenommenen Argumentirung vorzuziehen, wo die Irrthümer noch in dem ganzen Bildungszustande wurzeln. Wir empfehlen den reichen Inhalt des Büchleins jedem Leserkreise.

Noch kurz nennen wir einige reinwissenschaftliche Werke. Einer unserer ausgezeichnetesten Mitbürger, Professor M. A. Stern zu Göttingen, hat einen scharfsinnigen Beitrag zur Enträthselung jener großartigen und geheimnißvollen Urkunden der Geschichte und der Völkerkunde geliefert, welche unter dem Namen der Keilschriften bekannt sind. Wir meinen seine Erläuterung ihrer sog. dritten Gattung. Mit größter Wahrscheinlichkeit weist er dieselbe einem semitischen, also den Juden, Arabern u. s. w. stammverwandten Volke zu und verbreitet neues Licht über die alte Bevölkerung Asiens. — Von Kehreins „onomatischem Wörterbuche", einem bereits früher von uns angezeigten, für die Kunde der alten uud neuen deutschen Sprache wichtigen Werke ist das dritte Heft erschienen; hoffentlich folgen die Fortsetzungen bald nach. — Ein Werk von großem Werthe für Geschichte, Alterthümer und Culturgang, theilweise auch für die ältere Sprache, der Schweiz sind die „Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft", her. von Th. v. Mohr (Bd. 1, Heft 1—3, Chur). Besondere Theilnahme für die Denkmäler eines echt deutschen Volksstammes weckt das unter tausend Schmerzen jetzt wiedergeborene Bewußtseyn der großen deutschen Volkseinheit, nach dessen Verwirklichung wir gegen ausländische und einheimische Feinde ringen.

Frankfurt a. M. Dr. Lorenz Diefenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Ein neuerer Prozeß, eine Geldheirath betreffend, hat den schlimmen Umstand enthüllt, daß es in Frankreich achtzehnhunderttausend heirathsfähige Mädchen gibt, die insgesamme Männer suchen. Die Anhänger von Malthus können wirklich zufrieden seyn, ihr System trägt Früchte. Man erhebt sich gegen die Zunahme der Bevölkerung und predigt die Anhäufung des Vermögens; die Ehelosigkeit scheint diesen Predigern hierzu das geeignetste Mittel.

Frankfurter Theater.

Die Rose von Avignon.

Das Gestirn der Frau Ch. Birch Pfeiffer, welches seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren am Himmel der deutschen Bühnenrepertoire glänzt, scheint abwärts zu ziehen. Verschiedene ihrer neueren Dramen haben nur wenig Glück gehabt, ja sogar Mißgeschick erlebt, und zu diesen gehört auch die „Rose von Avignon", welche die unermüdlich

*) Kaliben werden die Kontumazhäuser genannt.
**) Besprechungsort.

Digitized by Google

thätige Verfasserin mit freier Benutzung einer Episode der Memoiren eines Notars nach dem Französischen des Pontmartin bearbeitet hat. So hat Alles seine Zeit. Die Schicksalstragödien von Müller und Grillparzer, die sentimentalen Rühr- und Thränenstücke, die historisch-romantischen Dramen von Raupach und so viele andere Gattungrn haben nach einander die Bühne beherrscht und sind wieder abgetreten; — auch die Effektstücke der neueren französischen Schule und die Dramatisirungen der Frau Birch-Pfeiffer fangen an, sich zu überleben und ihre Anziehungskraft zu verlieren. Wie könnte es anders seyn, da ihnen mit dem vielfach abgenutzten Reize der Neuheit ja das Einzige abgeht, was ihnen Interesse für das schaulustige Publikum verleihen konnte! Diese Stücke drehen sich immer um dieselbe Achse, beruhen immer mehr oder minder auf denselben unnatürlichrn Motiven, auf denselben Unwahrscheinlichkeiten und auf denselben bunt durch einander geworfenen Uebertreibungen. So auch die Rose von Avignon, an welcher ohne Zweifel der schöne Titel das Schönste ist. Abgesehen von den, wie gesagt, nicht mehr neuen Bühneneffekten, ist dieß Drama schon in seinem Grundgedanken krank. In der Prosa des wirklichen Lebens mag es wohl oft vorkommen, daß die Liebe den Convenienzen der Welt und der traurigen Nothwendigkeit der bürgerlichen Verhältnisse unterliegt und sich freiwillig aufgibt; im Bereiche der Poesie ist es anders. Hier blüht die wahre Liebe nur einmal und nicht wieder; hirr kann sie wohl untergehen, aber sie darf sich selber nicht aufgeben; hier muß sie auch, wenn selbst besiegt, noch Siegerin im Tode bleiben; hier darf sie sich ihrer heiligen Rechte nicht freiwillig entäußern und darf nur als bekränztes Opfer jenes tragischen Schicksals fallen, „welches den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt". Das Grschick der Rose oou Avignon kann uns darum nur wenig erschüttern, weil diese nicht den höherrn Mächten, nicht dem unerbittlichen Fatum sich beugen muß, sondern weil sie ohne innere und äußere Nothwendigkeit vom Ideale ihres Lebens abfällt und sich mit einem Manne vermählt, den sie verabscheut. Dirser ist nicht nur ein thratralischer Bösewicht von der gewöhnlichsten Art, sondern leidet auch an einer fast unbegreiflichen Beschränktheit des Verstandes. So gibt er seinem Helfershelfer Baptistin den gleichsam contraktmäßig ausgestrllten, eigenhändig geschriebenen und unterfrgrlten Auftrag, einen frinem Plane entgegen stehenden Menschen meuchlings aus dem Wege zu räumrn, ganz unbekümmert um die Folgen eines derartigen Dokumentes. Wenn in irgend einem der sogenannten Effrktstücke, so sind in diesem Unwahrscheinlichkeiten aller Art und unsinnige Uebertreibungen gehäuft und es gehört ein guter Köhlerglaubeu dazu, um bei solchen Verwicklungen und Motiven nicht aus der Illuöon zu fallen. Wir wollen in eine kritische Beleuchtung der Einzelnheiten eines Dramas, dem eine lange Dauer auf dem Repertoire nicht bestimmt ist, nicht eingehen. An guten Stücken ist die Zeit arm, das wissen wir; aber sollte sie wirklich so verarmt seyn, um nicht wenigstens etwas Besseres auffinden zu lassen, als diese welke Rose von Avignon? Das wäre traurig und wir müßten dann annehmen, daß auch der letzte Stern der Dichtkunst untergegangen sey. — Die Aufführung anbelangend, so war Fräul. Janauschek (Marie) die Rose des Abends. Wir überzeugen uns immer mehr, daß wir in dieser vielbefähigten Darstellerin nicht nur ein ausgezeichnetes Mitglied unserer Bühne besitzen, sondern daß ihr auch der wahre Beruf, namentlich für das tragische Fach, in reichem Maße zusteht. — Die Aufnahme des genannten Stückes war nur wenig günstig und scheint den Brweis geliefert zu haben, daß derartige Effektstücke ohne inneren Kern und Gehalt wirklich aus der Mode gekommen sind, was den aufrichtigen Freund des Guten und Schönen nur freuen kann. Die Gegenwart sucht nach allen Seiten hin neue und frische Lebenselemente geltend zu machen, — sollte die Bühne hinter solchen Bestrebungen zurückbleibrn? W.

Korrespondenz.

Leipzig, 2. October.

(Schluß.)

Die Rosenfee, Oper in 3 Acten von Halevy. Oper? Man sollte es lieber Ballet mit Gesang nennen, denn vom Libretto kann man Nichts, von der Musik nur Wenig verstehen. Der Inhalt ist etwa folgender: Im ersten Akte tanzen in dem Gemache eines Zauberers Tische, Stühle, Bänke, Besen, Eimer u. s. w. u. s. w., und mitten darunter der ruhige, gesunde Verstand der Zuschauer eine Tarantella, nebenbei werden einige Arien, Duetts, Terzetts gesungen, die eben so gut fortbleiben könnten; zum Schluß ein Tableau, und der Vorhang fällt. Im zweiten Acte wächsen Blumen aus der Erde hervor, die lebendig gewordenen Kinder Flora's tanzen; eine frühere indische Grisette ist Prinzessin geworden und führt einen glänzenden Hofstaat mit sich, dem sie Ohrfeigen gibt; ein blühender Garten wird, wie durch einen Zauberschlag, vor den Augen des Publikums in eine Polargegend, und die schöne Rosenfee in ein altes Weib verwandelt; nebenbei werden einige Arien, Duetts und Terzetts gesungen, die eben so gut fortbleiben könnten; zum Schluß ein Tableau, und der Vorhang fällt. Im dritten Acte tanzt das ganze Ballet, mit Fräul. Roth aus Hamburg, Fräul. Rosenthal und unserm Balletmeister Hrn. Hoffmann an der Spitze. Das alte Weib wird wieder ein schönes Mädchen; die Liebenden „kriegen" sich; nebenbei werden einige Arien, Duetts und Terzetts gesungen, die eben so gut fortbleiben könnten; zum Schlusse ein Tableau mit bengalischem Feuer und der Vorhang fällt. — Wenn diese Skizze Ihnen etwas verwirrt erscheint, so ist sie noch ein Ideal an Klarheit im Vergleiche zur Oper selbst, und Sie erlassen mir es daher wohl, Weiteres über den musikalischen Theil zu sprechen, und begnügen sich mit der kurzen Bemerkung, daß hier und da ein paar hübsche Melodieen vorkommen. Etwas Anderes ist es aber mit der Ausstattung und dem Ballet. Jene ist glänzend, überraschend, erdrückend. Eine Pracht an Decorationen, Verwandlungen und Costümen, wie sie sich selten vereinigt findet, und wenn man es dem Direktor verzeihen könnte, daß er sein Publikum, auf Kosten der Sinnenreize, ästhetisch demoralisirt, so wäre er für die Ausstattung zu loben. — Ueber den Geist, der in unserer Direktion und Regie waltet, ein anderes Mal. — Hr. Hoffmann ist als der Regenerator unseres Ballets anzusehen. Wer sich des früheren Leipziger Ballets erinnert, der wird staunen, was dieser tüchtige Künstler in kurzer Zeit und mit wenigen Mitteln, man kann sagen, aus dem Nichts geschaffen hat. Das Ballet ist noch klein, aber wie es jetzt dasteht, könnte es sofort einen integrirenden Theil jedes großen Ballets ausmachen; und das Leipziger Publikum erkennt, daß es Hrn. Hoffmann vielen Dank schuldig ist, deßhalb wird derselbe auch jedes Mal, wenn er die Bühne betritt, mit reichem Applaus begrüßt. Wir hoffen, daß er die Stellung, die er noch bei der Berlinrr Bühne einnimmt (rr war bisher nur auf Urlaub hier) aufgeben und ganz der Unsrige bliben werde, denn er zeichnet sich eben so sehr als Tänzer, wie im Leiten und Arrangiren aus. Doch, ehe ich's vergesse! Zwei Gäste wirken in der Rosenfee mit: Frau Schreiber-Kirchberger, würtembergische Hofsängerin, als Neritha die Rosenfee; eine kleine, zarte und hübsche Stimme, reine Intonation, schöne Coloraturen, ein schwacher Triller, kein Spiel. — Fräul. Roth aus Hamburg, Solotänzerin, ist eine anmuthige Erscheinung, und hat nrben ihren directen Vorzügen noch den indirecten Vortheil, daß die erste Solotänzerin des hiesigen Ballets, Fräul. Rosenthal, ihr zur Folie dient. — Um Ihnen zum Schluß noch ein Pröbchen von der Vielseitigkeit unseres Meß-Repertoirs zu geben will ich nur kurz erwähnen, daß durchschnittlich am Sonntag, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend die Rosenfee, am Montag, Mittwoch und Freitag der Prophet gegeben wird. Man kann von unserem Direktor in Bezug auf die Kunst sagen:

Einrm ist sie die hrhre, die himmlische Göttin,
Dem Anderen ist sie die Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Oct. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Donnerstag, 17. Oct. (Zum ersten Male wiederholt): Die Rose von Avignon, romantisches Schauspiel in 4 Akten, mit freier Benutzung einer Episode des Romans: „Memoires d'un Notaire", von Pontmartin, von Ch. Birch-Pfeiffer.

Freitag, 18. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Clement und neu einstudirt): Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth. von Castelli, Musik von Weigl. Hierauf; Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 248. Donnerstag, den 17. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

II.

Hermann reiste sogleich nach seiner Vaterstadt ab; er sehnte sich nach Mutter und Schwester, nach der einzigen Stelle, die ihm keine Fremde war. Euphemius blieb noch zurück, um an Agathens Grabe die Pflicht seines Priesterthums und seines Herzens zu üben.

Die tiefe Nacht, die den Weg des Abreisenden verhüllte, war ihm willkommen. Die Nachtwachen und die Gemüthsbewegungen der letzten Tage hatten seine körperliche und geistige Kraft erschöpft, aber statt des Schlafes kam nur ein halbwaches Träumen über ihn. Und dieses Träumen war ganz bei Agathen, wie seine letzten wachen Gedanken. Er war sich gewiß, daß sie und ihre unbegrenzte Liebe auch durch alle Tage und Nächte der Zukunft in einem Heiligenschreine seines Herzens fortleben würden.

Aber es befremdete ihn nicht, daß der früh wieder aufleuchtende Sommermorgen ihm die eben noch nachtverhüllte Welt wieder aufschloß und den wogenden Schmerz zur milderen Trauer umwandelte. Das Leben erwachte überall und bewegte und färbte die Welt. Die Berge strahlten einen feuchten, blauen Schimmer aus, Wald und Gebüsch bewegten sich neigend und flüsternd im Morgenwinde, dessen frischer Hauch die todte Schwüle der Nacht verjagte, die Vögel zwitscherten erst leise und jubelten dann laut auf, in den Dörfern, durch welche Hermann fuhr, läuteten Frühglocken, erschallten Stimmen der Menschen und der Hausthiere und ermunterten sich zum Tagewerke. Diese Lebensflut, die aus der lichten Höhe herabströmte und allmälig die ganze Erde füllte, drang auch in Hermanns Brust, und er suchte sie nicht zurückzudrängen. Eigensinnige Trauer flüsterte ihm zwar die Worte des Dichters zu: Das Schönste, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht! Aber er setzte antwortend dazu: „um neuem, schönerem und reicherem Leben Raum zu machen! Und jedes Leben, so lange es besteht, erfülle sein Zweck und wahre sein Recht!"

Dennoch mischte sich in sein Gefühl der Morgenfrische ein kälterer Schauer der Einsamkeit. Trübe Zweifel kamen über ihn, ob er je der Dauer nach durch Freundschaft und Liebe beglücken und beglückt werden könne. Er prüfte die Gründe dieser Zweifel und legte sie jetzt mehr sich selbst zur Last, nicht mehr bloß, wie früher, den übrigen Menschen. Aber er fand in sich noch nicht die rechte versöhnende Kraft und hielt sich noch zu befangen, erregbar und schwach, um sie jetzt mitten im Lebensgetriebe zu finden. Die Hülfsmittel der Zerstreuung und des absichtlichen Leichtsinns fühlte er seiner unwürdig; nur ernstes, beharrliches Prüfen und Forschen versprach ihm eine würdige Rüstung gegen die feindlichen Gewalten.

Die rechte Stelle dazu aber mochte er nicht mehr in dem verworrenen, vielfach unfreien Treiben der Hochschulen suchen. Vielmehr wollte er sich in einer selbstgewählten und vorübergehenden Einsamkeit gegen die dauernde rüsten, die ihn mitten im Leben bedrohte. Doch nicht in der Einsamkeit jener Alpenkarthause, welche ihre gastlichen, aber öden Räume nahe an dem ewigen Schnee ermüdeten Lebenswandrern auch zur vorübergehenden Zuflucht öffnet. Nur von dem bunten Wirbel der Gesellschaft entfernt sollte die Zelle sein, in welcher er mit trauten Genossen, Mutter und Schwester, wohnen wollte. Aus irgend einer reizenden Landschaft, aus der ganzen Natur außerhalb der Menschenwelt sollte ihn ein reinerer Lebensathem anhauchen, als aus der Atmosphäre der Städte.

„Dort soll — schrieb er in einer Stunde der Rast in sein Tagebuch — in beschaulicher Stille dem Laien offenbart werden, was die sabidischen Priester des Wissens monopolisieren möchten: die Grundlagen und die große Einheit, der tausendfältige innere Zusammenhang des Lebens. Diese Abstraktion soll mich auf das concrete Leben vorbereiten, wenn auch spät, doch nicht zu spät. Stoff für sie habe ich in durchlebter Wirklichkeit schon hinreichend gesammelt, um der Belastung meines Reisegepäckes für den späteren Wiedereintritt in letztere mit Traumbildern und anmaßenden Doktrinen vorzubeugen. Ganz ohne solchen Stoff der Erfahrung wäre aller Geist eine inhaltlose Leere. Selbst die abstrakteste Philosophie wurde von ihren Gründern erst aus der wirklichen Welt abstrahiert, vor welcher und ohne welche kein Gedanke und kein Gott war. Nur die christlichen und buddhistischen Theologen besitzen die wunderliche Schöpfungskraft, unter göttlicher Firma aus dem Nichts eine Welt aufzubauen, die sie darnach doch wieder — und mit Recht — als eine nichtige schmähen und zu verflüchtigen suchen."

Kurze Zeit hiernach hatte sich Hermann bereits mit den Seinen in einem Landhause angesiedelt, das zwar nur durch einen großen Garten von dem Marktflecken Rodenberg geschieden ist, aber von größeren Orten entfernt liegt. Die Landschaft hat nicht großartige, aber doch bedeutungsvolle Umrisse, und das etwas erhöht liegende Landhaus beherrscht ihre schönsten Partien.

Auf einer Seite steigt der Boden sehr allmälig und in sanften Wellenlinien bis zu dem mäßig hohen und in dem schönsten Wechsel der Formen und der Farben lang hingestreckten Gebirgszuge, der amphitheatralisch den Gesichtskreis schließt. Der größte Theil des Gebirges ist mit dichtem Laubwalde bedeckt, ein kleinerer mit Nadelholz, aus welchem sich hier und da röthliche Sandsteinwände erheben; der Wechsel der Beleuchtung und der Ruh-

Digitized by Google

reszeiten entwickelt immer neue Farbenspiele. Aehnliche Bodenbildung und Vegetation geht bis zum fruchtbaren Gelände hinab, welches sogleich unterhalb Rodenberg beginnt und, das von zahlreichen Bächen durchschnitten, mit freundlichen Dörfern inmitten von saftigen Wiesengründen erfüllt und in nicht großer Entfernung theils von den Ausläufern des Gebirgs, theils von hochragenden Wäldern begrenzt mehr den erfrischenden und befriedigenden Charakter der Thalnatur, als den eintönigen und phantasielosen der Ebene trägt. Nach dieser Seite hin wendet das Landhaus seine Vorderseite mit den Hauptzimmern und einer offenen Veranda. Hermann wählte sich die entgegengesetzte Seite zum gewöhnlichen Aufenthalte. Dort blickt der Hauptstock des Gebirges von ferne durch alle Fenster herein. Wer aber an diese tritt, sieht zunächst auf einen lieblichen bis nahe an das Haus reichenden Wiesengrund hinab, der sich um den Spiegel eines seeartigen Teiches schmiegt und seinerseits wiederum von ausgereckten Waldesarmen umfaßt gehalten wird, welche nur ein Portal nach dem höher liegenden Landhause hier offen lassen. Nach dieser Seite hin werden dem Bewohner des letzteren nur zwei menschliche Wohnungen sichtbar: ein hellangestrichenes Försterhaus an der oberen Grenze des Wiesengrundes, und in etwas größerer Entfernung ein altersgraues, aber wohlerhaltenes Schloß, das sich aus der Mitte des Waldes auf einer kleinen, jedoch die Umgebung stolz überragenden, Anhöhe erhebt und — zumal im Abendsonnenscheine — mit blitzenden Fensteraugen die ganze reiche Landschaft überblickt.

Dieses Schloß ist das Stammhaus der Familie von Hovede, der alten Feudalherrn des Marktfleckens, deren letzte Sprößlinge, Bruder und Schwester, es aber nur selten bewohnten. Diesen gehörte auch das Landhaus, eine Schöpfung des letztverstorbenen Herrn von Hovede, aber von den Erben verlassen und vernachlässigt. Gleichwohl konnte Hermann die Besitzer nicht bewegen, es ihm förmlich in Miethe zu geben; dagegen hatte ihn Herr von Hovede, dessen Bekanntschaft er in seiner Vaterstadt gemacht hatte, dringend eingeladen, es als Gast auf beliebige Zeit zu bewohnen, um — wie er sagte — der verlassenen, welkenden Gestalt der schönen Besitzung eine neu belebende Seele zu geben. Die beiderseitigen Bedenken der Delikatesse hatten sich endlich dahin vermittelt, daß Hermann das angenommene Gastrecht mit der erbetenen Verpflichtung vergalt, Haus und Garten nach seinem Geschmacke zu erneuern und zu unterhalten.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Cl i us.)

(Fortsetzung.)

Den Rest des Tages vertrieben wir wie gestern wiederum mit Durchschlendern der Straßen Semlins und dem Betrachten der festlich herausgeputzten Griechen. Allenthalben ward heute der Schall von Guitarren, Zimbeln, Geigen, Dudelsäcken und der Klang heiterer Gesänge vernehmbar, und gern hätten wir uns späterhin in die tanzenden Gruppen gemischt, wenn nicht die Vorsicht uns auf das in der Nacht noch nach Titel abgehende Dampfschiff gerufen hätte.

Doch auch hier sollte uns ein herrlicher Genuß vorbehalten bleiben.

Dem heißen Tage war eine wundervolle Mainacht gefolgt, in deren Milde man von neuem auflebte. Ein glänzender Vollmond, ruhig unter seinen Milliarden funkelnder Brüder am dunkelblauen Himmelsgewölbe hinwandelnd, warf glänzende Lichter und magische Schatten über die ruhige, silberne Wasserfläche hin. Indem er in stiller Majestät hinter den Felsen Belgrads emporstieg, wurde dessen, uns zugewandte Seite in tiefes blaues Dunkel gehüllt, so daß kein Gegenstand genau vom anderen unterscheidbar war, sondern die zierlichen und malerischen Umrisse der Minarets, Moschee'n, Kirchen, Festungsthürme und Cypressenwäldchen scharf gegen den helleren Hintergrund hervortraten, und uns hie und da einzelne Lichtkegel aus den Häusern über das Wasser hin schossen. Gegen Süden lag das schöne serbische Gebirge, auf dessen Gipfeln noch römische Ruinen thronen, duftig vor uns ausgebreitet; gegen Norden Himmel und Wasser, beide blau, glänzend, im Schein und Widerschein des unendlichen Sternenheeres schimmernd und ineinander verfließend. Hinter uns zog sich das Mond voll beleuchtete Semlin in scharfen Umrissen längs des Zigeunerberges hin. Tiefe heilige Stille beherrschte die Natur; nur von Zeit zu Zeit drangen die Töne munteren Saitenspieles, der Klang menschlicher fröhlicher Stimmen und heiteres Gelächter durch die reine Luft aus der Stadt zu uns heraus.

Um uns herum lagen viele Schiffe aller Art; dicht nebenan ein türkisches Dampfschiff, welches in derselben Nacht noch seinen Lauf nach Osten anzutreten hatte. — Während wir so saßen, versunken in den zauberischen Genuß dieser südlichen Landschaft, dieser historischen Gegend, in vollen Zügen den lieblichen Blüthenduft einathmend, den ein erfrischendes Lüftchen von den Fluren über die Kühlung ausströmende Wasserfläche her trug, drangen aus dem Inneren des Türkenschiffes die melancholisch süßen Töne einer Harmonika, bald zu mächtig erschütternden Klängen anschwellend, bald in leisen Harmonien ersterbend, zu uns, gleich den Geistern vergangener Jahrhunderte, klagend über den Wassern hinschwebend. Lange, lange saßen wir so und lauschten den metallischen Klängen, die auf ungemein angreifende Weise die wundervolle Nacht von Zeit zu Zeit durchzitterten. Während wir mit dem äußeren Auge zu fassen suchten, was nur zu fassen war, weilte das innere bei den fernen Lieben und Freunden, die man hier so gerne nur wenige Minuten bei sich gehabt hätte, um sich mit ihnen in die beinahe die Brust zersprengenden freudigen Gefühle theilen zu können.

Wir weilten bis gegen Mitternacht, während welcher Zeit die ganze ruhige Natur nur einmal belebt wurde. Es war ein türkisches, mit zwölf schwarzen Sklaven bemanntes Boot, das unter leicht angeschwelltem Segel und leisem taktmäßigen Ruderschlag ruhig über die Wasserfläche hinzog und gegen Osten verschwand.

Als wir wieder erwachten, lagen wir schon zwei Stunden oberhalb der Mündung der Theiß vor Titel, der Hauptstadt des Csaikistenbezirkes, ruhig am Ufer. Wegen der unbestimmten Dauer des Aufenthaltes konnten wir das Verdeck nicht verlassen, um das Innere des Ortes zu sehen; aber so viel war von Außen wahrzunehmen, daß überhaupt nicht viel zu sehen seyn werde, und daß allein ein steil aus der sonst ganz flachen Gegend emporsteigender Höhenzug die Landschaft eigenthümlich charakterisirte.

Die Sonne schien sich heute bei Zeiten auf die Beine gemacht zu haben, sie brannte fürchterlich auf die Wasserfläche herab, so daß das Pech des Verdeckbodens zu kleben anfing. Zudem war dießmal das Schiff mit Menschen angefüllt, und es ging die Fahrt thalaufwärts um die Hälfte langsamer von Statten, daß wir uns trotz aller Naturschönheiten einer viel minder angenehmen Fahrt zu erfreuen hatten, wie vorgestern, und das grüne Ufer Bukovars mit Freuden begrüßten.

Digitized by Google

Der Orkan.

Es bricht mit fürchterlichem Sausen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los,
Des Erdballs Axe kracht, der Wolken schwarzer Schooß
Gießt Feuerströme aus. . . .

(Wieland.)

Ich mochte etwa acht Tage in Veröze seyn, und war gerade, unter Büchern und Papieren herumwühlend, mit dem Einrichten einiger Zimmer des linken Schloßflügels, den man uns eingeräumt hatte, beschäftigt, als eine eigenthümliche Art Geläute von dem Thurme des gegenüberliegenden Klosters das Herannahen eines Gewitters andeutete.

Es ist nämlich hier der eben so veraltete, als abgeschmackte, ja sogar gefährliche Gebrauch üblich, während eines Gewitters mit allen Glocken zu läuten. Ob dieß zur Entfernung des Wetters dienen soll, oder ob es die sündige Menschheit auf das Nahen der zürnenden Gottheit aufmerksam machen soll, bleibe dahin gestellt; ich glaube, es soll beide Zwecke vereinigen. Genug, es geschieht eben. Wenn nur ein Windhauch auf Meilen weit die Spur eines Gewitters verräth, so beginnt schon das Geläute, und dauert während des Gewitters fort. Den einen, guten, jedenfalls aber indirekten Zweck mag diese Einrichtung haben: die Arbeiter und Hirten im Freien bei Zeiten zu warnen und zur Aufsuchung eines Unterkommens aufzufordern.

So sehr ich auch seit den letzten vier Wochen daran gewöhnt war, Tag für Tag, bald da, bald dort, dieses Geläute zu vernehmen, so machte es doch immer denselben neuen eigenthümlichen Eindruck auf mich. So auch heute wieder; ich öffnete unwillkürlich die Läden des Eckzimmers, das nach Westen und Norden Front machte, um mich nach dem Wetter umzusehen.

Die Sonne brannte fürchterlich, kein Lüftchen wehete; es herrschte eine dumpfe, den Athem versetzende Schwüle; die Blätter der Bäume hingen trocken, staubig und schlaff herab. Die Straßen des Städtchens waren öde, verlassen, Thüren und Läden verschlossen, keinerlei Geschöpf ließ sich blicken. Die erhitzte Luft zitterte Klafter hoch über die Erde hin und verengte den Gesichtskreis; sengend wandelte die Sonne am wolkenlosen, bleifarbenen Himmel und warf blendende Reflexe von den weiß getünchten Häusern zurück. Man konnte jedoch noch nichts wahrnehmen, als einen gelblichgrünen, im Westen über die kroatischen Berge aufsteigenden Nebelstreifen.

Ahnungsvoll und bangend schwieg noch die Natur, als schon der eherne Mund der Glocken seinen wimmernden Warnungsruf ertönen ließ und das Unbehagliche und Schauerliche der herrschenden Todtenstille noch erhöhte. In den gemessenen Schlägen des Sturmrufes ließ die höchst gestimmte Glocke zuerst sich mit wenigen Tönen vernehmen; nach kurzer Pause folgt die nächst niedere, dieser die folgende — bis endlich die tiefste sich brummend hören läßt — worauf alle sich zu einem feierlichen minutenlangen Chore vereinigen, um nachher sich einzeln wieder vernehmen zu lassen. Je mehr Glocken, desto größer der Lärm.

Da ich in dieser Gegend schon Zeuge so vieler Gewitter gewesen war, und das heranziehende keine Anzeichen größerer Heftigkeit kund gab, als die früheren, so schloß ich Fenster und Läden wieder sorgfältig und zog mich aus der glühenden Atmosphäre wieder in die kühlen Zimmer des aus dicken Mauern erbauten Schlosses zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Nacht auf dem Felde von Idstedt.

Leise senkt auf schwarzen Schwingen
Sich hernieder schon die Nacht,
Und es scheucht des Westens Ringen
Dort der Mond in stiller Wacht.
Fern am Horizonte schweben
Nebelstreifen auf und ab,
Die den Trauerschleier weben
Wohl um manches frische Grab!

Um die Hügel, wo sie sanken
Früh zur Gruft für's Vaterland!
Die für Freiheit in die Schranken
Traten, heil'gen Zorn's entbrannt!
Die so männlich kühn gerungen
Um des Rechtes edlen Preis.
Nicht gesiegt und nicht bezwungen,
Floß umsonst ihr Blut und Schweiß.

Flammenzeichen ringsum lodern
Zahllos in dem Dunkel auf;
Und wo theure Leichen modern
Bahnt sich Feindes Siegeslauf!
Doch der Zukunft Schooß gebären
Wird der Freiheit Morgenröth'
Dir, o Stamm der Völker, deren
Banner, schwarz roth golden weht.

Selbst der Greis mit bleichen Lippen,
Segnend deine Thaten lobt;
Höre, wie an Felsenklippen
Wild empört die Brandung tobt!
Weilt die Stunde auch noch ferne
Wo der Siegesmorgen tagt,
Sey, beim Lenker jener Sterne,
Jetzt, der Pflichten Kampf gewagt.

Wiege denn zu süßem Traume,
Dich noch einmal diese Nacht;
Blicke hin zum Freiheitsbaume
Eh' der rauhe Tag erwacht!
Sieh' ihn knospen, sieh' ihn grünen,
Der im inn'ren Mark verdorrt,
Eh' mit trüb umwölkten Mienen
Scheucht Aurora ihn dir fort!

(Elberf. Kreisbl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Besoldung der großbritannischen Gesandten.) Der englische Botschafter in Paris erhält 10,000 L. St. jährlich, eben so viel der Botschafter in St. Petersburg; der Botschafter in Wien 9000, in Konstantinopel 6500; der Gesandte in Madrid 5000, in Berlin 5000; in Washington 4500, die Gesandten in Neapel und Rio Janeiro jeder 4000; die Gesandten in Amsterdam, Brüssel, München, Turin, Merico jeder 3600; in Stockholm, Kopenhagen, Columbia, Buenos-Ayres jeder 3000; der bevollmächtigte Minister beim deutschen Bund 6000: die übrigen durchschnittlich 2000 L. St. Dazu kommt noch ein Zuschlag von beiläufig 10 pCt. für die Wohnung, und

Digitized by Google

die Gehalte für die Gesandtschaftssekretäre von 590 bis 1000 L. St., für den ersten Attachee von 200 bis 400 L. St.; im Ganzen kosten die Gesandtschaften Englands 141,000 L. St. jährlich (beiläufig eine Million Thaler).

(Ein neuer Faust.) Bekanntlich hatte Grabbe den barocken Einfall, den Faust und Don Juan in Eins zu verschmelzen. Ein neuerer italienischer Balletcomponist hat sich damit noch nicht begnügt, er hat noch „Robert der Teufel" und den „Freischütz" hinzugenommen. Der Vater Gretchens ist der Comthur, der, durch Gold leicht bestechlich, vom Faust im Zweikampf erstochen wird, und zum Schlusse muß ein zwischen Felsen stehendes Madonnenbild den Höllenvertrag des Faust zerreißen. Die Teufelinnen, die übrigens nach der Versicherung Helfferichs, der dieses Ballet in Florenz hat aufführen sehen, ganz wie die Mädchen des Steinlachthales gekleidet gegangen sind, verwandeln sich, während Faust mit dem Teufel auf dessen rothen Mantel davonreitet, mit einem Male in polnische Polkatänzerinnen und die Hölle wird — zum Serail.

(Paris.) Eine Klasse unglücklicher Jäger sind die journalistischen Neuigkeitskrämer, die oft nicht wissen, welche Enten sie ihren Lesern vorsetzen sollen. In solcher Verlegenheit greifen sie zu den abenteuerlichsten Erfindungen, und namentlich war eine der letzten Wochen sehr ergiebig an dergleichen Abgeschmacktheiten. So berichtete ein Blatt, daß man für den Hippodrom einen Trupp Strauße engagirt habe, um in den Exercitien der hohen Schule die Pferde zu ersetzen. In einem andern Journal las man viel albernes Zeug von einer Traubenkrankheit, um der Kartoffelkrankheit etwas Neues und Piquantes folgen zu lassen. Ein drittes Blatt verbreitet sich über einen wissenschaftlichen Prozeß, wodurch ein Neger, ohne allen Nachtheil für die Gesundheit, vollkommen weiß geworden, und fügt noch hinzu, daß sich der Erfinder ein Patent habe ausstellen lassen, um auf den Antillen sein Glück damit zu machen. Diese Pröbchen mögen genügen.

Während die Pariser Regierung mit der Idee umgeht, die Makadamisirung der Boulevards auf alle größeren Straßen der französischen Hauptstadt auszudehnen, kehrt man in London wieder zum Steinpflaster zurück. Es hat sich durch die Erfahrung herausgestellt, daß in stark befahrenen Straßen das Steinpflaster noch die besten Dienste leistet. In eleganten Quartieren, wo keine schweren Lastwagen durch die Straßen fahren, thut Holzpflaster und Makadam gute Dienste.

Literatur.

Anthologie auf das Jahr 1782 von Friedrich Schiller. Heidelberg, Verlag von Bangel und Schmitt.

Die überaus reiche Schillerliteratur hat durch vorstehendes Buch einen abermaligen Zuwachs gewonnen. Es ist bekannt, daß Schiller, bald nach dem Erscheinen seiner Räuber, seine bis dahin vollendeten lyrischen Gedichte unter dem Titel: „Anthologie auf das Jahr 1782", herausgab und daß seine Freunde diese Sammlung durch ihre Beiträge nicht sowohl bereicherten als ärmer machten. So großes Aufsehen die Räuber bei ihrem Erscheinen erregten, so wenig gelang es der Anthologie, bei dem damals für lyrische Dichtungen abgestumpften Publikum durchzudringen. Die größte Anzahl der in ihr enthaltenen und von Schiller verfaßten Gedichte hat er in seinen spätern Sammlungen nicht aufgenommen und ist in dieser Beziehung wohl zu weit gegangen. Die „Anthologie auf das Jahr 1782" ist schon seit langer Zeit literarische Seltenheit und nur von wenigen Kennern gekannt und gewürdigt. Kritische Ausgaben von Schiller's Gedichten hat man noch nicht für gut befunden, dem Publikum vorzulegen. Eine neue Herausgabe des interessanten Buches ist also wohl ein von Vielen anerkanntes Bedürfniß, welches der Herausgeber des vorliegenden Abdruckes, Eduard Bulow, somit befriedigt hat. Sein Unternehmen ist in sofern auch ein zeitgemäßes zu nennen, als jene Anthologie in Sprache und Ausdruck revolutionär und auch noch mit den heutigen Tagesideen analog ist. Die großen, frischen, jugendkühnen Hoffnungen in Schiller's Seele trieben aus dem verschlammten Boden des 18. Jahrhunderts den Keim einer neuen, reineren Zeit hervor, und waren also deutsche Vorläufer der Revolution von 1789, der großen Völkerbewegung des 19. Jahrhunderts nahe verwandt. Wenn irgend je, so ist es jetzt an der Zeit, so ursprüngliche Menschenkräfte, sittlich und politisch, zu der Neugestaltung des Daseyns nach unserer übersättigten Erschlaffung aufzubieten. Wer diese Seite des Schiller'schen Genius zu würdigen versteht, dem wird der Wiederabdruck der vorliegenden Anthologie gewiß höchst willkommen seyn, so wie derselbe anderseits höchst anziehende biographische und kritische Parallelen bietet. Das vorliegende Buch ist demnach ein Supplementband zu sämmtlichen Schillerausgaben und wird nicht verfehlen, von den Verehrern unseres großen deutschen Dichters gerne entgegengenommen zu werden.

Korrespondenz.

Oberstadt an der Bergstraße, 12. Oct.

Unsere in mancher Beziehung merkwürdige Ortsgeschichte, welche in den letztverflossenen 15 Jahren durch einen Sonnenbrand, eine Geisterbeschwörung und durch einen im Kasten gefangenen Liebhaber zu einem gewissen Glanze gelangt ist, hat kürzlich eine neue traurige Bereicherung erhalten durch einen unserer Mitbürger, der, als Opfer der Religionsschwärmerei, für seinen bürgerlichen Beruf gänzlich untauglich geworden und in einen Zustand von Geisteszerrüttung verfallen ist, welche zuletzt in völlige Tobsucht ausartete, so daß er vorsorglich in einer besonderen Stube des Rathhauses in Verwahrung gebracht und dort gefesselt werden mußte. Der Mann hatte lange zuvor mit einigen Andern seiner überspannten Glaubensrichtung sogenannte Erbauungsstunden gehalten, welche aber in ihrem traurigen Ergebniß sich als solche in der That nicht bewährt haben. Das „innere Licht" kam bei demselben vor wenigen Tagen zum Durchbruch, als er auf den Friedhof des Ortes ging und dort, im Beisein der mit dem Kirchenbau beschäftigten Arbeiter, die seltsamsten Gebärden und Grimassen machte, welche diese veranlaßten, ihn zu fragen, was er hier wolle. Ich suche den Tod, war seine Antwort, indem er den nächsten Busch aus einander riß, wo er seinen Liebling zu finden glaubte. Von da ging er wieder in den Ort zurück. An der Brücke angekommen, blickte er mehr nach dem Himmel als der Erde, stand plötzlich still und warf seinen Stock auf das Straßenpflaster, mit den Worten: „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen." Später traten bei dem unglücklichen Manne alle die bedauerlichen Zustände ein, deren oben bereits erwähnt worden ist.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Oct. (Zum ersten Male wiederholt): Die Rose von Avignon, romantisches Schauspiel in 4 Akten, mit freier Benutzung einer Episode des Romans: „Memoires d'un Notaire", von Pontmartin, von Ch. Birch-Pfeiffer.

Freitag, 18. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Clement und neu einstudirt): Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth. von Castelli, Musik von Weigl. Hierauf; Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 249. Freitag, den 18. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Er empfand hier bald ein schönes heimatliches Behagen und eine größere Mannigfaltigkeit des Lebens, als früher in der Gesellschaft. Dort hatte ihn bald der Mißklang fremdartigen Umgangs verstimmt, bald der bloße Wiederhall seines eigenen Wortes in empfänglichen, aber unproductiven, unselbstständigen Seelen gelangweilt. Hier verkehrte er mit einer schönen Natur, in welcher Menschen und Menschenwerke nur zur Staffage gehörten, und die ihn nie mißverstand, weil er sie selbst beseelte, ohne darum ihrer müde zu werden, weil zugleich aus ihren unerschöpflichen Tiefen ein Gegenstrom neuer Empfindungen und Gedanken sich in seine Seele ergoß.

Nicht minder aber pflog er ungestörten Umgang mit den edelsten und reichsten Menschengeistern, die aus der Ferne des Raumes und der Zeit in ihren Aussprüchen und Werken ganz nahe an ihn herantraten, Naturkundige, Geschichtsforscher, Dichter des Wortes und des Klanges.

Den Genuß der Schönheit in der Natur, wie in Dichtkunst und Tonkunst theilte er mit lieben lebendigen Menschen an seiner Seite: mit der harmlosen und liebevollen Mutter und mit der gemüthvollen, doch noch kindlichen Schwester Chlothilde. Diese Gemeinsamkeit des Genusses blieb unbeeinträchtigt, auch wo das kritische Begreifen des Vernommenen nicht gleichen Schritt hielt. Ueberhaupt schwieg, Was Hermanns übrige Bündnisse geknüpft und gelöst hatte, bei seiner Stellung zu diesen ihm unlösbar durch Natur und freundliche Gewöhnung verbundenen Menschen. Sie verlangten von einander Nichts, als was sie sich unverlangt boten: persönliche Theilnahme, unausgesprochene, aber durch tausend tägliche Wahrzeichen bethätigte Liebe.

Mit besonderem Eifer ergriff Hermann naturwissenschaftliche Studien als die feste und breite Grundlage alles Wissens, und ließ die Theorien stets mit seinen alten und neuen Erfahrungen Rücksprache halten. Von Tage zu Tage, dünkte es ihm, wurde seine leibliche und geistige Sehkraft frischer und schärfer. Er hielt nun, gleich als von sicherem und neutralem Boden aus, Heerschau über die Gestalten seiner Vergangenheit, seine eigene Gestalt mit eingeschlossen, die nicht selten als eine vormalige und objectiv von seinem jetzigen Ich getrennte sein Mitgefühl oder seinen Unwillen rege machte.

Bisweilen aber auch feierte er stille Stunden, die nicht der Forschung, nur der Empfindung gewidmet waren, und im dämmernden, flüsternden Walde schwebte Agathe mit unendlich sanften und liebevollen Blicken an ihm vorüber.

Die Harmonie und beseelte Ruhe seines ganzen Lebens und Treibens, die er noch nie so schön besessen und empfunden hatte, ließ ihn auch die uralte Harmonie der außermenschlichen Natur lebendiger auffassen und eine höhere in der Menschheit als eine himmlische Zukunft hoffen. Der großartige Gemeinbesitz der ganzen Menschheit in einer Summe von Kräften, Rechten, Genüssen und Pflichten, auf welchen stets sein religiöses Forschen gerichtet war, wurde ihm immer deutlicher; mit ihm freilich auch die krankhaften Mängel und Entbehrungen der Menschheit, wo sie reich und glücklich, ihre Thorheiten und Sünden, wo sie vernünftig und gut sein sollte. Die Erkenntniß dieses Ideals und seiner Gegensätze war keine andere, als die in dem ganzen heutigen Geschlechte erwachte, nur daß sie von den minder Denkkräftigen und Gebildeten mehr instinktartig empfunden, von selbstsüchtigen oder verweichlichten Menschen aber scheu und kalt abgewiesen wird. Zu den Zeichen der messiänischen Zeit gehört auch das: daß die Ideen zwar von hervorragenden Geistern zuerst ausgesprochen werden, dann aber mit besonderer Schnelligkeit und Gewalt das ganze eigentliche Volk in ausgedehnter Breite durchdringen. Hermann fand bald Gelegenheit, auch in seiner jetzigen beschränkten Umgebung diesen Drang des Volkes nach oben zu bemerken, der ihm in den höhern Schichten und namentlich, wie wir früher berichteten, in den akademischen Kreisen minder kund geworden war.

Er fand diese Gelegenheit ungesucht, ja trotz seiner vorgesetzten Zurückgezogenheit von den Menschen. Von selbst und unvermerkt verschoben sich die magischen Linien, die er um sich gezogen hatte, durch die wechselseitige Anziehungskraft drinnen und draußen. Er dachte hier gar nicht daran, seine Grenzen mit ängstlicher Strenge zu bewachen und das rein Menschliche in der nahen ländlichen Welt als Contrebande von seiner Einsiedelei abzuweisen. Es konnte nicht fehlen, daß Leute aus dem Marktflecken und aus den nächsten Dörfern in Hermanns kleinem Haushalte ab und zu giengen, mit den Erzeugnissen ihrer Heimat auch gelegentlich Erzählungen aus derselben hereinbrachten und allmälig mit Rathfragen und Bitten näher an die gebildete Hausherrschaft herantraten, als an größeren Orten üblich und möglich ist. Hermanns sonst nicht seltene Schroffheit verschwand hier. Er hatte nur Unwissenheit, Unbildung, Seelenarmut bei diesen Menschen vorausgesetzt und blieb deßhalb nachsichtig und freundlich, wo er diesen negativen Eigenschaften wirklich begegnete; freute sich aber desto mehr, wo sein belehrendes und mahnendes Wort sichtbare Frucht trug. Damit verband sich der Genuß des Lernens, indem ihm die Anschauung und Redeweise bis dahin ihm fremd gebliebener Menschenkreise zugänglich wurde. Endlich wurde ihm auch manche Festfreude durch unvermuthet vor ihm auftauchende Lichter naturwüchsiger Geistesschärfe und Gemüthsfülle beschert.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Fortsetzung.)

Es mochte ungefähr Abends gegen 5 Uhr seyn, als zunehmendes Rauschen in den Gipfeln der das Schloß umgebenden Akazien- und Lindenbäume, so wie ferner, grollender Donner das Anrücken des Gewitters verkündigte. Wenige Minuten vergingen und dicke, vor dem heranbrausenden Sturme herwirbelnde Staubwolken fegten über die Stadt hin. Rings um den Horizont thürmten sich kolossale, blutig geränderte Wolkenmassen auf; die Sonne verschwand hinter denselben und das Tageslicht nahm einen fahlen, gräulichen Schein an, der rasch in eine Dunkelheit überging, deren Intensität nur noch mehr durch grell aufzuckende Blitze erhöhet wurde. Die Zwischenräume, in welchen die Donnerschläge den Blitzen folgten, verkürzten sich und ließen nach der Uhr die Entfernung abschätzen. Endlich fielen dicke große Regentropfen, die von dem glühenden Boden und den Steinen mit Begierde aufgesogen wurden, und im Momente ihres Aufschlagens rauchend verschwanden.

Von Sekunde zu Sekunde brauſte nun der Sturm voller und mächtiger heran, heulend und sausend, die Bäume geiselnd und ihre Wipfel zerzausend. Nur wenige Sekunden rastete von Zeit zu Zeit die tobende Windsbraut, um nachher brüllend mit verdoppelter Wuth über die zitternde Erde herzufallen; die schmetternden Schläge des Donners verhallten beinahe im Gebrause der entfesselten Winde. Während der kurzen Ruhepausen konnte man nur das Rasseln eines furchtbaren Hagels vernehmen, zwischen welches die Sturmglocken schaurig wimmerten; über Stadt und Land lag dichte Finsterniß.

Entsetzt lauschte ich dem Wüthen der Elemente; in diesem Grade war noch kein Gewitter aufgetreten; — ich freute mich der festen Mauern, die mich umschlossen. Aber noch war das Ende des Tages nicht da; was ich vor Minuten für den Kulminationspunkt des Gewitters gehalten, war unbedeutend gegen sein jetziges Gebahren.

Den blendendsten Blitzen folgten Schlag auf Schlag, scheinbar dicht über meinem Haupte schmetternde Donnerschläge mit betäubendem Gerassel, daß ich meinte, der Schlußstein des Himmelsgewölbes breche über mein Haupt herein. In fürchterlicher Wuth heulte der Sturm um das feste, hochgelegene Schloß herum, das nun im wahren Sinne des Wortes in seinen Grundfesten zu erzittern begann. Schmetternd rasselten einzelne aus ihren Klinken gerissene Thüren und Läden auf und zu; die Mauern wankten, die Tafeln an den Wänden klapperten, Gefäße fielen von den Tischen herab; seufzend und pfeifend suchte sich der Wind durch jede Ritze und jedes Loch Zugang zu den verschlossenen Räumen, ungeduldig pochend und Einlaß begehrend.

Ich hatte mich in die Mitte des Eckzimmers gestellt und beobachtete, so weit es die Jalousien erlaubten, den Verlauf des erdbebenartigen Orkanes, als plötzlich unter fürchterlichem Gekrache die Läden der westlichen Façade einem mächtigen Windstoße nachgaben und sammt Fensterscheiben und Rahmen prasselnd in das Zimmer geworfen wurden, daß Glasscheiben und Holzsplitter weit herum flogen und ich mich genöthigt sah, in eine Doppelthüre zu flüchten. Beinahe im selben Augenblicke wurden auch die nördlichen Fensterladen von ihren Angeln losgerissen, wobei die sie festhaltenden eisernen Stangen wie Strohhalme abgedreht und geknickt wurden. Die unmittelbare Folge davon war, daß die, gleich Flintenkugeln hineinprasselnden Hagelkörner im Nu die schönen großen dicken Fensterscheiben in tausend und tausend Stückchen zerschmettert hatten. Schneller, als die Feder es zu schildern vermag, waren so Läden, Scheiben und Fensterrahmen zertrümmert und nur noch die leeren Fensterhöhlen da, zu welchen der Regen in vollen Strömen sich klatschend herein ergoß, das Zimmer unter Wasser setzte, daß Gegenstände aller Art zu schwimmen begannen und der sausende Hagel zerschlug, was er nur erreichen konnte. Dabei hielt die dichte Finsterniß fortwährend an, wenn man bei der raschen Folge der Blitze so sagen kann.

Das Sturmgeläute der Franziskanerkirche war schon längst verstummt.

Dieses fürchterliche Wetter mochte in seiner ganzen Heftigkeit etwa eine Viertelstunde angehalten haben, als es eben so rasch, wie gekommen, sich wieder verzog. In wenigen Minuten beleuchtete eine glänzende Abendsonne die in Millionen Perlen glänzende frisch belebte Natur.

Ein strahlender Regenbogen überwölbte das schimmernde Bild einer in neuen Farben gekleideten Landschaft — aber auch eine Scene der Verwüstung und des Jammers.

Mein erster Blick fiel auf den gegenüberliegenden Thurm der Franziskanerkirche — erstaunt prallte ich zurück — der Thurm war verschwunden!

Ueber dem Glockenstuhle — etwa in zwei Drittheilen seiner Höhe — war er wie ein morsches Holz abgebrochen; sein schönes hohes Kupferdach lag zerschmettert zu seinen Füßen, und hatte im Falle noch einen Theil des Kirchendaches mitgerissen. Das solide, theils mit Kupfer, theils mit Schiefer eingedeckte Dach des Schlosses, war ebenfalls an mehreren Stellen hart mitgenommen; seine Läden und Fenster auf den ausgesetzten Fronten beinahe ganz zerstöret.

Ueberall, wo man hin sah, abgedeckte Dächer, niedergestürzte Häuschen, zerrissene und abgedrehete Bäume, die oft mit Stumpf und Stiel aus dem festen Lehmboden herausgewürgt waren. — In dicken gelben Strömen zog das durch den Wolkenbruch erzeugte Regenwasser durch die Straßen, die Existenz der meistens nur aus Lehmziegel erbauten Häuser bedrohend.

Gruppen herumstehender, erzählender und jammernd herumlaufender Menschen zeugten für den Umfang des Unglückes.

Ich begab mich ins Freie.

Hier waren die Spuren des angerichteten Schadens umfassender und bedauerlicher; es waren mehrere Menschenleben zu beklagen, *) die theils durch den Blitz erschlagen, theils unter einstürzenden Gebäuden begraben wurden; zahlreiches Vieh war auf dieselbe Weise getödtet worden, manchmal im wahren Sinne des Wortes weggeblasen; schwerbeladene Fruchtwägen wurden mit Mann und Roß wie Papierschnitzel von der Straße hinweg gefegt und in die Seitengräben geworfen.

Unberechenbar war der Schaden auf dem Felde, in den Gärten und den Waldungen; was der Wind nicht gebeugt, hatte der Hagel zerschmettert. Die schöne, eine Meile lange Pappel-Allee von Verőcze nach Theresovacz war zum dritten Theile zerstört; es bildeten die übereinander gestürzten und zerfetzten Pappeln über die Straße hin Hunderte von Barrikaden, die die Passage einige Tage hemmten. Nördlich dieser Straße liegt ein Theil des schönen, dem Baron Jankovics angehörigen Parkes, in welchem derselbe den Versuch gemacht hatte Fichtenpflanzungen anzubringen. Dieses, schon ziemlich kräftige Wäldchen sah aus, als ob man es einen ganzen Tag lang mit schwerem Geschütze beworfen hätte. Viele Klafter lange und breite Lücken waren hinein gerissen und lagen weit herum die Bäume zerfetzt und zerrissen übereinander. Nicht geringer war der Schaden in den höheren und älteren Waldungen; es war beinahe fabelhaft anzusehen, wie Klafter dicke Bäume abgeknickt oder mit den Wurzeln herausgerissen waren; auch war viel Gethier des Waldes getödtet.

*) Es ist natürlich hier nur die Rede von Dem, was der Verfaſſer in einem Rayon von 1—2 Meilen selbst sehen konnte.

Digitized by Google

Auf Meilen in der Runde kam kein Kirchthurm ungerupft davon; entweder waren sie völlig enthauptet, oder sie trugen ihr Dach auf eine wirklich komische Weise schief gesetzt, wie ein betrunkener Student seine Mütze. Einzeln und freistehende Oekonomiegebäude waren oft spurlos verschwunden.

Verheerend und Schrecken verbreitend setzte dieser Orkan jenen Tag seinen Weg noch nach Osten fort, woher einige Tage später — aus dem Banate — ähnliche Klagen erschollen.

Den ältesten Männern gedachte ein solches Naturereigniß nicht; ungarische Chroniken weisen nur drei bis vier ähnliche Fälle auf.

(Schluß folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Der Schein ist eine Art Vorhang, hinter welchem man alles Mögliche treiben kann; es erfordert jedoch eine seltene Geschicklichkeit, ihn immer so vorzuziehen, daß kein Lichtstrahl von Außen hineindringt.

— Wie schlecht bedeckt der Mantel der Tugend unsere Blöße, wenn die Verführung mit all ihren Reizen vor uns auftritt und ihren Köder den aufgezerrten Leidenschaften anbietet!

— Wer den Hunger der Begierde in sich aufstachelt, dessen Ruhe fordert er zum Fraß.

— Der Muth allein im Menschen sollte unter polizeilicher Aufsicht stehen, da er immer bereit ist, ein Bundesgenosse des Frevels und Verbrechens zu werden, wenn ihn Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit nicht begleiten.

— Es kann keine wahre Tugend geben, die nicht jede andere neben sich kann; so wie es auch kein Laster in sich als Schwester bedingte; so wie es auch kein Laster in uns gibt, das nicht seinen Milchbruder neben sich hätte.

— Die Schmeichelei stellt selten ein Netz aus, worin unsere Eitelkeit nicht gefangen würde.

— Wo nicht der Kopf der Wächter des Herzens, da ist die Tugend nie vor einem gefährlichen Ueberfalle sicher.

— Wie der Diamant nur allein durch das Feuer sich verflüchtigt, so gibt es auch gewisse Einflüsse, denen der Mensch mit den festesten Grundsätzen unterliegt, wenn er nicht die Klugheit und Vorsicht besitzt, ihnen auszuweichen.

— Die Phantasie verleiht dem Leben seine Reize und dem Tode seine Schrecken; aber alle ihre Schöpfungen leiden an Uebertreibung.

— Der Tod ist nichts weiter als die Fortsetzung eines Naturprozesses in der Entwickelung unseres Daseyns und ist eben so natürlich, wie die Geburt, nur vielleicht mit weniger Schmerzen verbunden, als diese.

— Der Tod ist für den Greis und den Jüngling gleich: beide verlieren nur den Augenblick, den wir Gegenwart nennen. Auf die Zukunft hat der eine nicht mehr Recht, als der andere auf die Vergangenheit.

— Ueber das Menschliche vermag der Mensch nicht hinauszugehen. Aber alle in uns schlummernde Kräfte ausbilden und anwenden zu unserer eigenen und Anderer Glückseligkeit, ist auch eine so große und herrliche Bestimmung, daß Der, welcher ihr ganz lebt, sich zu einem Seelenadel emporschwingt, um den ihn in ihrer trägen Ruhe selbst die Götter beneiden dürften.

— Die Blume des Lenzes blüht schön, aber der Frühling, der sie entstehen sieht, sieht auch ihr Grab! Sie hat uns einen flüchtigen Augenblick durch Farbe und Duft erfreut — und das war Alles, was sie uns bieten konnte. Die Schönheit ihrer Erscheinung war der Triumph ihres Daseyns, die Erreichung ihrer Bestimmung.

— Was kann der Mensch mehr auf der Welle der Zeit erringen, als einen Moment in der Vollendung seines Wesens dazustehn, in sich beglückt Andere zu beglücken und dann zu zerfließen in das Ganze mit dem Bewußtseyn: „Ich und der Vater sind Eins."

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Was sind — schreibt man der „Constitutionellen Zeitung" von der Eider — alle deutschen Flotten gegen den Feuerwerker Bernhard von Kappeln! Eine Bombe platzte dicht über der Pulverkammer, er warf sich mit einer Decke über die Munition; noch war das ganze Kanonenboot voll Qualm und Verwüstung, die Mannschaft stürzte betäubt von den Geschützen, der dänische Dampfer steuerte geradezu auf das wehrlose Boot; wie Bernhard heraufstieg und man ihm zurief: das Boot brenne, stürzte er mit den Worten: „en Dr... brennt" zu dem Geschütz, feuerte und der Feind wendete bestürzt rückwärts.

Beinahe wäre dem österreichischen Minister Fürsten Schwarzenberg das Münchner Octoberfest schlecht bekommen. Sein Vollblutpferd bekam, als er auf der Theresienwiese die schwarz-roth-goldnen Fahnen erblickte, den Koller und war nahe am Durchgehen.

(Unterseeische Telegraphenlinie.) Der elektrische Telegraph zwischen England und Frankreich ist fertig: das Meer wird übersprungen durch augenblickliche Mittheilungen. Wir stehen am Ausgangspunkt einer Verbesserung, welche die Fortbildung unseres Geschlechts mehr als irgend eine andere beschleunigen muß. Dieselbe fordert die kühnste Spekulation heraus. Das Meer überspringen und die unmittelbare Verbindung zwischen der britischen Hauptstadt und den entlegensten unserer Colonien ist nur noch eine Frage der Ausführung und der dazu nothwendigen Zeit, und so kann Calcutta auf die Entfernung von einigen Minuten von London für Korrespondenz gebracht werden. Warum diese Verbindung nicht mit Amerika herstellen? Sollte dieß die Tiefe des Oceans verbieten, so schlage man einen anderen Weg ein: man gehe durch Rußland, über die aleutischen Inseln, durchs Oregongebiet nach Neuport, Montreal, Neuorleans, Mexiko, Rio de Janeiro! Man lege einen Draht um die Erde, der in 40 Minuten unsere Inspirationen zu uns selbst zurückträgt. Ist dieß Umfassen des ganzen Erdballs erschreckend? Sieht es nicht, als wollten wir menschlichen Milben den ganzen Erdenklos aufzehren? „Agrès nous le déluge!" aber in der Geschichte des Menschen ist der Untergang, das Chaos nur das Vorspiel einer glorreicheren Auferstehung und schöneren Ordnung.

Man behauptet jetzt, daß alle die Tausende einen falschen heiligen Rock geküßt haben. Nicht in Trier soll der echte seyn, sondern in dem Dorfe Argenteuil bei Paris. Karl der Große soll ihn vor mehr als tausend Jahren seiner Tochter, der Aebtissin jenes Klosters, geschenkt haben. Es soll schon öfter da gewesen seyn, daß unrechte geküßt worden sind. (Dorfz.)

Bei einem Pferd und bei einer Regierung taugt es selten etwas, wenn sie rückwärts gehen und schieben. Und doch gewöh-

Digitized by Google

nen sich die Regierungen die sonderbare Gangart an. In Dessau wird nach Kräften der Staats- und Bürgerwagen zurückgeschoben, z. B. der Bürgerwehr wird von der Regierung ein Commandant ernannt, ein Major von der Linie, gegen die Gesetze. Der Commandant befiehlt eigenmächtig, das Bataillon gehorcht nicht und erscheint nicht. Was geschieht? Die Bürgerwehr wird aufgelöst, die Fahnen werden durch Liniensoldaten abgeholt und die Hauptleute sollen ihre Waffen abliefern. Für alle Fälle steht Linienmilitär auf dem Markte aufmarschirt.

Korrespondenz.

Karlsruhe, 12. October.

Die Aussichten der Bewohner Karlsruhe's auf ein baldiges neues Theatergebäude sind durch die Erklärung des Großherzogs gegen die (wegen der für die Residenz so wichtigen Frage) zu ihm gesendeten Deputation nichts weniger als günstiger geworden, denn wenn auch die zweite Kammer diesen Gegenstand in baldige Berathung zieht, so ist es bei der wirklichen Lage dee Dinge noch lange nicht gesagt, daß er günstig entschieden wird, denn der Verdienste, welche sich die Stadt Karlsruhe in den Tagen der Gefahr eeworben, gedenkt man nun, da dieselbe vorüber, nicht mehr — Weltlauf! — Durch den Abgang der Feäulein Fürst von der Bühne, ist die Stelle einer ersten dramatischen Darstellerin erledigt und mehrere Künstlerinnen haben sich schon durch Gastspiele um dieselbe beworben, von welchen Fräul. Daun vom Hoftheater zu Wiesbaden den Peeis errungen zu haben scheint, denn ihr bis jetzt zweimaliges Gastspiel als Julie in „Romeo und Julie" und als Marie Stuart fand viel Beifall. Immer fehlt uns noch ein Heldentenor an die Stelle des abgegangenen Hrn. Sontheim; doch ist es Hrn. Eberius, dem neu engagirten Tenoristen, gelungen, sich die Liebe des Publikums sowohl als Künstler wie als Mensch zu erwerben, und es ist unserer Intendanz zu dieser Acquisition Glück zu wünschen. — Von Novitäten, die über unsere Bühne gingen, weiß ich Ihnen nur den „Erbfürsten" von Otto Ludwig zu nennen, welches Deama sich, trotz der ausgezeichneten Leistung des Hrn. Hock als Erbförster, nicht auf dem Repertoire erhalten wird.

Darmstadt, 5. October.

Bei dem Umbau der Kirche zu Eberstadt ist man auf ein Grabgewölbe gestoßen, welches der längst ausgestorbenen freiherrlich von Frankenstein'schen Familie gehörte, die auf dem benachbarten, seiner schönen Aussicht wegen sehr besuchten Beegschloß dieses Namens, ihren Sitz hatte. Die Arbeiter waren neugierig auf die Beschaffenheit des Inhaltes der Särge dieser Gruft, welche seit der Epoche iheer Beisetzung, dem 15. Jahrhundert, unberührt geblieben waren. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung fanden sie bei der sofort vorgenommenen Oeffnung der Särge, daß die Stoffe, in welche die alten Ritter gekleidet waren, sich während des langen Zeitraumes von mehreren Jahrhunderten sehr gut erhalten hatten, als Halsbinden von rothem Sammet, kurze Beinkleider von schwarzem Sammet, weiße Strümpfe, kueze Stiefel, wie sie die Ritter trugen, und andere Stücke, womit die Leichen bekleidet waren. Die überaschende Erscheinung mag wohl hauptsächlich darin ihee Erklärung finden, daß die Eberstädter Kirche auf einem ziemlich hohen Sandhügel liegt, in dem keine Spuren von Feuchtigkeit zu finden sind. — Die von Hrn. Dr. Küchler dahier im Jahre 1844 gegründete Heilanstalt für mittellose Kranke vom Lande hat durch den fortgesetzt thätigen Beistand edler Menschenfreunde (die Großherzogin allein schenkte tausend Gulden) einen so erfreulichen Fortgang genommen, daß dieselbe jetzt im eigenthümlichen Besitze eines in dee Vorstadt gelegenen Hauses mit Garten ist, und bereits über 21 Betten zu verfügen hat. Ein Neubau, zur Herstellung eines geräumigen Krankensaales, ist weiter in Aussicht genommen worden. Wer die hülfose Lage mittelloser Kranken auf dem Lande aus eigener Eefahrung keunt, wied den hohen Werth dieser äußerst menschenfreundlichen Anstalt vollkommen zu wüedigen wissen. Dr. Faustmann hat über diesen Gegenstand schon vor 20 Jahren eine Schrift herausgegeben, die schätzenswerthe Erfahrungen enthält, und besonders von werkthätigen Menschenfreunden gelesen zu weeden verdient. Dieselben werden aus ihr das öfter die zu einer schauerlichen Größe steigende Elend der unglücklichen Kranken auf dem Lande kennen lernen. — Am 26. v. M. hat Hr. Scharff, Lehrer der Mnemonik, hier eine öffentliche Prüfung in der Gedächtnißkunst abgegeben, die, wie man hört, sehr befriedigende Resultate geliefert haben soll. Ach! könnte uns doch Hr. Scharff zugleich auch die, unter Umständen noch weit nützlicheee Kunst des Vergessens lehren, damit wir den 6. Mäez des Jahres 1848 aus der Erinnerung gänzlich verbannen könnten! — In der kleinen naturhistorischen Sammlung des Hrn. Carl Louis dahier, die manches Sehenswerthe enthält, z. B. eine ziemliche Anzahl schönee Rehbockgeweihe, ist kürzlich ein egyptischer Nachtreiher, der im vorigen Sommer bei Bessungen geschossen wurde, aufgestellt worden. Dieser für unsere Gegeud höchst seltene Gast ist von Kennern und Freunden der Naturkunde mit vielem Inteeesse in Augenschein genommen worden.

Frankfurt, im October.

Die Frankfurter Blindenanstalt.

Je schwieriger der Fortschritt auf dem politischen Gebiet ist, je theurer die Opfee sind, welche ohne voraussichtlichen Erfolg auf diesem Feide gebracht weeden, desto eeiner ist die Freude, welche die humanen Bestrebungen für Unglückliche im Gefolge hat. Nicht, um von jenen nothwendigen Kämpfen abzumahnen, sondern um unsere Mitbürger zu diesem Genusse hinzuweisen, sind die folgende Zeilen geschrieben. Unsere im Jahre 1837 von der „Gesellschaft für nützliche Künste und deren Hülfswissenschaften" gestiftete Blindenanstalt, welche gegenwärtig an dem Goetheplatz Neo. 2 zu ebner Erde sich befindet und täglich von 11 — 12 Uhr für Jedermann geöffnet ist, bietet nicht nur für Freunde der Musik einen rührenden Genuß durch das Klavierspiel mehrerer der Zöglinge, unter denen ein Knabe sich besonders durch große Fertigkeit auszeichnet*), sondern auch alle solche, welche sich für die Fortschritte der Technik interessiren, finden mancherlei Sehens- und Beachtenswerthes in dee Beschäftigungsanstalt. Der derselben seit 1843 voestehende thätige und erfindungsreiche Lehrer Hr. Barthel hat nämlich für mehrere der Hauptbeschäftigungen der Blinden, für das Aufeuchten und Flechten des Strohs zu Matten, für das Flechten und Theeren der ebenfalls zu Matten oeewendeten Taue, für das Klöppeln von dünnen Seilen für Wanduhren, Vorhänge und dergleichen, eigne sinnreiche Arparate angegeben, welche diese Beschäftigungen rascher, leichter und reinlicher machen und deren Bekanntmachung im Interesse aller Blindenanstalten sehr zu wünschen wäre. Deeselbe hat ferner eine mühsame Arbeit ausgeführt, welche ebenfalls über das Interesse Derer, für welche sie zunächst bestimmt ist, hinausreicht. Zum Unterricht der Blinden hat er nämlich nach dem Ulrich'schen Plane und in dessen Maßstab (1 : 2000) der natüelichen Geöße einen Plan von Frankfurt in Lindenholz ausgeschnitten, die Thürme und Dächer dee Hauptgebäude aufgesetzt und die seitdem neu erbauten Gebäude, besondees die Eisenbahnhöfe, hinzugefügt, so daß der Seheude ein getreues plastisches Bild seiner Vaterstadt erhält, wie es bisher noch nicht vorhanden wae. Wenn dies vervielfältigt würde, so wäre es sehe geeignet, zum Unterricht in den Feankfurter Schulen benutzt zu werden.

*) Den Musikunterricht ertheilt Hr. L. Jost.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Clement und neu einstudiet): Die Schweizeefamilie, lyrische Oper in 3 Abth. von Castelli, Musik von Weigl. Hierauf; Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 19. Oct. Deborah, Volksschauspiel in 4 Abth. von Mosenthal.

Sonntag, 20. Oct. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteue: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 250. Samstag, den 19. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Der herankommende Winter führte die Menschen, unter und mit ihnen Hermann, näher zusammen. In Rodenberg hatte sich ein „Volksverein" gebildet, der, zunächst durch Gesang zusammengehalten, allgemeine Bildung zum Zwecke hatte und zu jener Propagandenkette religiöser und politischer Reform in Deutschland gehörte, deren Ringe ohne Verabredung geschmiedet wurden und doch so leicht sich zusammenfügten.

Sein Stifter und Leiter war der nicht mehr junge, aber noch sehr thätige Oberlehrer des Fleckens, Meinert; ein häufig, besonders zu den Gesangesübungen, mitwirkendes Mitglied der junge Pfarrvikar Pichmann. Doch konnte man nicht gerade sagen, daß beide zusammenwirkten; dazu waren ihre Naturen zu verschieden, und die einfachere, wenn auch herbere, Meinerts gewann das Vertrauen der Vereinsglieder in höherem Grade, als Pichmanns nach allen Seiten hin freundliche Geschäftigkeit. Des Ersteren oft zu kunstlose, aber immer lebhafte und offene Redeweise wurde viel besser verstanden, als Pichmanns wohlgefügter Vortrag, durch welchen zwar die Phantasie der Hörer angenehm beschäftigt aber selbst die Verständigsten unter diesen, und Meinert selbst, nie recht über die Grundansicht des Redners aufgeklärt wurden.

Vikar Pichmann war ein schlanker junger Mann, dessen blonde, glatte Haare zu der feinen, hellen Farbe seines Gesichtes und seiner schmalen, gerne von ihm zur Schau getragenen Hände paßten. Der Ausdruck seiner regelmäßigen, etwas hageren Gesichtszüge war eher leise, als ruhig und sanft zu nennen; der Blick seiner hellgrauen Augen ohne wechselnde Lichter, die schwach gefärbte Pupille ohne sichtbare Schärfe wie auf mehrere Gegenstände zugleich gerichtet. Und wirklich bestrich seine Sehkraft, wie auch sein Gehör, einen ungewöhnlich weiten Bereich, ohne daß er den Kopf bewegte.

Dem Ausdrucke seines Blickes entsprach der schon erwähnte Mangel des Brennpunktes in seiner Rede. Am Bestimmtesten klang noch seine Betonung von Gottes Willen und Ehre, die er stets als höchste Instanzen hinstellte, aber sorgfältig vor jeder Verwechselung mit dem Organismus der Natur, wie mit menschlichen Gedanken und Lebensgesetzen hütete. Auch wo die höchsten und reinsten Kräfte, Gesetze und Angelegenheiten der Menschheit: Herzensreinheit, Erkenntnißklarheit, Thatkraft der Liebe, unleugbar dastanden und unzweideutig wirkten, war er noch Zweifler und verwies auf die Entscheidung jenes außerweltlichen Gotteswillens, vor welchem alle Beobachtungen der Sinne und alle Schlüsse der Vernunft verstummen müßten. Wurde er gefragt: wo dieser Gotteswille zu vernehmen sei, so verwies er auf „das Wort" d. h. auf alle Schriften der Bibel en bloc, und zwar nach Luthers Uebersetzung und nach der Auslegung der symbolischen Bücher; wo aber letztere zur Deutung der Unklarheiten und zur Versöhnung der Widersprüche nicht ausreichten, auf die Auslegungen der rechtgläubigen Theologen, auch die Laien nicht ausschließend, die etwa durch „unmittelbare Eingebung erleuchtet" seien. Ohne Zweifel verstand er selbst in hohem Grade die Kunst der Auslegung. Er deutete z. B. sehr geschickt in seiner Weise Christus Aufforderung und Verheißung an seine Jünger „daß sie die Wahrheit erforschen sollten und durch diese erst erlöst und frei werden würden", sowie Christus Unwillen über „das Geschlecht, das erst Wunder und Zeichen sehen wolle, um überzeugt zu werden" und das den einfachen Lehrer und Arzt geistiger und leiblicher Mängel zum Wunderthäter degradierte.

Er war übrigens tolerant, vorausgesetzt, daß die Andersglaubigen wenigstens Glaubige seien. Der rechtglaubige Katholik oder Jude stand ihm über dem „Freigeist ohne andere Religion als seine eigene", und im Grunde selbst die fanatischen, selbstverstümmelnden Priester Kybeles über dem freien Manne, der unvermittelt und mit seiner ganzen geläuterten und ausgebildeten Menschlichkeit zu Gott zu kommen strebt.

Pichmann war jedoch kein kopfhängerischer Mucker. Er war gerne fröhlich mit den Fröhlichen, demüthig bekennend, daß er ein Mensch mit menschlichen Schwächen sei. Die Frauen lobten nicht selten seine Anmuth und gefällige Aufmerksamkeit; die Schwachen im Fleische beichteten ihm gerne ihre Sünden, weil er sie nicht auf herbe Buße und nicht auf die eigene schwache Kraft verwies, sondern auf Gottes unerschöpfliche Barmherzigkeit gegen die Glaubigen und ihre unverbesserliche Sündhaftigkeit Bekennenden. Sein verstorbener Vorgänger, dessen Stelle er verwaltete, war ein orthodoxer Eiferer gewesen, der die Sterbenden mit Höllenstrafen ängstigte. Er aber spendete tröstend reizende Bilder eines Himmels, der nicht allzuferne von Mohammeds Paradiese lag, und aus dessen ewig festlicher und sicherer Mitte die Erlösten das erbauliche Schauspiel der in der Hölle leidenden Unglaubigen in der Vogelperspective betrachten würden. Es war ihm indessen begegnet, daß seinen Schilderungen in Gegenwart mehrerer Zeugen ein sterbender Vater, ähnlich wie jener Sachsenkönig einst dem Römerchristen Winfrid, antwortete: er wolle lieber bei seinem vorausgegangenen, lange beweinten, edlen und treuen, aber unglaubigen Sohne in der Hölle wohnen und dessen Schmerzen tröstend theilen, als sich einsam im Himmel vergnügen. Pichmann war ob diesem Frevel verstummt, hatte den Sterbenden dem „weltlichen" Troste seiner Angehörigen und Freunde überlassen und darauf am Grabe desselben nur ein leises Gebet — böse Zungen flüsterten: einen leisen Fluch — gemurmelt.

Digitized by Google

Pichmanns Gegenfüßler in vieler Hinsicht war Oberlehrer Meinert, dem er vergebens Geschmack für das Helldunkel der Kirche einzuflößen suchte. Meinert war hartnäckig genug, um in seiner Schule Alleinherrscher zu bleiben und namentlich seinen Religionsunterricht von der Dictatur der ihm übergeordneten Geistlichen — so Pichmanns, wie früher seines Vorgängers — unabhängig zu erhalten. Vielleicht wurden diese minder durch Humanität, als durch billige Rücksicht auf die, Meinert anhangende, große Mehrheit der Gemeinde bewogen, ihn nicht auf disciplinarischem Wege zu bedrängen. Uebrigens war auch Meinert im Stande, ihren theologischen Waffen gleiche entgegenzusetzen. Denn er hatte selbst Theologie studiert und eine Laufbahn in diesem Fache durch eigene Schuld verscherzt. Er hatte als Student viele Collegien belegt, ohne sie regelmäßig zu besuchen, oft auch die Keckheit gehabt, den Professoren Fragezettel auf die Katheder zu legen, welche sie nicht beantworten wollten oder konnten. Dabei war er auch in allerlei weltliche Burschenhändel gerathen und hatte sich herumgeschlagen — bis eine tüchtige Gesichtsnarbe und ein mangelhaftes Examen ihn zufrieden sein ließen, eine Schulstelle zu erhalten. Diese war indessen leidlich dotiert, und zwar auch mit der Hand eines lieben Mädchens, der Tochter des Emeritus, die Meinerts Gattin wurde, aber bald nach der Geburt eines Töchterchens starb.

In der Folge wurde die Erziehung Helenens, dieses einzigen Kindes, das Ziel seiner größten Sorgfalt. Schon frühe gab er ihr Anleitung und reichlichen Stoff zum Denken, zum innerlichen Lernen. Materiell wurde Helenens Erziehung durch ihre Verwandte und Pathe, eine kinderlose und sehr wohlhabende Kaufmannswitwe, unterstützt. Diese bestritt die Auslagen für Bücher, Bilder, Charten, Musik u. s. w. und nahm Helene nach ihrer Confirmation auf längere Zeit zu sich, um ihr in ihrem Wohnorte, der bedeutenden Provincialstadt C., mannigfaltigere Bildungsmittel zu verschaffen und sich selbst eine tägliche Herzensfreude an dem talentvollen Kinde. Meinert hatte nach einigem Kampfe mit sich selbst in diese schmerzliche Trennung gewilligt, durch mehrfache Rücksichten auf Helenens künftiges Wohl bestimmt.

Nach einiger Zeit jedoch hielt er sich um so mehr berechtigt, die Rückkehr seines Kindes zu verlangen, da ihm Mancherlei in Helenens Unterrichte mißbehagte. Diese berichtete ihm nämlich fortlaufend über die Gegenstände und allmälig auch selbsturtheilend über die Methode der Lehrstunden, die sie genoß. Es trat bald hervor, und sie klagte selbst darüber, daß sie — nach Herrn Landfermanns preußisch-christlicher Methode — zu viel Unverstandenes auswendig lernen muste, dessen spätere innerliche Nachwirkung und Belebung in ihrem Gedächtnisse mehr als zweifelhaft war.

Ihre Pathe ließ sie ungerne gehn und nur unter der Bedingung, daß ihr Haus als Helenens zweite Heimat mit der ersten gleiches Recht auf sie haben solle. Meinert, der sie abholte, bejahte zwar diese Bedingung, aber mit dem Gewissensvorbehalte, zum Ersatze seiner langen Einsamkeit das holde, theure Kind, das mit alter Innigkeit sich an ihn schmiegte, wenigstens erst nach langem Wiederbesitze der Nebenbuhlerin zurückzugeben.

Helene brachte ihrem Vater außer dem alten Glücke ihrer treuen kindlichen Nähe auch noch das neue ihres fortgebildeten, schön und gesund entwickelten Wesens. Ein fünfzehnjähriges Kind war sie einst von ihm geschieden, als siebenzehnjährige Jungfrau trat sie jetzt vor ihn. Schon in den ersten Stunden des Wiedersehens und sofort bis zur Heimkehr bewerkte er mit Freude, daß sie aus eigener Kraft den werthlosen Ballast in dem Erlernten wegwarf, dafür aber aus der reicheren und bewegteren Umgebung viele lebendige und bleibende Eindrücke mitnahm. Sie hatte in den zwei Jahren ihres Aufenthaltes zu C. an der Hand ihrer mütterlichen Freundin viel Neues und Schönes kennen gelernt: Werke der Malerei, der Baukunst, der Tonkunst, Theater, naturhistorische Sammlungen. Sie war in den Umgang gebildeter Familien eingetreten, und die Auszeichnung, welche ihr vor ihren meisten Altersgenossinnen zu Theile wurde, hatte ihrem regen Thätigkeitssinne neue Aufmunterung gegeben, kein eitles Vollkommenheitsbewustsein, noch weniger eine — ihrem Sinne durchaus fremde — Freude an dem müßigen Scheine.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reisebilder von der türkischen Gränze.

(In Auszügen. — Von Vit. Ellius.)

(Schluß.)

Szigeth.

Soliman.

. . . . Wir stürmen Szigeth!
Ich will ihn kennen lernen, diesen Popanz,
Der meinen besten Helden Furcht gelehrt.
(Körner.)

Dichtkunst und Malerei, Geschichte und Volkssagen haben sich vereinigt, der Unsterblichkeit die Namen eines einfachen Grafen und seines Schlosses zu überliefern, während mächtige Könige und ihre ungeheuern Reiche von der Erde verschwunden sind, ohne daß die Geschichte auch nur noch ihre Namen aufbewahrt hat.

Wem sollten die Namen „Szigeth" und „Nikolaus Zriny" fremd seyn? Wem sollte es beim Betreten Ungarns, des schönen Landes, dessen Pusten, Wälder und Höhen heute noch ein Heldengeschlecht erzeugen, nicht auffallen, den Namen Zriny vor Allen preisen zu hören? Befahret Arpads Ströme, und das segelnde Schiff wird Euch stolz unter dem Namen „Zriny's" dahin tragen; bereiset seine Eisenbahnen, und Ihr werdet wenigstens ein Dampfroß sehen, das stolz auf seinen Namen „Zriny" dahin brauset: begehet seine Straßen, und Ihr werdet in den Haideschenken Bilder sehen, die, wenn auch in rohen Formen, doch ahnen lassen, daß der Name „Zriny" im Herzen des Volkes ruhet; der wandernde Zigeuner wird Euch Lieder von „Nikolaus Zriny" und „Rakoczy, dem Rebellen" singen; in den Schauspielhäusern werdet Ihr unseres Körners „Zriny" in alle Landessprachen übersetzt, mit Jubel empfangen über die Bretter schreiten sehen.

Das Ende dieses edlen Ungargrafen, der mit echter Römertugend einen unbedeutenden Steinhaufen gegen den Andrang riesenhafter fanatischer Schaaren so lange zu halten wußte, bis Tausende und Tausende nebst ihrem die Welt erschütternden Kaiser ihren Geist davor ausgehaucht hatten und er selbst unter dessen zusammenbrechenden Trümmern begraben wurde, verliehen der Stätte dieses tragischen Ereignisses in meinen Augen einen solchen Werth, daß ich beschloß, wenn nur irgend möglich, dahin, gleich wie zu dem Grabe eines Heiligen, zu pilgern.

Ich benützte den Tag des heiligen Istoan, *) des Schutzpatronen Ungarns, um von Fünfkirchen aus diese Wallfahrt zu unternehmen.

Durch eine herrliche, fruchtbare, im herbstlichen Gewande prunkende Gegend, links eine reiche Ebene, rechts das malerische Fünfkircher-Gebirge, die Mutter eines feurigen Ungarweins, dessen Ahnen durch Römerherrschaft dem steinigten Boden eingebürgert wurden, führten mich rasche Postpferde auf einer recht leidlichen

*) Stephan, früher ungarischer König, Anno 1000 zu Gran gekrönt.

Digitized by Google

Straße meinem Ziele entgegen. Nach Zurücklegung von zwei Poststationen fuhren wir in ein freundliches Städtchen ein, das mir von dem Postillon als Szigeth-Var bezeichnet wurde.

Ich war nicht wenig erstaunt, wahrzunehmen, daß wir uns auf den schönsten Ebenen der Welt, auf einem durch und durch echten sumpfigen ungarischen Territorium, eine gute Meile vor den untersten Hügeln des Fünfkircher Gebirgstockes, befanden. Ich spähte vergeblich umher, ob nicht irgendwo ein vulkanisch erzeugter Felskegel aus der Ebene sich erheben mochte, um darauf das „Felsenschloß" zu suchen, an dem sich der grimmige Soliman den Schädel eingerannt haben mochte; — vergeblich, die ganze Bauart des Städtchens zeigte, daß man an Steinen und Felsen in der Nähe keinen Ueberfluß haben mochte, indem gebrannte Steine das einzige Material waren, aus dem die Häuser erbaut worden waren. Ich befürchtete beinahe, am ganz unrichtigen Orte zu seyn, indem es noch mehrere Orte „Szigeth" in Ungarn gibt; doch die Nähe von Fünfkirchen, Siklos und Essek sprachen zu deutlich für die richtige historisch-geographische Lage, und ich erinnerte mich auch sehr gut, dieselben in dem Körner'schen Drama aufgeführt gefunden zu haben, woselbst aber auch zu gleicher Zeit von Felsenschloß und Felsenburg gesprochen wird, was, wie ich nun sah, entweder aus Unkenntniß der Lokalität, oder aus Dichterfreiheit geschehen seyn mochte.

Doch in der Post angelangt, sollten meine Skrupel gelöst werden. Man versicherte mich, daß ich ganz an dem richtigen Platze sey, daß freilich sein Lebtag keine Felsen in der Nähe existirt hätten, sondern eben die Burg auf einer von der seichten morastigen Almas gebildeten Insel gestanden habe, was auch der Name Szigeth-Var oder Inselburg besage.

Ich ließ mich nun an die denkwürdigsten Punkte führen, deren es aber, außer der Lage nach, naturgemäß nur wenige geben konnte, indem gerade den Türken der Sieg nur nach der vollkommensten Zerstörung ermöglicht worden war. Nur wenige Trümmer eines alten steinernen Thores bezeichneten den Platz, den die Ringmauer des ebenfalls befestigten Städtchens Szigeth eingenommen haben mochte. Zu der eigentlichen Burg führte uns ein schmaler Dammweg und eine schlechte hölzerne, die Almas überschreitende Brücke. Wir erblickten hier auf der mitten im Sumpfe gelegenen Insel ein im Style der neueren Befestigungskunst erbautes quadratisches Fort mit vier runden Eckthürmen. Die freie Höhe der aus gebrannten Steinen ausgeführten, durch keine vorliegenden schützenden Wälle gedeckten Mauern, mit welchen die Thürme gleiche Höhe haben, mag 24—30 Fuß betragen, je nach dem Wasserstande. Im Inneren desselben war ein ziemlich großes, zwei Etagen hohes Haus, welches die Stelle einer Kaserne, Kommandantenwohnung, Magazins ꝛc. vertrat. Da war nun freilich nicht mehr viel zu sehen, was auf den Umfang und die Größe des früheren Schlosses schließen ließ. Ich bestieg, von den Schildwachen ungehindert, das Plateau der Ringmauern, und genoß eine Aussicht, die weiter auch nicht viel Kombinationen zuließ. Sumpf, Ebene und das gegenüberliegende Städtchen.

Endlich machte mich Jemand zu guter Letzt noch auf einen der Eckthürme aufmerksam, der wirklich Spuren größeren Alters sowohl durch seinen Grundriß, als auch dadurch verrieth, daß er mannshoch aus rauhen bemoosten Quadersteinen ausgeführt war, während der obere in Backsteinen aufgeführte Theil unverkennbar erst später darauf gesetzt wurde. Ich mußte mich daher damit begnügen, mir diesen Thurm-Sockel als echt zu denken, und ging in die Stadt hinein, um schließlich das angeblich historische Altarblatt zu sehen, welches den Tod Zriny's schildern soll. Als ich aber auf den ersten Blick sah, daß man den guten Mann als einen Heiligen abgemalt hatte, der — geköpft wird, so kehrte ich alsbald wieder um und trat meine Rückreise an, nachdem ich noch eine freundliche Einladung zum nächsten Zriny-Ball, der alljährlich gefeiert wird, erhalten hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Inquisitionspalast in Rom.) Der Inquisitionspalast, den vormals Niemand mit der Hoffnung betrat, ihn je wieder lebendig zu verlassen, hängt mit dem Vatican zusammen. Während der letzten Jahre wurden jedoch die Hallen und Kerker aufgebrochen. Zuerst sah man die Gefängnisse, Ställe, Küchen und Keller. Man hat Oeffnungen in die Mauern gemacht und Theile der Fußböden aufgerissen, unter welchen man Menschengebeine und eine Fallthüre fand. Als man an einer Stelle sehr tief nachgrub, entdeckte man eine Menge Gerippe, mehrere so nahe an einander und so fest von Kalk umschlossen, daß man keinen Knochen herausnehmen konnte, ohne ihn zu zerbrechen. An der Decke eines andern unterirdischen Gemaches befand sich ein starker Ring, muthmaßlich zum Gebrauche bei der Tortur. Ein Divan von Stein lief längs der Wand hin zum Sitze für die Gefangenen. In einem dritten Gewölbe fand man viel schwarze fette Erde mit Menschenhaar von solcher Länge, daß es dem Haupte einer Frau anzugehören schien. In diesem Kerker zeigte sich eine Fallthüre, welche zu einem Gange nach der Stube führte, wo die Verhöre gehalten wurden. Unter den mit Holzkohle geschriebenen Inschriften waren manche von sehr neuem Datum, welche in pathetischen Ausdrücken die Leiden der Opfer schilderten.

Einige der kostbarsten Gegenstände zur großen Ausstellung in London sind aus Ostindien angemeldet, z. B.: Ein großes orientalisches Zelt mit vergoldeten Stangen und einem Dach vom schönsten Cashmir-Shawltuch, welches über und über mit Gold und Silber gestickt ist; ein Etui aus schönem Opal, in Gold gebunden, und auf dem Deckel mit Diamanten und Rubinen verziert; ein prachtvolles Bett und sechs Stühle, aus Elfenbeinschnitzerei bestehend, ein Geschenk des Nawab Nazim für die Königin von England; ein Bettkissen aus Gold- und Silberfäden mit den Namen Victoria und Albert darauf, die Anfangsbuchstaben Diamanten, die andern große Perlen; hundert und zwanzig lebensgroße Figuren, welche die verschiedenen Beschäftigungen der Hindus vorstellen, nebst dazu gehörigem Handwerksgeräthe.

In Frankreich muß seit Kurzem unter jedem Zeitungsartikel der Name des Verfassers stehen. Das klingt gut, ist aber nicht aus Liebe zur freien Presse angeordnet worden. Doch hat es das Gute, daß man mitunter einen unbekannten, unerschrockenen Ehrenmann kennen lernt. Z. B. ein Offizier, de la Pierre, richtet einen offenen Brief an den Präsidenten Louis Napoleon über die Schmausereien, welche den Soldaten nach Musterungen gegeben werden. Sie lockern nur, sagt er, die Mannszucht. Wie sollen wir den Ruf: Hoch die sociale Republik! bestrafen, wenn daneben ertönt: Hoch der Kaiser! Glaube nicht, daß wir Soldaten für einen Korb Champagner und ein Päckchen Cigarren unser Recht, die Verfassung verkaufen, wie Esau sein Erstgeburtrecht für ein Gericht Linsen.

In Mainz steht hoch und prächtig das Standbild Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst. Als neulich die Mainzer aufwachten, trug Gutenberg mächtige Ketten an Arm und Bein; es war der Tag nach dem Erscheinen der † Preßverordnungen in Darmstadt. Die Polizei nahm Gutenberg die Fesseln ab, die Regierung aber nicht der freien Presse.

Digitized by Google

Ehe der indische Prinz Paris verließ, übersandte er der Lola Montez ein kostbares Kleid von Goldstoff. Sie war die einzige Frau, mit der sich der Prinz, während seines Aufenthaltes in Europa, in seiner Muttersprache unterhalten konnte. Man versichert, daß sich der Abreise der Gräfin Landsfeld nach Nepaul nun der mit England abgeschlossene Vertrag widersetzte, demzufolge die dortige Regierung keinem Europäer den Eintritt ins Land gestatten darf. Die englische Regierung soll ein Gesuch um eine ausnahmsweise Dispensation für Lola Montez abgeschlagen haben, weil sie besorgte, sie könnte dort eine ähnliche Rolle wie in Bayern spielen.

Die ansehnlichste Zunft in Deutschland ist jetzt das löbliche Seilerhandwerk, nur ist zu fürchten, daß es bald übersetzt seyn wird. In den neuesten Octobertagen haben sich wieder zwei ganze Länder ins Handwerksbuch einschreiben lassen und arbeiten, wie alle guten Seiler, schon so rasch rückwärts, als ob die Stricke bis zum 18. October fertig werden müßten. In dem Großh. Schwerin ist Alles, was auf den Grund ging, aufgehoben und außer Wirksamkeit gesetzt worden, früher schon das neue Grundgesetz, nun auch die deutschen Grundrechte, die so viel Zeit und Aerger gekostet haben, die Deputirten der deutschen Reichsversammlung sollten billig ihre Diäten zurückgeben. — Meisterstücke des löbl. Seilerhandwerks sind auch die beiden neuen Preßverordnungen von Hessen-Darmstadt und Sachsen. Mir ist nur bange, daß die Rückwärtsgehenden, da sie hinten nicht sehen, einmal fallen und Alles mit sich fortreißen. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Köln, 9. October.

Es geht oft contrair in der Welt. So mit unserer letzten Gemäldeausstellung. Im vorigen Jahr, in dem noch Niemand Lust in sich verspürte, in der Rheinprovinz nachzusehen, welche Verwüstungen das Revolutionsjahr angerichtet, war der Gürzenich herausgerntzt, wie sonst selten; jetzt aber, wo die vornehme Welt in allen Winkeln der Erde auf die Beine gerathen war, wie in keinem Jahre des letzten Decenniums, jetzt hatten nur wenige Künstler uns Perlen zugeschickt. Es ist auffallend, daß die Historien-, Genre- und Architektur-Malerei mit jedem Jahre weniger vertreten ist, wie früher und die Landschaftsmalerei mehr. Hier begegnen wir wahren Kunstwerken, unter denen wir namhaft machen: die Sommer- und Winter-Landschaft von Koekoek aus Cleve, zwei Bilder, die durch ihre Naturwahrheit und durch ihren Farbenschmelz vor allen am meisten ansprachen. Leu aus Düsseldorf hat selten die poetische Seite der Natur so schön hervortreten lassen, wie in seiner norwegischen Landschaft. Rustige's (in Stuttgart) Gewitter fehlt nur der Donner, um den Besucher ganz zu täuschen. C. Rottmann aus München ist gestorben, nachdem er sich in seinem letzten Bilde: „Aulis in Griechenland", ein wunderschönes Denkmal setzte. Lindlar in Düsseldorf hat schon vor Jahren viel versprochen und seine beiden dießjährigen Bilder beweisen, daß er Wort zu halten versteht. Außer diesen verdienen genannt zu werden: Jul. Lange in München, Kuhnen in Brüssel, Gust. Lange in Düsseldorf, Baade in München, Lasinsky in Köln, Cäs. Metz in München. Wenn uns einmal die Lust anwandeln sollte, im Vierwaldstättersee zu angeln, dann werden wir ins Diorama und nicht auf die Kunstausstellung zur jüngsten Muse Zirmenichs gehen. — In der Genremalerei hat Tidemand in Düsseldorf den Preis mit seinem Bilder-Cyclus: „Das norwegische Bauernleben", errungen. Zu diesen zehn Bildern, die durch die Presse schon allgemein bekannt wurden, schickte der Künstler gegen den Schluß der Ausstellung: „Norwegisches Sennerleben", ein Bildchen, das als eine ausgeführte Scizze zu den ersten Bildern erscheint und würdig ist, denselben zur Seite gestellt zu werden. Meyer schickte ein Kabinetstückchen, welches mit auffallender Prätension behandelt ist, mehr wie seine früheren kindlichen Scenen. Wir nennen das Bild schön, weil wir hier den Künstler des heimkehrenden Kriegers wiedererkennen. Unter dieser Rubrik führen wir lobend an: J. van Eicken in Brüssel, besonders seine „junge italienische Witwe"; Ch. Wauters in Mecheln wegen seiner „Maria Antoinette in der Conciergerie"; der „Polichinello" von Caspar van den Daelen in Antwerpen, in der Ausführung besser, wie in der Erfindung; „vor und nach der Abendgesellschaft" von Biard in Paris, wo der Gedanke mit der Technik um den Preis ringt; „die Waise" von Compte-Calix ist herrlich, trotz einiger Fehler; die „Charitas" von Friederike O'Connel ist großartig nach Rubens mit Glück angelegt; die „reuige Tochter" von Beaume in Paris wäre sehr gut, wenn die Hauptperson besser durchdacht worden. Eines der besten Bilder schickte G. Guffens in Antwerpen, eine Scene aus Lamartine's Jocelyn, wo Julia der Mutter ihre Liebe offenbart. C. Vegas in Berlin schickt uns seit Jahren stets ein Portrait, mit dem kein anderes der Ausstellung rivalisiren kann; so auch dieses Jahr, obschon die früheren Bilder weit mehr ansprachen. Nach diesem folgt Kleinenbroich von hier mit zwei Damenportraits. So sehr auch beide in ihrer Naturwahrheit und in ihrer schönen Farbenmischung gefielen, wir hätten gewünscht, daß die Ausstellung so lange wie sonst geöffnet gewesen, damit Kleinenbroich Gelegenheit gehabt hätte, eines seiner neueren Bilder, die jetzt in die Tonger'sche Ausstellung übergingen, dem Gürzenich einzuverleiben. Die beiden Portraits von Tony Schnitzler gefielen allgemein, wie auch das Bild von Sohn in Düsseldorf. Als Architekturbild verdient der „Chor der Kirche St. Sommaire in Lierre" von Geniſſon in Löwen angeführt zu werden.

Mainz, 17. October.

Das in Ihrem Blatte bereits zur Sprache gebrachte Oratorium „Moses" von W. Kilzer, Musik von Dr. Aloys Schmitt, ist am Sonntage im Marmorsaale des kurfürstlichen Schlosses zur Aufführung gekommen und hatte sich bei einem zahlreichen und gewählten Zuhörerkreise des allgemeinsten Beifalles zu erfreuen. Die Composition ist eben so eigenthümlich, als schön und melodienreich; die Instrumentation ganz vortrefflich. Besonders angesprochen haben uns die „Zehn Gebote" und der herrliche Choral von Knaben- und Mädchenstimmen in der Fuge der letzten Nummer, der wahrhaft überraschend wirkte; eben so fand der Text die allgemeinste Anerkennung. Die Aufführung ging sehr präzis und war eine sehr gelungene zu nennen. Die Hauptpartie des Moses war durch Hrn. Reichel aus Darmstadt sehr gut vertreten; aber auch die übrigen Soli, Tenor, Bariton, Sopran und Alt, sowie die Chöre und das brave k. k. österreichische Musikcorps trugen zum Gelingen wesentlich bei. Hr. Dr. Aloys Schmitt, mit welchem eine Anzahl Frankfurter Kunstfreunde, darunter Hr. André aus dem Hause Mozart, hierhergekommen war, dirigirte selbst seine schöne Composition und schien hoch erfreut über die so schön gelungene Aufführung seines Werkes. Der wahrhaft prachtvolle Saal, der in Deutschland wenig Rivalen hat, sowie die ausgezeichnete Akustik erregten in gleichem Grade die Aufmerksamkeit Ihrer Mitbürger, welche es besonders zu interessiren schien, daß Mozart schon in demselben gespielt hat. Wir sagen den Herren Dr. A. Schmitt und Kilzer, sowie dem Hrn. Reichel und allen übrigen Mitwirkenden, ganz besonders aber dem talentvollen und unermüdlichen Dirigenten des Vereins für Kirchenmusik, Hrn. Werner, dem dieser Verein so Vieles verdankt, unsern aufrichtigen Dank für den uns bereiteten Genuß, und die den Armen aller Confessionen gewordenen reichen Spenden. Hr. Werner, welcher das Oratorium einstudirte, ist zugleich Dirigent des Casteler Gesangvereins, der bei dem Wettgesange im Jahr 1846 hier den Preis errang, und der kirchlichen Gesänge in unserer israelitischen Synagoge.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Oct. (Neu einstudirt): Die Geschwister, Schauspiel in 1 Akt von Goethe. Hierauf: Der Taubstumme, oder: Der Abbe de l'Epee, historisches Drama in 5 Abth. von Kotzebue, bearbeitet nach dem Französischen des Bouilly.

Sonntag, 20. Oct. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Montag, 21. Oct. (Zum ersten Male): Er muß nach Magdeburg, Lustspiel in 2 Akten von Tenelli. Hierauf: Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rodm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 251. Montag, den 21. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Hermann hatte bereits bei den ersten Begegnungen und später bei dem Volksvereine, den er als geehrter Gast betreten hatte, in Meinert den einzigen Nachbar ähnlicher Gesinnung und Bildung kennen gelernt und war willig der herzlichen und freudigen Annäherung des vereinsamten Mannes entgegengekommen. Meinert hatte ihn in sein kleines Reich, in seine Schule, eingeführt, und Hermann muste sich gestehn, daß erst durch Jenen ihm die große Bedeutung der Volksschule für die ganze Gliederung der neuen Welt deutlich wurde.

Aus diesem Schauplatze seiner öffentlichen Wirksamkeit führte Meinert erst nach einigen Wochen den vertrauter werdenden Ankömmling in das Allerheiligste seiner Erziehungsthätigkeit ein und erzählte ihm mit glänzenden Augen, die bei manchen Erinnerungen feucht wurden, von der Erziehung seines Kindes. In seiner Erinnerung und somit in seinen Schilderungen lebte Helene, wie sie vor ihrer Abreise nach C. gestaltet und beschaffen war; daher sah Hermann in dieser mehr nur einer lieblichen und interessanten Kindergestalt entgegen und hoffte, durch ihre Heimkehr zunächst für seine Schwester eine erfreuliche und ersprießliche Nachbarschaft zu gewinnen.

Mit größerer Neugier sah Helene der persönlichen Bekanntschaft mit dem Freunde ihres Vaters entgegen, dessen Geist ihr bereits durch Letzteres Mittheilungen bekannt geworden war, nicht so aber seine äußere Erscheinung. Ihr Vater hatte im Allgemeinen gesagt: „Hermann sei ein Mann noch in guten Jahren, von vortheilhafter Gestalt und meist ernster Haltung"; sie dachte gar nicht anders, als in dem würdigen und erfahrenen Freunde ihres Vaters einen diesem an Alter nicht gar ferne stehenden Mann von stattlichem Aeußeren zu finden.

Diese günstigen, aber nicht richtigen Bilder von einander im Sinne, sahen sich Hermann und Helene zum ersten Male in Meinerts Hause den Tag nach Helenens Heimkehr.

Vor den Augen des Eintretenden stand statt des schwanken Kindes eine schlanke Jungfrau in erster zarter und frischer Blüte. Nie hatte er zuvor solche Feinheit und vergeistigte Schönheit der Züge und der Gestalt mit solchem Ausdrucke der Bestimmtheit und der gesunden Kraft verbunden gesehen. Helenens dunkelbraune Augen, von hohen prächtigen Bogen gleichfarbiger Brauen überwölbt, strahlten ihn ernst, unverwandt und offenbar verwundert an, und sie stand hoch aufgerichtet, die schmalen, rosigen Lippen geschlossen, vor ihm, bis sie durch seinen gleichüberraschten Blick und sein bedeutsames Schweigen ihrer eigenen etwas auffallenden Haltung gewahr wurde, mit leichtem Erröthen die Augen senkte und sich zur Seite wandte, um ihren Vater herbeizurufen.

Sie hatte Hermann nicht neugierig gemustert, sondern mit klarem Blicke seine Gestalt erfaßt und in seinen Augen gelesen. Wir haben Hermanns Aeußeres bereits geschildert. Schon der erste Eindruck, welchen seine Erscheinung voll frischer reiner Jugend statt der erwarteten Spuren schon vorgerückterer Lebenszeit auf Helenen machte, war ein mächtiger, noch nie empfundener. Nach wenigen Augenblicken bereits erschienen ihr diese Züge wie schon früher bekannte, weil der Geist, der sich in ihnen spiegelte, ihr schon seit längerer Zeit kein fremder mehr war. Sie wunderte sich jetzt, daß ihre Einbildungskraft nicht vorher eine der Wirklichkeit entsprechendere Zeichnung von dem Sprecher der von ihrem Vater schriftlich und mündlich ihr mitgetheilten Worte entworfen hatte, dieser Worte, welche schon als Bruchstücke seines Geistes den ihren bereichert und zugleich mit geheimer Macht der Verwandtschaft angezogen hatten. Doch schon bei diesem ersten Anblicke blieb ihr ein ihr unerwarteter Hauch der Schwermuth nicht verborgen, der über Hermanns Augen und Stirne schwebte, ein Nachschimmer Helenen unbekannter, ihm selbst nur noch traumhaft gegenwärtiger Tage.

Hermann brach das inhaltreiche Schweigen mit einem herzlichen Glückwunsche an den eben eintretenden Freund, daß er nun sein ersehntes Kind wieder besitze. Ein belebtes Gespräch, an welchem Helene bescheiden, doch mit bestimmten Fragen und Antworten, sanfter, doch klangvoller Stimme theilnahm, brachte den Redenden bald ein schönes Gefühl des wechselseitigen Verstehens und Wohlwollens.

Der kleinen Gesellschaft wurde ein als Unterbrechung empfundener Zuwachs durch den Eintritt des Vicars, welcher zu nicht eben gewohnter Stunde kam, um, wie er sagte, Meinert Glück zu seiner und seiner Tochter Heimkehr zu wünschen. Mit schlecht verhehlter Neugier — auch er war erst während Helenens Abwesenheit nach Rodenberg gekommen — glitten seine Blicke an der Gestalt des Mädchens auf und nieder. Er war voll Aufmerksamkeit für sie, bemerkte aber bald, daß seine galanten, obwohl wohlberechneten und keineswegs alltäglichen, Phrasen keinen Eindruck auf sie machten. Sie hatte keine Antwort darauf, aber auch kein schüchternes Schweigen; sie hatte sie gar nicht vernommen, ihre Seele war noch voll von Hermanns Worten. Pichmann versuchte nun eine andre Tonart und berührte allgemeinere geistige Interessen, welche ihm auch wirklich Helenens Aufmerksamkeit zuwandten. Hermann, der nicht ohne Schadenfreude die Verpuffung seines galanten Apparates bemerkt hatte, secundierte ihm hier unparteiisch. Ihm selbst war der Vicar in der That eine nicht uninteressante Persönlichkeit; er erkannte das künstlerische Talent an, mit welchem Pichmann Himmel und Erde, den Wolkenzug, wie die Bewegungen der Menschengeschichte, in sein christlich-romantisches Weltgemälde zu verwenden wuste. Aber der Künstler war

Digitized by Google

noch nicht geübt genug, um seine Willkür und subtile Berechnung vor kritischen Blicken zu verbergen; und Hermann konnte deßhalb zu keinem eigentlichen Behagen an seiner Unterhaltung gelangen. Auch die Lust des Wortkampfes mit dem gewandten Redner dauerte bei Hermann nicht lange; er bemerkte bald, daß er mit der Waffe der Ueberzeugung gegen die unadligere der Dialektik focht, und Sieg wie Niederlage wurden ihm gleich unerwünscht. Auch heute vergaß der Vicar, die Gränzen seiner Kunst einzuhalten und verrieth selbst Helenens ungeübteren Augen seine Schwäche. Erfreut durch ihre Aufmerksamkeit suchte er ihr für die Dauer zu imponieren, indem er ein begeistertes Bewußtsein höherer Berufung durchleuchten lassen wollte. Er verfehlte aber das Maß der Mimik und stellte — wie Meinert nach seinem Weggange sich ausdrückte — nur die Salbung des geistlichen Beherrschers aller Seelen und Beichtkinder seiner Diöcese dar.

Hermanns abstraktere Studien wichen einigermaßen vor den warmen Lebenshauchen zurück, welche der beginnende Frühling in der Natur und ein andrer neuer in seinem Leben ausströmte. Er sah Helene täglich, und warum nicht? Sie war die Tochter seines würdigen Freundes und die Genossin seiner Schwester. Chlothilde stand in gleichem Alter mit ihr und schloß sich mit großer Wärme an sie an, aber zugleich mit freiwilliger Unterordnung, nach dem weichen Grundtone ihres noch unentwickelteren, auch von der Natur selbst nicht zu gleicher Entwickelung bestimmten Wesens. Helene erwiederte Chlothildens halbkindliche Anlehnung mit einer Gemüthsinnigkeit, die, ihr selbst noch unbewußt, zugleich dem Bruder der Freundin galt.

Im Umgange mit Hermann trat mehr ihr Geist hervor, eine offene Sonnenblume, seinem jetzt höher als je leuchtenden Geiste zugewendet. Hermann fühlte sich gehoben und beglückt durch die verehrende Achtung des jungen geistvollen Mädchens, dessen Seele alle seine Worte aufbewahrte und durchlebte, sie ihm oft in schönerem, zarteren Klange zurücktönend.

Er war weit entfernt, in Helenen ein mannartiges Verstandeswesen zu sehen. Er bewunderte vielmehr in ihr diese Lebensfülle, mit welcher sie seine schärfsten, von allem Bildwerk entblößten Abstraktionen oft rasch und mühelos erfaßte, alsbald aber mit dem Schmelze der holdesten Weiblichkeit bekleidete und ihm so die Wahrheit, die er ihr kaum geschenkt hatte, in absichtsloser Metamorphose als Schönheit wiederschenkte. Ueberdas trat ihr Gefühlsleben vor seinen Augen in ihrem Umgange mit Chlothilden reizend hervor.

Er wagte noch nicht, die Ahnung: daß dieses Gefühlsleben noch mehr ihm, als der Schwester, gleichsam durch ihre Gestalt hindurch, zugewendet sei — zur Gewißheit werden zu lassen, zu bescheiden, aber auch aus Stolz zu vorsichtig, um seinem reifen Mannesalter noch solche Zauberkraft über eine blühende, duftreiche Frauenjugend zuzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Clavieretüden.

Bei der täglich mehr anwachsenden Menge von Etüden für das Clavier dürfte es wohl zeitgemäß seyn, eine Musterung derselben vorzunehmen, die bessern von den schlechtern zu sondern, überhaupt sich darüber auszusprechen, welcher Platz dieser Gattung von Tonstücken in der musikalischen Literatur gebührt. Da es uns jedoch an Zeit mangelt, die ganze Masse dieser Compositionsgattung zu durchmustern, so begnügen wir uns einstweilen damit, nur die Etüden derjenigen Meister einer Beurtheilung zu unterwerfen, welche nach unserer Ueberzeugung das Beste in dieser Gattung geleistet und durch ihre Etüden das Studium des Clavierspiels am meisten gefördert haben. Wir werden dadurch allerdings in den Fall kommen, manches verdienstliche Werk unbesprochen zu lassen; allein in der Kunst muß immer der Grundsatz des Altmeisters Goethe gelten: „Haltet am Besten, am Mittelmäßigen geht ihr zu Grunde."

Der Zweck der Etüde kann kein anderer seyn, als eine an sich langweilige Uebung angenehm zu machen. Hat die Etüde diese Eigenschaft nicht, so schadet sie mehr, wie sie nützt. Denn der kürzeste Weg, eine schwierige Tonverbindung spielen zu lernen, ist der: bloß die paar Töne, welche für die Finger unbequem zu spielen sind, zu einem einfachen Uebungsexempel zu vereinigen, und dieses zu üben. Wendet man nun dagegen ein, daß ein solches Uebungsexempel sich immer auf denselben Tasten herumtummelt, und daß jedenfalls das Notenlesen durch Uebertragung derselben Tonfolge in andere Tonarten und Lagen gefördert würde; so entgegne ich, daß der nächste Zweck der Etüden nicht ist, im Notenlesen zu üben, sondern die Finger gelenk zu machen, und daß das alte Sprichwort: man kann nicht zweien Herren dienen, sich schwerlich irgendwo stärker bewährt, als beim Studium des Fingergelenkmachens. Ueberdieß wird nur ein ungeschickter Lehrer Fingerübungen bloß in einer Tonart machen lassen. Würde man ferner sagen, es sey geisttödtend, stets dasselbe Exempel zu üben, so erwiedere ich, daß es weit verderblicher ist, eine geistlose Etüde zu üben, als eine bloße Fingerübung, weil letztere den Spieler nie dazu verleiten wird, sie für etwas Anderes zu halten, als für eine bloße Fingerübung. Nützlichkeit setze ich allerdings bei jeder Etüde, die auf das Prädikat „gut" Anspruch macht, als erste Bedingung voraus, jedoch genügt die Nützlichkeit allein nicht, aus den eben angeführten Gründen.

Beurtheilen wir das Verdienst der bis jetzt erschienenen Clavierstudien nach diesem, unseres Erachtens einzig richtigen Maßstabe, so erfüllen nur wenige diese von uns gestellten Bedingungen. Die vorzüglichsten Etüden für das Clavier sind wie bekannt von Clementi, Cramer und Aloys Schmitt geschrieben. Wir glauben auch, daß es die am meisten verbreiteten sind, wenn auch an einzelnen Orten irgend ein Modeliebling das Uebergewicht haben sollte. Die Etüden dieser drei Männer halten wir für unvertilgbar aus der musikalischen Literatur; sie werden nie ganz verdrängt, und wenn auch zeitweise vernachlässigt, nur mit desto größerem Eifer wieder hervorgeholt werden. Dieß ist unser Urtheil, wenn wir die Gesammtmasse der Etüden genannter Männer beurtheilen. Anders stellt sich das Urtheil, wenn wir die einzelnen Hefte, und wieder anders, wenn wir jede einzelne Etüde betrachten. Daß einige Hefte vorzüglicher sind, als andere, daß einzelne Etüden schlecht sind, geben wir gern zu. Von Cramer z. B. schätzen wir eigentlich nur die ersten vier Hefte und stellen selbst diese den Etüden von Clementi und Aloys Schmitt bei weitem nicht gleich. Cramers Etüden sind ganz vernünftige, nützliche, hausbackene Uebungsexempel, hervorgegangen aus einem redlichen Streben für echte Kunst, wodurch jedoch fast gänzlicher Mangel an Phantasie nicht ersetzt werden konnte. Ganz anders verhält es sich mit Clementi's Etüden. Obwohl nicht reich begabt mit poetischem Talent, wußte er doch, getrieben von hoher Begeisterung und mit Zuhülfenahme tüchtiger musikalischer Kenntnisse, dem größten Theil seiner Etüden einen solchen Gehalt und eine solche Abrundung zu geben, daß sie, als wahre Meisterwerke der Composition, neben dem Nutzen für die Finger stets zugleich auch geistiges Interesse erwecken und einen edlen musikalischen Geschmack heranbilden werden. Den ersten Preis müssen wir aber aus innigster Ueberzeugung Aloys Schmitt's Studien zusprechen. Er hat die höchste Aufgabe des Etüdencomponisten, Nützlichkeit mit Schönheit zu verbinden, in einem so hohen Grade gelöst, daß es als ganz unmöglich erscheint, ihn in dieser Gattung von Tonstücken jemals zu übertreffen. Betrachtet man seine

Digitized by Google

Etüden von Seite der Nützlichkeit, so wird man bei der Uebung finden, daß seine Etüden die Finger früher gelenk machen, als die Etüden anderer Meister, weil seine Figuren besser auf die Schwächen der Hand berechnet sind; besonders ist die linke Hand, durch glückliche Wahl der Figuren, von ihm weit besser bedacht worden, als von seinen Nebenbuhlern. Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß die Noten bei seinen Etüden leicht zu finden sind, aber sie fließend zu spielen, so daß der Zusammenhang nirgends gestört wird, ist schwerer als bei irgend einem Etüdencomponisten; überall gibt es tückische Stellen, welche so bös in der Hand liegen, daß selbst ein geschickter Spieler fürchten muß, an solchen Stellen zu stolpern. Die Schönheit seiner Etüden wirkt aber so bezaubernd auf den Schüler, daß er die Bekämpfung der dargebotenen Schwierigkeiten mehr als Vergnügungssache, denn als Arbeit ansieht, um nur so bald als möglich die Schönheit des Stückes, ungestört von Fehlern des Spiels, genießen zu können. Solchen Vorzügen gegenüber kommen Mängel, welche man an einzelnen Schmitt'schen Etüden mit Recht zu rügen hat, gar nicht in Betracht. Was will es heißen, wenn hie und da ein Fehler in der Harmonie oder im Periodenbau zu finden ist, wahrlich nicht mehr, als wenn ein vollendet schönes Gesicht eine oder einige Sommersprossen hat. Ein viel unangenehmerer Umstand ist der, daß Schmitt's Etüden nicht nach der Schwierigkeit geordnet sind. Dieser Uebelstand erklärt sich aber aus der Entstehungsweise seiner Etüden. Eben weil er nicht wie ein Handwerker nach Vorschrift, sondern wie ein Dichter nach Gelegenheit, Laune und Eingebung seine Etüden schrieb, überdieß dieselben in verschiedenen Lebensperioden schuf, so konnte eine Ordnung, welche stufenweise vom Leichtern zum Schwerern fortschreitet, nicht stattfinden. Abgeholfen kann diesem Mangel deßhalb nicht werden, weil die verschiedenen Hefte von Schmitt's Etüden sich in den Händen verschiedener Verleger befinden, von denen schwerlich einer sein Heft einer andern Handlung abtreten wird: was beiläufig ein nicht unbedeutendes Zeugniß für den Werth von Schmitt's Etüden ist. Das einzige Mittel, diesem Mangel abzuhelfen, würde seyn, daß der Verfasser ein kleines Verzeichniß herausgäbe, in welchem er seine Etüden nach steigender Schwierigkeit numerirte. Uebrigens kann man Schmitt aus diesem Mangel an Stufenfolge keinen besondern Vorwurf machen, indem derselbe, die Präludien abgerechnet, auch Clementi trifft; und streng nach der Stufenfolge geordnet sind auch Cramers Etüden nicht, wiewohl diese noch am meisten stufenweise fortschreiten.

Alle drei Meister haben aber nur für den schon vorgerückten Schüler gesorgt; der Anfänger geht bei allen dreien leer aus. Diese Lücke zu füllen haben sich viele jüngere Künstler bemüht und bezüglich der angemessenen Leichtigkeit und stufenweisen Fortschreitung Angemessenes geleistet; der Inhalt dieser Etüden ist aber so durchaus bedeutungslos, geschmacklos und unkindlich, daß der Schaden, welchen sie durch Verderben des kindlichen Gefühls anrichten, den Nutzen, welchen sie der Ausbildung der Fingerfertigkeit bringen, dermaßen überwiegt, daß dieser gar nicht in Betracht kommt. Wir sehen den Umstand, daß die Jugend seit fast zwei Jahrzehnten größtentheils mit Etüden oben bezeichneter Art großgezogen worden ist, für eine Hauptursache der furchtbaren Verdorbenheit des jetzigen musikalischen Geschmackes an. Wunderbar, während man Kinder auf's sorgfältigste vor dem Lesen schlechter Bücher, Beschauen schlechter Bilder u. s. w. in Acht nimmt, ist man in Bezug auf Wahl von Musikstücken gänzlich unbekümmert, als ob eine falsche Einwirkung auf die Gefühlsbildung durch Musik minder nachtheilig wäre, als durch Sprache oder Bild. Wir unserntheils halten alle Fingerfertigkeit, welche auf Kosten des Geschmacks erworben wird, für viel zu theuer erkauft.

(Schluß folgt.)

Der Lohn des Volksdichters.

(Von E. A. Ehrt.)

Kühn tritt der Sänger vor die Welt hinaus,
Läßt frei sein Lied vor Fürst und Volk erklingen;
Er erntet oft bei stürmischem Applaus
Ungunst und Haß bei seinem heitern Singen;
Doch kümmert nichts des Mannes freien Geist,
Der hoch im Lied die Wahrheit offen preis't.

Die Laute tönt, es lauscht sein Volk ihm still,
Und huldigt seinen feurigen Gesängen.
Es fühlen tief Das, was der Meister will,
Die Massen, die sich freundlich um ihn drängen.
Ob man auch grämlich blickt vom Herrscherthron,
Des Volkes Liebe ist des Sängers Lohn.

Tief aus der Brust steigt rein empor sein Lied;
Er traut auf Gott, auf sich und auf die Zeiten.
Ob auch Gewölk die Sonne schwarz umzieht,
Und Elemente kämpfend wild sich streiten,
Beharrlich folgt er seinem Drange nur,
Dem ew'gen Leitstern göttlicher Natur.

Nicht buhlt um Orden er und hohe Gunst,
Kein Lied weiht seine Muse den Palästen;
Er opfert sich, sein Leben, seine Kunst,
Frei seiner Nation zum Wohl und Besten.
Beglückt ist er, erfüllt mit Seligkeit,
Wenn ein Vergißmeinnicht sein Volk ihm weiht.

Er singt mit festem Sinn sein letztes Lied
Noch spät dem Volk und seinem Vaterlande,
Wenn er den Tag des Lebens dämmern sieht
Und steht an seines Grabes offnem Rande.
Er schaut so ruhig und mit heiterm Blick
Auf seiner Laufbahn Wirken froh zurück.

Noch einmal ruft er seines Lebens Mai
Und seines Daseyns rosenfarb'ge Stunden
Durch der Erinn'rung Zauberkraft herbei,
Und blickt nach seiner Jugend, die entschwunden.
Er prüft sein Thun und sagt sich hocherfreut:
Ich nützte meine Zeit, wie's Gott gebeut.

Herab vom Berg schaut er als würd'ger Greis
Nach seines Vaterlandes muth'gen Söhnen.
Sie zollen hohe Achtung ihm als Preis,
Und herzlich grüßen ihn die holden Schönen.
Harmonisch dringt Gesang ihm zum Gemüth,
Und — ach man singt von ihm ein freies Lied!

Da ruft verklärt er aus mit Simeon:
„Herr, gerne will ich nun in Frieden ziehen!
Fort lebt mein Lied. Das ist des Dichters Lohn.
Wenn freier Laute letzte Klänge fliehen.
Leb' wohl nun, Welt, im tiefsten Abendroth!
Mein Lied, mein Geist lebt fort nach meinem Tod!"

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Das „Journal des Debats“ enthält einige interessante statistische Mittheilungen über London und Paris, die dem Berichte des Ingenieurs Darcy entnommen sind, welcher nach London geschickt wurde, um die dortigen makdamisirten Chausseen kennen zu lernen. Der Flächeninhalt von ganz London beträgt 210 Mill. Quadrat-Metres, die Bevölkerung 1,929,000 Einwohner, die in 260,000 Häusern wohnen. Die Oberfläche der Straßen ohne die Trottoirs enthält 6 Mill. Quadrat-Metres. Die Oberfläche von ganz Paris beträgt nur 34,379,016 Quadrat-Metres, die Bevölkerung 1,053,807 Einw., die in 29,526 Häusern wohnen. Die Oberfläche der Straßen ohne die Trottoirs beträgt 3,600,000 Quadrat-Metres, die der Trottoirs 888,000 Quadrat-Metres. Während demnach in London auf jeden Einwohner ein Flächenraum von 100 Quadrat-Metres kommt, ist der Pariser auf 34 Quadrat-Metres beschränkt. In London wohnen durchschnittlich in jedem Hause 7½ Personen, in Paris 34. In London kommt auf jedes Haus eine Straßenlänge von 40 Metres 40 Centimetres, in Paris nur 16 Metres. Dennoch gibt es in London viele unbedeutende Stellen, die Häuser sind nicht hoch und gewöhnlich bewohnt jede Familie ein eignes Haus. In London fahren durch die Straße Pall Mall stündlich 800 Wagen, über die Londoner Brücke täglich 13,000 Wagen, über die Westminster Brücke gehen jährlich durchschnittlich wenigstens 8 Mill. Pferde.

(Barmen, 13. Oct.) Gestern Abend wurden wir im Saale zum „Clevischen Hof“ durch eine wahre Virtuosen-Leistung erfreut. Hr. Rudolph Carl Paulsackel, Pianist aus Frankfurt, erwarb sich durch sein meisterhaftes Clavierspiel in allen Figuren und Formen eines brillanten, ausdrucksvollen Vortrags stürmischen Beifall und dokumentirte die Gediegenheit der Schule seines würdigen Meisters A. Schmitt. (Elberf. Kreisbl.)

(Bremen, 11. Oct.) Der feierliche Akt der Enthüllung des Olbers-Standbildes ist heute Nachmittag unter einer in allen Kreisen der Bevölkerung bethätigten Theilnahme vor sich gegangen. Auf dem schönen freien Platze inmitten unserer anmuthigen Wallanlagen, welcher vor vier Jahren bei der Anwesenheit der deutschen Naturforscher und Aerzte zu diesem Zwecke geweiht ward, erhebt sich nun sein Marmorbild; ein lange mit Hingebung und Eifer angestrebtes Ziel ist nach Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten erreicht worden, und indem Bremen die dem Ruhme eines um die Welt verdienten Mitbürgers schuldige Ehrenpflicht entrichtet hat, ist es durch sein in diesem Bilde immer erneuertes Gedächtniß selbst an Ehren reicher geworden. Es ist aber auch um ein Kunstwerk reicher geworden, welches sich den schönsten monumentalen Zierden anreiht, die eine deutsche Stadt aufzuzeigen hat. Unser Landsmann Karl Steinhäuser in Rom ist der Meister dieses Werkes, und Bremen mag stolz darauf seyn, in diesem Standbilde den Besitz zweier hervorragender Geister, die es die seinigen nennen darf, zugleich feiern zu können.

(Fromme theatralische Dedikation.) Noch zu Ende vorigen Jahrhunderts war es in Spanien Sitte, verschiedene Heiligen, namentlich aber der Mutter Gottes, Bücher, ja sogar Komödienzettel zuzueignen. So lautet z. B. eine solche Widmung: „Der Kaiserin des Himmels, der Mutter des ewigen Wortes, dem Polarstern von ganz Spanien, dem Troste, der getreuen Wächterin und Schutzwehr aller Spanier, der heiligsten Maria, widmet zu ihrem Vortheil und zu Vermehrung ihres Dienstes die Schauspielergesellschaft dieser Stadt die Vorstellung eines scherzhaften Lustspiels ꝛc.“

Korrespondenz.

Greifswald, Ende Sept.

Noch einige auch für Laien interessante Data aus der Versammlung der Naturforscher und Aerzte will ich Ihnen mittheilen. — Am 18. Sept. zeigte der Hofrath Schultze von hier in der Section der Anatomie den auf dem hiesigen Museum aufbewahrten Schädel und das Gehirn eines mit einem Wasserkopfe behaftet gewesenen Individuums vor. Die Person selbst war, ein außergewöhnlicher Fall, 40 Jahre alt geworden. Der Schädel war von enormer Größe, das Gehirn war zu einer bedeutenden Blase ausgedehnt und es fehlten in demselben mehrere Theile, welcher der gewöhnlichen Ansicht nach zum Leben unumgänglich erforderlich sind. — In der am 21. Sept. stattgefundenen zweiten allgemeinen Versammlung hielt der Stadtphysikus Dr Burk von Hamburg einen Vortrag über die Quarantaine, welche er in ihrer jetzigen hie und da üblichen Ausdehnung als eine Hemmung des Verkehrs bezeichnete. Er ging dabei auf die Krankheiten über, gegen welche diese Maßregeln Anwendung finden und behauptete, daß gegen nicht ansteckende epidemische Krankheiten dieselben durchaus nichts nützen könnten. Ueberhaupt aber sey eine Permanenz der Quarantaine nicht zu rechtfertigen, da ja noch nicht entschieden sey, welche Krankheiten zu den contagiösen zu rechnen waren. Hauptsächlich nämlich bestehe die Quarantaine in Bezug auf die levant. Pest, auf das gelbe Fieber und in neuerer Zeit auch auf die epidemische sogenannte asiatische Cholera. Letztere aber, aus der sporadischen Cholera sich entwickelnd, werde nicht eingeführt, könne daher auch nicht durch Absperrung abgehalten werden. Das gelbe Fieber, höchst wahrscheinlich nicht ansteckend, eine endemische Krankheit der Küstenländer des mittleren Amerika's, des westlichen Afrika's, sowie zuweilen der Küsten des Mittelmeers, sey an gewisse climatische Verhältnisse geknüpft und verbreite sich nie über den 40. Grad nördlicher Breite. Quarantaine anstellen gegen dasselbe sey daher in dem mittleren und nördlichen Europa durchaus unnöthig. Was die levantische Pest betreffe, so sey die Frage über die Ansteckungs- oder Nichtansteckungsfähigkeit derselben noch nicht erwiesen, und es würden daher Sicherheitsmaßregeln gegen dieselbe bis zur Beibringung dieses Beweises nicht als unnütz zu betrachten seyn, jedoch könnte in den Quarantainemaßregeln um deßwillen eine Erleichterung eintreten, da sie nach neueren Beobachtungen und Erfahrungen nur durch damit behaftete Personen, nicht aber durch leblose Dinge, z. B. Waaren, weiter verbreitet würde. Deßhalb sey es möglich, diese Gesundheitsmaßregeln auf Schiffe zu beschränken, auf denen während der Fahrt verdächtige Krankheitsfälle vorgekommen seyen.

Darmstadt, 18. October.

Der im Fache der musikalischen Composition rühmlichst bekannte Hr. Hofmusik-Direktor C. A Mangold dahier hat eine große Oper in 4 Aufzügen geschrieben, welche, nach dem altdeutschen Heldenliede „Gudrun“ bearbeitet, dessen Namen trägt, und in einem auf künftigen Mittwoch, den 23. Oct., festgesetzten großen Vocal- und Instrumental-Konzert theilweise zur Aufführung gebracht werden soll. In dem großen Saale der „vereinigten Gesellschaft“ werden die großh. Hofmusik, der Musikverein für Dilettanten und mehrere Mitglieder der Oper ihre Kräfte an dieser neuen Tondichtung versuchen, und läßt sich von ihrem vereinten Zusammenwirken eine präcise Darstellung der gewählten Stücke aus „Gudrun“ erwarten.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Oct. (Zum erstenmale): Er muß nach Magdeburg, Lustspiel in 2 Akten von Tenelli. Hierauf: Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart.

Dienstag, 22. Oct. Debora h, Volksschauspiel in 4 Abth. von Mosenthal.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 252. Dienstag, den 22. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Helene dichtete, und nicht bloß innerlich, wie jedes gesunde Herz in seinem Frühling, sondern ihr Schönheitssinn bildete auch die künstlerische Form für das poetisch Empfundene. Klingende Blumenblätter flogen aus ihrer Hand in die Chlothildens und durch diese in Hermanns Hand. Und diese Blätter enthielten von Tage zu Tage mehr von Helenen selbst ungelöste Räthsel, deren Deutung Hermann zur beglückenden Aufgabe wurde. Sie wünschte im Geheimen, er möchte ihre Lieder lesen, und errieth, daß er es that. Aber sie erwähnte ihrer mit keinem Worte gegen Hermann selbst und wuste ihm Dank für sein zartsinniges Schweigen.

Sie saßen eines Tages allein zusammen, Hermann und die jungen Freundinnen. Hermann besprach sein Lieblingsthema: den großen Organismus in der Natur und seine stufenweise Verklärung bis zum höchsten Menschengeiste hinauf. Er sagte unter Anderem: „In unmerklichen Uebergängen zieht die Körperwelt in das Geisterreich hinüber, an ihren Gränzen bewegen sich Wesen, die an beiden Theil haben. So das treueste Bild oder der Wiederhall des sinnlich Wahrgenommenen, wie der übersinnlichsten Idee: das Wort, zugleich als Geist mit blitzschneller Unmittelbarkeit den Geist erfassend, und doch eine tönende Luftwelle, von menschlichen Organen bewegt und beseelt."

„Aber das Wort, und besonders dein Wort — neckte Chlothilde — ist oft so geistig, daß es die armen Zuhörer, wenigstens die Zuhörerinnen, gar nicht verstehn. Da lobe ich mir meine lieben Lieder ohne Worte, die mit ihrem volleren, körperlicheren Klange unmittelbarer und verständlicher zu meinem kleinen Geiste sprechen." Sie eilte an den Flügel und spielte einige Takte Mendelsohns als Fortsetzung und Belèg ihrer Rede.

Helene summte halbarticulierte Laute zu der Melodie und sagte nach ihrem Schlusse: „Ich bin ungenügsam und möchte immer mit der schönsten Melodie auch noch sinnvolle Worte verbunden hören, um nicht auf einem uferlosen Meere von Empfindungen umherzuschwimmen."

„Und doch — entgegnete Hermann — hat auch der regste Geist Momente, in welcher er nicht denken, aber auch nicht schlafen, sondern unter Tönen und Bildern ohne bestimmten Inhalt eine Weile lang ein Traumleben führen möchte."

„Ich kenne dieses Traumleben nur zu gut — antwortete Helene — und fürchte seine Gewalt, der eine Frauenseele freilich mehr ausgesetzt sein mag, als die stärkere eines Mannes. Deßwegen fliehe ich es und suche mir immer die Helle und Unbefangenheit des Bewustseins zu erhalten."

„Ich bin gewiß — sagte Hermann wieder dagegen —, daß auch Sie diese glückliche Kraft gewinnen, welche die verschiedenartigen Elemente des Lebens harmonisch zusammenfaßt und seinen ganzen Reichthum bewältigt und genießt, ohne durch dessen Fülle und Mannigfaltigkeit gefährdet zu werden. Ich will meine lieben Zuhörerinnen — fuhr er lächelnd fort — einen Zauberspruch lehren, durch welchen sie die kämpfenden Lebensstoffe besprechen können; ich bitte, aufmerksam zuzuhören und mich nicht zu unterbrechen. Er lautet:

„Zu mir heran, du überströmend Leben
Aus lichten Höh'n, aus tiefen, dunkeln Quellen!
Vor deinem Drange will ich nicht erbeben,
Dein Strom soll meine Kraft nicht überschwellen.
Das Licht in meinen Augen faßt das deine,
Und deine Flammen meines Herzens Glut.
Mit hehren Geistern bin ich im Vereine,
Und ihre Macht dient meinem reinen Muth."

Hermann war aus dem scherzenden Tone seiner Einleitung sogleich mit der ersten Strophe in einen ernsten und warmen übergegangen und hatte den Spruch aus seinem Herzen heraus gesprochen. Und doch war er nicht sein, sondern Helenens Werk. Ein flammendes Morgenroth des Glückes flog über das Antlitz der jungen Dichterin. Es war ihr Wort, das Er zu dem seinen machte, die schönste Verknüpfung der Geister durch einen beseelten Klang! Sie schlug die Augen nicht nieder, sondern richtete sie wie dankstrahlend auf ihn, ohne ein Wort zu sagen. Auch Hermann sagte Nichts mehr und sah ihr — dießmal beredter ohne Worte — in die herrlichen Augen. Beider Hände begegneten sich mit einem warmen Drucke.

In dieß schön erblühende Verhältniß zwischen Hermann und Helenen blickten neidische Augen herein. Der bedeutende Eindruck, welchen bereits Helenens erstee Anblick auf den Vicar gemacht hatte, wuchs in ihrer häufigeren Nähe, die er suchte und leicht fand. Seine amtlichen Verrichtungen, wie Religionsstunden in der Bürgerschule, Schulvorstandsangelegenheiten u. dgl. führten ihn häufig in das Schulgebäude und nicht selten zu Meinert persönlich und in dessen Wohnung. Allmälig wurden auch seine Besuche in Hermanns Hause häufiger, besonders in den geselligen Abendstunden, in welchen gewöhnlich auch Helene mit ihrem Vater dort anwesend war. Es war natürlich, daß sich die wenigen höher gebildeten Bewohner des kleinen Orts zusammenfanden, und daß gerade Hermanns Haus diesen Vereinigungspunkt bildete, nachdem es einmal die Bestimmung zur Einsiedelei verloren hatte.

Uebrigens trat Pichmann überall leise und vorsichtig auf und gab in keiner Weise Anlaß, ihn zu meiden oder gar zurückzuwei-

Digitized by Google

sen. Seine Theilnahme an der Unterhaltung brachte vielmehr ein nicht unwillkommenes Ferment in diese und erhöhte ihre Vielseitigkeit. Er opponierte den, wie er sie nannte, naturalistischen Ansichten der Männer mit Gewandtheit und Lebhaftigkeit, aber ohne Glaubenseifer und ohne scharf verdammendes Urtheil. Er machte mehr bald den Skeptiker, bald den positiven Dogmatiker aus Gefühlsgründen.

So stellte er eine patriarchalisch-persönliche Weltregierung, göttliche Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe nach menschlichen Maßen, Fortsetzung des Individuallebens ohne Ende als Postulate des lebenswarmen Herzens dar, das willkürliche Eingreifen eines außerweltlichen Gottes als unerläßliches Bedürfniß der unvollkommenen Welt, wie der schwachen, irrenden und dabei eigenwilligen Menschheit; die ganze Weltgeschichte lieferte nach seiner pragmatischen Deutung eine Masse von Zeugnissen für seine Glaubenslehre. Er wuste mit anscheinendem Freisinne zu Gunsten seines, darum nicht minder exclusiv-christlichen, Gottes das fromme Ahnen und Suchen der vor- und außer-christlichen Völker herbeizuziehen. Die Priestermysterien der alten Welt, die Erdenwanderungen der griechischen Götter, die Incarnationen Buddhas und der brahmanischen Dreieinigkeit, der Dualismus der Engel und Dämonen bei den iranischen und semitischen Völkern ehrte er als Vorboten des christlichen dreieinigen und fleischgewordenen Gottes, dessen endliches Nahen durch die Götterdämmerung des deutschen Heidenthums und durch den Altar des „unbekannten Gottes" zu Athen bestimmter verkündigt worden sei. Die kurze, aber großartige pantheistische Rede, welche einst Paulus nach dem Berichte der Apostelgeschichte an jenem Altare hielt, wurde in Pichmanns Munde zur orthodox-christlichen Predigt. Er mischte sichere Wahrheit mit willkürlicher Deutung.

Dabei wandte er sich oft von den Männern und auch von Helenen mit scherzhaft ausgesprochener Verzweiflung an ihrem Unglauben ab und zu Hermanns Mutter und Schwester als wirklich empfänglicheren Zuhörerinnen, zugleich jedoch mit gespannten Sinnen lauschend, ob Helene ihn vernehme und beachte. Allerdings achtete auch Helene aufmerksam auf seine Rede; aber ihr zarter Mund sprach oft ein kühnes Bannwort herein, das seinen schöngefärbten Bilderreichthum in verblichene Phantome aufzulösen drohte.

Die beiden Männer erkannten bald, und Meinert hatte diese Ueberzeugung schon früher Hermann ausgesprochen, daß Pichmann aus einem engbegrenzten Kreise nicht heraustreten konnte oder wollte. Von gemeinsamem Forschen und Fortschreiten mit ihm auf der Bahn der Wahrheit konnte nicht die Rede sein, da er die Grundlagen und Grundgesetze der Forschung auf diesem Gebiete wenn auch erkannte, doch nicht anerkannte, vielmehr mit dem passe-partout des Glaubens alle Zugänge und Ausgänge des Lebens und Denkens nach Belieben öffnen oder verschließen wollte. Wir bemerkten bereits früher, daß Hermann des Vicars Begabung anerkannte, aber ihn seinem eigenen Wesen zu fremdartig fand, um dauerndes Behagen in seinem Umgange zu genießen. Da er die Möglichkeit einer inneren Annäherung immer mehr aufgeben muste, gab er endlich nach altgewohnter Weise den ganzen Menschen auf und überließ ihn seinen anspruchsloseren Frauen freundlich, aber mit einer Achtlosigkeit, die seine eigene Befriedigung durch Meinerts und Helenens Unterhaltung nur entschuldigen, nicht rechtfertigen konnte, wie die Folge zeigte.

Dadurch kam es, daß die Gesellschaft sich unvermerkt in zwei dreifache Hälften schied. Der Vicar benutzte dieß, um mit seinem Pfunde zu wuchern, wie es ihm theils seine Klugheit, theils seine Leidenschaften eingaben. Sein Neid über Hermanns wachsendes, von ihm selbst vergeblich ersehntes, Glück steigerte sich zu einem gehässigeren Gefühle, das auch noch durch seine verletzte Eitelkeit verstärkt wurde, indem er Hermanns Ausweichen auf dem früheren geistigen Kampfplatze als hochmüthige Nichtachtung empfand.

Er versuchte, Hermanns Mutter und Schwester eine schleichende Sorge für dessen Glück einzuflößen: für seine Seele ohne Glauben und ohne Gebet, und darum ohne göttliche Hülfe, nicht etwa — wie er in zweideutiger Verneinung sagte — in Versuchungen zur Sünde, weil ja Hermann ein trefflicher und tugendhafter Mensch sei, doch „freilich auch" der Stärkste übermächtigem Reize und noch häufiger unerkannter sittlicher Gefahr unterliegen könne; aber gewiß hülflos ohne jenen Beistand von oben in den möglichen Stunden des Leidens und in der unausbleiblichen des Todes.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Clavieretüden.

(Schluß.)

Doch was anfangen, wenn man sich aller dieser Hülfsmittel entschlagen soll? Wie die Schüler bis dahin bringen, wo sie von Clementi's, Cramer's und Schmitt's Etüden Gebrauch machen können? Ich antworte: durch die leichtesten Tonstücke unserer größten Meister. Man muß freilich mühsam zusammenlesen, indessen liefern Anton André, Clementi, Aloys Schmitt, Hummel, Haydn, Mozart, Beethoven in ihren leichtesten Werken so viele Stücke, daß sie jene flachen Etüden entbehrlich machen. Der Weg ist freilich nicht der ebenste, oft gibt es starke Steigungen, indessen es geht, und mildert man diese Steigungen noch durch Hinzunahme einzelner guter Werke neuerer Tonsetzer, nimmt man z. B. für den ersten Anfang Rühl's „ersten Unterricht am Clavier", welches bis jetzt unstreitig das beste Werk für den ersten Anfang ist, und dessen zweiter Theil bleibenden Werth hat, so läßt sich der Weg eben genug machen, um auch den schwachen Schüler ohne Zuhülfenahme geschmackloser Etüden zu jener Höhe empor zu arbeiten, wo er von besagten Etüden Gebrauch machen kann. Bequemer und besser wäre es freilich, wenn Etüden zu haben wären, welche vom ersten Anfang an in gleichem Maße Fingergelenkigkeit und Geschmack bildeten. Es sind auch solche vorhanden. Aloys Schmitt hat nämlich nach Zeit und Bedürfniß für seine Kinder Etüden geschrieben, welche in jeder Beziehung so vortrefflich sind, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen; und man muß Aloys Schmitt stark anklagen, daß er eine ganze Generation von Clavierspielern hat verkümmern lassen, welcher er durch zeitige Herausgabe seines herrlichen Werkes zum echten Kunstleben hätte verhelfen können. Endlich hat Schmitt den höchst dankenswerthen Entschluß gefaßt, diese Etüden dem Publikum zu übergeben, und das erste Heft befindet sich bereits unter der Presse. Mit der Herausgabe dieser Etüden ist jene von uns erwähnte Lücke nunmehr vollständig ausgefüllt und das Studium des Clavierspiels in einer Weise erleichtert und angenehm gemacht, wie dieß bei keinem andern Instrument der Fall ist. Alles, was die Liebe eines Vaters nur vermochte, um seinen Kindern das Clavierspiel zu erleichtern, dasselbe nützlich und angenehm zu machen, ist hier geschehen. Da ist keine Schwäche der Finger unberührt geblieben, für Beseitigung größerer Schwächen der Hand oft durch mehrere Etüden gesorgt, die Figuren sind so leidlich, krabbelig und angemessen für Kinderfinger gewählt, und das Ganze ist so melodisch und harmonisch schön gehalten, daß Kinder sich nicht satt daran spielen können.

Es könnte demnach nur noch die Frage entstehen: ob Etüden nicht überhaupt überflüssig sind? Wir sind geneigt, diese Frage stark zu verneinen, wenn sie nicht etwa so gemeint ist, ob es möglich ist, auch ohne Etüden fertig zu werden, in welchem Falle wir die Frage bejahen. Es ist leider wahr, daß beim Gebrauch von Etüden nur zu oft Mittel zum Zweck gemacht wird; indessen schließt, wie bekannt, der Mißbrauch den Gebrauch nicht aus.

Digitized by Google

Der Anschlag kann durch bloßes Spiel von Tonstücken nie zu dem Grade von Vollkommenheit ausgebildet werden, als wenn man Etüden mit zu Hülfe nimmt, weil in guten Tonstücken und namentlich in den besten der Wechsel der Figuren und Tonverbindungen zu groß ist, um einen ebenmäßigen Anschlag bilden zu können. Dieß ist nur durch Etüden und Fingerübungen möglich, bei welchen durch eine bestimmte Figur gerade die Finger geübt werden, welche man üben will, und es nicht dem Zufall anheim gestellt ist, welche Finger mehr oder weniger geübt werden. Einfache Fingerübungen allein wären allerdings der geradeste Weg, man bedenke aber, wie gränzenlos langweilig, namentlich für ein jugendliches und poetisches Gemüth, dieser Weg seyn würde; so bieten denn Etüden ein herrliches Mittel, durch Schönheit die Strenge des Studiums zu mildern. Die Bildung des Schönheitssinnes sollte bei Erziehung eines Schülers der Kunst stets den leitenden Gedanken abgeben, selbst bei den ersten Anfängen, selbst bei Fingerübungen. In Bezug auf Fingerübungen verdient auch Aloys Schmitt Tadel. Unter seinen vorbereitenden Uebungen sind sehr viele häßliche und überflüssige Uebungen. Von einigen Arten ist zu viel, von andern und zwar sehr vielen und wichtigen Arten ist keine einzige vorhanden. Nach unserer Ueberzeugung sind außer Tonleiter- und Trillerübung nur 30, höchstens 50, bei gut geformten Fingern noch weniger Uebungsexempel nöthig, um alle Schwierigkeiten, welche beim Clavierspiel vorkommen können, vollständig überwinden zu lernen. Es kommt hier, wie überall, nur auf die Güte, nicht auf die Menge der Beispiele an, wie auch auf die Art, wie sie geübt und zu welchem Grade der Vollkommenheit sie gebracht werden. Merkwürdig ist es, wie sehr in dieser Hinsicht noch gefehlt wird, und daß es bis jetzt trotz aller Clavierschulen und Etüden noch keine einzige, das Ganze in den Hauptzügen erschöpfende und dabei kurze, Sammlung von Fingerübungsbeispielen gibt; die vorhandenen sind insgesammt nichts werth. Geschieht es nicht bald von geschickterer Hand, so wird Schreiber dieses durch eine kleine ausgewählte Sammlung sein Urtheil zu rechtfertigen und diesem Mangel abzuhelfen suchen.

Es wäre endlich einmal Zeit, daß, statt zu klagen über die Verdorbenheit des musikalischen Geschmackes, die Ursachen hinweggeräumt würden. Wir haben in vorstehenden Zeilen eine Ursache des Verderbens aufgedeckt, und zwar eine solche, deren Hinwegräumung das Uebel bei der Wurzel angreifen würde. Wir wollen wünschen, daß diese Worte, welche echter Kunst zu Liebe aus reinster, tiefster, innigster Ueberzeugung gesprochen sind, im Publikum nicht nutzlos verhallen mögen.

Hermann Hilliger.

Wahre Treue.

Es gibt gegenwärtig Menschen, welche den Willen des Fürsten als das höchste Gesetz hinstellen, ja, die sogar lehren, daß der Fürst sie ihres Verfassungs-Eides entbinden könnte. Diesen Menschen, welche sich sogar frommer wähnen, als Andere, will ich ein Beispiel aus unserer vaterländischen Geschichte vorhalten, lediglich zu ihrer Beschämung, wenn das noch möglich ist, denn sie zu bekehren wäre eine eitle Hoffnung. Ohnehin sind's meistens nur Heuchler, deren Treue zum Fürsten nicht weiter reicht, als dieser selbst ihnen genehm ist. Doch zur Sache.

Die Geheimen-Räthe des Landgrafen Moriz von Hessen kannten noch keinen Verfassungseid; nur ihrem Fürsten hatten sie Treue und Gehorsam geschworen. Dennoch waren sie weit davon entfernt, sich als unbedingte Vollstrecker dessen Willens zu betrachten; über dem Gebote des Fürsten stand ihnen noch ein höheres Gebot, das Gebot des Gewissens. Als Landgraf Moriz 1623 nun ihre Zustimmung zu einem von ihm beabsichtigten Unternehmen verlangte, verweigerten sie diese standhaft, und als derselbe darüber zürnte, überreichten sämmtliche Räthe ihm ihre Bestallungsbriefe. Gegen ihr Gewissen, sagten sie, könnten sie ihm nicht rathen. Ohne Groll schieden sie. Jeder Zeit, wenn er ihrer zum Wohl des Vaterlandes zu bedürfen glauben sollte, würden sie, dafern es ihr Gewissen erlaube, willig seinem Rufe folgen.

Und Landgraf Moriz — mußte nachgeben.

Drei Jahre später geschah Aehnliches. Der Fürst war wiederum mit seinen Räthen im Streite und Nichts vermochte deren Ueberzeugung zu brechen. Da verwies der Fürst sie sämmtlich aus der Stadt und eben so ruhig, als entschlossen ergriffen sie den Stab und wanderten Abends 9 Uhr, trotz der scharfen Januarkälte, zu den Thoren von Kassel hinaus.

Und — ich wiederhole es — diese Männer hatten nur ihrem Fürsten geschworen, waren nur diesem verantwortlich, und sollten nicht einmal handeln, sondern nur rathen.

Mannichfaltigkeiten.

In dem „Journal von und für Deutschland" heißt es im Augustheft des Jahres 1784: „Vom Rhein. In dem benachbarten fürstlich **schen Landen verabredete sich kürzlich ein ganzes Dorf, wegen großer Bedrückungen auszuwandern und in den kaiserlichen Antheil von Polen zu gehen. Die Leute führten ihren Vorsatz wirklich aus. Auf die Nachricht davon wurden Husaren nachgeschickt, welche sie einholten. Man fragte die Leute erst im Guten, warum sie Alle fort wollten? Sie erzählten ihre Leiden und setzten hinzu, ihr Entschluß sey fest; aber sie riethen dem Fürsten, künftig besser für das Wohl seines Landes zu sorgen und nicht durch grausame Räthe zu regieren, sonst würden noch Viele ihrem Beispiele folgen. Die Bauern waren mit Gewehren versehen. Es kam zu einem Scharmützel, wo sie die Oberhand behielten und hierauf ungehindert fortzogen." „Das Factum — heißt es ferner — ist wahr, obgleich keine von allen tausend Zeitungen seiner gedacht hat." Wenn irgend Etwas die Erbärmlichkeit der früheren Zustände in den deutschen Ländern (in Frankreich noch viel mehr) nachweisen kann, so ist es ohne Zweifel eine solche Thatsache; es wäre wohl wünschenswerth, daß unsere Geschichtskundigen dieselbe in ihrer ganzen Wahrheit zu erforschen suchen möchten.

(Eine geheime Gesellschaft in Afrika.) Ein neuerer Reisender in Afrika (Forbes) gibt einige merkwürdige Details über eine unter den Negern bestehende geheime Gesellschaft, welche die Purra heißt. Ihre Hauptregeln sind gegenseitige Hülfsleistung und das tiefste Geheimniß, so daß, wenn einer von den Eingeweihten auch nur das Mindeste verräth, die Bundesbrüder ihm bis in die entferntesten Gegenden folgen und ihn umbringen. Ohne Zweifel haben die Purra's noch manche andere Regeln, von denen jedoch aus obigem Grunde wenig verlautet. Die Novizen erhalten ein Zeichen, welches ihnen mit einem heißen Eisen eingebrannt wird und von dem unteren Theil des Rückgrats bis zu den Schulterblättern geht. Jede Stadt hat einen Purabusch, und wer zur Zeit einer Versammlung darin versteckt gefunden wird, ist dem sicheren Tode verfallen. Bei solchen Zusammenkünften erscheinen die Aeltesten als Dämonen oder Wilde verkleidet mit furchtbarem Geheul und Verwünschungen, womit sie den Teufel zu citiren glauben. Hierauf folgt ein lärmendes Fest, und das gellende, wahrhaft infernalische Geschrei, welches hier ertönt, flößt dem Uneingeweihten jene mit Schrecken vermischte Neugier ein, die von jeher den Reiz solcher geheimnißvollen Verbrüderungen, von den

Digitized by Google

eleusinischen Mysterien bis zu dem Treubunde und der Gesellschaft des 10. Decembers hinab, gebildet hat.

(Strasburg, 17. Oct.) Auf unserm Theater, das gegenwärtig eines der besten in Frankreich ist, gastirt seit zehn Tagen Levassor aus Paris mit großem Erfolge. Duprez veranstaltet auf morgen ein Conzert. Man wünscht ihn auch auf der Bühne zu hören, was auch wahrscheinlich in den nächsten Tagen geschieht.

(Praktisch.) Bei der Kreisregierung in Brixen (Oesterreich) soll mehreren Personen, die einen Paß zur Vergnügungsreise nach Bayern verlangten, bedeutet worden seyn, daß der österreichische Staat groß genug zu Vergnügungsreisen sey.

Frankfurter Theater.

Wenige von Rossini's Opern haben sich auf dem Repertoir der deutschen Bühnen erhalten. Die süßen Klänge eines Tancred und andere sind dem Modegeschmacke erlegen, oder — den unfügsamen Kehlen unserer deutschen Sänger. Sonst konnten deutsche Kehlen italienische Opern mit Beifall singen. Sind die Kehlen jetzt steifer und unbeugsamer geworden? Nein, aber sonst konnten die deutschen Sänger, wenn auch nicht brillante Coloraturen, doch wenigstens glatte Figuren singen, und diese reichen hin, eine Rossinische Oper angenehm vorzutragen, sobald der Hörer nicht verlangt, daß der Sänger mit brillanten Läufern das erquickende Gefühl, was Herz und Seele bei gutem Gesang fordert, ihm vernichte. Wer sich noch der Zeiten erinnert, wo ein Tancred, Italienerin in Algier, Semiramis, diebische Elster, Moses u. A. neben den guten deutschen kernigen Opern excellirten, wird sich gewiß auch der Sänger erinnern, die in diesen, wie in jenen sich mit Leichtigkeit bewegten. Die Ursache, warum sie dieses konnten, mußte wohl darin liegen, daß sie von Anfang sich mehr der Technik des Gesanges befleißigten, daß sie eine richtige Schule durchmachten, in der ihre Kehle reine Intonation und Biegsamkeit erlernte. Freilich wird diese jetzt als beinahe überflüssig hintenan gesetzt. Gesangmeister, welche Tonbildung lehren, existiren kaum noch, weil sie keine Schüler finden können. Dramatischer Gesang, imponirende Stimmmittel gelten allein, wenngleich auch die Inhaber derselben auch über den geringsten Mordant, den einfachsten Scalentäufer stolpern, und sich gerade durch die vernachlässigte Technik allen Effekt verderben. Wenn nun die wenigen Opern Rossini's, wie Othello, Barbier, Belagerung von Corinth und Tell sich länger auf dem Repertoire erhalten, so liegt solches wohl darin, daß diese Opern weniger Technik verlangen. Ihre Wirkung liegt nicht allein im Bunde mit dieser; ihr dramatischer und musikalischer Werth steht zu hoch, um durch einen verunglückten Läufer in Gefahr gebracht zu werden.

Gehen wir nun zur Beurtheilung der Vorstellung des „Othello" über. Chrudimsky's Othello beginnt eigentlich erst im zweiten Acte. Entrée und Arie hängen zu sehr von richtiger Declamation der Recitative, wie die Arie selbst von leidlicher Technik ab. Das erste Recitativ singt Hr. Chrudimsky mit imponirenden Stimmmitteln, aber mit wenig richtiger Declamation. Es versteht sich von selbst, daß jeder Sänger die schlecht übersetzten Recitative selbst declamatorisch umarbeiten muß; dieses muß aber mit vieler Einsicht geschehen, und nicht zu sehr auf ein Imponiren der Mittel berechnet seyn. In Ch's. Recitativ ist oft zu viel Monotonie, ein Wiederkehren der nämlichen Intervalle. Ich spreche hauptsächlich von seinem Entrée. Mit wohlthuendem Gefühl bemerkten wir dagegen, daß er im zweiten Acte sich frei davon machte. Hier leistete er in jeder Hinsicht Anerkennungswerthes, und der Beifall des Publikums wurde ihm im vollen Maße und mit Recht zu Theil. — Desdemona, Frau Anschütz. Eine Sängerin, die sich im hohen Grade technische Fertigkeit angeeignet, der man selten eine musikalische Unkorrektheit vorwerfen kann, bewährte sie auch heute in vielen Theilen ihren anerkannten Beruf als dramatische Künstlerin. Doch konnten wir heute nicht ganz zu dem Genusse kommen, den ihre Vorzüge verdienen. Wir befürchten, daß es ihr sehr nachtheilig werden dürfte, würde sie ferner in dergleichen Partien ihre schönen aber zarten Stimmmittel forciren. — Hr. Caspari als Rodrigo leistet, was richtigen Gesang und Sicherheit der Intonation anbelangt, gewiß sehr Löbliches. Er würde gewiß einer der besten Rodrigo's seyn, wenn ihm nicht Technik über Alles stände. Ihm können wir nur zurufen: „Weniger Technik und mehr dramatisches Leben!" — Ein Gast, Hr. Beck von Wiesbaden, sang heute für den erkrankten Element die Partie des Jago. Wollen wir von Stimmmitteln sprechen, so können wir des Gastes nur lobend erwähnen. Hr. Beck besitzt eine Stimme, so wohlthuend, so herzerhebend, so voll Kraft und Fülle, daß sie ihm eine schöne Zukunft verspricht, wenn er diese Mittel zu bewältigen versteht. Er hat glücklicher Weise noch nicht das stete widerliche Tremuliren erlernt; dagegen mag ihm ein Piano und Sotto voce sehr zum Studium empfohlen seyn. Wünschenswerth wäre es jedenfalls, Hrn. Beck in einem ferneren Gastspiel beurtheilen zu können. — Hr. Dettmer suchte als Brabantio weniger durch die Stärke seiner Stimme, als durch innigen Vortrag zu erwärmen und leistete sehr Anerkennungswerthes. †

Literatur-Notizen.

Von dem Nationalwerke: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit, mit Biographien und Charakteristiken der Dichter ꝛc.", dessen zweite Auflage beinahe vergriffen ist, bereitet der Herausgeber, Hr. Ignaz Hub, gegenwärtig die dritte vor und erläßt zur möglichsten Vervollständigung derselben in den öffentlichen Blättern einen Aufruf an diejenigen namhafteren deutschen Dichter, welche in den vorhergehenden Auflagen noch nicht vertreten sind, ihm die zur chronologischen Vorführung benöthigten biographischen Angaben, nebst Aufzählung ihrer bisher erschienenen Schriften, sowie auch mit charakteristischen Poesien aus dem klein-epischen Bereiche (Balladen, Romanzen, Erzählungen, Episoden, Rhapsodieen ꝛc.) zu übermitteln. Die Beiträge bittet er, entweder unter der Adresse Wilhelm Creuzbauer'sche Verlagsbuchhandlung in Karlsruhe, oder auf Buchhändlerwege an ihn selbst nach München, Residenzstraße Nro. 23, jedoch wo möglich noch vor Ende laufenden Jahres, einzusenden.

Die Aschaffenburger Studiengenossen, welche von je 5 zu 5 Jahren ein Erinnerungsfest an ihre auf den dortigen Gelehrtenschulen zusammen verlebten Jugendzeit zu begehen pflegen, haben daselbe am 11. und 12. vorigen Septembers auch wieder in geselliger Weise allda gefeiert und dessen Verlauf sowie die dabei gehaltenen Vorträge, Reden und Toaste nunmehr in einem besondern „Album" erscheinen lassen, welches gewiß jedem Theilnehmer an diesem gemüthlichen Feste als freundliches Andenken willkommen seyn wird. *) Unter den beim Festmahle gehaltenen Reden finden wir auch einen von Hrn. Joseph Schmölder, jetzigem Beständer des „Pfälzer Hofes" dahier, als eingeladener Ehrengast debütirten humoristischen Vortrag, der, von heiterster Laune übersprudelnd, mit treffenden Citaten aus alten Classikern gewürzt, die Verdienste eines ächten Weinwirths preiset, welcher den Geist des edlen Sorgenbrechergewächses für zu heilig achtet, um ihn „gemacht", d. h. verfälscht, seinen Gästen vorzusetzen. Dieser Vortrag, gehalten mitten zwischen Reden ernsterer, ja gravitätischer Art, erweckte gerade durch seinen überraschenden Contrast und durch die entsprechende Originalität des humoristischen „Pfälzer Hofraths" allgemeine, unverstimmteste Heiterkeit unter den Festgästen und wurde mit dem rauschendsten Beifalle gekrönt.

*) Von diesem Album sind noch einzelne Exemplare um den Preis von 20 kr. in der Schmerber'schen (Keller) Buchhandlung auf der Zeil zu haben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 22. Oct. Deborah, Volksschauspiel in 4 Abth. von Mosenthal.

Mittwoch, 23. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 253. Mittwoch, den 23. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Pichmann konnte wohl denken, daß diese Insinuationen Hermann mitgetheilt würden. Aber er scheute dieß nicht, denn sie sprachen nur ernster und angelegentlicher aus, was er bald im Scherze, bald im Disputationstone schon öfters laut geäußert hatte; ja der Ausdruck, den er jetzt hineinlegte, muste seine warme, menschliche und priesterliche, Theilnahme an Hermanns Wohle bezeugen. Dieser Ausdruck gewann ihm auch bei beiden Frauen ein dankbares Wohlwollen; doch mißglückte seine Absicht, Hermann den Seinen in ein fremdes, unheimliches Licht zu setzen und dadurch einen Mißklang in seinen engsten Lebenskreis zu bringen, der ihn für das beneidete Uebermaß des Glückes strafen sollte. Zwar wurde Hermanns Mutter wirklich von Zweifeln über das Seelenheil ihres Sohnes ergriffen, aber sie scheute sich, ihm persönlich Vorstellungen zu machen, deren Ausführung sie sich nicht gewachsen fühlte, und bat lieber den Vicar selbst „seiner edlen Sorge einen Weg zu ihres Sohnes Herzen zu bahnen, wo er glaube, daß dieser zu viel auf menschliche Weisheit baue.“ Chlothilde theilte Helenen Pichmanns Aeußerungen mit und war völlig beruhigt, als diese ihr festes Vertrauen auf Hermanns Grundsätze nnd Einsicht aussprach. Helene war übrigens selbst zu arglos, um eine Absichtlichkeit in dem Verfahren des Vicars zu suchen und wuste es ihm vielmehr ebenfalls Dank, daß er von seinem Standpunkte aus um Hermanns Wohl Sorge trug.

Pichmanns lauernder Selbstsucht entgieng ein andrer Vortheil nicht, der ihm durch jene Theilung der Gesellschaft und namentlich auch durch seine besorgte Fürsprache für Hermanns Glück, anfangs ungesucht, in die Hand kam. Er bemerkte, daß Chlothildens Augen ihm freundlicher und lebhafter entgegensahen und daß ihre ganze Aufmerksamkeit an seinen beredten Lippen hieng. Es war ihm an sich nicht so viel daran gelegen, in der weichen Mädchenseele eine Proselyte zu gewinnen, doch reizte ihn in dieser Möglichkeit der Gedanke eines Triumphes über Hermann, wenn er einst wagen dürfte, diesem die Macht seiner Lehre und seiner Persönlichkeit durch ein Hermann so nahe angehendes Beispiel zu beweisen, gleich als einen über den stolzen Philosophen selbst errungenen Sieg. Viel näher aber trat ihm die Hoffnung, eben durch die Macht seiner Persönlichkeit über Chlothilden einen ganz neuen Weg zur Begründung seines Glückes zu gewinnen.

Er verglich und berechnete, was ihm auf diesem Wege als Ersatz anderer Hoffnungen zu Theile werden könnte. Chlothilde stand zwar an Schönheit und an Geist bedeutend hinter Helenen zurück, besaß aber doch Jugendreiz und Seele in hinreichendem Maße, um eines Mannes Sinn und Herz anzusprechen. Namentlich gestand sich Pichmann ein, daß ihre nachgiebige, leicht sich unterordnende Sanftmuth und ihre liebliche Munterkeit Mitgaben waren, die für seine Lebensgefährtin eher paßten, als Helenens selbstbewuste Haltung, vor welcher ihn manchmal ein bedrückendes Gefühl seiner intellectuellen und sittlichen Unklarheit beschlich. Er war zugleich, trotz seiner religiösen Ueberschwänglichkeit, praktisch genug, um für das Gelingen seines neuen Planes auch noch eine andre Mitgabe Chlothildens ins Auge zu fassen: die materielle der reichen Banquierstochter. Er erwog, was diesem Vorhaben im Wege stehn könnte und fand eher ermunternde Vorbedeutungen, als große Hindernisse. Chlothildens Mutter war ihm offenbar günstig gestimmt und Hermann wenigstens nicht geradezu abgeneigt, so verschieden auch unleugbar ihre Naturen und Ansichten waren.

Aber Pichmann setzte nicht leicht Alles auf Eine Karte. Je mehrere Zwecke sich ihm zugleich darboten, je mehrere Windungen und Ausläufer der Weg vor ihm zeigte, desto mehr stimmte die Aufgabe zu der Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit seiner Kräfte, welche dagegen jede Concentration gegen ein einzelnes, in plötzlicher Nähe und Höhe aufsteigendes Hinderniß scheuten. Er liebte kein gewaltsames Entweder-Oder und fand in jener Vielheit der Eventualitäten eine Bürgschaft gegen gänzliches Mißlingen und Erschöpfen seiner Lebensthätigkeit.

Das Auftauchen des neuen Zieles ließ ihn nicht sogleich die alten Pläne und Empfindungen vergessen. Er beschloß noch einen Versuch, bevor er diese ganz in den Hintergrund drängen wollte, um je nach der Entscheidung den neuen Weg entweder aufzugeben, oder in größerer Einigkeit mit sich selbst, mit altem Lieben und Hassen abgefunden, zu verfolgen.

Dieser Liebe und diesem Hasse sollte die Probe gelten; Was für jene Nichts gewann, sättigte diesen doch vielleicht. Wenn es ihm gelänge, Hermann erst aus Helenens täglicher Nähe, dann auch leichter aus ihrem Herzen zu verdrängen! Und wenn dieses auch dann ihm selbst verschlossen bliebe und er müste ihr unendlich reizendes Bild aus seinen Wünschen verbannen: so hätte er denn doch — so sprach er sich selbstbeschönigend vor — dem tugendstolzen Gottesverächter seinen Raub entrissen und eine Seele von der Ansteckung seines Unglaubens errettet! Er verweilte gerne bei dieser Deutung seiner eigenen Vorsätze, die ihm einen Schlaftrunk für sein geheimes Schuldbewustsein darbot. Kein Mensch ist so stark im Bösen, daß er die wache, deutliche Gegenwart seiner Schuld lange aushielte, ohne dadurch verzehrt zu werden.

Wie zufällig traf er einige Male Helene allein in ihrer Wohnung und lekete seine Zwecke durch unbefangenes Gespräch ein. Er nahm leicht wahr, daß er bei Helenen nicht versuchen durfte, Hermanns Grundsätze und Religiosität zu verdächtigen und sich

Digitized by Google

dadurch als schützender Seelsorger darzustellen. Helene war, das sah er ein, auf dieser Seite theils durch ihre natürliche und anerzogene geistige Richtung, theils durch ihren Glauben an Hermanns Denkweise und hohe Reinheit gesichert. Diesen Glauben aber galt es zu untergraben, Hermanns Leben — die Praxis statt der Theorie — muste Helenen zum Gegenstande des Zweifels werden. Dazu bedurfte er Kenntniß von Hermanns Vergangenheit.

Zu diesem Zwecke forschte er vorsichtig bei Hermanns Angehörigen nach den Einzelheiten seines bisherigen Lebens, ein freundlicheres Interesse heuchelnd, als das ihn wirklich zu seinen Fragen trieb. Da er hier zwar den erwünschten Stoff nicht fand, aber doch eine leise Andeutung über Hermanns Herzensschicksale; so setzte er andre Federn in Bewegung. Seine ausgebreiteten Bekanntschaften von der Universität her, sowie später in geistlichen Verbrüderungen gewonnene verschafften ihm einige Kunde aus Hermanns Vaterstadt über sein Verhältniß zu Agathen und deren letztes Schicksal.

Erst nach Agathens Tode und nach der Entfernung Hermanns und seiner Familie waren aus Josephinens elterlichem Hause einige Aeußerungen in Umlauf gekommen, welche eine Beziehung Hermanns zu Agathens Entfernung und Tode, doch nur unbestimmt welche, vermuthen ließen. Das Gerücht war um so aufgelegter gewesen, Variationen zu erfinden, weil kurze Zeit nach Agathens Tode ihre Mutter nicht bloß ihr bisheriges genußsüchtiges Treiben aufgegeben hatte, sondern auch in tiefen Trübsinn verfallen war. Von dieser wurden mehrerlei Aeußerungen berichtet, wie „daß ihr Leben der Strafe Gottes verfallen sei, weil ihre Tochter das in ihre Seele gethane Gelübde gebrochen habe"; dann auch widersprechende Klagen, bald „daß sie selbst die Schuld an ihrem Unglücke und an ihres Kindes Tode trage", bald „daß ein Mann das von Agathen gebrochene Gelübde vor Gott zu verantworten habe". Diese letzte Aeußerung wurde mit den Umständen kombiniert, daß Agathe kurz nach Hermanns angeblichem Abgange auf eine Universität ebenfalls verschwunden und daß Hermann erst nach ihrem Tode in seiner Heimat wieder sichtbar geworden war. Indessen wurde von Einigen behauptet, unter jenem Manne sei Pater Euphemius, Agathens Beichtvater, zu verstehn.

Pichmann nahm mit Begierde aus diesen Berichten, Was ihm am Tauglichsten erschien und deßhalb von ihm selbst am Liebsten geglaubt wurde. Er benutzte die erste Stunde, in welcher er wieder Gelegenheit zu ungestörtem Gespräche mit Helenen fand, um ihr mit scheinbarer Ungläubigkeit nnd Entrüstung über die Verleumder zu erzählen: Aus „ihres gemeinsamen Freundes" Vaterstadt sei ihm das Gerücht zugekommen, dieser habe ein edles, reizendes, ihn nur allzu heiß und treu liebendes Mädchen zu Apostasie und Gelübdebruch verleitet und entführt, später aber treulos verlassen und dem Tode am gebrochenen Herzen zur Beute gegeben.

Diese Anklage hatte der Vicar nur mit einigen kurzen Worten eingeleitet und dadurch, seinem Wunsche gemäß, ihren Eindruck verstärkt. Helene starrte ihn sprachlos an, wie wenn sie noch auf die furchtbare Kunde horchte. Erst als er nach einer Pause hinzusetzte: „Ich bin weit entfernt, diese schwere Anklage zu glauben, aber — ich möchte doch wissen, welche Thatsache ihr zu Grunde liegt", brach sie in die Worte aus: „Ich bin seiner Seele gewiß, wie der meinen! Er sollte ein Wesen zu Bösem verleiten und treulos verlassen — nicht möglich! Was auch die Grundlage dieses Gerüchtes sei, niedere Menschen haben ihn entweder nicht verstanden oder böswillig verleumdet."

„Es liebt die Welt, das Heilige zu schwärzen", deklamierte Pichmann achselzuckend und überließ Helene ihrer Aufregung, indem er in das Schulzimmer ihres Vaters hinübergieng, als liege dort der eigentliche Zweck seines heutigen Besuches. Er war nahe daran, sein Verfahren zu bereuen, weil er Hermann um Helenens Empfindung, um den Ausdruck ihrer Liebe und Verehrung beneidete, welche die Anklage erst recht wach gerufen zu haben schien.

Er hatte einen Keim schmerzlicher Unruhe in Helenens Herz gesenkt, aber ohne die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Helene glaubte nichts Böses von Hermann, wohl aber, daß er geliebt habe. Zum ersten Male sagte sie sich: mit welcher Gewalt dieser Mann, längst bevor er sie kannte und als sie noch Kind war, die ausgezeichnetsten Frauen in seinen Umgangskreisen möge angezogen haben. Sie gewahrte mit Schrecken ihre Eifersucht und dadurch erst die ganze Fülle ihrer Liebe zu Hermann. Sie rief sich zwar zahlreiche Beweise seiner Achtung und Zuneigung für sie ins Gedächtniß, aber an seine Liebe wagte sie noch nicht zu glauben. Sie warf sich vor, allzu rückhaltlos sich an den fremden Mann angeschlossen zu haben. Aber er war ihr ja schon vor der ersten persönlichen Begegnung kein Fremder mehr gewesen und hatte ihr von Anfange an Theil gegönnt an seinem höchsten Dichten und Trachten. Doch sein freundlich belehrendes Gespräch galt wohl nur der wißbegierigen Hörerinn, war mehr ein Zeugniß seiner Humanität, als seines Herzenszuges zu einer gleichgestimmten Seele? Freilich aber jener Augenblick, als er das Wort ihres Herzens in sein Herz und Gedächtniß aufgenommen und in sinniger Verknüpfung ausgesprochen, als er dabei mit tiefbeseeltem Blicke ihre Hand ergriffen hatte: das war nicht bloße Freude an der Lernenden, es war die anerkennende Begrüßung der Geistesverwandten, es war vielleicht der Aufblitz seiner Liebe zu ihr!

Sie gerieth in ungewohntes Hangen und Bangen; ihr früheres Kraftgefühl und Selbstvertrauen kam ihr kindisch vor, sie zweifelte jetzt mehr an ihrem Werthe, zumal für den so hochstehenden, gewiß schon vielgeliebten, vielleicht noch von einer fremden Liebe erfüllten Mann. Wenn sie nur die Vergangenheit seines Herzens erführe! Doch sie durfte Niemand, auch nicht Chlothilde, darnach fragen; Kundschaften war ihrer und Hermanns unwürdig. Aber ihr Herz und ihr Benehmen wollte sie fortan vorsichtiger überwachen.

Um ihrer Bewegung Herr zu werden und sie vor ihrem Vater zu verbergen, las sie diesen Tag über viel und gieng am Abend in beruhigterer Stimmung mit Jenem in das befreundete Haus. Sie fand dort Anlaß genug, ihre Fassung und die Durchführung ihres Vorsatzes zu erproben. Der Zufall wollte es, daß dieser Abend minder von gedankenvollem Gespräche, als von lyrischen Tönen der Künste erfüllt war. Chlothilde spielte viel Klavier und Hermann sang, was er seltener in Gesellschaft that, so sehr ihm für seine Person der Gesang tägliches Bedürfniß war. Er sang namentlich, von der Schwester Spiel begleitet, Uhlands Ballade „des Goldschmidts Töchterlein" nach Löwes Tonsetzung. Als er die Worte sang „Helene süß, Helene mein!", blieben seine Augen auf die Noten gesenkt, auch Helene wagte nicht, die ihren aufzuschlagen; aber der jubelnde Ausdruck der belohnten Liebe in seiner Stimme drang tief in ihr Herz voll Hoffens und Zweifelns.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Vom Krankenbett Heinrich Heine's.

Sie kommen von Paris; wie geht es Heinrich Heine'n? — So höre ich schon im voraus bei meiner Rückkehr nach Deutschland meine Bekannten fragen, welche wissen, daß ich mit Liebe und Verehrung an dem kranken Dichter hänge, und daß ich in

Digitized by Google

der Rue d'Amsterdam Nummer 50 kein Fremdling bin. Es ist keine Frage mehr darüber in Deutschland, daß es einer seiner größten Dichter ist, der dort auf einem schmerzvollen Krankenlager hinsiecht, und immer klarer aus den wogenden Nebeln tritt seine große Gestalt an das öffentliche Bewußtseyn. Auch ist der Fragen kein Ende: Ist er verloren? Wird er wieder aufkommen? Ist es wahr, daß er fromm geworden? Schreibt er noch und haben wir noch etwas Bedeutendes von ihm zu erwarten? Ich ziehe es vor, Dasjenige, was ich den Fragenden einzeln sagen würde, heute schriftlich zusammenzufassen. Ich thue es um so lieber, als ich mich in der Lage fühle, manchen unwahren Behauptungen entgegenzutreten, die in letzter Zeit über Heine gang und gäbe geworden sind. Nach seinem Tode freilich werde ich mehr über ihn zu sagen haben, und mehr sagen können.

Ja, in der That, es ist ein schrecklicher, ein entsetzensvoller Zustand, in welchem sich Heine befindet. Die Paralysie hat innerhalb eines Jahres, wenn auch keine Fortschritte gemacht, doch keine Linderung erfahren. Unfähig, sich zu erheben, ja kaum fähig, sich umzuwenden, liegt er nun fast zwei Jahre schon an sein Bett gebunden und hat — er, der Poet — seit zwei Jahren schon keinen Baum, kein Stück blauen Himmels gesehen! Das linke Auge ist geschlossen, das rechte hat nur einen Schein des Lichts und kann die Helle des Tages nicht vertragen. Furchtbare Schmerzen stören seine Nächte und nur die Morphine schafft ihm Erleichterung. Die Hoffnung einer Genesung ist längst aufgegeben und auch er macht sich keine Illusionen darüber, daß dieser Zustand anders als mit dem Tode endigen würde. Er spricht davon mit der außerordentlichsten Ruhe und Fassung.

In letzter Zeit hat sich allgemein das Gerücht verbreitet, Heine sey fromm geworden. „Er bereut, er thut Buße, er wird ein St.-Magdalenus", hieß es da und dort. Ich hörte dieß mit großer Bestürzung, denn ich schloß daraus auf eine bedeutende Verschlimmerung seines Zustandes, auf einen Collapsus seiner Geistesthätigkeit. Wahrlich, Die sind nie in seine Nähe gekommen, welche diese Nachrichten zuerst unter das Publikum brachten, und wenn die ganze Erzählung keine Erfindung jener wohlorganisirten Propaganda der Verläumdung ist, welche sich's früher zum Zweck machte, Heine als Wüstling, als Frevler und Lieblingssohn Belials zu signalisiren, so weiß ich nicht, was sie bedeuten soll. Heine erträgt sein ungeheures Leiden ganz ohne Beistand irgend welcher Heiligen durch die volle Geisteskraft des freien Menschen. So weit er davon entfernt ist, sich für einen Sünder zu halten, so weit ist er auch von jeder Bußtagsstimmung entfernt. Er weiß wohl, daß er nichts zu bereuen hat, er, der wie ein Kind sich an allem Schönen erfreute, allen Schmetterlingen nachlief, die schönsten Blumen am Wege fand, er, dessen ganzes Leben ein schöner Feiertag gewesen. Es mag überhaupt schwer seyn, sein Leben zu bereuen, wenn man eben durch dieses Leben zu einem der größten Poeten seiner Nation herangereift ist.

Wenn Heine sich in letzter Zeit vielleicht mehr als sonst in einer religiösen Stimmung behagte, so war es eine solche, welche nie die Farbe irgend einer Confession annahm. Ich darf wohl auch hinzufügen, daß er sich oft religiös nannte, aus Widerspruchsgeist und aus Antipathie gegen eine gewisse Clique, welche sich offen als Atheisten ankündigte und in dieser sonoren Bezeichnung eine terrorisirende Bedeutung suchte.

Weit empfindlicher als diese und andere Insinuationen sind für den kranken Dichter die materiellen Stöße gewesen, die seine ökonomischen Verhältnisse durch gewisse Spekulanten erlitten, welche die Leichtgläubigkeit und die Phantasie des Poeten benutzten, um ihn in Spekulationen hineinzuziehen, bei denen er einen großen Theil des Vermögens einbüßte, das er sich als deutscher Schriftsteller mühsam erworben. Freunde Heine's sind empört über manche dieser Individuen und dringen in ihn, gegen sie aufzutreten und sie in ihrer Charakteristik auch dem größern Publikum bekannt zu machen. Heine ist sich selbst und uns diese Genugthuung schuldig, er wird auch dadurch manche Andere versöhnen, die ihm nicht die vornehme Art verzeihen, mit welcher er die anständigsten Notabilitäten der Schriftstellerei und des Patriotismus ablehnte, während er sich in der Gesellschaft irgend eines Abenteurers gefiel, dessen diplomatische Wichtigkeit in einem subalternen Spürhundstalente bestand, und der die Kunst besaß, unter der Aegide Heine'scher Gönnerschaft und einiger goldgestickten Westen die hiesigen deutschen Literaten zu blenden und zu allerlei Reclamen für seine Schwindeleien zu benutzen. Solche Figuren, vielleicht mehr lächerlich als verächtlich, haben immer für humoristische Dichter ein großes Interesse gehabt, und übten diese Anziehungskraft nicht bloß bei Dichtern, die sie für ihre Schriften ausbeuten wollten, sondern überhaupt bei allen genialen Naturen in der Periode des jugendlichen Uebermuthes. Es ist vielleicht sogar ein aristokratischer Zug im Charakter des Prinzen Heinz, daß er mit Sir John Falstaff und seinen Spießgesellen so gern verkehrte, obgleich letztere in der plumpen Manier ihrer rohen Zeit auf freier Landstraße, und nicht nach der feinern Art eines erleuchteten Gaslichtjahrhunderts in dem eleganten Comptoir einer Actiengesellschaft ihre Streiche ausführten. An Aufschneidereien und Lügen mochte Heine's moderner Sir John, zukünftiger Ritter mehrerer Orden, dem ältern, dem Geliebten der Fräulein Dortchen Lackenreißer, nicht nachgestanden haben, und Heine könnte uns eine Schnapphahnskyade schreiben, die den Gaunerromanen von Mendoza, Smollet und Dickens an Laune und Wahrheit gleichkommen dürfte. Das Studium dazu hat unserm Freunde Geld genug gekostet.

Man wird mich nun fragen, ob Heine wirklich noch schreibt. Ja, er schreibt, er schafft, er dichtet fortwährend; vielleicht war er in seinem ganzen Leben nicht so thätig, als eben jetzt! Mehrere Stunden täglich ist er mit der Composition seiner Memoiren beschäftigt, die unter der Hand seines Sekretärs emporwachsen. Noch immer gleicht sein Gemüth in seiner wunderbaren Jugend und Frische jenen phantastischen Ballnächten von Paris, die unter freiem Himmel ihr unendliches Leben entfalten.

Da rauscht es von Tanz und Musik, da wogen die lieblichsten und groteskesten Gestalten! Da gibt es verschwiegene Lauben für glückliche und unglückliche Thränen und beleuchtete Plätze voll grellen, frechen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf und fliegt in Millionen Sternen auseinander; eine unendliche Verschwendung von Witz, Feuer, Poesie, Leidenschaft entzündet sich und läßt die Welt bald im grünen, bald im purpurenen Licht erscheinen, bis dann wieder die klaren, silbernen Sterne hervortreten und uns mit unendlicher Freudigkeit und dem stillen Bewußtseyn der Lebensschönheit erfüllen. Ja, Heine lebt und schreibt noch immer. Sein Leib ist gebrochen, nicht sein Geist, der sich auf dem Krankenbett bis zu prometheuscher Kraft und prometheuschem Uebermuth erhebt. Sein Arm ist lahm, nicht seine Satyre, die noch immer in ihrer sammtenen Pfote das furchtbare Messer führt, das so manchen Marsyas bei lebendigem Leibe geschunden; sein Körper ist abgemagert, aber nicht die Grazie in jeglicher Bewegung seines ewig jungen Geistes. Nebst den Memoiren ist ein ganzer Band von Gedichten in den letzten zwei Jahren fertig geworden. Sie werden erst nach dem Tode des Dichters erscheinen; vorerst kann ich aber sagen, daß sie alle wunderbaren Gaben, durch welche seine frühern Bände glänzen, in vollster Potenz vereinigt enthalten. So kämpft mit allen Waffen des Geistes aufrecht, nie verzagend in den gräßlichsten Schmerzen, nie zu Thränen sich erniedrigend, dem Furchtbarsten trotzend, ein außerordentlicher Mensch gegen ein furchtbares Verhängniß. Man lächle nur! Mir ist's vor diesem Krankenlager, als sähe ich in eherne Ketten geschmiedet, vom Geier gemartert, doch unverzagt dem Schicksale trotzend, den Dulder des Kaukasus vor mir, der auch ein Buo-

Digitized by Google

ner von Menschen war und der, einsam am Meeresstrande ausgesetzt, von Meergöttinnen, den Dichtergebilden des Meeres, getröstet wurde. Ja, Dieß ist das Kranken- und Sterbelager eines großen und freien Menschen, und ihm nahe getreten zu seyn, ist nicht nur ein großes Glück, es ist auch eine große Belehrung.

Paris, im Sept. 1850. Alfred Meißner.

Frankfurter Theater.

Wenn die neue Einstudirung des alten Abbe de l'Epée gezeigt hat, daß Einfachheit und Wahrheit nie veralten und daß Edles und Schönes nie aufhören, Sympathieen zu erwecken, so hat sich dieß nicht minder bei der neuerlich wieder in Scene gegangenen „Schweizerfamilie" bewährt. So verwöhnt und übersättigt das heutige Publikum immerhin seyn mag, diese schönen und rührenden Klänge, diese lieblichen und ergreifenden Melodien, diese Anmuth und Innigkeit der Empfindungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Was aus dem Herzen kommt, das dringt zum Herzen, und was aus dem lautern Brunnen des Lebens geschöpft worden, das hört nie auf zu erquicken und zu beleben. Der poetische Eindruck, den diese Schweizerfamilie hervordringt, ist eben so wohlthuend, als bewältigend, eben so geisterhebend, als labend für das Herz. Ein durch seine Einfachheit und Natur wahrhaft ausgezeichneter Text geht hier mit einer gleich vortrefflichen Composition Hand in Hand und so hat sich ein Meisterwerk gestaltet, dem kein fühlendes Gemüth, kein sinniger Freund des Schönen seine Huldigung versagen wird. Solche Schöpfungen der wahren Kunst sind aber nicht nur in ästhetischer, sondern auch in moralischer Beziehung hoch zu achten, indem sie eben so sehr den Geschmack bilden, als das Herz veredeln. Unsere neuern Componisten sollten Werke dieser Art recht fleißig studieren, denn es ist gewiß, daß die neuere Schule der großartigen Effekte und Ueberbietungen sich überlebt hat und daß wir zur alten Einfachheit und Herzinnigkeit zurückkehren müssen, ohne darum die Fortschritte, die wir theilweise und besonders hinsichtlich der Form gewonnen haben, unbenutzt zu lassen. — Die neu einstudirte Schweizerfamilie mußte um so mehr ansprechen, als die Aufführung eine sehr abgerundete war. Frau Anschütz-Capitain [illegible] eine Emmeline, wie sie wohl in solcher Vollendung nicht leicht [illegible] werden dürfte. Da ist Alles, im Gesang, wie im Spiel, [illegible]sausdruck, wie in der äußerlichen Erscheinung, die reinste Lyrik, die ungetrübteste Poesie; da durchdringen sich Kunst und Natur so innig, daß man Täuschung und Wirklichkeit nicht mehr zu unterscheiden vermag und daß die Kritik verstummen muß. Ueber diese vortreffliche Leistung herrscht gewiß nur eine Stimme und wurde sie auch durch jenen Beifall anerkannt, den man unwillkürlich und aus innerster freudigster Ueberzeugung spendet. — Würdig stand ihr der Richard Boll unseres wackern Dettmer zur Seite. Auch er wußte durch den Ausdruck wahrer Empfindung zu ergreifen und zu rühren, den innig liebenden Vater und Freund meisterhaft darzustellen und seinen Gesang so warm und innig ausströmen zu lassen, daß man fühlte, wie tief er selber von der Schönheit seiner Rolle durchdrungen war. — Die Herren Chrudimsky (Jakob Friburg) und Clement (Graf Wallstein) waren gleichfalls im Sinne der Dichtung wie der Composition und fanden wohlverdienten Beifall. — Hr. Hassel (Durmann), Frau Röhrig (Boll's Frau) und Hr. Meinhold (Paul) trugen zur Abrundung der Vorstellung bei; Letzterer hätte indessen die Charakteristik der darzustellenden Rolle den Effekten des Komikers weniger unterordnen dürfen. So wird dieß neu einstudirte Tonwerk als eine höchst dankenswerthe Bereicherung unseres so mannichfaltigen Opernrepertoirs entgegengenommen werden. — Zum ersten Male sahen wir am 21. Oct ein 2aktiges Lustspiel von Tenelli: „Er muß nach Magdeburg", — eine recht unterhaltende Kleinigkeit, die man bei guter Aufführung einmal mit Vergnügen ansehen kann und die auch bei uns eine beifällige Aufnahme fand.

W.

Korrespondenz.

Köln, 20. October.

Hier in Köln wurden zwei Vereine für Junggesellen, einer und zwar der erste von dem Kaplan zu St. Cunibert, Hrn. Zaun, und der andere vom Domvicar Hrn. Kolping errichtet. Daß solche Junggesellen-Vereine, die bei uns bereits zusammen gegen 800 Mitglieder zählen mögen, einen großen Nutzen zu stiften im Stande sind, indem sie angehende Lehrlinge, Handwerker u. dgl. mit Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten und das Herz bilden, liegt auf der Hand, und daß dasselbe auch wirklich geschieht, davon haben wir uns im Vereine des Hrn. Zaun persönlich überzeugt — Der Vicar Kolping kündigt eine Zeitung: „Rheinisches Kirchenblatt", an, die kirchliche, sociale und den Verein betreffende Fragen löst und in diesem Monate bereits ausgegeben werden soll. Das Unternehmen tritt zu früh ins Leben, als daß man ihm jetzt schon ein günstiges Prognosticon stellen könnte; es müßten erst mehrere gleichartige Vereine errichtet seyn, dann würde die Theilnahme das Erscheinen der Zeitung weniger in Frage stellen; der ehemalige „Nathanael" weiß davon zu erzählen.

Literatur.

Je tiefer unsere heutige volksmedizinische Literatur gesunken ist, um so mehr Freude muß das Erscheinen einer populären Schrift erregen, welche in ihrer ganzen Haltung wie in ihrem Inhalt die größte Anerkennung verdient und in gebildeten Kreisen manchen Nutzen zu stiften geeignet ist. Wir meinen das so eben erschienene einleitende erste Bändchen von Dr. Joseph Wallach's Diätetik oder Gesundheitslehre für Gebildete (Pforzheim, Flammer und Hoffmann), welches in einer edeln Sprache den Bau des menschlichen Körpers und die Verrichtungen seiner einzelnen Theile entwickelt, dem ganzen Geiste unserer Zeit gemäß aber die Diätetik nicht als Sache des Einzelnen, sondern in ihren socialen Beziehungen betrachtet. Durch die mit großem Fleiße gesammelten statistischen Belege hat die Schrift auch für Fachmänner ihren Werth.

Erstes Abonnements-Konzert des Cäcilien-Vereins.

Zur Erinnerung an Joh. Seb. Bach.

(Donnerstag, den 24. Oct., im Vereinslokale, Loge Sokrates, Döngesgasse.)

1) Zwei vierstimmige Choräle:
   a) Aus tief r Noth ꝛc.
   b) Schmücke dich, o liebe Seele.
2) Vier Sätze aus der „Hohen Messe" in H moll.
3) Cantate: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit".
4) Konzert für drei Klaviere in D moll.
5) Arie für Alt aus der Passion.
6) Achtstimmige Motette: „Fürchte dich nicht".

Sämmtliche Nummern von J. S. Bach.

Anfang 7 Uhr.

Eintrittskarten zu fl. 1. 30 kr. bei Hrn. André, Haus Mozart, Zeil.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Oct. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Albert Lortzing.

Donnerstag, 24. Oct. Minister und Seidenhändler, oder: Die Kunst, Verschwörungen zu leiten, Lustspiel in 5 Abth. Vorher: Einer muß heirathen! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge von Aler. Wilhelmi.

Freitag, 25. Oct. (Zum Vortheil der Theater-Pensionsanstalt und zum ersten Male): Der Brockenstrauß, dramatischer Scherz in 1 Akt von G. zu Putlitz. Hierauf: Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akten von Bellini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: L. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 254. Donnerstag, den 24. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Zum Glücke für Helenens Vorsatz, den sie nun unbefangener und unbemerkter verfolgen konnte, erschienen neue Ankömmlinge in Hermanns häuslichem Kreise.

Herr von Hovede und seine Schwester Bertha bezogen seit mehreren Jahren zum ersten Male wieder ihr Stammschloß, um die schöne Jahreszeit darin zuzubringen. Hovede besuchte sogleich nach seiner Ankunft Hermann und war sehr vergnügt, in dem früher öden Hause eine kleine Gesellschaft versammelt zu finden, deren Haltung und Bildung eine geistige Würze in den ihm und seiner Schwester ungewohnten Landaufenthalt zu bringen versprach. Hermann erwiederte alsbald die Aufmerksamkeit seines Besuches, nach Kurzem wurden auch die Frauen einander bekannt, und bald waren die Geschwister in der kleinen haute volée von Rodenberg einheimisch. Hovedes feiner Takt erinnerte Meinert und Pichmann in keiner Weise daran, daß ihre Stellen unter seinem Patronate standen; und als sich Hermann scherzend seinen und seiner Schwester Lehensmann nannte, sprachen ihm Beide in ungezwungener und sehr verbindlicher Weise ihre größere Verpflichtung gegen ihn aus. Der beginnende Frühling und die Gastfreundlichkeit der Bewohner ermunterten die Gesellschaft häufig, die reizende Waldpartie nach Schloß Hovede zu machen. Jedoch blieb Hermanns Haus ihr Centralpunkt, und seine Mutter behielt als die einzige Matrone des Kreises das Vorrecht des Präsidiums bei allen geselligen Anordnungen.

Hermann wurde bald mit Hovede näher bekannt, in M. waren ihre Berührungen nur oberflächliche gewesen. Hovede trat mit seinen Lebensansichten und Maximen — Grundsätze nannte er selbst die Wegweiser an seinen Lebenspfaden nicht — ziemlich offenherzig hervor, obschon ihr Inhalt in mehrfacher Hinsicht eher lebenskluge Zurückhaltung erheischte.

„Die Mehrheit der Menschen — sagte er zu Hermann — besteht aus Nullen im Dienste weniger Ziffern, und so wird es ewig bleiben. Nur in der zählenden Minderheit wohnen die Weltgeister, aber auch dort in zahllosen Rangstufen und in ewigem Wettkampfe untereinander, Wer den Andern am Besten benutzen werde. Wer die Mittel hat und die Kunst versteht, seine Nachbarziffern durch luftige Nahrung der Eitelkeit oder durch materiellere Abfütterung zu Nullen abzurunden, erweitert seine Domäne und vermehrt das Gewicht seines Ichs in dem großen Wagschalenspiele des Lebens."

„Wie aber nun — entgegnete Hermann —, wenn die Gegenstände dieser nachbarlichen Gastfreundlichkeit „die Absicht merken und verstimmt werden""? Oder, noch schlimmer, wenn sie sich nicht erzürnt abwenden, sondern mit gleich freundlichen Absichten einen verdeckteren und siegreicheren Kampf gegen Ihr geprelltes Ich ausfechten?"

„In jedem Falle sage ich dann, in mein Schicksal ergeben: Allah ist groß und hat mir Recht widerfahren lassen, denn meine Absicht wog der meines Nachbars gleich, und seine Klugheit bewies ihr größeres Recht durch die That."

„Demnach leben Sie in einem beständigen Kriegszustande, der nie das Gefühl der Sicherheit aufkommen läßt."

„Doch nicht. Allerdings glaube ich, daß die ganze Welt durch die Selbstsorge ihrer Individuen besteht, und daß jedes Selbst bei dieser Sorge mit einem zweiten feindlich zusammenstoßen kann. Ohne diese Stöße würde das große Triebwerk einrosten. Aber ich setze an die Stelle des Wettkampfes einen contrat social, sobald die Begegnenden einander als ebenbürtig erkennen und dann erstens ihre Waffen, statt sie gegen einander zu messen, als Verbündete gegen gemeinsame Gegner gebrauchen; zweitens für alle ihre guten Gaben einen friedlichen Tauschvertrag zu wechselseitigem Vortheil und Behagen schließen, aber nie auf Lebenszeit; ruhig geschlossen, werde er zur rechten Stunde ruhig gelöst, ohne Groll, wie ohne allzuvielen Dank."

„Dieser Vertrag ist kalt, wie eine Cursberechnung. Bedarf denn aber Ihr Egoismus nicht eines wärmeren Lebensstoffes, bedarf er nicht der Liebe, um wirkliches Glück zu gewinnen?"

„Ich bitte, einmal für allemal davon Akt zu nehmen, daß ich kein Glück an das Leben verlange, weil aus diesem Verlangen allein alles Unglück herrührt; der höchste Ton meiner Scala heißt Behagen. Aehnlich verhält es sich mit meinen Ansprüchen auf Liebe, versteht sich, im allgemein menschlichen Sinne. Ich verzichte auf sie wegen ihrer Kehrseite, des Hasses. Wenigstens mein Herz würde durch die selbe Passivität, welche es der schönen Gewalt der Liebe überlieferte, schutzlos auch der gleich großen des Hasses preisgegeben sein. Ueberdas verträgt eben das Behagen meiner Natur nicht allzu viele Grade über dem Gefrierpunkte, gleichviel, welchen Charakter die Temperatur trage."

„Und das Gute und das Böse — —"

„Sind landübliche Benennungen für das Zweckmäßige und Unzweckmäßige. Unbedingt ist nur die Welt im Ganzen, also Nichts in ihr. Auch in meinem Katechismus beginnt jedes Gebot oder Verbot mit wenn, und nicht einmal mit weil, damit nicht über Nacht mit der vorausgesetzten Unvergänglichkeit der Prämisse auch die Folgerung in einem jener Thauwetter zerschmelze, welche von Zeit zu Zeit selbst die starrsten Positionen in ganzen Reihen niederstrecken."

Hovedes folgerechter Egoismus und seine damit zusammenhangende Geringschätzung nicht bloß der bisherigen Menschheit, sondern der ganzen Menschennatur, die er so naiv im Gespräche entwickelte, traten so wenig in seinem sonstigen Benehmen hervor, daß Hermann anfangs nur theoretische Capricen darinn ver-

Digitized by Google

muthete. Hovede schien mehr sich dem Geschmacke und dem Behagen der Gesellschaft unterzuordnen, als diese nach dem seinen modeln zu wollen. Seine Haltung hatte bei dieser Biegsamkeit auch eine sichere Ruhe, welche sympathetisch auf die Umgebung wirkte.

Hovedes Schilderungen aus den Zonen der Gesellschaft, in welchen er bis hierher vorzugsweise gelebt hatte, erklärten Hermann einigermaßen, wie seine Lebensansichten sich in dieser Weise ausgebildet hatten. Nur seine Kindheit hatte er in Schloß Hovede verlebt, wo in ländlicher Umgebung die Individuen auch der unter ihm stehenden Menschenklassen näher in seinen Gesichtskreis traten und selbst die geringsten unter ihnen einige Bedeutung gewannen. Diese Eindrücke waren bald verwischt worden. Sein vortrefflicher und wahrhaft menschenfreundlicher Vater, der diese kleine Welt liebte und mit altherkömmlicher Patriarchie darinn waltete, war früh gestorben, nur kurze Zeit von seiner Gattin überlebt, und so waren die beiden Geschwister unter der Obhut von Vormündern in der großen Welt erzogen worden. Der junge Hovede war bereits einige Jahre früher in eine militärische Bildungsanstalt in der Residenz eingetreten und hatte dort zuerst gelernt, die Menschen nach Numern zu zählen. Bertha war damals noch ein ganz kleines Kind gewesen. Jetzt hatte sie das zwanzigste Jahr kaum überschritten, während ihr Bruder schon fast in der Mitte zwischen dreißig und vierzig Jahren stand, ungefähr in gleichem Alter mit Hermann, aber viel älter aussehend, als dieser.

Hovede war in der Folge in die ihm vorgezeichnete militärische Laufbahn eingetreten und Officier geworden, aber bald wieder ausgetreten, durch die Leere und Langeweile des bewaffneten Friedens vertrieben. Er hatte als Vorwand zu diesem Schritte die Nothwendigkeit genommen, die Verwaltung seines Erbgutes persönlich zu überwachen, sich aber darnach begnügt, das landwirthschaftliche und das besonders bedeutende forstwirthschaftliche Zubehör von Schloß Hovede einige Wochen lange in Gesellschaft seines Oberverwalters, eines zuverlässigen Praktikers, näher zu besichtigen und später diesen Besuch in gewissen Zwischenräumen zu wiederholen. Eine Zeit lange hatte er auch die Freuden des Hoflebens gekostet, war aber auch ihrer bald satt geworden, da er trotz der vielen Nullitäten, die er dort fand, von Instanzen abhängig blieb, die meistens selbst in diese Kategorie gehörten. Seitdem hatte er die Residenz verlassen, mehrere Reisen gemacht, sich unter der Aristokratie aller Nuancen umhergetrieben und endlich seit wenigen Jahren in einer großen Stadt mit seiner Schwester ein eigenes Haus eingerichtet.

Hermann konnte nicht umhin, Hovedes ausgebildeten und unverhohlenen Egoismus mit seinem eigenen, wie er ihn besonders für seine frühere Zeit eingestand, zu vergleichen. Aber er glaubte, mit aller Unparteilichkeit den Vergleich zu seinem Vortheile deuten zu dürfen.

Hovede war ohne Zusammenhang des Herzens mit der ganzen Menschheit und hatte sowohl die Verwirklichung ihres Ideals in einer sporadischen Minderheit, als noch mehr ihre geistige und sittliche Entwickelung der Breite nach für immer aufgegeben. Hermann dagegen hatte zwar oft die Menschen im Einzelnen aufgegeben, hielt aber jenen Glauben an den Fortschritt der Gattung fest aus eigenem Bewußtsein der höheren Menschlichkeit, sowie von Beobachtungen der Vergangenheit und der Gegenwart geleitet. Wann der Gesichtskreis der Forderungen, die er an die Zukunft der Menschheit stellen zu müssen glaubte, sich in beängstigende Unendlichkeit ausdehnte; so ermuthigte er sich wieder durch Rückblicke auf die zurückgelegten Stufen und auf die zum Gemeinbesitze von Millionen gewordenen Errungenschaften der Heroen der Bildung.

Hovede sah in jedem Menschen nur das Werkzeug des andern, der ihn zu handhaben verstand und hielt sich selbst zwar nicht hochmüthig über dieses allgemeine Loos erhaben, erkannte aber nur die Superiorität geschickterer und glücklicherer Egoisten an. Hermann entschuldigte ihn damit, daß er überall, wenigstens eine Zeit lange, Personen des gewünschten Niveaus gefunden habe und gerade dadurch von näherer Berührung mit Menschen von selbstständigem Seelenadel ferne geblieben sei. Er verhehlte nun sich selbst den Vorwurf nicht, daß es ihm früher schwer gefallen sei, Menschen mit selbstständigen Kräften und Schwächen in seiner nächsten Nähe zu dulden; aber Was er gesucht hatte, waren noch viel weniger passiv von ihm abhangende Menschen, vielmehr seinem Ideale, zu dem er selbst demüthig aufsah, entsprechende. Er erinnerte sich wohl, daß ihm Arthur einst vorgeworfen hatte, er wolle die Menschen zu „Statisten seiner Welt" machen. „Aber — sagte er zu sich — meine Ungerechtigkeit entsprang nicht aus niedrer Selbstsucht, sondern aus heiliger Sehnsucht; und die Götter, welche einst Pygmalions Statue beseelten, werden milde über die schöpferische Kühnheit meiner Phantasie richten."

• • •

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drama im Orient.

Eine jugendliche Griechin von seltener Schönheit heirathete vor einigen Jahren einen englischen Arzt, Mr. Melingen, der zu Konstantinopel ansässig war. Mehrere Kinder entsproßten dieser Verbindung bis zum Moment, wo der Gatte eine Intrigue zwischen seiner Frau und Fethi-Pascha, Eidam des Sultans, entdeckte, worauf eine Scheidung erfolgte. Später eroberte Madame Melingen Mehemet-Pascha, Pascha von Belgrad, der sie heirathete, nachdem sie zum Islam übergetreten. Obgleich sehr vernarrt in seine Frau, war Mehemet nicht ganz glücklich; seine Heirath schien kinderlos bleiben zu sollen.

Eines Tages also machte er seiner Frau eine Art Vorwurf, die ihm lächelnd antwortete: weßhalb mein Gebieter sind Sie traurig, weßhalb sprechen Sie nicht!? — Wie so? — Was wünschen Sie, einen Knaben oder ein Mädchen? — Einen Knaben. — Den sollen Sie haben. Alsbald heuchelte die listige Griechin eine Schwangerschaft und nach neun Monaten reicht sie ihrem Gemahl einen prächtigen, gleichviel wo, durch eine ihr ergebene Sklavin gestohlenen oder gekauften Jungen dar. Der Pascha, durch seine Leidenschaft verblendet, erhob nicht den mindesten Zweifel über die Legitimität dieses Kindes, dem er den Namen Belgrad-Bey beilegte und die Pathenstadt entgalt ihm seine Höflichkeit durch glanzvolle Feste.

Kurz nachher ward Mehemet nach Konstantinopel berufen und hierauf zum Gesandten der Pforte zu London ernannt. Vor seiner Abreise jedoch wiederholte er ganz laut den Wunsch, einen weitern Knaben, einen Bruder für seinen theuren Belgrad zu bekommen. Gleich wie beim ersten Wunsche antwortete seine Gemahlin: Sie sollen ihn haben. Einen Monat darauf erklärt sie sich guter Hoffnung und der Pascha befand sich auf dem Gipfel seiner Wünsche; jedoch bald genöthigt, nach London abzureisen, ließ er seine Gemahlin ihre Niederkunft zu Konstantinopel abwarten. Dieß wünschte gerade die Griechin, die, wie es hieß, eben so wie das erstemal verfuhr; dieß zweite Kind ward Usnud-Bey genannt.

Wenige Tage nach seiner Geburt ward Usnud-Bey schwer krank und nach Vorschrift der Aerzte mit seiner Gouvernante nach Pera geschickt, wo, wie bekannt, eine gesundere Luft wie in der Stadt weht. Auch ward der junge Usnud, vollkommen her-

Digitized by Google

gestellt, gar bald durch seine Gouvernantin, dieselbe Frau, welche bei der Geburt Usnuds anwesend gewesen, zurückgebracht. Allein, wie seltsam! ein alter schwarzer Verschnittener, der den Pascha erzogen, dessen ganzes Vertrauen besaß und sein Haus verwaltete, erkannte Usnud-Bey nicht in dem Kinde, das man zurückbrachte, und in Gegenwart mehrerer Sklaven sagte er zu seiner Gebieterin: Oh, Madame, wenn dieses Kind Usnub-Bey ist, so hat er sich in Pera, dem Stadttheil der Ungläubigen, seltsam verändert.

Die Mutter schwieg und trug das Kind weg, indem sie dem Verschnittenen einen zornigen Blick zuwarf.

Aber der Argwohn hatte sich in des Greises Geist geschlichen; übrigens war er seit langer Zeit über seine Herrin eben nicht erbaut. Er kannte die ganze Geschichte Belgrad-Bey's, und wenn er nichts bei seinem Herrn darüber verlauten lassen, so geschah dieß, weil zu der Zeit, wo er die List entdeckte, der Pascha das kleine Wesen, das er für seinen Sohn hielt, bereits zärtlich liebte, und der Eunuch hatte nicht den Muth, ihn zu enttäuschen. Dießmal wollte der alte Diener, entrüstet über ein solches Gewebe von Betrug, mit der Sache im Reinen seyn. Er eilte nach Pera, zog eine Erkundigung nach der andern, mit jener Schlauheit, einschmeichelnden List ein, wodurch die Orientalen und namentlich die Haremsdiener sich auszeichnen, und es glückte ihm derart, daß er den materiellen Beweis von dem Tode des wirklichen Usnud-Bey erlangte, dem man ein Kind vom selben Alter, von dürftig elenden Eltern gekauft, untergeschoben hatte. Der Eunuch kehrte zurück und sprach zu seiner Herrin, indem er auf den vorgeblichen Usnud deutete: Madame, schicken Sie, ich bitte, dieß Kind seinem Vater, dem Fischer Mossull zurück, ich weiß Alles.

Bei diesen Worten ward das Weib blaß und entfernte sich mit den Worten: Schon gut.

Kurz vor dem drei Uhr Gebet schickte sie zu dem Eunuchen; es hieß, er sey im Bade. Alsbald war ihr Entschluß gefaßt. Der Greis war, wie gesagt, Gouverneur des Hauses des Pascha, und bewohnte daselbst ein prächtiges Gemach nebst Badesaal zu seinem persönlichen Gebrauch; dort suchte seine Herrin ihn auf. Der Eunuch hatte zwei Sklaven zu seiner Aufwartung bei sich: gebieterisch schickte sie diese fort und blieb mit dem Greis allein.

Du hast also wissen wollen? sprach sie zu ihm. — Ja, und ich weiß. — Mit wem sprachst Du über Das, was Du vernommen? — Noch mit Keinem, doch werde ich es dem Herrn schreiben. — Wie viel willst Du, um zu schweigen? — Nichts, ich will reden. — Und schreiben? — Ja, ich werde schreiben. — So nimm denn hier etwas zum Siegeln Deines Schreibens! Bei diesen Worten wirft sie dem unglücklichen Greis eine Schlinge um den Hals und erdrosselt ihn. Der überfallene, schwache Eunuch leistet nur geringen Widerstand. Vergebens sucht er sich loszureißen, seine Mörderin zieht immer fester den unheilvollen Knoten zusammen, und mit der Wuth einer Furie schreit sie unter verdoppelten Anstrengungen: Ha! Du hast wissen wollen . . . so vernimm denn! Du wolltest Licht! hier hast Du Schatten. . . Schreib jetzt Deinem Gebieter; schreib, alter Thor!

Auf die Verwünschungen der Mörderin und das Stöhnen des Opfers hin, eilt einer der Sklaven zurück, dringt in den Saal und beim Anblick dieser scheußlichen Scene flieht er und schreit durch das ganze Haus: „Die Khanum (Gebieterin des Hauses) tödtet! die Khanum erdrosselt den Eunuchen! . . . . . Jetzt entstand allgemeine Verwirrung. Ein Theil der Sklaven, von Entsetzen erfaßt, flieht auf die Straße, indem sie den schaurigen Ruf: die Khanum tödtet! tödtet! wiederholen. Andere stürzen nach dem Badesaal und dringen dort ein, als der Eunuch, der seiner Henkerin bereits keinen Widerstand mehr leistete, ermattet auf die Marmorplatten hinsank.

Ohne vor dieser Oeffentlichkeit zurückzubeben, löste die Khanum die Schlinge los und durchschritt langsam das Doppelspalier ihrer Diener, deren Verwünschungen ihr bis in ihr Gemach folgten. Der Eunuche war gütig gegen die Sklaven, sie jammerten deßhalb, ihn zu verlieren; einer hob ihn empor und gewahrte, daß er noch athme. Man rieb ihn, eilte einen Arzt zu holen; es war zu spät. Der Unglückliche kehrte auf wenige Augenblicke ins Leben zurück und hatte Kraft genug, um die Strafbare gänzlich zu entlarven und alle Einzelheiten seiner Ermordung anzugeben; gleich nachher verschied er indessen.

Ganz Konstantinopel gerieth bald in Bewegung bei der Nachricht dieses Verbrechens, dessen Gerücht mit elektrischer Schnelle umherlief. Der Cadi langte an, und trotz des Ranges der Khanum beschloß die Justiz, sie zu verhaften, und in den Kerker zu bringen. Sodann sandte man gleich einen Kurier nach London, um diese unheilvolle Nachricht Mehemet-Pascha zu hinterbringen.

Die Verbrecherin hat bereits mehrere Verhöre bestanden; bis jetzt besteht ihr einziges Vertheidigungssystem in der Behauptung, sie habe das Recht über Leben und Tod des Eunuchen besessen, den sie als Sklave betrachte. So steht die Sache, und bleibt schwebend, wie es heißt, bis zum Eintreffen einer Depesche aus London, oder des Gemahls selber. (Derselbe ist bereits am 28. Sept. auf seiner Reise nach Konstantinopel durch Aachen geeilt.)

(Aachener Echo der Gegenwart.)

Für Schleswig-Holstein.

Geharnischte Sonette. *)

Auf dem Brocken.

Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande,
Ein Klang wie Harfenton und Kirchenglocken,
Sehnsüchtig, tief, gewaltig hör' ich's locken,
Als brächt' ein freies Volk der Knechtschaft Bande.

Jungfrau Germania steht am Meeresstrande,
Im Seewind fliegen ihre gelben Locken,
Ihr mährchenblaues Auge sieht erschrocken,
Die Thräne rinnt um ihres Volkes Schande.

Ich lausche träumend in die wilden Stimmen,
Ich starre trauernd in die Nebelmeere,
Die wogend um den Bergesgipfel schwimmen.

Da rauscht der helle Ruf mich aus den Träumen:
Der Busen fliegt . . . mein Volk, was willst du säumen
Hinaus für unser Recht und unsre Ehre!

Kyffhäuser.

Und wieder einmal fuhr er aus dem Schlafe
„Wer hat mir das gethan, wer weckt mich wieder?
Wer singt mir stürmisch jene alten Lieder,
Wer geht so hart auf meinem Epitaphe?

Bist Du es, deutsches Volk? Du, deutscher Sclave!
Was reckst Du wieder deine trägen Glieder?
Was soll der Lärm? zu Deine m alten Lieder,
Am wohlsten ist ja Dir und mir im Schlafe!"

---

*) Aus dem Hefte: „Für Schleswig-Holstein. Geharnischte Sonette (Hamburg, Hoffmann und Campe)". Der Ertrag des Heftes ist für Schleswig-Holstein bestimmt.

Digitized by Google

Da rief ich: Nein, O nein, mein deutscher Kaiser!
Das Heil ist nah — nun darfst Du nicht mehr zagen,
Der Morgenwind fährt schon durch Busch und Reiser.

O Luft von Morgen, — sieh! schon will es tagen,
Das Frühlicht blitzt schon durch die goldne Aue,
Und Du, mein Fürst, nur einmal noch vertraue!

An die Frauen.

Nun geht der Liebe stille Zeit zu Ende.
Des Hasses Gluth ist flammend aufgegangen —
O Mädchen, haltet uns nicht mehr gefangen,
Dämpft nicht mit süßem Wort die lichten Brände.

Reicht uns die Waffen, Frauen! Jede sende
Auf's Ehrenfeld ihr Liebstes ohne Bangen.
Ihr Augen, fließet nicht, bleicht nicht, ihr Wangen,
Legt segnend uns auf's Haupt die weißen Hände:

„Zieht hin, ihr Männer, Gott soll Euch geleiten,
Ein Engel soll voran die Banner tragen,
Und gute Geister sollen für euch streiten."

'S ist ja kein eitler Muth, kein tolles Wagen —
Ich sehe einen Aar die Flügel breiten,
Und um ihn will der Morgenhimmel tagen!

Mannichfaltigkeiten.

Eine ganz neue, höchst originelle Erklärung über den Ursprung der Kartoffelkrankheit gibt der Herr Generallieutenant v. Haynau in Kassel. Nach seiner Ansicht beruht sie auf der zunehmenden Sündhaftigkeit der Menschen. Denn — argumentirt er — Sünde erzeugt Fäulniß im Menschen; Fäulniß aber, durch die Ausdünstung der Lebenden und durch die Verwesung der Todten in die Erde gebracht, verbreitet eine Krankheitsnässe und diese Krankheitsnässe ist der Grund der Kartoffelkrankheit.

(Hohes Alter.) In Jefferson im Staate Tennesse lebt ein Deutscher, der vor 100 Jahren in Amerika einwanderte und jetzt im 120. Lebensjahr steht, sich leiblich und geistig wohl befindet und noch fest auf den Füßen steht. Er hat mehrere Schlachten in der Revolutionszeit mitgemacht und stimmte in der ersten Präsidentenwahl für den General Washington. Sein Name ist Johann Vanhoofer.

Ein Spekulant wollte in Wien einen Damengasthof gründen, in dem bis zum Thorsteher herab Alles weiblichen Geschlechts seyn sollte. Die k. k. Statthalterei verweigerte jedoch die Bewilligung.

Vielleicht ist's erlaubt zu erzählen, daß den Herren Beamten in Oesterreich der fleißige Besuch des Gottesdienstes von neuem eingeschärft worden ist. Schaden könnte es auch an andern Orten gar nichts, aber helfen wird's auch nicht viel.

Korrespondenz.

Oberhessen, 17. Oct.

Ein Artikel des Frankfurter Journals brachte unlängst die Nachricht von Heidelberg, daß der dortige protestantische Pfarrer Sabel angefangen habe, den zweimaligen Kirchenbesuch seiner Gemeindeglieder am Sonntage durch Zwang mittelst Ermahnung, dann Kirchenstrafen und endlich Excommunication wieder einzuführen. Es heißt weiter: man sey nun dort gespannt auf die Ausführung und ob sich die Gemeinde diesen Zwang werde gefallen lassen. — Wir unsererseits müssen solche Maßregeln für eine Consequenz des sich wieder erhebenden alten Kirchenglaubens und seines Eifers, also eines versuchten Rückschritts in vergangene Zeiten halten, damit aber auch zugleich als eine gegenwärtig höchst erfolgreiche Erscheinung ansehen. Es kann wohl keine Frage mehr seyn, daß der Zweck wahrer Religion am meisten dadurch gefördert wird, wenn recht viele Gemeindeglieder aus der Kirche entfernt und so zu einer freieren als wahreren, gleicheren Gemeinschaft hingetrieben würden. Je mehr und je eher den Gemeindegliedern die Kirche verschlossen wird, je mehr sie von deren Unfreiheit oder confessioneller Spaltung, Uneinigkeit und Ausschließlichkeit solchen Glaubens fern gehalten werden, je mehr müssen sie, auf sich selbst hingewiesen, an Selbstständigkeit und Freiheit gewinnen, je mehr wird also der wahre sittliche Zweck der Religion: nämlich wirklich freiere Gemeinschaft und Liebe der Gemeindeglieder unter einander gefördert und damit die Tendenz der Reformation, welche früher nur erst angefangen und halb verwirklicht wurde, jetzt erst recht vollendet, nämlich die Aufhebung alles geistlichen Gebiets und seiner Herrschaft. Wer daher jetzt noch fortfährt, an die Ersprießlichkeit geistlichen Wirkens überhaupt, dessen überwiegende Macht und gar religiöse Superiorität zu glauben, d. h. zu glauben, daß ein einzelner Mensch oder Person überhaupt noch mehr Religion besitzen könne als eine Gesammtheit oder Mehrheit in ihrem gegenseitigen Verkehr der Liebe als wahrer gleicher Gemeinschaft, — wer noch fortfährt, den Glauben über die Liebe zu setzen, somit Das, was die Menschen von einander trennt, unselig und uneinig macht, höher zu achten als Das, was sie einigt, friedlich und gut macht, — der huldigt dem gräßlichsten, selbst den Ausprüchen religiöser Urkunden widersprechenden Irrthum und Aberglauben, der ist aber alsdann auch weder wahrer Protestant, noch Christ oder Mensch, sondern ein Götzendiener. Wer nicht mit der Gleichheit aller Menschen vor Gott endlich Ernst macht und darin den Zweck der Religion als Erlösung sucht, sondern noch in einem Vorzug und Vorrecht einzelner Personen, der muß sich allerdings auch die Anmaßung und Zwang dieser als nothwendige Folge gefallen lassen. Wer sich nicht selbst hilft und von allem geistigen Druck frei macht, dem hilft wahrlich der Geistliche am wenigsten davon, und erlöst ihn nicht nicht trotz seiner hundertmaligen und hundertjährigen Verheißungen. Wo und je mehr also wieder kirchliche Formen und der damit verbundene Glaubenszwang geltend gemacht und unter dem trügerischen Schein sogenannter Frömmigkeit oder des sogenannten göttlichen Worts in Form von Pietismus gepredigt werden, wie heutzutag es vielfach versucht wird, — da, und um so mehr, wird die eigentliche Gottlosigkeit und Irreligiosität selbstredend verbreitet, da muß die Religion in Verfall kommen, weil diese in wirklicher Erlösung oder Befreiung in Oeffentlichkeit, d. h. offenbarem gegenseitigen Vertrauen, wahrer Gemeinschaft und Liebe, nicht aber in einseitigem mysteriösen Opfer-Cultus und Glauben bestehen kann. Durch letzteren ist die Menschheit vielmehr Jahrtausende in unseligem Irrthum, Feindschaft und Aberglauben erhalten, alle wahre Menschlichkeit unterdrückt, alle wirkliche Kultur gehemmt und so der Mensch um Frieden und Einigkeit gebracht worden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Oct. Preciosa, Schauspiel in 4 Abth. von P. A. Wolf, Musik von Weber.

Freitag, 25. Oct. (Zum Vortheil der Theater-Pensionsanstalt und zum ersten Male): Der Brockenstrauß, dramatischer Scherz in 1 Akt von G. zu Putlitz. Hierauf: Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akten von Bellini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 255. Freitag, den 25. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Der jetzigen Reise der Geschwister nach ihrem Schlosse lag ein wirkliches Bedürfniß beruhigender Zurückgezogenheit zu Grunde, wenigstens von Seiten Berthas.

Bertha war ein schönes, feuriges, geistfunkelndes Weib, in der fashionabeln Welt bestaunt und gesucht, aber häufig als bizarr und herrschsüchtig getadelt, von vielen Frauen beneidet, von einigen schroff oder höhnisch zurückgewiesenen Männern sogar gehaßt.

Man fand es sehr sonderbar, daß sie unter den Besuchern ihres Hauses zwei sehr von ihrem Wesen verschiedene auszeichnete: einen Mann des Krieges, und doch einen milden, gemüthvollen Mann, dessen seltener zwiefacher Ruhm der Tapferkeit und der Menschlichkeit im Kriege, durch seine Kampfgenossen in fernem Auslande bezeugt, ihn zum romantischen Ziele manches sehnsüchtigen Herzenspochens gemacht hatte. Der zweite Günstling Berthas war ein ebenso armes, einfaches und sittiges, als reizendes Fräulein von alter Familie, deren stillen Werth Bertha zu erkennen und dadurch zu würdigen glaubte, daß sie sie vor den Löwinnen des Salons recht sichtbar auszeichnete und stets in ihre Nähe zog.

Eines schönen Morgens war Bertha des bewunderten Helden glückliche, liebeglühende Braut, beide von Vielen beneidet.

Eines trüben Abends war Bertha ein armes, verlassenes Mädchen und verbarg ihr bleiches Antlitz vor der mitleidigen oder schadenfrohen Welt.

Sie hatte eine Schlange an dem Busen gehegt — nicht den untreuen Geliebten, sondern die scheinheilige, berechnende Kokette, die ihr zum Danke für ihre Freundschaft den Geliebten geraubt hatte, den arglosen Mann durch den Schein der reinen und schönen Seele täuschend, wie sie Bertha getäuscht hatte.

Bertha hatte die Aehnlichkeit dieses Scheinwesens mit ihres Verlobten wahrem Wesen zu wenig beachtet, um sie zu fürchten. Sie hatte vielmehr diese beiden ihrem Herzen so nahen Menschen noch recht vertrauensvoll und wohlwollend zu einander hingeführt und den Grund ihrer wachsenden Vertraulichkeit nur in der gemeinsamen Liebe zu ihr selbst gesucht. Was aber ihre Schuld an ihrem eigenen Unglücke vollendete, war der ebenso unbewachte und unbemeisterte Gegensatz ihres eigenen leidenschaftlichen, in heißem Sonnenscheine und Gewitterstürmen jach wechselnden Wesens zu dem der falschen Freundin und zugleich zu dem ihres Freundes.

Aber ihre unerkannte Nebenbuhlerin hatte diesen Gegensatz erkannt und grausam erst dann recht benutzt, als Bertha glaubte, für immer mit dem Geliebten verbunden zu sein. Berthas Auge war von der Strahlenfülle ihrer eigenen Liebe geblendet, daß sie das allmälige Verbleichen ihres Sternes nicht bemerkte, bis plötzlich die gewisse dunkle Nacht vor ihr lag.

Als sie sich überzeugt hatte, daß dieser Stern nun einer Andern, und einer Unwürdigen, leuchte: zertrennte sie rasch auch das äußere Band, das ihr Bräutigam nicht gelöst hatte.

Er wollte ein Wort der Vergebung von ihr erflehen und hatte den Muth, dieß persönlich zu thun; sie wich ihm nicht aus und antwortete ihm nur, die tiefschwarzen, sonst so liebebeseelten Augen mit eisiger Kälte auf ihn gerichtet: „Ich habe mir vergeben, daß ich Sie liebte."

Ihr Stolz ließ sie den Schmerz gekränkter Liebe, getäuschten Vertrauens überwinden. „Ich verachte die Verlorenen und will sie vergessen; dieser Abschnitt meines Lebens ist abgethan", sagte sie zu ihrem Bruder, der die Absicht gehabt hatte, den Ungetreuen zu fordern, aber alsbald einsah, daß seiner Schwester Ehre durch jedes Aufsehen nur leiden konnte. Die Abreise nach Schloß Hovede wurde beschlossen und bald ausgeführt.

Aber Berthas lebhafter, elastischer Geist würde in der Waldeinsamkeit von Schloß Hovede bald statt der Erholung Langeweile und Melancholie gefunden haben, wenn nicht Hermanns Haus ihr eine unerwartete Quelle erheiternder Lebensfrische und geistiger Beschäftigung geboten hätte. Die Aufmerksamkeit, welche ihr hier von einem kleinen, aber durchgebildeten, Kreise gezollt wurde, that ihrem Herzen wohl und hob ihr Selbstbewußtsein in höherem und schönerem Maße, als jemals die Huldigungen der ihr jetzt fremd und fernab liegenden großen Gesellschaft gethan hatten.

Dennoch trug sie Erinnerungen und Nachempfindungen in sich, die ihr den Genuß der neuen, freundlicheren Gegenwart schmälerten und in diese selbst eingriffen.

Ihre schmerzlichen Erfahrungen hatten nicht vermocht, ihr die Lust am Umgange mit den Menschen zu verleiden, aber ein allgemeines Mißtrauen gegen diese in ihr zurückgelassen, das ihrer Natur sonst gar nicht eigen gewesen war. Der Verrath an ihrer Freundschaft hatte noch tiefere Spuren hinterlassen, als der an ihrer Liebe. Sie konnte sich jetzt keine einfach schöne, mit den Reizen der Innigkeit und Aufrichtigkeit geschmückte Frauengestalt vorstellen, ohne die gleißende Maske einer Coasnatur zu argwöhnen. Bei den Männern war sie nicht sowohl geneigt, bewußte Heuchelei, als Schwäche und Selbsttäuschung, und besonders den Reizen und Künsten ihres Geschlechtes gegenüber, vorauszusetzen.

Sie konnte sich auch hier dieser argwöhnischen Vorurtheile nicht enthalten, ob sie sich gleich durch Hermann und Helene lebhaft angezogen fühlte und ihren Vorzügen Anerkennung zollte. Sie bemerkte sehr bald das verhüllte Frag- und Antwortspiel zwischen Beiden und darinn, wie sie meinte, die feinen Fäden eines

Digitized by Google

Netzes, welches Helenens Liebe, aber auch ihre Klugheit, um eine Beute von seltenem Werthe spann.

Auch Hovedes Interesse wurde vorzüglich durch Hermann und Helene gefesselt und bald immer stärker durch Letztere. Ihr Geist zog ihn nicht minder an, als ihre blütenfrische Schönheit. Er suchte sich das „Sublime" in dieser rasch aufkeimenden Neigung wegzuspötteln, das er wider Willen empfand und das seine gewohnte Herrschaft über sich selbst und über seine Umgebung mit einer sittlichen Uebermacht bedrohte. Er betrachtete bedenklich die frühen Spuren des abnehmenden Tages auf seinem Gesichte vor dem Spiegel. „Never mind! — sagte er endlich zu seinem Spiegelbilde. — Mit einem glatten, jungen, inhaltlosen Gesichte würde ich am Wenigsten wagen, um Diese zu werben. Gelingt es mir aber, vor Allem ihren Geist an mich zu ketten, so wird mir auch der irdische Engel als köstliche Zugabe."

Vorerst beobachtete er scharf Helenens Beziehungen zu den beiden jungen Männern als seinen möglichen Mitbewerbern. Leicht entdeckte er den gewichtigsten in Hermann; aber es blieb ihm zweifelhaft, wieweit Helene diesem entgegenkomme. Sie war seit Pichmanns Mittheilung ihrem Vorsatze der Selbstbewachung treu geblieben und bemerkte Hovedes kalten Späherblick genug, um ihm am Wenigsten ihr Herzensgeheimniß zu verrathen. „Jedenfalls — bewies sich Hovede — habe ich gleiches Recht mit Hermann, wenn ich gleichen Muth habe, und habe mir am Wenigsten gegen ihn einen Betrug vorzuwerfen, da ich ihm meine Lebensregeln nicht verheimlicht habe."

Mit noch geübterem Blicke studierte Hovede Pichmanns schweigsame und nach allen Seiten hin wache Selbstsucht, weil ihm ähnliche Naturen häufiger nahe gekommen waren, als die Hermanns und Helenens. Er bemerkte mit einer Art höhnischer Sympathie des Vicars Lauern und Werben nach zweien Seiten hin; das psychologische Experiment, diesen pfiffigen Gesellen in der Vielseitigkeit seines Eigennutzes zu verstricken und dadurch als untergeordnetes Werkzeug zu benutzen, bot ihm einen prickelnden Reiz dar. Pichmann suchte sich, wie er wohl bemerkte, bei ihm einzuschmeicheln, und das Motiv, den Patron der einträglichen, ihm nur provisorisch übertragenen Pfarrstelle für sich zu gewinnen, lag nahe zu Tage. „Er will mich gebrauchen — dachte Hovede — und hat das Recht dazu, ich aber das reciproke. Wenn das heilige und einträgliche Amt ihm wahrscheinlich (sagte sein sophistisches Gewissen) mehr, als seine Persönlichkeit, die schöne Tochter des Schullehrers zur Gattin erwirbt, so wird Jedem das Verdiente zu Theil werden. Ihm der Schmuck des Hauses, dem würdigen Vater Helenens ihre Nähe und das Bewußtsein ihrer Zufriedenheit, mir die schöne Aufgabe, in Helenens Herzen einen noch unerfüllten Raum für mich zu gewinnen. Wenn ein so reich begabtes Wesen dem Verstande die Pflicht der Gattenwahl überträgt, so behält es um so gewisser der Schönheit und dem Herzen die angeborenen Rechte vor — und der Glückliche, welchem es die Verwaltung ihrer Rechte überträgt, kann nicht des Raubes beschuldigt werden."

Eines Abends war die Gesellschaft gerade um Hermann versammelt, als er einen Brief erhielt, den er sogleich öffnete und mit sichtbar lebhaftem Interesse durchlas. „So eben — sagte er darauf zu den aufmerksam Horchenden — kündigt mir eine verehrte und verehrungswürdige Freundin ihren Besuch an, welche vielleicht Mehreren unter Ihnen, wenigstens dem Namen nach und durch ihre eigenthümlichen Erlebnisse, bereits bekannt geworden ist."

Der Brief war von Adelheid. Hermann war fortwährend in Briefwechsel mit ihr geblieben, ohne ihr jedoch Mehr, als unbestimmte Andeutungen über die Angelegenheiten zu geben, die sein persönliches Wohl und Wehe am Nächsten angiengen. Sie theilten einander mehr die Ergebnisse ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrungen mit, welche die allgemeinen Angelpunkte des Lebens, namentlich die Seelenkunde, die verschiedenen Zweige der Erziehung, die geistigen Bedürfnisse der Gegenwart betrafen. Adelheid machte jetzt eine Berufsreise für ihr Institut, die sie nahe an Rodenberg vorüber führte; diese Gelegenheit wollte sie benutzen, um Hermanns Rath über einige Zwecke ihrer Reise zu hören und ein Paar Tage in seinem Hause zu verweilen.

Die Unterhaltung des Abends bewegte sich um Adelheids Schicksal und Lebenswohl; Hermann ergänzte und berichtigte die Erzählungen und Urtheile der Anwesenden. Es war aber leicht zu bemerken, daß er Manches verschwieg, namentlich auch die Geschichte seiner näheren Bekanntschaft mit Adelheid, und daß er sich nur mit Mühe einer ungewöhnlich ernsten and nachdenklichen Stimmung erwehrte. Dieß wurde im Stillen verschieden gedeutet.

Helene sah mit begreiflicher Spannung einer weiblichen Erscheinung aus Hermanns, ihr noch großentheils dunkler, Vergangenheit entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Starkenburg.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Es war eine Zeit (und es erinnern sich ihrer noch Viele), wo die durch ihre malerische Lage so ausgezeichneten Trümmer der alten Burgen und Schlösser der Bergstraße ihren geschichtlichen und alterthümlichen Werth ganz verloren zu haben schienen, wo sie für kaum mehr als für alte Steinhaufen und verfallenes Gemäuer gehalten wurden, gut genug, um einem Baulustigen in der Nachbarschaft das nöthige Material zu einer Neubaute zu liefern. Niemand nahm viel Notiz von diesen, aus der Ferne von bewaldeten steilen Bergen herabschimmernden alten Thürmen, diesen stummen, aber doch vielsagenden Zeugen eines längst entschwundenen Zeitalters, die, öde und verlassen, von fast unzugänglicher Wildniß umgeben, nur den Raubvögeln und andern Bewohnern des Waldes zum Aufenthalte und zur sicheren Zufluchtsstätte dienten. Diese Mißachtung der Denkmäler einer Vorzeit, welcher Deutschland, trotz ihrer socialen und politischen Gebrechen, so viel Schönes und Großes zu verdanken hat, hat längst aufgehört, und an ihre Stelle ist jenes lebendige historische, alterthümliche und künstlerische Interesse getreten, welches sich durch die sorgfältigste Beaufsichtigung und Pflege der mittelalterlichen Bautrümmer zu erkennen gibt.

Unter den Burgruinen der Bergstraße, welche der Main-Neckar-Eisenbahn fast in paralleler Richtung gegenüber liegen, und deren hohe Thürme den Vorüberfahrenden als Richtpunkte und Meilenzeiger dienen können, ist die östlich von Heppenheim auf einem hohen und steilen Bergabhange sich erhebende Starkenburg unstreitig eine der beachtenswerthesten, nicht bloß in Rücksicht auf ihren Ursprung, der vom Jahre 1066 datirt, sondern auch in Beziehung auf ihre späteren Schicksale und den Zustand, in welchem sie uns von der Vorzeit überliefert worden ist. Gerade dieser letztere war in mehrfacher Beziehung so durchaus befriedigend, daß er zu seiner Erhaltung und Pflege von selbst aufzufordern schien. Der bedeutende Umfang der zum Theil gut erhaltenen Ruine, mit ihrem in der Mitte des grasigen Schloßplatzes sich erhebenden hohen, viereckigen Thurme; ihre überaus reizende Lage, welche den Besuchenden den weitesten Fernblick in die benachbarten lieblichen Thäler des Odenwaldes, wie auch in

Digitized by Google

südlicher und nördlicher Richtung nach der Bergstraße, und in westlicher nach dem Rheine mit seinen Städten und Dörfern, öffnet — Alles dieß sprach zu Gunsten der Erhaltung der altehrwürdigen Starkenburg, dieser einst wohlbewehrten Bergveste, welche nicht allein in der sturm- und drangvollen Zeit des Faustrechts sich behauptet, sondern auch in der Epoche des verhängnißvollen dreißigjährigen Krieges von ihren Vertheidigungsmitteln mit abwechselndem Glücke Gebrauch gemacht hatte. In diesem Kriege war die Starkenburg in dem vorübergehenden Besitze der Spanier (die sie im Jahre 1621 unter Don Corduba eroberten), der Pfälzer, der Bayern und der Schweden, welche sich ihrer im December 1631 bemächtigten. Der glorreiche Name Gustav Adolphs ist in ihre Chronik geschrieben, wie der des französischen Marschalls Turenne, der sie zweimal (1645 und 1647) belagerte. In einem späteren Kriege gegen Frankreich hatte der durch die Verwüstung der Pfalz nur zu bekannte General Melak seine Waffen und Brandfackeln auch in diese Gegend der Bergstraße getragen, überall verheerend und sengend, was sich seiner wilden Zerstörungswuth darbot. Aber die Starkenburg konnte er nicht nehmen, und sein Eroberungsversuch mißglückte vollständig, als die aus Soldaten und Landleuten bestehende Besatzung, in Folge von glücklichen Ausfällen, den Franzosen empfindliche Verluste beibrachte und sie zum Abzuge nöthigte.

Seit 160 Jahren sind keine zerstörenden Geschosse mehr auf die Mauern der Starkenburg gerichtet worden; sie behielt zwar noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein ihre alte Bestimmung als Bergfestung, sank aber, in Folge der Zeitgeschichte und der wesentlich veränderten Kriegführung, bald in die Unbedeutenheit befestigter Bergschlösser herab, welche entweder ganz verlassen, oder zu friedlichen Wohnungen für alte Soldaten eingerichtet wurden.

Leicht und sicher ist der Uebergang aus der starren Vergangenheit in das heitere Treiben der Gegenwart, aus dem Tode in das Leben, aus dem längst verhallten Echo des kriegerischen Getöses entlegener Jahrhunderte in Mitte scherzender Gruppen von Lustwandelnden, welche auf der Wiese des Burghofes sich geselligen Spielen überlassen, oder auf den umliegenden Terrassen auf Ruhesitzen Platz nehmen, um im Schatten von Bäumen und Gesträuch die reizendste Aussicht in die Gegend zu genießen. Diese hat jetzt außerordentlich gewonnen durch den vor Kurzem vollendeten Treppenbau in dem großen Schloßthurm, den man nun bis zu seiner Zinne ersteigen kann. Den Besuchenden ist hier ein äußerst lohnender Standpunkt geboten, der, als anziehender Beobachtungsort, an die Galerie des zwei Stunden nördlich entfernten Melibokusthurmes erinnert.

Von schönen Anlagen umgeben, hat die Starkenburg auch noch die Annehmlichkeit, daß sie, trotz ihrer steilen Lage, sowohl zu Fuß als zu Wagen leicht zu erreichen ist. Der Fahrweg führt durch einen Theil des anmuthigen Thales von Kirschhausen und von da in sanften Windungen, auf dem östlichen Abhange bis auf die Bergfläche, wo die weitläufige Ruine liegt. Hat man sich droben lange genug ergötzt an den lieblichsten Fernsichten und den Lustwandlungen auf den schön bepflanzten Terrassen der nächsten Umgebung, welche mit dem angränzenden jungen Buchwalde einen recht wohlthuenden Eindruck machen, so fühlt man nach längerem Aufenthalte in reinerer Bergluft das Bedürfniß der Rückkehr nach Heppenheim in den schön angelegten und sorgfältig unterhaltenen Wirthschaftsgarten „zum halben Mond", wo die Besuchenden gerne verweilen und bald sich recht behaglich fühlen werden. Dieser schöne Wirthschaftsgarten war von jeher ein Hauptvereinigungspunkt der guten Gesellschaft in der schönen Jahrszeit und wird es auch für die Folge bleiben, da der freundliche Wirth, Hr. Frank, vor Kurzem einen, mit dem Wirthschaftslokal zusammenhängenden schönen Saal hat erbauen lassen, der für größere gesellige Zusammenkünfte ganz geeignet ist.

Mannichfaltigkeiten.

Den unglücklichen Sohn Ludwigs XIV. betreffend, an dessen Tod noch viele — zum Theil sehr hochgestellte Leute zweifeln, hat Herr de Beauchesne ganz neuerdings an die Redaktion eines namhaften Journals einen Brief gerichtet, der mit folgenden Worten schließt: „Das einzige Mittel, die Debatte zu beendigen, ist die Beibringung von authentischen und offiziellen Dokumenten, und solche kann ich liefern. Zwanzigjährige Nachforschungen haben mich mit denjenigen Personen in Verbindung gebracht, welchen der Zufall oder ihre Dienstpflicht die Thüren des königlichen Kerkers geöffnet, und namentlich auch mit den beiden letzten Wärtern, welche den jungen Dauphin während seiner Krankheit gepflegt und, nachdem er in ihren Armen verschieden, in das Grab haben senken sehen. Von diesen beiden Zeugen ist mir Alles erzählt worden, was sich Tag für Tag zugetragen; und als Beweis meines genauen Verkehrs mit ihnen will ich nur noch hinzufügen, daß sie mir alles Das, was sich auf den Tempel (das königliche Gefängniß) bezieht, testamentlich hinterlassen haben, und daß ich demzufolge jetzt, außer den glaubwürdigsten Zeugnissen, auch in Besitz einiger Reliquien bin, welche an den Todeskampf des Prinzen und die Gefangenschaft seiner Schwester erinnern."

Der Minister des Innern hat die Direktion der italienischen Oper in Paris dem Herrn Lumley, Direktor des königlichen Theaters in London, übertragen. Man rechnet auf eine sehr brillante Saison. Lablache, Mad. Sonntag und mehrere der renommirtesten Künstler sollen von Herrn Lumley bereits engagirt seyn. Der dießfällige ministerielle Beschluß stützt sich auf den Bericht der Theaterkommission, demzufolge Ronconi nicht hinreichende Geldmittel zur Ausbeutung seiner bis zum Jahre 1855 laufenden Concession besitze. Herr Ernst Ber, Associe und Bevollmächtigter von Ronconi, protestirt gegen diese Maßregel, die er parteiisch und rechtswidrig nennt; er will den Widerruf derselben auf gerichtlichem Wege bewirken.

Ein neues Drama von E. Raupach: „Saat und Frucht", ist am 7. October auf der königlichen Bühne in Berlin zum ersten Male gegeben worden. Das Stück spielt, wie angegeben wird, im Jahre 1846, und hat nicht sowohl eine politische, als vielmehr eine allgemein ethische Anklagetendenz gegen die Richtungen des heutigen Zeitgeistes und gegen die Einflüsse desselben auf Charakter und Gesinnung der heutigen Menschen. Die eigentliche Absicht des Stückes scheint die zu seyn, den crassesten Egoismus als die eigentliche Frucht der liberalen Zeitgesinnung zu veranschaulichen. Die dichterischen Mittel und Wege, welche er dazu gewählt, lassen das Stück weder in dramatischer, noch in poetischer Hinsicht zu irgend einer freien Gestaltung kommen. Sein Werth beruht in einigen geistreichen Pointen, die nicht ohne Glück ausgespielt werden. Die beiden Hauptrepräsentanten des Stückes sind der Liberale und der jüdische Bankier.

Dieser Tage hat auf der Festung Hohenasperg eine originelle Entweichung stattgefunden, die ein wenig an König Enzio's Flucht in einem Weinfaß erinnert. Zwei leichtfertige Burschen von der Disciplinarkompagnie verspürten einige Lust, wieder etliche Tage in größerer Freiheit zu verleben, als ihnen solche bei der Strafkompagnie auf der Festung und der strengen Dis-

Digitized by Google

ciplin derselben vergönnt war. Bei den jetzigen Vorsichtsmaßregeln auf dem Hohenasperg war das aber keine so leichte Sache. Als daher gegen Abend noch ein Bierwagen für den Wirth auf der Festung anlangte, suchten sie diesen zu ihrem Vorhaben zu benützen. Die einbrechende Dunkelheit half ihnen dazu. Sie schlüpften, während der Fuhrmann im Hause beschäftigt war, unter das Stroh auf dem Wagen und legten sodann wieder einige leere Bierfässer oben drauf; so entkamen sie; doch wurden sie nach drei Tagen lockeren Lebens wieder eingefangen.

Ein merkwürdiges Ereigniß, dessen Wahrheit auch im Einzelnen aus bester Quelle verbürgt wird, hat sich jüngst in der Strafanstalt zu Werden zugetragen. Vor drei Jahren ist bekanntlich in Düsseldorf ein Raubmord an der Ehefrau des Commissionärs Morschhäuser begangen und ein gewisser Schlösser von dort als Thäter, und Nahl von Solingen als Complice vor dem k. Assisenhofe verurtheilt worden. Ersterer ist in Düsseldorf, noch ehe das Urtheil von Berlin zurück war, im Gefängniß verstorben; letzterer ist zur Abbüßung seiner Zuchthausstrafe nach Werden abgeführt worden. Vor mehreren Wochen nun hat dieser Nahl, gerade in dem Moment, als die Gefangenen zur Kirche geführt wurden, seinem Nachbar die Betheuerung gemacht: „er sey gewiß unschuldig und wolle, wenn dieß nicht wahr sey, auf der Stelle stumm werden." Nicht eine halbe Stunde nachher hat diesen noch jungen, kräftigen Menschen ein Schlagfluß getroffen, und haben bis jetzt die ärztlichen Versuche es nicht vermocht, ihm die Sprache wieder zu geben. (Köln. Z.)

Der „D. R.-Z." wird von der Niederelbe geschrieben: Ein gepreßter Seemann von der Insel Fehmarn befand sich am Bord eines dänischen Kriegsschiffes in der Eckernförder Bucht und hatte für ein Versehen oder Vergehen Strafwache gekriegt. Als er nun so bei nächtlicher Weile einsam auf dem Deck stand oder ging, und Alles schlief, fiel ihm ein, daß es doch besser wäre, am jenseitigen Ufer und zwar südostwärts hin, als hier auf dem Wasser. Er suchte sich also mit aller Entschlossenheit eines der besten Schiffsböte aus, stieg in dasselbe hinüber und sagte den schlafenden Dänen Lebewohl. Er kam auf seiner Heldenfahrt dem dänischen Dampfer „Holger Danske" so nahe vorbei, daß er die Wache husten hörte, und erreichte mit Gottes Hülfe den ersehnten Strand. Hier ließ er sein Boot, an seinem Anker am Lande befestigt, liegen, nämlich in der Gegend nördlich vom Bülk, und trollte, so schnell er konnte, ab nach Kiel. Hier berichtete er gehörigen Orts das Ereigniß, und es wurden sofort Anstalten gemacht, das dänische Boot abzuholen. Es ward gestern nach Kiel gebracht. Vor der Kieler Bucht sind keine Kriegsschiffe wieder erschienen.

(Mainz, 17. Oct.) Der landwirthschaftliche Verein der bayrischen Pfalz hat dem Verfasser des Lehrbuches der praktischen Landwirthschaft und der Feierstunden des Landwirths (erschienen bei C. G. Kunze in Mainz), Hrn. Adam Müller, in Betracht seiner gediegenen schriftstellerischen Leistungen die große goldene Medaille zuerkannt.

Literatur.

Freischaaren-Novellen. Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszug in Schleswig-Holstein. Von Wilhelm Hamm. Leipzig. Avenarius und Mendelsohn.

Schön und begeisternd waren alle die unvergeßlichen Tage, welche der Märzerhebung von 1848 folgten. Da schlugen alle Herzen für des Vaterlandes Einheit, Freiheit und Auferstehung aus langem Druck. Jeder sehnte sich damals nach Thaten, Jeder war bereit, nach bester Kraft mitzuwirken, daß das große Werk der Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes gelingen möge. Der beginnende Krieg der Schleswig-Holsteiner mit Dänemark fesselte in dem Gewirr der Begebenheiten zwar die Aufmerksamkeit, aber doch nicht genug; man hatte auf allen Seiten und Punkten der Welt allzu viel aufzufassen und zu beobachten. Da kam die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Bau oder Flensburg, in welcher fast die gesammte Blüthe der schleswig-holsteinischen Jugend der Dänen Uebermacht erlegen war. Das war der zündende Funken und überall erhoben sich deutsche Männer, die bereit waren, für die Sache von Schleswig-Holstein zu den Waffen zu greifen. Auch der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher sich damals in Leipzig befand, erließ einen Aufruf in diesem Sinne und bald schaarte sich um ihn ein Häuflein von Gleichgesinnten, um mit ihm gegen den verhaßten Feind zu ziehen. Am 17. April 1848 fand der Abmarsch statt. Die vorliegenden Skizzen sind nun das Ergebniß jenes Zuges und seiner Abenteuer; sie schildern die wechselnden Ereignisse im Feldlager und in der Schlacht, in der Garnison und auf dem Marsch, sowie die heiteren Bilder der Rast und Ruhe, der brüderlichen Eintracht und des kameradschaftlichen Verkehrs. Das Buch zerfällt in 12 Abschnitte und erzählt dem Leser vom Abschied, von der Ankunft in Rendsburg, vom ersten Dienst, vom Uebergang über die Schley, von den Ueberfällen bei Missunde und Tolk, von der Jagd der dänischen Jäger, von Arvesund und dem Kampf mit den Schiffen, vom Zug durch das Angelnland u. s. w. Die Schilderungen des Verfassers haben nicht nur die Frische und Ursprünglichkeit der eigenen Anschauung und des Selbsterlebten, sondern auch das Interesse von Ereignissen, die so vielversprechend waren und doch leider zu einem so wenig erfreulichen Resultate geführt haben. Wenn diese Freischaaren-Novellen nun einerseits allen Denjenigen, welche die ersten Kämpfe in Schleswig-Holstein mitgemacht haben, ein liebes Gedenkbuch sind, so sind sie andererseits nicht minder höchst anziehend für Alle, welchen des Vaterlandes Einheit und Brüderlichkeit aller seiner Volksstämme am Herzen liegt. Diese Novellen haben bereits eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß uns nichts zu thun übrig bleibt, als dem Verfasser unsern Dank für sein eben so lebendig geschriebenes, als inhaltreiches Buch hiermit öffentlich auszudrücken. W.

Konzert des philharmonischen Vereins.

(Letzte Aufführung im Abonnement 1849. 1850. — Samstag, den 26. October 1850.)

---

1) Ouverture zu „Demophon" von Vogel. 2) Aria di chiesa, komponirt im Jahr 1667 von A. Stradella, gesungen von Hrn. H. Hecht. 3) Konzert in D moll für drei Klaviere von Joh. Sed. Bach, vorgetragen von den Herren Schoch, Lutz und Buhl. 4) Solo-Quartett für Männerstimmen aus „Antigone" von F. Mendelssohn-Bartholdy. 5) Variationen für Pianoforte zu vier Hände, von Franz Schubert; vorgetragen von den Herren Musikdirektor Messer und Schoch. 6) Symphonie in B dur von Joseph Haydn.

Anfang um 7 Uhr. Im Saale des Vereins (Hof von Holland). Eintrittskarten à fl. 1. 30 kr. sind bei Hrn. C. André (Haus Mozart) zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Oct. (Zum Vortheil der Theater-Pensionsanstalt und zum ersten Male): Der Brockenstrauß, dramatischer Scherz in 1 Akt von G. zu Putlitz. Hierauf: Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akten von Bellini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 26. Oct. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Sonntag, 27. Oct. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth von Castelli, Musik von Weigl. Hierauf: Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

M. 256. Samstag, den 26. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Adelheid kam an. Helene hatte sie sich minder jung und schön vorgestellt, als sie sie jetzt fand und war im ersten Augenblicke dadurch betroffen. Aber Adelheids ganze Art zu sein und ebenso Hermanns Benehmen ließen bei keinem Beobachter den Gedanken an andre Empfindungen zwischen Beiden aufkommen, als an eine Freundschaft voll Achtung und Vertrauens. Wohl aber mochte man an ernste, von Beiden zusammen durchlebte, Ereignisse denken, die sie in nähere persönliche Beziehung zu einander gebracht hätten.

Helenen war es zu Muthe, wie wenn sie bald einen Orakelspruch für ihre Zukunft vernehmen und durch Adelheid Enthüllungen über jenen Theil von Hermanns Vergangenheit erhalten würde, der ihren eigenen Frieden so nahe angieng. So sehr sie sich gescheut hatte, bei Hermanns Angehörigen zu erforschen, was diese ihr nicht unaufgefordert über seine Schicksale und Handlungen mittheilten: so sehr fühlte sie sich jetzt befugt und ermuthigt, von seiner Freundin offen zu erfragen, welcher Vorgang jener Beschuldigung zu Grunde lag. Diese muste wissen, wieweit ihr die Pflicht gegen den Freund und die Berechtigung der Fragenden Mittheilungen aus Hermanns Leben gestatte. Zudem trug Adelheids ganzes Wesen ein Gepräge der Zuverlässigkeit und zugleich der wohlwollenden Milde, das Helenens Zutrauen an sich zog.

Hermann vertraute Adelheid seine Liebe zu Helenen an. Diese beobachtete Helene genau und glaubte sie bald ihrer Achtung und Theilnahme und Hermanns Liebe werth.

Helene kam ihrer Annäherung erfreut entgegen und sprach ihr unverhohlen aus, wie hoch sie Hermann stelle, ohne jedoch ihre Empfindungen für ihn ganz zu enthüllen. „Aber — sagte sie zu Adelheid — ich will es Ihnen, und nur Ihnen, nicht verhehlen, daß mich ein räthselhafter Wolkenschatten bekümmert, der aus seiner Vergangenheit in seine so klare Gegenwart herüberfällt, so gewiß ich auch glaube, daß nie ein böser Geist in sein Herz trat.“ Sie erzählte nun Adelheid, was ihr der Vicar berichtet hatte.

„Nun denn — antwortete Adelheid —, ich will Ihnen, und auch nur Ihnen, die volle Wahrheit geben, damit Sie wissen, wieweit unser Freund anzuklagen und zu vertheidigen sei.“

Sie that es, und Helene hörte ihr mit pochendem Herzen und athemlosen Schweigen zu. Aber als sie geendet hatte, konnte sich Helene nicht enthalten, viele und bewegte Fragen an sie zu richten über Agathens äußeres und inneres Wesen und über Hermanns Zusammenleben mit ihr in der letzten Woche ihres Liebesmärtyrthumes. „Ich muß wissen — sagte sie heftig erregt —, ob ich mehr dem harten Manne zürnen, oder mehr die allzuweiche Hingebung des armen Mädchenherzens beklagen soll.“

Adelheid beantwortete ihre Fragen willig, ohne ihr zu verrathen, daß sie auf den Grund des bange fragenden, liebenden Herzens sah. Ebensowenig deutete sie Helenen Hermanns Liebe zu ihr an, aus eigener Erfahrung überzeugt, daß in allen Beziehungen des Herzens — vertrauter Freundschaft und Liebe — auch die freundlichste Hand eines Dritten möglichst Wenig fördern oder hemmen solle. Nur glaubte sie Helenen ihre Ueberzeugung nicht verschweigen zu dürfen, daß Agathens Tod den gordischen Knoten einer nie zu einträchtigem Glücke führenden Verbindung durchschnitten habe; sowie, daß Hermann Agathens Andenken sein Leben lange im Herzen hegen werde, aber ohne seine Freiheit und männliche Heiterkeit als Todtenopfer hinzugeben.

Gegen Hermann schwieg Adelheid über den Inhalt dieser Unterredung, um auch auf dieser Seite dem Non-Interventionsprincipe treu zu bleiben. Sein Vertrauen erwiederte sie nur durch die wiederholte Verheißung seines dauernden Glückes, wenn ihm zu der Befriedigung durch Helenens verwandten Geist auch noch die des Herzens durch ihre Liebe gewiß werden würde.

Sie reiste ab mit der Verabredung, durch schriftlichen und jezuweilen durch persönlichen Verkehr mit Hermann, wie mit Helenen verbunden zu bleiben.

Nach dieser Unterredung hatte sich Helene eine Weile lang unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit von der Gesellschaft zurückgezogen, um ihre erschütterte Seele wieder in ruhigeres Gleichgewicht zu bringen. Ihre Einbildungskraft suchte sich ein Bild der nie Gesehenen, nun für Alle auf immer Verschwundenen zu entwerfen, die so glücklich gewesen war, Hermanns erste Liebe zu gewinnen, und so unglücklich, ihn mit allem Liebreize und, was Mehr war, mit aller Liebe nicht fesseln zu können. Ihr tiefes Mitleid mit Agathen klagte Hermanns Härte an, wenn auch seine Rückkehr zu der Verlassenen ihre Anklage milderte und sie selbst, gleichwie Hermann, ohne das Einverständniß der Geister das verbundene Glück der Herzen ungesichert fand.

Aber ob sie diese Bürgschaft Hermann bieten könne? fragte sie sich nun wieder bange vor seiner Strenge und noch mehr vor seiner nur mitleidigen Liebe. War es mehr, als die bloße Hoffnung künftigen geistigen Genügens, welche Hermann auf ihre strebende Jugend setzte und die ihn zu ihr zog? Und wenn die Uebereinstimmung der Geister sich fände, wenn es ihr gelänge, Hermanns Ideenflug und Weltanschauung, seine ganze Geistesbahe in sich aufzunehmen und mitzubesitzen: so fühlte ihr junges Herz wohl, daß diese unerläßliche Bedingung für das gemeinsame Glück doch nicht die einzige war, und fühlte das Recht seines eigenen Reichthumes, für seine ungetheilte Hingebung die gleiche

Digitized by Google

auch des stolzesten Mannesherzens zu verlangen. Würde sie aber nicht vielmehr vor Hermanns Herzen immer nur neben dem Sarkophage stehn, der eine Geliebtere, Schönere und Bessere umschlossen hielt?

In erhöhtem Maße waren alle die Zweifel, aber auch alle die ermuthigenden Gedanken in ihr wach, die sie nach Pichmanns Botschaft bewegt hatten; und die letzteren gewannen endlich die Oberhand. Sie rief sich alle Zeichen von Hermanns Neigung zurück, von der ersten Begegnung an, als sie schweigend vor einander standen, bis zu jenem Händedrucke, als er seine Gedanken in ihre Worte gekleidet hatte. Sie wog alle seine Worte und Blicke auf der Goldwage des liebenden Herzens und gewann den Glauben, daß eine andere und stärkere Sympathie ihn mit ihr verbinde, als einst mit Agathen.

Und jetzt warf sie sich vor, durch ihre Zurückhaltung seit der ersten und verfälschten Kunde von seiner Liebe und Schuld gegen Agathe ihm launig und räthselhaft erschienen zu sein und mit seiner Liebe ihr Glück zurückgedrängt zu haben — obgleich diese Zurückhaltung durch die vermehrte Lebhaftigkeit der Gesellschaft verdeckt worden und der Eintritt der Geschwister von Hovede, sowie Adelheids Besuch ihrem Vorsatze zu Hülfe gekommen war, das Alleinsein mit Hermann zu meiden. Genug, sie fühlte sich einer Sünde gegen ihn schuldig und wollte diese sühnen, indem sie ganz wieder die Vorige gegen ihn würde.

Aber dieß stand nicht mehr in ihrer Macht, und sie bemerkte die neue Färbung ihres Verhaltens gegen Hermann minder, als er selbst. Das Bewußtsein ihrer Liebe und die Hoffnung auf Hermanns Erwiederung durchströmten elektrisch ihre Seele, ihre Augen, ihre Rede. Und Hermann vergaß alles gewohnte Grübeln über die Ursachen der Erscheinungen, er nahm sein Glück unmittelbar aus der Hand des spendenden Gottes. Eine neue erste Jugend erblühte in seinem Herzen. Beide lebten jetzt zu ausschließlich für einander, um ihr inneres Leben der Umgebung zu verhehlen. Und doch sprachen sie einander kein Geständniß der Liebe aus. Wozu gestehn, was ihnen durch den Einklang aller Gedanken, Worte und Blicke schon so gewiß war? Wozu einen Bund mit Worten besiegeln, der von keiner Trennung bedroht wurde?

Der Vicar hatte schon während Adelheids Anwesenheit, deren Zusammenhang mit Agathens Geschichte ihm durch seine Correspondenten oberflächlich bekannt war, eingesehen, daß seine Verdächtigung vollständig paralysiert war. Helene legte, wie es schien, so wenig Gewicht auf sein persönliches Urtheil über Hermann, daß sie sich nicht einmal die Mühe gab, dieses zu berichtigen.

Er gab Helene auf und richtete jetzt seine ungetheilten Bewerbungen auf Chlothilde, deren Freundlichkeit ihn mit Hoffnungen erfüllte. Im tiefen Hintergrunde seiner unversöhnten Seele blieb dabei immer die Nebenabsicht, Dem, von welchem er sich als Mensch, als Priester und als Liebender gedemüthigt hielt, einst seine Gewißheit vor Augen zu stellen, wenn auch nicht mit Worten auszusprechen: Ich stehe jetzt mitten in deinem Hause, wenn auch noch so ferne von deinem Herzen, und du kannst mich nicht vertreiben! Jetzt war es ihm willkommen, daß er Hermann ganz mit seiner Liebe beschäftigt sah. Von andrer Seite gedachte er nirgends in seinem Spiele gestört zu werden. Aber er irrte sich.

Hovede nahm die rechte Zeit zum Rückzuge wahr, und gab seine, wie er glaubte, Allen verdeckt gebliebenen Bemühungen um Helenens Gunst auf. Doch muste er sehr bald erfahren, daß Pichmann seine Spähergabe auch an ihm geübt hatte. Er versuchte nämlich noch einmal, diesen durch Neckerei über Hermanns glücklichere Bewerbung um Helene zum Wettkampfe anzureizen. Aber Pichmann lehnte die Aufforderung mit seiner, höflicher Bosheit ab und ließ sogar durchblicken, daß ihm tiefere Motive Hovedes nicht verborgen geblieben waren. Hovede überstach indessen seine Karte wieder, indem er ihm lächelnd eine Olla potrida von Beileid und Glückwünschen bot und ihm bewies, daß er es mit einem gleich scharfblickenden Beobachter zu thun habe. Pichmann war betroffen, faßte sich aber schnell und sagte mit einer Verbeugung: „Ich erkenne Ihre Uebermacht, hoffe aber, sie auf meiner jetzigen Bahn nicht fürchten zu dürfen." Hovede entgegnete: „Folgen Sie Ihrem Berufe! Ich werde mich als ruhiger Zuschauer bei dem kleinen Intriguenstücke dieser ländlichen Bühne vergnügen, und wohl besser, als bei den Intriguen der Salons und der Schauspielhäuser. Sie wirken darinn zwiefach: als Dichter und als Mitspieler, und ich finde auch hier den Satz bestätigt, daß die geistlichen Weihen auch die dramatischen in sich schließen."

In der That sah Hovede mit mephistophelischem Behagen der weiteren Entwickelung der Beziehungen entgegen, die ihn von jetzt an nicht mehr persönlich berührten. Das eigne Wohl und Wehe der Betheiligten stand zu objectiv vor den Augen dieses Zuschauers, um sein Behagen zu stören.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Aufruf zur Gründung protestantischer Kirchengesang-Vereine.

Es gereicht unserm deutschen Vaterlande zur Ehre, daß sich unter allen Verhältnissen desselben immer ein so reges Interesse für Musik und Gesang kund thut. Denn sehen wir nicht, wie heut zu Tage auch ein Jeder nach den wohlthätigen und erheiternden Genüssen der Tonkunst ringt und strebt, wie sich in Städten und Dörfern Gesang-Vereine bilden, und selbst die Jugend in den Schulen so gerne singt?

Wenn nun der stille Beobachter erkennt, wie tief die Tonkunst in das Gewebe des öffentlichen Lebens eingreift, so wundert er sich wohl mit Recht, daß man nicht eifriger bemüht ist, dieselbe auch beim protestantischen Gottesdienste mehr und mehr in Anwendung zu bringen, besonders da man neuerdings vielfältige Klagen über matten und schleppenden Choralgesang hört.

Von geistlichen Behörden sowohl, als auch einzelnen wissenschaftlichen Männern und Laien wurde nun diesem mißlichen Umstande dadurch abzuhelfen gesucht, daß man den sogenannten rythmischen Choral (so wie er nämlich vor etwa hundert Jahren gesungen worden seyn soll) wieder einführen wollte.

Sey es nun, daß es allzu schwierig war, ganze Gemeinden zu einem plötzlich veränderten Choralgesange zu vermögen, oder daß man befürchtete, das Erhabene und Würdevolle des Chorals werde durch ein etwas schnelleres Zeitmaß und durch gleichförmig wiederkehrende Abschnitte (Takte) beeinträchtigt, oder war es auch der Umstand, daß viele Choräle der protestantischen Kirche gar nicht rythmisch zu bearbeiten und zu singen sind, genug — man hat diese Idee bald wieder aufgegeben.

Aber dennoch bleibt es der Kunst vorbehalten, auch in etwas zur Würde und Erhöhung des protestantischen Gottesdienstes beizutragen. Wenn nämlich die Kirchenbehörden zuerst den Geistlichen in größeren und kleineren Städten zur Pflicht machen wollten, in Verbindung mit einem der musikkundigsten Volks-Schullehrer aus der überall zahlreichen Schuljugend kleine Gesangschulen zu bilden, so würde dadurch nicht nur ein immer regerer Sinn für wahrhaft edlen Gesang im Volke geweckt und befördert werden, sondern man käme dann auch zugleich in den Besitz eines

Digitized by Google

kleinen Chores für die Kirche. Freilich dürfte dann der Lehrer seine Zöglinge nicht sogleich irgend einige ein- oder zweistimmige Liedchen nach dem Gehöre singen lassen, sondern er müßte sie nach einer wahrhaft zweckmäßigen, sicheren und geraden Wegs zum Ziele führenden Methode unterrichten. Bei wöchentlich vier Unterrichtsstunden könnte auf diese Weise der ganze Cursus schon in einem halben Jahre beendigt seyn, und somit auch schon Versuche zu öffentlichen Vorträgen beim Gottesdienste auf zweierlei Art gemacht werden.

Man könnte nämlich mit den Kindern vorerst entweder einige Choräle zwei- oder dreistimmig einüben, und die Einrichtung treffen, daß sie in dem Hauptliede immer in einem Vers mit der ganzen Gemeinde, unter sanfter Orgelbegleitung, abwechselten; oder auch die Mitglieder der in einer jeden kleineren und größeren Stadt bestehenden bürgerlichen Singvereine auffordern, die Kinder mit ihren Männerstimmen zu unterstützen, wodurch schon ein, rein aus dem Volke hervorgegangener und von demselben gepflegter, vierstimmiger gemischter Chor (aus Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßstimmen bestehend) erzielt würde.

Dieses Choralsingen könnte nun die erste stereotype Aufgabe eines auf solche Weise gegründeten Kirchengesang-Vereines seyn, und es wäre wohl ein Leichtes, auch Geistliche und Schullehrer auf dem Lande zu solchen Vereinen und kirchlichen Einrichtungen zu bewegen.

Wollte man nun dieser wichtigen Sache eine etwas größere Ausdehnung und spezielleres Interesse verleihen, so könnten zeitweise, und besonders auf hohen Festtagen, auch von einem solchen Vereine beim Gottesdienste kleine geistliche Motetten, Cantaten und dergleichen mit Orgelbegleitung, oder Zugabe einiger anderer musikalischen Instrumente aufgeführt werden, so wie solches auch in den Herzogthümern Sachsen, dem Königreiche Würtemberg und selbst in unserm Großherzogthume hie und da geschieht. Ja, es wäre wohl kein zu mißbilligender Schritt mancher Staatsregierung, in verschiedenen Landestheilen, mit geringem Kostenaufwande, auch der wenig bemittelten Volksklasse zugängliche Anstalten zur Erlernung der Saiten- und Blasinstrumente zu gründen, welche zwar nicht nach Art der größeren Musik-Conservatorien die Bildung hervorragender Künstler beabsichtigen, aber doch reinen, einem ganzen Volke wohlthätigen Sinn für Musik bezwecken sollen, und für die Folge auch die Mitwirkung bei Kirchengesang-Vereinen in Stadt und Land bedingten.

Wie segensreich solche, von den Staatsregierungen und dem Volke in schöner Eintracht gegründeten und gepflegten Kirchengesang-Vereine — und welche Staatsregierung wird dem Volke nicht freudig ein so kleines Opfer bringen — auf allgemeine Menschen- und Staatswohlfahrt einwirken können, dieß brauche ich hier wohl nicht weiter schildern zu wollen, und ich hege daher vertrauensvoll die Hoffnung, daß viele edle Menschen- und Vaterlandsfreunde mir beistimmen und mit mir gemeinschaftlich ein Werk auszuführen sich bestreben werden, wozu die Kräfte eines Einzelnen nicht hinreichend sind, und wozu auch ich allein mich zu gering und zu schwach fühle.

Darmstadt. A. Struth.

Mannichfaltigkeiten.

(Hannover.) Aus den Berichten über den Sturm auf Friedrichstadt ist es bekannt, mit welcher außerordentlichen Tapferkeit und Todesverachtung die zum Kampf geführten schleswig-holstein'schen Corps gefochten, und wie namentlich das 6. Bataillon, dem die Ehre zu Theil wurde, die schwierigste Stellung einzunehmen, sich ganz vorzüglich dabei auszeichnete. Dieses Bataillon, die 1. Compagnie (Hauptmann Basson) voran, bildete bekanntlich die ersten Sturmcolonnen. Die Stadt Emden hat unter diesem 6. Bataillon 1. Compagnie einen wackern Mitkämpfer, er heißt Charles Tapernon. Wie todesmuthig dieser junge Mann in den Kampf gegangen und welcher Geist unter dem ganzen Corps herrscht, darüber gibt der nachstehende Brief, den er an seinen in Emden wohnenden Vater geschrieben hat und welchen die „Ostfriesische Zeitung" mittheilt, einen erfreulichen Beweis, weßhalb wir solchen wörtlich mittheilen: „Vor Friedrichstadt, den 5. Oct. 1850. Geliebter Vater! Bei allem Mangel an Zeit stehle ich mich einen Augenblick weg, um Dir mitzutheilen, daß ich gesund und munter von dem Blutbade, das gestern vorfiel, abgekommen bin. Rechts und links fielen meine Kameraden, wie umgesichelte Aehren; allein ich kam glücklich durch; denn ich glaube, weil ich nicht die geringste Furcht vor dem Tode habe, so hat der Sensenmann es nicht der Mühe werth gehalten, mich mit umzumähen. Bei unserm Bataillon heißt's: „Jede Kugel hat ihre Adresse, ist also keine für uns dabei, so kommt sie auch nicht!" Wir haben wacker von 6 bis 12 Uhr gekämpft, da mußten wir uns leider zurückziehen. Von meinem Bruder Jacques weiß ich nichts zu melden. Lebt er noch, so wird er Dir selbst schreiben; bekommst Du keinen Brief, so ist er nicht allein für Schleswig-Holsteins Sache, sondern für die des ganzen deutschen Volkes gefallen. Bei einem solchen Angriff ist ein Menschenleben eben so viel wie ein Torf, den ein reicher Landwirth mehr oder minder ins Feuer wirft. Dein Dich liebender Sohn Charles Tapernon, Musketier im 6. Bat. 1. Comp."

„Eine kurze Beschreibung von dem Lande Schleswig-Holstein und seinen Rechten, nebst einem Mahnwort für das Volk geschrieben", ist zum Besten Schleswig-Holsteins von den Unterstützungs-Ausschüssen in Würtemberg herausgegeben und für 3 kr. in allen Buchhandlungen zu haben. Das Büchelchen ist aus einer sicheren Kenntniß von der Natur des Landes, aus dem klarsten Verständniß des Volkes und aus einer genauen Einsicht in die Rechte desselben geflossen. Deßhalb ist es auch populär, d. h. so geschrieben, um jedem Leser ein volles Bild von den besprochenen Verhältnissen gewinnen zu lassen. Eindringlich auch erinnert das Büchelchen daran, wie einst das übrige Deutschland in zahlreichen Adressen den Schleswig-Holsteinern mit Gut und Blut beizustehen versprochen, und wie jetzt wohl die Zeit gekommen sey, mit dem Gut herauszurücken, nachdem die Holsteiner auch mit Freuden alles das Ihrige hergegeben. Aber Deutschland sehe müßig zu, wie ihm von Fremden sein bestes Land genommen werde. Für die Schleswig-Holsteiner, welche mit dem Bewußtseyn von ihrem heiligen, ewigen Recht allem Schlachtenunglück Trotz böten, bleibe der Trost, daß ihr Recht doch einmal zur Geltung kommen müsse. Wir aber sollten immer festhalten: „Kein Deutschland ohne Schleswig-Holstein!" Wenn wir nun das Büchelchen empfehlen, so wird man uns durch Zweck und Inhalt desselben dazu genügend berechtigt finden.

Ein Wort zur Zeit.

(Eingesandt)

Ob man mir auch den besten Wein kredenz',
Und ihn mir viel' am Tische zu Bregenz,
Wär' ich ein Fürst, ich spräche keinen Spruch,
Des Sinn: daß meine Macht ich übertrug.

Digitized by Google

Die Macht des Fürsten kann nur fest bestehn,
Wann er die Herrschaft trägt von Gott zu Lehn;
An keiner Hofburg steh' er als Vasall,
Dem Kaiser blind zu folgen überall.

Wer dieß verkennt, der stünde leicht allein,
Er folgte wohl, das Volk doch riefe: nein!
Es dünkt sich nicht des Kaisers Eigenthum,
Und willig ficht es nur für Deutschlands Ruhm.

Im Schwabenland und wo's auch immer sey,
Denkt so, wer Deutschland einig wünscht und frei:
Für solches Ziel mag er das Schwert schon ziehn,
Doch nimmermehr für jeden Ruf aus Wien.

Ein Deutscher.

Korrespondenz.

Weimar, im October.

Sie haben bereits in Ihrem Hauptblatte rühmlich der in unserm Großherzogthum, und zwar zunächst in der Stadt Lengefeld vollbrachten Vereinigung der christlichen und jüdischen Schule zu einer Bürgerschule, wo, mit Ausnahme des Religionsunterrichtes, die christlichen und jüdischen Lehrer den Kindern beider Confessionen Unterricht ertheilen, gedacht. Am letzten Sonntage fand nun die Einführung sämmtlicher Lehrer (drei christliche und drei jüdische) und zwar mit Zustimmung beider Gemeinden in der Kirche statt. Bei dieser Gelegenheit sprachen sowohl der als Kanzelredner, wie als Dichter rühmlichst bekannte Superintendent Schreiber, wie der Landrabbiner Dr. Heß aus Eisenach, eindringende Worte über die große und humane Bedeutung der Vereinigung. Von beiden Reden dürfte nur die des Letzteren deßhalb eine Stelle in Ihrer der Förderung der Humanität gewidmeten Didaskalia finden, als sie wahrscheinlich die ersten von einem jüdischen Geistlichen in einer christlichen Kirche gesprochenen Worte sind: Wenn ich mir — begann der Redner — gestatte, zu dem treffenden Vortrage unseres Hrn. Superintendenten einige Worte hinzuzufügen, so geschieht es nur, um im Namen der religiösen Gemeinschaft, die ich vertrete, um im Namen der jüdischen Kirche, die Empfindungen der Freude und des Dankes gegen Gott auszusprechen, welche auch uns beim Anblick der heutigen Feier beseelen! Ja, es hat die neue Zeit Großes und Edles hervorgebracht, große und heilige Gedanken in der Brust des deutschen Volkes geweckt. Aber unter allen diesen Gedanken ist doch keiner größer, erhabener, edler, heiliger, als der „der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetze ohne Unterschied des Standes, der Geburt und vor Allem des Glaubens und der Religion", denn diese Gleichheit riß auf einmal die Scheidewand nieder, welche die Irrthümer und Vorurtheile einer früheren Zeit zwischen Menschen und Menschen errichtet. Diese Gleichheit brachte Gottes Gesetz, das kein Ansehen der Personen kennt, zur Herrschaft, auch in menschlichen Kreisen, diese Gleichheit machte das Gebot der Liebe, welches Kirche und Synagoge als ihr Grundgesetz betrachten, erst zur Wahrheit, zur lebensvollen Wirklichkeit in der göttlich menschlichen Ordnung, die uns im Staate und der bürgerlichen Gesellschaft gegeben. Sollte diese Wahrheit aber so recht Wurzel fassen, sollte sie nicht bloß in dem politischen Katechismus der Gegenwart stehen, sondern ihren Weg in das Gemüth finden, dem kommenden Geschlechte ein Heiligthum bleiben, so mußte sie vor Allem bei der Bildung des künftigen Geschlechts, bei den Anstalten der Erziehung und des Unterrichts, zur Anwendung kommen, so mußte der Staat hier sein großes Erlösungswort sprechen, und diese bisher einseitig dem kirchlichen Verbande gehörenden Anstalten zu den seinigen erheben, damit schon frühzeitig die Jugend verschiedenen Bekenntnisses sich als Menschen einig fühle, als solche als gleichberechtigte eines und desselben Vaterlandes sich achten und lieben lernen. — Das nun, meine Zuhörer, ist Dank der göttlichen Vorsehung in unserem engeren Vaterlande zur Ausführung gekommen, es sind die beiden getrennten Schulen dieser Stadt zu einer einigen Anstalt der Bildung und Gesittung verbunden worden, und es ist dieß nicht etwa durch Zwang von oben geschehen, nein! nur die Anregung kam von oben, die Bereitwilligkeit zur Ausführung aber trugen beide Gemeinden der Staatsbehörde entgegen. Es sah die christliche Gemeinde hinweg von dem Vorrechte ihres Alters und ihrer größeren Zahl, und zeigte sich bereit zu dem Gleichheitsbund mit ihrer jüdischen, früher kaum geduldeten Schwester; es sah aber auch die jüdische Gemeinde von dem Bedenken hinweg, welches manche Strenggläubige in ihrer Mitte haben mochten, sah auch nicht darauf, daß sie durch das glücklichere Verhältniß der Lehrenden zu der bescheideren Zahl der Lernenden gegenwärtig im Vortheile war, sondern nahm freudig die angebotene Bruderhand an; es setzte mit einem Worte eine jede Gemeinde Das, was ihr noch sonst lieb und worauf sie stolz seyn mochte, ein zum Besten der gemeinsamen Sache, zum Besten der Verbindung und Verbrüderung der bisher getrennten Schulgemeinden — Von dieser schönen ächt menschlichen That legt nun die Feier an dieser Stätte Zeugniß ab. Wir sehen in ihr die Lehrer der Kirche und Synagoge neben einander stehen, sich die Hand zu gemeinsamem amtlichen Wirken an der einen Pfleganstalt geistiger und sittlicher Bildung reichend; wir sehen in dem zur nächsten Leitung der Angelegenheiten der Schule berufenen Vorstand Genossen beider Religionen zu gleichem schönen Zweck verbunden, und wir sehen an diesem Orte, der sonst nur dem religiösen Bedürfniß der christlichen Gemeinde geweiht, jetzt zahlreiche Glieder beider Gemeinden versammelt, mit Brudersinn und Bruderliebe auf einander blickend und im Stillen sich zurufend: „Wir haben uns geeinigt in den Herzen unserer Kinder, wir wollen einig seyn und einig bleiben in Allem, was unser und unserer Kinder Heil betrifft." Da aber, meine Zuhörer, wo solcher Sinn lebt, bedarf es nicht erst der Ermahnung und Ermunterung, da gestalten sich von selbst die Wünsche und Hoffnungen, die Hoffnungen zur frommen freudigen Zuversicht. Und so dürfen wir denn dem glücklichen Gedanken uns überlassen, daß zur Förderung unserer vereinigten Schule Alles sich die Hände reichen werde, damit sie, geschützt von dem Arme des Staates, aber getragen und gepflegt von der Liebe beider Gemeinden, eine wahrhafte Heilanstalt werde, die da in diese noch an manchen Wunden leidende Stadt heraufführt eine schönere und glücklichere Zeit, wo Handel und Gewerbefleiß blühen und die Tugenden der Mäßigkeit, der Biederkeit, der Rechtlichkeit und vor Allem des gemeinnützigen, ächt vaterländischen Sinnes heimisch seyn werden, bei unseren Männern, wie bei unseren Frauen, bei unseren Jünglingen wie bei unseren Jungfrauen, in dem stillen Kreise unserer Familien, wie im öffentlichen Leben und Wirken, und Das, was wir jetzt geschaffen, die Anerkennung aller Guten noch in späten Tagen finden werde, daß sie rühmen das Werk unserer Hände und wir uns desselben freuen können vor Menschen und vor unserem Schöpfer und Vater da droben. Amen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26 Oct. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Friedrich von Schiller.

Sonntag, 27. Oct. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth. von Castelli, Musik von Weigl. Hierauf: Der Schauspieldirektor, komische Operette in 1 Akt, Musik von W. A. von Mozart.

Dienstag, 29. Oct., wird Fräul. Rachel und die Mitglieder des Theater Français und Odéon bei ihrer Durchreise nur eine Vorstellung geben.

Adrienne Lecouvreur,

Drama en 5 actes et en prose, par MMe. Scribe et Lecouvé.

(Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.)

Parterre-Logen und erster Rang .	fl. 4.	40 kr.
Zweiter Rang	„ 2.	48 „
Orchesterplätze	„ 4.	40 „
Reserveplätze im Parterre . . .	„ 2.	20 „
Parterre	„ 1.	48 „
Gallerie	„ 1.	— „

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 257. Montag, den 28. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Er theilte seiner Schwester seine Beobachtungen mit, fand sie aber weder sehr überrascht, noch sehr erbaut dadurch. Vielmehr improvisierte Bertha eine unerwartete Gastrolle in dem Stücke.

Ihr hatte Adelheids Erscheinung und Lebensgeschichte, soweit sie ihr bekannt geworden war, einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. So verschieden auch Adelheids Persönlichkeit und Was diese gelitten und gethan hatte von ihr und ihren Erfahrungen war, so lag doch Etwas darinn, was ihren thätigen und entschlossenen Geist verwandt ansprach, und eine Mahnung an die würdigste Schutzwehr gegen die Zerfallenheit mit dem Leben. „Warum — dachte sie — soll nicht auch ich die Kraft haben, durch wohlthätige Wirksamkeit in das Leben Anderer einzugreifen, statt eine müßige Zuschauerin abzugeben?“ Schon hatte die längere Ruhe und Unthätigkeit begonnen, sie zu ermatten, aber nicht weniger scheute sie jetzt den Wogenschlag der großen Welt, die ihre Kraft in andrer Weise aufgerieben hatte. Daher ergriff sie mit Begierde jene durch Adelheids Beispiel angeregte Idee und eine zwiefache Berufung zu ihrer Verwirklichung, welche sie in der nächsten Gegenwart zu finden glaubte.

Sie hatte mit steigender Theilnahme bisher Hermann und Helenen beobachtet und, wie sie glaubte, ihr erstes Urtheil über Beide bestätigt gefunden. Sie verkannte Helenens selbstständigen Geist, sprach ihr aber dagegen ein großes Talent der Auffassung und Nachahmung zu und sah in ihrer Uebereinstimmung mit Hermanns Geistesrichtung und dem Inhalte seiner Gedanken vielmehr einen Spiegel, der nur die von ihm ausgehenden Strahlen zurückwarf. Je höher sie selbst Hermanns Geist stellte, desto anstößiger war ihr der Gedanke, daß er an eine tiefere und ursprünglichere Gleichheit mit Helenen glaube und sich dabei, wie sie nicht zweifelte, durch Helenens kluge Benutzung ihrer Accomodationsgabe und durch den damit verbündeten Reiz ihrer Schönheit und ihrer Liebe bestechen ließ.

Auch Helenens Benehmen bestärkte sie in jenem vorgefaßten Mißtrauen gegen diese. Ihrer Beobachtung nach war Helene noch bis vor kurzer Zeit schweigsamer und zurückhaltender gegen Hermann gewesen und hatte, wie sie nicht zweifelte, Gelegenheit gefunden, jeder seiner Bewegungen vorsichtig zu folgen und leise ihre Fesseln um ihn zu schlingen. Wie wäre es sonst möglich geworden, daß sie plötzlich in solcher Sicherheit mit ihrer Liebe hervortrat und vor Aller Augen Hermann gleichsam in Besitz nahm?

Bertha hätte ihr Urtheil wahrscheinlich der bittren Nachwirkung ihrer persönlichen Erfahrungen entzogen, wenn sie früher in Rodenberg angekommen und Zeuge von der Entstehung und ersten Entfaltung dieses Verhältnisses gewesen wäre. Auch war sie ganz unbekannt mit Hermanns früherem Leben und mit Adelheids Beziehung dazu; daher dachte sie auch nicht daran, Adelheids kurze Anwesenheit mit jenem Wechsel in Helenens Benehmen in Verbindung zu setzen und einen würdigeren Grund dafür in verborgenen Thatsachen zu ahnen. Adelheids freundliche Aufmerksamkeit gegen Helene war so natürlich in den Beziehungen der Letzteren zu Hermann und den Seinen, sowie in ihrer unleugbaren persönlichen Anziehungskraft begründet, daß eine anderweitige Motivierung sich durchaus nicht aufdrängte.

Bertha selbst fühlte sich durch diese Anziehungskraft Helenens ebensosehr ergriffen, als sie sich durch den Argwohn ihrer Benutzung dieser Kraft von ihr zurückgestoßen fand. Von dem Willen beseelt, ein wirklich gutes Werk zu thun und selbst, wo sie hemmend und strafend aufzutreten gedachte, keine Lieblosigkeit zu verschulden, war sie entschlossen, auch Helenens wahres Glück gewissenhaft als ein Ziel ihrer providentiellen Sendung im Auge zu behalten. Sie wollte Helene nicht bloß für ihre vermeintliche Koketterie strafen, sondern auch versuchen, sie innerlich davon zu befreien und dadurch ihre schönen Fähigkeiten zu einer geläuterten Thätigkeit zu führen.

Sie war überzeugt, Helenens wie Hermanns künftiges Unglück zu verhüten, indem sie ihrer Gegenwart den Traum eines Glückes nähme, der später oder früher das Leben der Erwachten und Enttäuschten vergiften müßte. Denn Wer — dachte sie — würde unglücklicher sein, als Helene selbst, wenn sie aus dem sicheren Glauben des Besitzes durch die Wahrnehmung aufgeschreckt würde, daß der Nimbus ihres Geistes vor dem heller gewordenen Auge Hermanns zerronnen sei und daß nun sogar ihr wahres Recht auf ihn, das der heißesten Liebe, zum Unrecht vor seinem Vorwurfe gegen sie und sich selbst werde: schwach und kurzsichtig gewesen und durch diese Schwäche der Ihre geworden zu sein! Keine Liebe und keine Reue versöhnt den verletzten Stolz eines Mannes, und er vergißt, daß eben nur die Liebe zu ihm und der Glaube an seinen Werth das liebende Weib Alles daran setzen ließ, ihn zu gewinnen.

Hovedes Aeußerungen richteten fernerhin Berthas Aufmerksamkeit mehr, als dieß bisher der Fall gewesen war, auf des Vicars Bemühungen um Chlothilde. Sie überzeugte sich von der Gefahr des harmlosen, etwas zu Schwärmerei geneigten Mädchens, einem Manne zur Beute zu werden, den sie fähig hielt, Liebe und Glauben als Mittel zu fremdartigen Zwecken zu benutzen. Sie glaubte, hier einen zweiten Wink der göttlichen Vorsehung zu sehen, daß diese ihr einen Antheil an ihrem Walten gebe und sie durch eine höhere Genugthuung mit ihrem eigenen Schicksale aussöhnen wolle. Dazu bot ihr der Zufall durch

Digitized by Google

eine Geschäftsreise Hermanns günstige Gelegenheit, ihren wohlgemeinten Beruf auszuüben.

Ungestört allein mit Chlothilden und ihrer Mutter sprach sie sich scharf über des Vicars Charakter aus. Den Inhalt seiner religiösen Ansichten ließ sie zur Seite, ob sie gleich darinn eines der wichtigsten Mittel vermuthete, durch welche der Vicar sich Herrschaft über die Seelen zu verschaffen suche. Sie fühlte sich der Aufgabe wenig gewachsen, auf diesem Gebiete als Bekämpferin des Irrthums aufzutreten. Auch hielt sie die meisten Frauenseelen jeder Theorie zugänglich, je nachdem sie durch die Beredtsamkeit und die ganze Persönlichkeit des Vortragenden unterstützt werde. Aus gleichem Grunde fürchtete sie die Gefahr eines falschen Glaubens für Chlothilde nicht mehr, sobald der Glaubensbote ihr Vertrauen verlor.

Von dem allgemeinen Urtheile über Pichmanns Sinnesweise gieng sie auf ihre Beobachtungen im Einzelnen als Belege für jenes über. „Wir jüngeren Frauen — sagte sie, zu Chlothilden gewendet, die ihr gespannt und ernst zuhörte — sollten ein Schutz- und Trutz-Bündniß zur Prüfung der Männer schließen, die sich um unsere Gunst bewerben. Ich wenigstens halte mich verpflichtet, jede meiner Schwestern zu verwarnen, deren Unerfahrenheit ich durch die Erbsünden der Männer bedroht sehe. Ich will nicht glauben, daß Ihr Herzensfrieden wirklich schon durch die schwarze Kunst dieses frommen Zauberers gefährdet sei. Aber er glaubt dieß selbst und verdient, durch Enttäuschung gezüchtigt zu werden. Sie werden mir nicht verargen, daß ich, obgleich nur um einige Jahre älter, als Sie, Ihnen meine Erfahrungen zur Richtschnur machen möchte, auf die Gefahr hin, Ihre heitere Unbefangenheit zu stören."

Chlothilde dankte ihr nicht ohne peinliche Beklommenheit und bat sie fortzufahren. Bertha machte sie nun auf Pichmanns frühere Annäherungen an Helene aufmerksam, deren Mißlingen sie zu erklären suchte, indem sie Helene hoch über ihn stellte. Helenens Verhältniß zu Hermann ließ sie ganz unberührt.

Sie erreichte ihren Zweck vollkommen, besonders durch die Parallele zwischen Pichmann und Helenen. Vor den Augen beider Frauen sank Pichmann von seiner geistigen und sittlichen Höhe, und Chlothilde konnte ihm mit erwachendem Frauenbewußtsein nun niemals verzeihen, daß er sich mit ihr als leichterer Beute begnügen wollte, nachdem ihm Helene unerreichbar geworden war. Aber ihr Unwille richtete sich nur auf den schlauen Lotteriespieler der Liebe und auf ihre eigene Kurzsichtigkeit; kein Schatten des Neides fiel auf Helene, die ihrem Herzen und ihrer Hochachtung nahe blieb, wie zuvor. Ihre Mutter sprach Bertha ihren Dank und ihre Beschämung aus. „Ich darf — sagte sie — meinem Sohne nicht vorwerfen, daß er mir mehr Vorsicht und mütterliche Wachsamkeit zutraute, als ich leider besitze, und daß er darum nicht an meiner Stelle wachte. Er mochte auch denken, wir Frauen hätten genug bemerkt — was mir jetzt erst deutlich vor Augen tritt —, daß er selbst sich in keine nähere Freundschaft mit dem Vicar einlassen mag, und hätten uns dadurch warnen lassen. Ich habe ohne Zweifel oft den Menschen zu viel Gutes zugetraut, weil ich Nichts mehr fürchte, als Jemanden Unrecht zu thun."

Bertha machte jetzt die Frauen auf die Klugheitspflicht aufmerksam, dem Vicar ihre veränderte Ansicht und Stimmung durch keinen plötzlichen Wechsel des Benehmens zu verrathen, und sich nur allmälig seinem Umgange zu entziehen. „Ich gestehe offen — sagte sie zu Clothilden —, ich möchte ihn wohl an Ihrer Stelle durch scheinbare Aufmunterung zu einer Unbesonnenheit veranlassen, um dann seine Anmaßung desto empfindlicher zu bestrafen. Für solche Menschen giebt es keine treffendere Vergeltung, als wenn sich ihre hochmüthige Klugheit eingestehen muß, dupiert zu sein. Doch Ihr Herz ist zu gut zu diesem schadenfrohen Versuche, und vielleicht wäre auch meines zu offen dazu."

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Aus Frankfurts Vergangenheit.

Aus dem neuerlich erschienenen sechsten Bande des bekannten Werkes der Frau Belli-Gontard lassen wir nachstehend einige Auszüge folgen.

Ein ohne Zweifel Vielen unbekanntes und unerwartetes Dokument aus der Jugendgeschichte unseres berühmten Landsmannes W. v. Goethe ist folgendes:

Den 10. Junii 1774.

Es werden hierdurch alle diejenige, in und auffer Franckfurt, so noch an die Vorstadt- und Buddeischen Herren Erben, wegen einiger von der alten solche Firma führenden Handlung, empfangene Waaren im Rückstand verblieben, auf das höflichste erinnert, die Zahlung von dato in 14. Tagen an deren nunmehro Endesunterzeichneten Bevollmächtigten, so gewiß zu leisten, als sonst dieselbe gegen die Säumigen ernsthaftere Maasregeln zu ergreifen, wie wohl ungern, sich gemüßiget sehen dürfte.

Franckfurt den 10ten Junii 1774.

J. W. Goethe, Dr. und Adv. ord. dahier.

Schon im Jahre 1774 war unsern Vorfahren Gelegenheit zu musikalischen Unterhaltungen durch Konzerte geboten, wie aus folgender Anzeige zu ersehen ist:

Den 6 September 1774.

Mit gnädigster Erlaubnüß Eines Hoch-Edlen und Hochweisen Magistrats, werden Mons. Carlo Terary Virtuos bey Ihro Königlichen Hoheit des Herzogs zu Parma, und Mons Righetti, Virtuos bey Ihro Durchlaucht des Herzogs von Würtemberg. Die Ehre haben Sonntags den 11ten September a. c. im gewöhnlichen Concert-Saal, im grossen rothen Hauß auf der Zeil. Ein grosses vollständiges Instrumental- et Vocal-Concert zu geben, in welchem auf die angenehmste Art benahmte Virtuosen, mit den auserlesensten Tenor-Arien, als auch auf der Violoncello von selbst eigener neuesten Composition, sich werden hören lassen. Die Billets sind sowohl im rothen Hauß, wie auch im goldenen Löwen, in der Fahrgaß und bey der Entrée vor einen halben Conventions-Thaler zu bekommen. Der Anfang ist mit dem Schlag 6. Uhr.

Eine literarische Anzeige aus dem Jahre 1774 lautet also:

Die mit grosser Stärcke des Geistes durch den Bischoffen von Senez, auf den Todt Ludwig XV. gehaltene Leichenrede. welche bisher nur französisch verkauft worden, ist nunmehro auch teutsch fertig, und in Commission à 15. kr. das Stück zu haben, in dem Staats-Zeitungs-Comptoir in der Fahrgasse, Lit. A. No. 156.

In frühern Zeiten waren junge Leute aus bemittelten Häusern anspruchsloser als heutigen Tages. So lesen wir:

Den 21. Mertz 1775.

Es haben bishero zwey gute Freunde ein Reitpferd mit einander in Compagnie gehalten, da nun der eine Theil davon abgegangen, und die andere Person ein Mann ist, welche wegen ihrem Beruff-Geschäfften nicht oft darzu gelangen kan, und es folglich nicht wohl der Mühe werth wäre ein Pferd für sich allein zu halten, als ist man erböthig einen andern anständigen Herrn dem

Digitized by Google

es etwa ein Dienst seyn mögte, mit in Compagnie zu nehmen. Die gute Eigenschafften des Reith-Pferdes, hält man für unnöthig hierbey anzupreißen, indeme man erböthig ist, auf einen Probe-Rith zu geben. Ausgeber dieses gibt nähere Nachricht.

Ein Pröbchen sehr bescheidener und eben keinen sonderlich hohen Aufschwung nehmender Gelegenheitspoesie ist das nachstehende zum Beschluß des 1777er Jahres, mit welchem die Redaktion des Intelligenzblattes von ihren Lesern für das laufende Jahr Abschied nimmt.

Den 30. December 1777.

Es schliessen sich, so wie die wichtigste Geschichte,
Nun auch die einzelnen Berichte,
Die, zwar auf unsre Stadt nur eingeschränckt
Doch oft weit mehr noch nützen, als man denkt.

Ihr, die in diesem Jahr das Licht der Welt erblickt,
Ihr, die der Ehestand in diesem Jahr verbunden,
Lebt alle, von uns angezeigt, beglückt,
Geniest des frohen Lebens sanfte Stunden.

Ihr Leser, für die unser Eifer sich bemüht,
Seyd glücklich! laßt dieß Blatt Euch ferner sich empfehlen;
Es wird Euch wie bisher, was in der Stadt geschieht,
Umständlich und getreu erzählen.

Wie man im Jahre 1779 die Theaterfreunde durch für die damalige Zeit pikante Anzeigen anzuziehen suchte, geht aus Nachstehendem hervor:

Den 1. October 1779.

Heute wird von der vereinten Gesellschafft; das überall so beliebte Lustspiel die Holländer, von Bock aufgeführt — und Morgen (mit Vergnügen machen wir das allen Freunden des Theaters — allen Kenners und Verehrern grosser Männer kund —) wird Schakespears Meisterstück — Der König Lear aufgeführt. Meisterstück? ja Meisterstück — in London und Teutschland wirds von dem besten Kenner des grossen und wundersamen mit Recht dafür gehalten. Ohne jedoch den übrigen Stücken dieses grossen Genies zu nahe zu treten. Ohne Geister- und Heren-Scenen muß es jedermann, auch wer das Wundersame liebt, hinreissen — Erhabenheit — Marck und Kraft des Dialogs — besonders die außerordentliche Stärke der abwechslenden Leidenschaften und die Unterscheidung der seltnen Caracteur erheben es über viele andere Wercke Schakespeares, — Herr Bock hat dieses Trauerspiel mit dem glücklichsten Erfolg durch seine Umarbeitung für teutsche Schaubühne aufführbar gemacht. Die Gesellschaft trotz ihrer verworrenen Situation — hat es zum Beweiß der Hochachtung und des Danck für unser Publikum erst diese Woche gantz neu einstudirt — und wird auch an äußerlichen Dingen, das Auge zu Vergnügen nichts unterlassen.

Mannichfaltigkeiten.

In einer Reihe ergötzlicher Bildchen, die sich durch mehrere Hefte hindurchziehen, läßt „Punch" die Herren Brown, Jones und Robinson in allerhand Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen auftreten.. Das sind drei Dandys von der naivsten Art, die, bald zusammen, bald einzeln, ihre Nase zum ersten Mal in die Welt stecken, aber ihre natürliche Unbeholfenheit oder Weltunkunde mit etwas Lehrgeld bezahlen müssen. Daher denn eine Menge schalkhafter Situationen, deren Pointe man bei ihrer Natürlichkeit sogleich versteht, auch ohne den übrigens nicht weniger schalkhaften Kommentar der Unterschrift gelesen oder verstanden zu haben. In dieser Gattung trocken drolligen Humors sind die Engländer allen anderen nach wie vor überlegen. Da ist nichts Unfläthiges, wie so oft in unseren deutschen illustrirten Witzblättern, nichts Verzerrtes, kalt Boshaftes, oder sonst das Gefühl Verletzendes, wie nicht selten in der französischen Karikatur, nichts von der Art, welche die Genfer „cocasse" nennen, und welche in den Witzbildern des sel. Töpffer ihren getreuen Ausdruck findet. Nicht einmal jener derbere Humor, den wohl auch Punch zu Zeiten nicht verschmäht, sondern, um österreichisch zu sprechen, des „Gespaßigen" nicht mehr noch minder, als gerade zur Dimension der Vignette paßt.

(Columbia, Süd-Carolina, 6. Sept.) Als ich mich vor einigen Tagen in Richmond, der Hauptstadt Virginiens, aufhielt, sah ich daselbst das Modell des riesigen Denkmals, welches der Staat Virginien zu Ehren Washingtons durch den Bildhauer Thomas Crawford von New-York errichten läßt. Der Staat hat dafür 100,000 Thlr. bestimmt, eine Summe, welche aber kaum hinreichen wird. Das Denkmal, welches ungefähr 60 Fuß hoch werden wird, ist in jeder Hinsicht des großen Namens, den es feiert, würdig. Washington sitzt zu Pferde, auf einem hohen, breiten Fußgestell von Granit, welches von Virginien selbst und fünf ihrer berühmtesten Söhne umgeben ist. Die fünf sind: die Präsidenten Jefferson und Madison, der feurige Redner der Revolution Patrik Henry, der kühne Reiteranführer unter Washington General Lee, und der gefeierte Oberrichter der Vereinigten Staaten James Marshall. Die Bildsäulen werden aus Bronze gegossen, alles Andere ist aus röthlichem, sehr schönem Granit gearbeitet, der sich unweit Richmond findet. Das ganze Denkmal zeichnet sich durch Ruhe, Ursprünglichkeit und dichterische Weihe aus. Es erinnert, wie alle Schöpfungen Crawfords, an seinen Meister Thorwaldsen. Unter den Werken Crawfords sind besonders der Orpheus in Boston und das sterbende Merikanermädchen in New-York bekannt. Er ist vor Kurzem von hier abgereist, um die sechs Riesenbildsäulen des Denkmals in Rom auszuarbeiten, und sie dann in München unter seiner Aufsicht gießen zu lassen. Er wird gewiß willkommene Aufnahme in dieser Kunststadt finden.

(Mailand.) Unlängst wurde auch hier der Geburtstag des Kaisers gefeiert. Es war ein schöner, aber auch ein stiller Tag. Kein Mensch zu sehen, noch zu hören, nicht an den Fenstern, nicht auf den Straßen, nicht im Dom. Alles war wie ausgewandert; sie hatten fast sämmtlich Landpartien gemacht; um diese Zeit ist das üblich, da sind viele Pickeniks auf dem Lande. Sie schienen sich das Wort gegeben zu haben, sie auf den einen Tag zu verlegen (zum Unglück ist derselbe auch der Jahrestag der österreichischen Stockprügelscenen von 1849). Nach dem Tedeum, nach der Revue u. s. w. kamen sie lustig zurück, soweit Mailand jetzt lustig seyn kann; die meisten vornehmen Familien wohnen schon seit Jahr und Tag im Auslande. Die Gewerbe, namentlich Luxusgewerbe, liegen darnieder. Der Corso ist kaum mehr zu erkennen. Die Scala ist geschlossen, das hat Radetzky nicht verhindern können. Nur die Beamten haben ihre Abonnements behalten wollen; die andern haben sich mit den schweren Kriegslasten entschuldigt. Da veranstaltete Radetzky ein Militär-Abonnement im Parterre für Unteroffiziere; sofort blieben die Bürger mit ihren Familien fort. Der Bankerott des Impressario blieb nicht aus. Das Orchester, 90 Personen, retirirte ins Theater Carcano und gab dort große Konzerte, bald kam eine Sänger-Truppe hinzu und nun geben sie Opern.

Eine der schätzenswerthesten literarischen Unternehmungen ist das so eben angekündigte Sammelwerk: „Germania. Die Ver-

Digitized by Google

gangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation nach ihrer fortschreitenden Entwickelung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben, mit Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse des Landes. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit herausgegeben von einem Vereine von Freunden des Volks und Vaterlandes. Eingeführt durch E. M. Arndt." (Leipzig, 1850.) Das Werk bringt Schilderungen des deutschen Landes und Volkes in seiner Sprache, Sitte, seinem öffentlichen Leben, Uebersichten seiner politischen Geschichte im Ganzen und Großen wie in einzelnen Theilen, Belehrungen über sociale, gewerbliche, religiöse Zustände und Leistungen in Kunst und Wissenschaft, Charakteristiken und Biographien bedeutender Männer u. s. w. Der alte Arndt führt das Werk ein, Karl Biedermann übernimmt die specielle Leitung; es zerfällt in zehn Rubriken, die einzeln ihre Bearbeiter finden. Unter diesen nennen wir folgende Namen vom besten Klange, die dem Unternehmen eine große Theilnahme zusichern: Georg Beseler, Buddeus, Bernhard Cotta, Dahlmann, Eduard Devrient, Duckwitz, Karl Hase, Haupt, Hegel, Jahn, Schubert, Stenzel, Waitz, Wurm.

Ein Schwester-Paar deutscher Abkunft, die Fräulein Mathilde und Silvia Diehl, deren Eltern geborne Mainzer sind, machen jetzt als Sängerinnen in Italien Aufsehen. Sie traten in jüngster Zeit auf den Bühnen von Florenz, Arezzo, Neapel, Palermo und Messina mit ungeheurem Beifall auf.

Literatur.

Schweizerischer Volkskalender für 1851. Gesammelt aus Originalbeiträgen von Reithard, Stutz, Dössekel u. A. Mit fünf Bildern nach Originalzeichnungen von Franz Hogi, J. J. Meyer, Martin Usteri und Ludwig Vogel. Erster Jahrgang. Zürich. Verlag von Meyer und Hanisch.

Der schweizerische Buchhandel zeigt schon seit einigen Jahren ein lobenswerthes Bestreben, den Aufschwung der schweizerischen Literatur zu fördern. Es ist nicht die Salon-Literatur, welche in der Schweiz Boden gewinnt, sondern die praktische Volks-Literatur im engern Sinne. So haben ja J. Gotthelf's so viel gelesene „Erzählungen aus dem Volksleben" ꝛc. alle einen lehrhaft moralischen Zweck; so wiegt dieser — ohne jedoch den Erguß der freien, poetischen Träume auszuschließen — auch in dem „Schweizerischen Volkskalender für 1851", einem Unternehmen der jungen, rührigen Verlagshandlung von Meyer und Hanisch in Zürich vor. Die Ausstattung ist gefällig und gediegen, wie es bei einem Buche für alle Klassen des Volkes seyn soll. Die Kupferstiche, nach Zeichnungen von Martin Usteri, Franz Hegi u. A., kräftig und anziehend, ächt schweizerisches Genre. Dieses Genre waltet dann — in derber Weise mitunter — auch in den Erzählungen vor. Man kann, wie gesagt, diesen Volkskalender als ein im Ganzen höchst gelungenes Unternehmen bezeichnen und als solches bestens empfehlen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. October.

Verdi's große Oper: „Nebucadnezar", wurde gestern zum ersten Male auf unserer Bühne aufgeführt. Sie empfahl sich gleich durch die Ouverture, welche, von dem Orchester trefflich executirt, sehr beifällig aufgenommen wurde. Hr. Pasque, den uns des Schicksals Gunst bei den Personalveränderungen an der Oper erhalten hat, sang den Nebucadnezar; Hr. Pecz den Ismael; Hr. Reichel den Zacharias; Fräulein Schneider die Abigail; Fräul. Gebhauer die Fenena; Hr. Scharpff den Oberpriester; Hr. Bernard den Abdall und Frau Wiesthaler die Anna. Der Erfolg der Oper war durch diese Besetzung im Wesentlichen vollkommen gesichert. In ihrer äußeren Ausstattung durch die Künste der Mechanik, Optik und Malerei war sie so glanzvoll als möglich. Als beim Beginn des dritten Akts der Vorhang in die Höhe ging und die hängenden Gärten von Babylon sich im Prospekt zeigten, war der Eindruck der Ueberraschung unverkennbar, den das Haus bei dem Anblick dieser durch die Kunst hingezauberten morgenländischen Landschaft empfand. Die Herren Brand und Schilbach theilten sich in das Verdienst dieser wirklich schönen Decoration, die bei dem Schlußakt noch einmal zum Vorschein kam. Ohne Zweifel ist der dritte Akt der glanzvollste der ganzen Oper, er war es aber auch noch insbesondere durch den Festtanz, der von den Damen Ost, Dittmann und den Figurantinnen des Ballets ausgeführt wurde. Fräul. Ost ist aus der Pariser Balletschule hervorgegangen und können wir uns zu ihrem Besitze Glück wünschen. Wir glauben der baldigen Wiederholung der schönen Oper entgegensehen zu dürfen. Höre ich die von Lieblichkeiten überströmende italienische Musik, so gelüstet's mir immer nach Apfelsinen und Orangen, und im Geiste wähne ich mich in ihr Vaterland hingezaubert, welches die Kunst zum bleibenden Wohnsitze ausersehen zu haben scheint.

Frankfurt, 25. October.

Münchhausen.

Im Städel'schen Institute ist seit einigen Tagen ein Bild A. Schrödter's ausgestellt (das erste, welches dieser ausgezeichnete Künstler in hiesiger Stadt vollendete), das einen sehr glücklichen Anfang bekundet, einen noch unversiegten Quell köstlichen Humors sprudeln läßt: „Herr von Münchhausen, der allbekannte Aufschneider, erzählt seine Lügen." Der Erzähler sitzt cavalièrement in einer Landschenke, von der Jagd ausruhend, umher die Jäger, theilweise sich zur Punschbowle anschickend, sich behaglich in der warmen Stube einrichtend, theils die Lügen anstaunend, oder sich über dieselben ärgernd. Da der Erzähler vermuthlich jägerische Laute ausgestoßen, sind die Hunde sogar aufmerksam geworden, scheinen die Wunder der Erzählung mit anzustaunen. Die malerische Vollendung des Bildes geht Hand in Hand mit der sinnigen Auffassung des Gegenstandes, so daß wir mit gutem Gewissen alle Kunstfreunde zur Betrachtung dieses wahrhaftigen Kunstwerkes einladen dürfen.

Konzert-Anzeige.

In den nächsten Tagen wird Hr. Eduard Rosenhain im hiesigen Schauspielhause ein Konzert veranstalten, in welchem er unter andern Piecen auch ein Duo für Pianoforte mit seinem talentvollen Schüler, dem 10jährigen Fritz Gernsheim, executiren wird. Bei der anerkannten Virtuosität des Konzertgebers ist hier jede weitere Empfehlung überflüssig und verweisen wir auf das demnächst erscheinende Programm.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Oct. Einer muß heirathen! Original-Lustspiel in 1 Aufzuge von Alex. Wilhelmi. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Er muß nach Magdeburg, Lustspiel in 2 Abth. von Tenelli. Zum Schluß: Wer ißt mit? Vaudeville-Posse in 1 Akt.

Dienstag, 29. Oct., wird Fräul. Rachel und die Mitglieder des Theater Français und Odéon bei ihrer Durchreise nur ein Vorstellung geben.

Adrienne Lecouvreur,

Drame en 5 actes et en prose, par MMr. Scribe et Lecouvé.

(Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.)

Parterre-Logen und erster Rang .	fl. 4. 40 kr.
Zweiter Rang	„ 2. 48 „
Orchesterplätze	„ 4. 40 „
Reserveplätze im Parterre . . .	„ 2. 20 „
Parterre	„ 1. 48 „
Gallerie	„ 1. — „

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 258. Dienstag, den 29. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Bertha hatte das Vergnügen, ihre Rathschläge mit Vertrauen angenommen und schon in den nächsten Tagen unter ihrem Beistande nach Kräften ausgeführt zu sehen. Dieß Gelingen ließ sie mit größerem Selbstvertrauen zu der Lösung der schwierigeren Aufgabe bei Helenen schreiten. Der Gedanke, Hermanns Urtheil über Helene nach dem ihren zu berichtigen, war ihr kaum einmal in den Sinn gekommen. Die Wahrscheinlichkeit einer Zurückweisung durch den verletzten Stolz des Mannes und die Möglichkeit einer beschämenden Mißdeutung, als gönne sie ihn Helenen nicht, hatten sie weit weniger von diesem Beginnen abgehalten, als die Ueberzeugung von dem edleren Elemente in Helenen, das eine zärtere Rücksicht verdiene und einer offenen Mahnung zugänglich sein werde. Zudem sagte ihrem eigenen Charakter dieser Weg als der angemessenste und würdigste zu.

Sie besuchte Helene in ihrem Hause, was bisher nur selten geschehen war, doch nicht gerade auffiel, und brachte leicht das Gespräch auf Hermann. Sie begann mit einer so lebhaft ausgesprochenen Anerkennung seiner Vorzüge, daß sie erst durch Helenens Schweigen und etwas verwunderten Blick an die sehr mögliche Deutung erinnert wurde: sie wolle Helene zur Vertrauten ihres eigenen Herzens machen oder als ihre Nebenbuhlerin einen Wettkampf der Liebe versuchen.

Durch diesen Gedanken betroffen und ungeschickt genug fragte sie ihre Zuhörerin rasch: „Zweifeln Sie an meiner aufrichtigen und unparteiischen Hochschätzung Hermanns?“ „Nein — antwortete Helene —; aber zweifeln Sie daran, daß ich diese theile?“ Bertha faßte sich schnell, um nun gerades Weges ihrem Ziele zuzusteuern, und erwiederte: „Nein und Ja. Ich will offen sein. An dieser Hochachtung nimmt, wie ich glaube, Ihr Herz noch höheren Antheil, als das meine. Dagegen theilen Sie vielleicht nicht meine Ueberzeugung, daß Hermann zu hohe Forderungen stellen darf und stellt, als daß sie leicht die Freundschaft eines Mannes und je die Liebe eines Weibes zu seinem dauernden Genügen erfüllen könnte.“

Helene war purpurroth geworden und schwieg.

Bertha empfand ein lebhaftes Mitgefühl für sie und fuhr fort: „Liebes Kind, mißdeuten Sie meine, bei Gott aus gutem Herzen kommende, wenn auch von außen her durch Nichts entschuldigte Aufdringlichkeit nicht und glauben Sie meinen durch bittre Schmerzen und Demüthigungen erkauften Erfahrungen. Wir Frauen sollten in der augenblicklichen Zuneigung eines genialen Mannes immer ein gefährliches Geschenk sehen und noch mehr uns hüten, darum zu werben (Helene zuckte bei diesem Worte zusammen) — sowohl aus Bescheidenheit, weil wir ein solches Mannesherz ganz und für das ganze Leben nicht ausfüllen können; wie aus Stolz, um nicht unseren wirklichen Werth und dazu unsere Liebe nur allzufrüh von dem ungenügsamen Manne gemißachtet und schonungslos zurückgesetzt zu sehen, oder seine matte, mitleidige Treue und seine niederdrückende Genügsamkeit mit dem von uns gespendeten Glücke als vollen Lohn unserer Hingebung annehmen zu müssen.“

Helenen waren diese traurigen Reflexionen nicht neu; sie gedachte mit erneuten Schmerzen Agathens und aller ihrer eigenen Zweifel an ihrem Glücke. Da sie mit gesenktem Blicke fortwährend schwieg, setzte Bertha mit strengerem Tone hinzu: „Wehe uns vollends, wenn nicht bloß die beobachtenden Menschen, sondern auch der nur einst uns gehörende Mann im Herzen uns anklagen, nach Frauenweise um ihn gebuhlt zu haben! Denn so nennt die Welt und am Liebsten unsere Mitschwestern (sie stockte selbstgetroffen einen Augenblick) unser reinstes Werben um eines Mannes Achtung und Liebe, und nur der Mann hat das Recht, sein Glück zu suchen.“

Diese Worte aber hoben mächtig Helenens Selbstgefühl. Sie sah Bertha mit hellem Blicke an und sagte: „Dieses Urtheil der Welt würde mich wenig kümmern, wenn es nur die meinem Herzen zunächst Stehenden und der liebste Freund selbst nicht theilen. Wenn aber Dieser einst Weniger in mir fände, als er gehofft hatte, und mir die Schuld zuschriebe, ihn mit dem Scheine seines Ideals gelockt und getäuscht zu haben: so würde ich mich sehr unglücklich, doch nie beschämt und erniedrigt fühlen, weil ich nie scheinen wollte. Seine Schuld ist es, wenn er die aufrichtige Gegengabe meiner Liebe überschätzte und sich dann getäuscht findet. Ich aber würde dann jeden Vorwurf und jede Verzeihung für seinen Irrthum als eine Ungerechtigkeit zurückweisen und durch kein Band fest genug an den Verkennenden geknüpft sein, um mich nicht von ihm loszureißen. Freilich — setzte sie langsamer und traurig hinzu — ein scharfer, vielleicht ein tödtlicher Stachel würde in meinem Herzen zurückbleiben.“

Und wirklich ließ schon der Gedanke einer solchen Möglichkeit, der sich mit ihren früheren, kaum überwundenen Zweifeln verbündete, einen peinigenden Stachel in dem jungen Herzen zurück, welchem die bisher nur geahnten Dämonen des Lebens drohend nahe vorüberschwebten. Vielleicht wären sie vor Hermanns Gegenwart schnell wieder verschwunden. Aber gerade in diesen bewegten Stunden war er ferne. „Und wenn er jetzt käme — dachte Helene bange —, vielleicht mit erhöhter Wärme nach der ersten Trennung von mir, und ich könnte und wollte ihm nicht verbergen, wie sehr ich mich nach ihm gesehnt habe, würde dann nicht die Täuschung, wenn sie wirklich unsere Zukunft bedroht, in der blendenden Gegenwart ihr Netz um so sicherer und fester fortspinnen?“

Digitized by Google

Berthas unverkennbares Eindringen in ihr, seit Kurzem erst ihr selbst klares, Herzensgeheimniß und die Bezüglichkeit ihrer Aussprüche hatten Helene zwar verletzt, aber nicht entrüstet. Berthas Ausdruck ließ den Gedanken an Intrigue oder irgend böse Absicht nicht aufkommen, desto mehr den an allzurasch gefaßte Urtheile und Entschlüsse. Helene wuste nicht, ob sie Berthas Motiv mehr in der Theilnahme an ihr oder an Hermann suchen sollte; auch über die vorherrschende innere Beschaffenheit dieser Theilnahme ließ sie Berthas wechselnder Ausdruck im Ungewissen. Beim Abschiede hatte ihr diese heftig die Hand gedrückt und ihr zugerufen: „Verkennen Sie mich nicht, auch wenn ich Sie irgend verkannt hätte!"

Helene überzeugte sich bald, daß sie die — ach eben noch mit so ungetrübter Freude ersehnte — Rückkehr Hermanns nicht abwarten dürfe, wenn sie nicht ihren neuen Kampf ihm stärker, als die früheren, verrathen wollte, ohne ihn doch erklären zu dürfen. Wie würde er ihr wechselnd und wankelmüthig erscheinendes Wesen deuten? Vielleicht ihr dadurch entfremdet werden, und sie hätte dann die Wirklichkeit des Verlustes durch die Furcht seiner Möglichkeit herbei beschworen!

Am Meisten quälte sie die Besorgniß, in der gewohnten Umgebung und Gesellschaft nicht aus den inneren, stets wiederkehrenden Anfechtungen des Zweifels herauskommen zu können. Hier war sie nicht einmal im Stande, auch in der einsamsten Stunde ihr Zusammenleben mit Hermann ruhig zu durchdenken und wie ein Spiegelbild vor ihren prüfenden Blick zu stellen. Der Zauber der Gegenwart umfieng sie — das fühlte sie deutlich —, bald lockend, bald ängstigend, zu gewaltig, als daß sie den Schleier der eigenen Empfindung von ihren Augen ziehen könnte, um Schein und Wahrheit zu unterscheiden.

Diesem Zauber muste sie entweichen, sie muste sich von Rodenberg entfernen, um in einer Umgebung, welche, unverknüpft mit Hermann und mit ihren schönsten Erinnerungen, ihr einen sicheren Ruhepunkt gewährte, jenes Spiegelbild schaffen und sich prüfen zu können: ob sie hoffen und wagen dürfe, unermüdet und unerschöpft an der Hand eines so rastlos fortschreitenden Mannes zu wandern, wenn dieser das — jetzt eben so gefürchtete, als ersehnte — Zutrauen in sie setzte, sie zur Genossin seines Weges für immer zu wählen. Und auch Hermann selbst, so frei und hoch er auch vor ihr stand, konnte sich den Eindrücken der Gegenwart nicht ganz entziehen und würde — davon war sie überzeugt — auch seinerseits durch ihre Entfernung Raum und Ruhe gewinnen, um sich und ihr Bild zu prüfen.

Wie diese beiderseitige Prüfung auch ausfallen würde, empfand Helene zum Voraus die Kraft, zwischen der Ewigkeit dieser Trennung oder der sicheren und glücklichsten Wiedervereinigung zu wählen, um das drohende Dritte: ein Zusammenleben ohne innere Gewißheit, zwischen Furcht und Hoffnung wogend, ferne zu halten.

Aber zu ihrem Schrecken kam ihr der Gedanke, daß Hermann in ihrer, ohne hinreichenden Grund vor seiner Rückkehr erfolgten, plötzlichen Entfernung statt der redlich gemeinten wechselseitigen Prüfung eine mißtrauische oder launenhafte Probe sehen könne, auf die sie seine Liebe stellen wolle, wenn auch nicht eine unweibliche Aufforderung zu einer offenkundigen Bewerbung um ihre Hand. Nein, eine solche durfte er von ihr nicht möglich halten! Aber er mochte doch jetzt des früher ganz oder beinahe übersehenen Wechsels in ihrem Benehmen eingedenk und an dem Ernste und der Beständigkeit ihres Wesens irre werden.

Sie fühlte sich um so bedrängter, da sie um keinen Preis diese zärteste aller Beziehungen durch irgend eine vermittelnde Hand berühren lassen mochte. Ueberdieß würde Chlothildens kindliches Gemüth sie nicht begreifen, eher Bertha, trotz des verrathenen Mißtrauens; doch diese stand ihr in jeder Hinsicht zu fremdartig gegenüber, um ein solches Vertrauen möglich zu machen. Wohl aber hatte sie Adelheid in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins so kennen gelernt, daß sie glaubte, nicht eine Vermittelung, aber eine Rathfrage ihr ans Herz legen und völlige Verschwiegenheit von ihr erwarten zu dürfen.

Diese lebhaft erfaßte Hoffnung, nicht mehr allein zu stehn und von Adelheid verstanden und theilnehmend berathen zu werden, gab ihr neuen Halt und Beruhigung. Aber immer blieb dabei die tief empfundene Nothwendigkeit, Hermanns Rückkehr nicht erwarten zu dürfen, und die Sorge, ihm ein Zeichen ihres reinen Willens zurückzulassen, das ihm das Räthsel ebensowenig lösen, als dessen Lösung erschweren sollte. Diese Halbheit widerstrebte ihrer natürlichen Aufrichtigkeit, aber sie wuste sie nicht zu vermeiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aussetzung Moses auf dem Nil.

Die Sagen und Geschichten der heiligen Schrift haben der bildenden Kunst von jeher die schönsten und würdigsten Stoffe geliefert; an ihnen haben sich die größten Meister begeistert und nach ihnen ihre edelsten Werke gestaltet. Die Berechtigung hierzu ist in der hohen sittlichen Würde solcher Stoffe begründet; denn wo religiöse Weihe, geistige Kraft und sittliche Größe, Erhabenheit und Glaubensinnigkeit, poetische Wahrheit und Tiefe sich so einfach und rührend offenbaren, wie in den Erzählungen der heiligen Schrift, da ist dem Künstler eine seines Genies würdige Aufgabe und dem Freunde des Schönen eine erhebende Anschauung geboten. In dieser Weise ist die Geschichte von Moses, dem Befreier und Gesetzgeber des israelitischen Volkes, vielfältig benutzt und zu anerkannten Meisterwerken verwendet worden. Auch der geniale Ph. Veit, einer der hervorragendsten Maler der Gegenwart, gleich ausgezeichnet durch die Erhabenheit und Weihe seiner Auffassung, wie durch die künstlerische Vollendung seiner Gebilde, hat sich an der Moses-Geschichte begeistert. Hierher gehört sein bekanntes herrliches Oelgemälde: Die Aussetzung des Moses-Kindes auf dem Nil. Wir sehen hier im Vordergrunde als Hauptfigur die Mutter Moses, die ihr Kind in den Armen hält und es noch einmal unter dem Scheidegruß treuester Liebe anblickt, um es dann in das Wiegenbettlein aus Binsengeflecht zu legen und den Wellen des Flusses zu übergeben. Unfern auf einer Anhöhe steht, hinter Schilf und Buschwerk halb versteckt, die Schwester von Moses, um über dem Geschick des ausgesetzten Knäbleins zu wachen. Weiter erblicken wir die am Nil im Hintergrunde mit ihren Gefährtinnen lustwandelnde und eben herannahende Tochter Pharao's, welche der Herr des Himmels und der Erde, der die Geschicke der Menschen so wunderbar lenkt, hergesendet hat, damit durch sie das Werk der Errettung vollbracht werde. Diese Gruppe ist von vorzüglicher Schönheit.

Ph. Veit hat in seinem vortrefflichen Bilde nicht nur das Ganze in edler harmonischer Abrundung gehalten, sondern auch jeder der einzelnen Figuren einen eben so wahren, als den Beschauer fesselnden Eindruck zu verleihen gewußt. Da ist Schönheit und Anmuth, von dem zarten Duft der Poesie überhaucht, durch sinnige und fromme Auffassung geadelt, ein Kunstwerk, wie es nur dem Gemüthe eines so berufenen Künstlers entströmen, nur einer solchen Meisterhand gelingen konnte.

Wenn es nun gilt, ein so ausgezeichnetes Gemälde dem Besitze des Einzelnen gleichsam zu entreißen und es vielen Freunden des Schönen zugängig zu machen, so kann diese Aufgabe nur von dem Grabstichel eines befähigten und sich ihr mit voller Liebe zur Sache hingebenden Kupferstechers gelöst werden. Nur dieser vermag es, den poetischen Ausdruck des Originals, die Mannich-

Digitized by Google

faltigkeit der Schattirungen und Farbentöne, die Kraft und Anmuth der Zeichnung und des Colorits so wiederzugeben, daß die Eigenthümlichkeit, Fülle und Schönheit des Vorbildes weder verwischt, noch geschwächt werden. Der Meisterhand des in der Kunstwelt anerkannten und geschätzten Kupferstechers C. Deucker aus Frankfurt a. M., eines Schülers des berühmten Joseph Longhi aus Mailand, ist es durch den andauernden Fleiß einer zweijährigen Arbeit und durch die abermalige Bewährung seiner gediegenen Technik gelungen, das oben besprochene Bild in einem trefflichen Kupferstich wieder zu geben und zu vervielfältigen. — Indem wir nun den Deucker'schen Kupferstich in die Oeffentlichkeit einführen, zweifeln wir nicht, daß er eine seinem Werth entsprechende Aufnahme und zahlreiche Subscribenten finden wird. Wozu könnte der Besitzende seine Mittel besser verwenden, als einerseits zur Aufmunterung wahrhaft gediegener Kunststrebungen, die nicht den leichtfertigen Erzeugnissen eines flüchtigen Tagesgeschmacks, sondern dem keinem Wechsel der Mode unterworfenen wahrhaft Schönen und Edeln huldigen, und anderseits zur Anschaffung von Erzeugnissen des Talentes und Fleißes, deren Besitz für den Eigner eben so erfreulich und erquickend, als eine Quelle des reinen und erhebenden Kunstgenusses ist?

Mannichfaltigkeiten.

Das Gastspiel der gefeierten Rachel auf der Frankfurter Bühne bringt das Drama von Scribe und Lecouvé: „Adrienne Lecouvreur" zur Aufführung. Bei dieser Veranlassung dürften die nachstehenden Mittheilungen über die berühmte französische Schauspielerin Lecouvreur, welche wir dem Leipziger Theater-Lexicon entnehmen, von Interesse seyn: „Adrienne Lecouvreur wurde 1690 zu Fomes bei Rheims geboren. Sie betrat auf den Rath des Schauspielers le Grand, der ihr Unterricht in der Deklamation gegeben hatte, das Theater zu Straßburg, ging aber dann nach Paris, wo sie bald die ersten tragischen Rollen mit dem größten Beifall spielte und als Societair aufgenommen wurde. Sie war ohne allen Zweifel die beste Schauspielerin, die je das französische Theater betreten hatte; sie besaß nicht allein alle Talente ihrer Vorgängerin Clairon, sondern übertraf diese bei weitem im Ausdruck des Gefühls und der Darstellung tragischer Affecte. Sie wirkte im Gegensatz zu der damals herrschenden hohlen Deklamation durch Einfachheit, Wahrheit und Würde. Im Privatleben war sie sehr liebenswürdig, gebildet und anziehend; sie lebte geraume Zeit mit dem Marschall von Sachsen, den sie in früher Jugend hatte kennen lernen, in den vertrautesten Verhältnissen, und opferte ihm einst, als er ihr aus Kurland schrieb, er befinde sich in Geldverlegenheit, ihren Schmuck, ihre Garderobe, ihre Mobilien ꝛc. zu einem Belaufe von 40,000 Francs. Sie starb 1730 plötzlich, nach Einigen in Folge einer Vergiftung, nach Andern an einem Blutsturz. Da sie auf dem Todtbette der Kunst, deren Zierde sie so lange gewesen, nicht abschwören, noch jene verfluchen wollte, wurde sie excommunicirt und ihr ein ehrliches Begräbniß versagt. Man scharrte sie, fern von geweihter Erde, in der Nähe eines Entenpfuhls, genannt „la grenouillere", ein; doch konnten die fanatischen Pfaffen ihren Ruhm nicht verscharren! Wenigstens lebt er in Voltaire's Werken fort, der sie oft erwähnt und besungen hat.

Folgende Anekdote von dem berühmten Romanschreiber Fenimore Cooper erzählt Capitain Tolmer: Auf meiner Reise nach Washington kam ich in Gesellschaft eines Anglocanadiers in das Städtchen Utica. Es war schönes Wetter und wir durchwanderten nachlässig die Straßen, als unser Augenmerk auf ein Haus gelenkt wurde, vor welchem wir etwa zwanzig Menschen stehen sahen. Wir gingen in dasselbe, es war das Gerichtshaus des Orts. Ein magerer, schlanker Mann mit ausdrucksvollen Augen und weißem, lockigem Haar, welches seine einnehmenden und interessanten Gesichtszüge beschattete, verfocht vor seinen drei Richtern und mehreren Schöppen in bürgerlicher Kleidung, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung und ohne irgend etwas Auffallendes in seiner Kleidung zu haben, eine Sache, die gleich anziehend für die Zuhörer, die Richter und den Angeklagten selbst zu seyn schien. Dieser Mann war Fenimore Cooper. Ein gewisser Stone (zu Deutsch Stein) hatte in einer Zeitung Cooper's Werk: „History of the navy of the United States" sehr hämisch angegriffen. Von dem gekränkten Verfasser böslicher Verläumdung bezüchtigt, hatte Stone die Zurückweisung der Klage verlangt, Cooper aber war erschienen, um persönlich den Grund seiner Klage zu beweisen. Da stand er nun und netzte seine Lippen von Zeit zu Zeit mit einer neben ihm liegenden Orange, um seine eben nicht hinreißende Beredtsamkeit einigermaßen damit anzufrischen. Nach jedem Satze machte er eine Pause und griff nach seiner Orange. In der Beweisführung hielt er sich meist an Nebensachen, die man nur mit Mühe mit dem eigentlichen Klagepunkte in Verbindung bringen konnte. Stone, ein sehr wohlbeleibter Mann, tüchtiger Demokrat und natürlicher Gegner Cooper's, dessen monarchische und europäische Ideen bei seinen Landsleuten nicht eben beliebt sind, hat über den nämlichen Gegenstand vor mehreren Jahren ein geschichtliches Werk herausgegeben und, wie es scheint, mit Einmischung grober Irrthümer. An diese hielt sich Cooper und durch diese wollte er siegen. Waren die Stimmen anfangs lange zweifelhaft, so gab der letzte Beweisgrund entschieden den Ausschlag, obgleich dieser Beweisgrund sehr schwach war. „Stein (Stone) — rief er — gibt der Kritik selbst zu viel Blöße, als daß er sich unterfangen dürfte, über seine Collegen abzusprechen. Sein Haus ist ein Glashaus; ich frage, kommt es Stein (Stone) zu, einen Stein in das Haus seines Nachbars zu werfen?" Die Menge applaudirte, die Richter entschieden gegen Stein; durch ein Wortspiel — einen Witz — hatte Cooper gesiegt.

(Freiburg, 10. Oct.) Vorgestern ereignete sich in der Flinsch'schen Papierfabrik dahier ein bedauerlicher Unglücksfall. Ein Arbeiter wurde von einem Rad, welches sich in einer Minute 180 Mal um seine Achse dreht, ergriffen und so wohl 500 Mal umhergeschleudert, bevor das Rad gestellt werden konnte. Seine beiden Füße waren bis zur Hälfte des Schienbeins gänzlich zermalmt und zwei Rippen gebrochen. In diesem kläglichen Zustande lebte er noch sechs Stunden.

(Köln, 23. Oct.) Ueber das Project, bei Köln die Rheinufer durch eine feste stehende Brücke zu verbinden, meldet die K. Z., daß man von der ersten Idee, eine Hängebrücke zu bauen, abgekommen und man gegenwärtig mit dem Plane umgeht, eine sogenannte Gitterbrücke aufzuführen, die zwar im Strombett einen Pfeiler mehr, jedoch weit schwächere Pfeiler als erstere erfordern wird. Sie soll sofort in Angriff genommen werden, wenn nur die Mittel bewilligt sind.

Literatur.

Skandinavische Bibliothek. Leipzig, C. Lork. Das Meerweib. Von St. Hermidat. Aus dem Dänischen von F. Leo. Vier Bände. 1850.

Dieser höchst sonderbare Roman ermangelt einer einheitlichen Durchführung in der Behandlung, indem er zwischen dem sentimentalen

Digitized by Google

und humoristischen Elemente eine unentschiedene Stellung einnimmt. Es wäre jedenfalls besser gewesen, wenn der Verfasser sich der humoristischen Auffassung zugewendet und uns in der Callot-Hoffmann'schen Manier zu unterhalten versucht hätte. Nicht minder wäre zu wünschen, daß diese Erzählung gedrängter und dadurch für den Totaleindruck effektvoller behandelt worden wäre. Ihr Inhalt ist in kurzem Umrisse etwa folgender: Der Held der Geschichte liegt als Todter auf dem Tisch, neben ihm zwei andere Leichen: eine treulose Geliebte und deren Vermählter; die Eifersucht, welche der Todte empfindet, und die Ungewißheit, ob die beiden Leichen nicht ähnliche Empfindungen hegen, ist sehr komisch. Er wird durch die Liebe der Meerkönigin Wassermensch, die beiden andern Leichen bleiben liegen, bis zwei Meermenschen in ihre Gestalt fahren und auf die Oberwelt gehen. Ihm selber wird das Leben unter den Menschen zuletzt auch langweilig, und er fährt daher, wozu er nun als Seemensch das Recht hat, in die Gestalt eines Ertrunkenen. Durch diesen Körper, der einem liederlichen Bonvivant angehörte, kommt er nun in sehr verwickelte Verhältnisse; er hat eine Braut, die aber eigentlich nicht seinen neuen, sondern seinen alten Menschen liebt, und daher „ihn" verschmäht, weil sie „ihn" liebt u. s. w.; er trifft auch die alte Geliebte und deren Ehemann wieder, es ist aber nicht die alte Geliebte, sondern die beiden Wassermenschen, die deren Gestalt angenommen haben. Dieses beständige Untereinanderwerfen verschiedener Seelen und Körper würde, wie gesagt, bei humoristischer Behandlung interessiren können, während es bei ernster und sentimentaler nur wenig Wirkung hervorbringt.

Korrespondenz.

Stuttgart, 21. October.

In unserer Kunstwelt nimmt dermalen das Gastspiel unsres Landsmannes, des badischen Hofsängers Sonntheim, die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als irgend ein anders seit langer Zeit in Anspruch. Bis jetzt ist derselbe zwei Mal aufgetreten, als Eleazar in Halevy's Jüdin und als Lyonel in Flotow's Martha, und beide Male wurde er drei Mal gerufen; eine hier seltene Auszeichnung.

Gotha, 22. October.

Die ersten preußischen Truppendurchzüge hätten gestern leicht Veranlassung zu einem großen Unglücke auf der Eisenbahn geben können. Neben den acht gewöhnlichen täglichen Zügen, sollten noch zehn Extrazüge am gestrigen Tage befördert werden. Die Telegraphen waren deßhalb unaufhörlich in Bewegung und die Bahnbeamten in fieberhafter Aufregung. Da traf von Erfurt ein wahrscheinlich mißverstandener telegraphischer Befehl ein, welcher die schleunige Abfahrt des gewöhnlichen, in Gotha anwesenden Personenzuges verlangte. Der Zug ging nach Erfurt ab; im raschen Fluge legte er einen etwa 1½ stündigen Weg zurück, als plötzlich die unaufhörlichen Nothsignale zweier Bahnwärter die Locomotivenführer von der Nähe großer Gefahr unterrichteten. Beim Umbiegen um eine Curve zeigte sich diese in gräßlicher Wirklichkeit. Denn ein von Erfurt herannahender Zug mit einem Bataillone preußischer Truppen kam dem Personenzuge auf demselben Geleise entgegen. Gellend tönten die Pfeifen der Locomotiven, ein Angstruf der in Todesgefahr schwebenden Passagiere füllte die Luft; immer näher rückten sich die Züge, schon vermochten die Locomotivenführer das Weiße im Auge der Herannahenden zu erkennen, da endlich, etwa 20 Schritte von einander, standen die Locomotiven still. Der Gotha'sche Personenzug mußte hierher zurückgeschoben werden.

Darmstadt, 26. October.

Die von dem großh. Hofmusikdirektor Hrn. E. A. Mangold dahier komponirte vieraktige große Oper „Gudrun" hat, in so weit man sie in dem vorgestrigen großen Konzert kennen lernte, sehr angesprochen und besonders in mehreren ihrer Arien und Chöre sich eines so ungetheilten Beifalles zu erfreuen gehabt, daß ihre baldige theatralische Aufführung vielseitig gewünscht wurde. Erst dann dürfte es möglich seyn, über den vollen Werth dieses neuen Tonwerkes mit Bestand urtheilen zu können. Von der Oper wirkten in dem zahlreich besuchten Konzert mit die Herren Pasque, Pecz und Reichel, und auch die übrigen Stimmen waren durch Dilettanten in empfehlender Weise besetzt. — Unser Mitbürger He. Alberti, der sich im Fache der Schlachtenmalerei schon längst einen ehrenvollen Namen erworben hat, hat eben ein Portrait des Großherzogs von Hessen vollendet, welches denselben zu Pferde vorstellt und in der ganzen Anlage wie in der Ausführung als sehr gelungen zu betrachten seyn dürfte. Dieß schöne Bild wird von Freunden und Kennern der Kunst vielfach in Augenschein genommen.

Mainz, 25. October.

Es bestehen hier schon seit Jahren von katholischer Seite zwei Unterstützungsvereine, der Vincenz- und Elisabethen-Verein, welche es sich zur Aufgabe machten, nicht allein durch Gaben die Armen und Kranken zu unterstützen, sondern dieselben auch in ihren dürftigen Wohnungen aufzusuchen, um ihren Bedürfnissen nachzuforschen und abzuhelfen. Seit einigen Monaten steht mit diesen Vereinen das Krankenhaus unter der Leitung darmherziger Schwestern in Verbindung, welches, wie jene Vereine selbst, als leitendes Prinzip die Sorge für die leidenden Mitmenschen ohne Unterschied der Religion in sein Statut aufnahm. In neuester Zeit nun hat sich auch, von der hiesigen protestantischen Geistlichkeit ins Leben gerufen, ein protestantischer Hülfsverein gegründet, dessen Sammlungen unter hiesigen Einwohnern — Andersgläubige nicht ausgeschlossen — mit Eifer betrieben werden und bereits eine ansehnliche Summe erzielten. Dieß sind, wenn man von der früher hier nicht gekannten Sonderung nach Confessionen bei rein menschlichen Angelegenheiten, wie die Sache der Nächstenunterstützung ist, absieht, Lichtseiten unserer sonst so überaus düsteren Zeit, die über den frischen Gräbern so vieler großen Hoffnungen zerstörungssüchtig dahineilt. — Als wäre die Natur mit den Menschen im Bunde, so mußte das verflossene Jahr auch die frühgenährte Hoffnung auf einen so herzerfreuenden Trank zu Nichte machen, damit kein den Menschen freundliches geistiges Product aus diesem Jahre den Mishton der Erinnerung an dasselbe störe! Die Kartoffelkrankheit, welche in den Jahren 1845 und 46 fast verschwunden schien, hat sich auch wieder in bedauerlichem Grade eingestellt, und damit nichts zur Charakteristik dieses Jammerjahres fehle, muß in Deutschland, wie in Frankreich und England die Hundewuth, in beängstigendem Grade, viele Opfer unter den Menschen suchend, sich zeigen, müssen die Maulkörbe, welche diesen Wächtern für das Wohl der Bürger auf sanitätspolizeilichen Befehl angelegt werden mußten, an so manche verwandte Erscheinung im politischen Leben erinnern, und muß, um die Reihe der Miseren zu schließen, endlich der Winter seine Herrschaft anticipiren und auf die frische Spur der Baumfrüchte seine starren Blüthen, Schnee und Reif, herabschütteln und die Erde in eisige Fesseln schlagen. Doch eines freundlichen Umstandes, der uns hier einigermaßen den frühen Winter vergessen läßt, müssen wir noch dankbar erwähnen; wir meinen unser Theater, das in seiner jetzigen Zusammensetzung alle Erwartungen der Kunstfreunde übertrifft und — besonders in der Oper — wahre Kunstgenüsse gewährt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Oct., wird Fräul. Rachel und die Mitglieder des Theater Français und Odéon bei ihrer Durchreise nur eine Vorstellung geben.

Adrienne Lecouvreur,

Drame en 5 actes et en prose, par MMr. Scribe et Lecouvé.

(Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.)

Parterre-Logen und erster Rang .	fl. 4. 40 kr.
Zweiter Rang	„ 2. 48 „
Orchesterplätze	„ 4. 40 „
Reserveplätze im Parterre . . .	„ 2. 20 „
Parterre	„ 1. 48 „
Galleeie	„ 1. — „

Mittwoch, 30. Oct. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 259. Mittwoch, den 30. October 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Ein Besuch bei ihrer Pathe und Wohlthäterin motivierte ihre Entfernung von Rodenberg im Allgemeinen um so mehr, da diese kränkelte und den schon in mehreren Briefen ausgesprochenen Wunsch, Helene bei sich zu sehen, in dem letzten, kurz vor Hermanns Abreise angekommenen und ihm, wie den Seinen, bekannt gewordenen, dringend wiederholt hatte. Doch wurden Alle durch ihren plötzlichen Entschluß überrascht, gerade jetzt in Hermanns Abwesenheit — dessen nähere Stellung zu ihr Keinem verborgen war — und ohne Bestimmung einer nahen Wiederkehr wegzugehn. Alle ahnten irgend einen geheimen Grund; die Frauen deuteten ihr diese Vermuthung an, ihr Vater fragte sie geradezu darnach und sagte ihr: er habe wohl bemerkt, daß Berthas Besuch in Verbindung mit ihrer ungewöhnlich ernsten Stimmung und mit ihrem Entschlusse stehe.

Sie leugnete weder, noch bejahte sie. Ihrem Vater sagte sie, daß sie auf der Hinreise einen kleinen Umweg machen werde, um Adelheid zu besuchen. „Frage mich nicht weiter — bat sie ihn kosend —, bis ich dir ungefragt mein ganzes Herz ausgieße; glaube nur dem Kinde, das du erzogst, daß es keiner thörichten Grille nachjagt.“ Meinert war zufrieden, sie erheitert zu sehen, als die Ausführung ihres Willens vor der Thüre stand, und sagte halb bekümmert, halb scherzend: „Ich bin es freilich, der deine Selbstständigkeit so früh erzogen hat, daß du mir schon bei dem ersten Ausfluge in die Welt die Kinderschuhe im leeren Hause zurückließest und ihnen völlig entwachsen warst, als du heimkehrtest. Ich lasse dir jetzt die Verantwortung für dein — und mein Glück!“ Sie antwortete ihm mit einer schweigenden, innigen Umarmung.

Scheidend drückte sie Chlothilden ein offenes Blättchen in die Hand, gewiß, daß sie es, wie seine Vorgänger, Hermann mittheilen und daß dieser seine Bestimmung verstehn werde. Es enthielt die Zeilen:

„Fragt mich nicht, warum so rasch ich scheide,
Fragt nicht, was ich suche, was ich meide,
Wollt nicht meine Schritte heimwärts lenken,
Folgt mir nur mit stillem Angedenken!
Glaubt mit mir, es ist der Wahrheit Geist,
Der mich in die Ferne pilgern heißt;
Was er trennt, band nur der Nähe Schein,
Was er weiht, kann nie sich ferne sein!“

Für Hermann ließ Helene seiner Mutter und Schwester — mit zitternder Stimme — warme Grüße zurück; auch für Bertha einen Gruß.

Der Vicar, der sie schon seit längerer Zeit nur selten sah, erfuhr erst später, daß sie plötzlich zu ihrer kranken Pathe berufen worden sei.

Am Tage nach ihrer Abreise kam Bertha herüber, durch die Nachricht davon sichtbar betroffen. Sie forschte nicht nach einem anderen Grunde, als jenem ungenügenden, der schon durch Helenens Reiseziel bezeichnet wurde, und Niemand fragte sie darnach. Meinert wollte ihr nicht abfragen, was Helene selbst ihm verhehlt hatte. Chlothilde wurde besonders durch Helenens Gedicht von allen Fragen und Aeußerungen über ihre Entfernung abgehalten, und sie hielt wiederum ihre Mutter davon zurück, ohne ihr jedoch jenes Blättchen zu zeigen.

Bertha hatte schon in ihrer Unterredung mit Helenen eine andre Ansicht über diese gewonnen und ahnte, daß die Verantwortung für Helenens Schritt mit auf ihr ruhe. Freilich waren die Personen, in deren Schicksal sie mit Vorbedacht eingegriffen hatte, ohne jedoch die Folgen zu berechnen, selbstständig genug, um nun ihr ferneres Geschick selbst zu verwalten. Aber es war ihr zu Muthe, als forderte das bekümmerte Schweigen Meinerts und der Frauen eine Rechenschaft von ihr, sie zagte noch mehr, vor Hermann zu treten, es wurde ihr unheimlich in Rodenberg, und auch sie beschloß, zu fliehen. Sie fand indessen eine Beruhigung in dem Gedanken, daß die Frauen ihren guten Willen in eigener Angelegenheit anerkannt hatten, sich ihr verpflichtet fühlten und ihre Fürsprecherinnen bei Hermann sein würden, wenn dieser ihren Besuch bei Helenen erführe und nach seinem Zusammenhange mit dem Geschehenen forschte.

Aufgeregt und mißmuthig kam sie im Schlosse wieder an und sagte ihrem Bruder, daß sie baldigst abreisen werde, gleichviel wohin. Hovede war nicht angenehm überrascht; alles Unerwartete, das seinen persönlichen Bereich berührte, war ihm unwillkommen, wenn es sein „Behagen“ störte, ohne ihm einen pikanten Ersatz dafür zu geben. Er mochte nicht allein auf dem Schlosse zurückbleiben und ebensowenig die oft sehr eigenwillige Schwester auf ziellosen Kreuzzügen begleiten. Ein kurzes Gespräch überzeugte ihn, daß er Bertha nicht zurückhalten könne; dagegen ließ sie ihm die Wahl eines gemeinschaftlichen nächsten Reisezieles frei. Nun aber hielten ihn wichtige Rechnungsabschlüsse und andre Geschäfte mindestens noch für einige Tage in Schloß Hovede zurück, und Bertha wollte sich durchaus nicht in diesen Aufschub fügen. Da er ihr launenhafte Rücksichtslosigkeit vorwarf, gestand sie ihm, daß sie um keinen Preis Heemanns nahe bevorstehende Rückkehr abwarten wolle, weil er seine entflohene Geliebte an sie fordern könne. Hovede wollte nähere Aufschlüsse von ihr erfragen, die sie aber beharrlich verweigerte.

Digitized by Google

„Ich will deine frivole Neugier nicht befriedigen — sagte sie —; du hast kein Herz für mein Streben und ergötzest dich an den Wirren, die ich lösen möchte, nur leider mitunter mit allzu schwacher Kraft."

„Du hättest wahrlich klüger gethan — spottete Hovede —, mit mir in der Loge zu bleiben, als unberufen die Bühne zu betreten und nun einen durch höhere Gewalt mediatisierten Schutzengel zu spielen."

Bertha reiste ab, und Hovede versprach, sie in wenigen Tagen an einem Badeorte zu treffen.

Einige Tage nach diesen Vorgängen kehrte Hermann zurück und erfuhr alsbald zu seinem unsäglichen Staunen, daß er einen, gleich als durch ein Erdbeben, gänzlich veränderten Grund betrete, und daß der heimatlich gewordene Kreis in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit nach verschiedenen Richtungen hin verstört und zersplittert worden war. Chlothilde warf sich dem Eintretenden an die Brust mit einer Bewegung, über welche sie nicht volle Rechenschaft geben wollte oder konnte. Seine Mutter begrüßte ihn mit Freude, aber mit einiger Befangenheit, weil sie sich und auch ihm vorwerfen muste, Chlothildens Schutz einer Fremden überlassen zu haben. Seiner ersten und wärmsten Frage nach Helenen antwortete die Nachricht ihrer Abreise, und ihr Gedicht, das ihm die Schwester sogleich zeigte, gab ihm ein Räthsel ohne Schlüssel in die Hand. Meinert, den er unverzüglich aufsuchte, empfieng ihn mit alter Herzlichkeit, kreuzte aber seine Frage nach dem tieferen Beweggrunde von Helenens Abreise mit der offenen gleichen an ihn. Auf seine nächste Frage nach Bertha, deren Beobachtung Helenens ihm manchmal aufgefallen war, hörte er: Ebenfalls abgereist, Niemand weiß warum und wohin. Als ihm Meinert ihren Besuch bei Helenen mittheilte und mit der Stimmung und dem Entschlusse der Letzteren in Verbindung stellte, pflichtete er ihm bei, ohne darum den Zusammenhang besser als Jener zu ergründen.

Er eilte zu Hovede. Auch dieser war mit Zurüstung zur Abreise beschäftigt und rief ihm halb verdrießlich, halb lachend entgegen: „Wollen Sie nicht auch abreisen, oder erst abwarten, daß auch kein einziger Mensch mehr Sie im Genusse der grünen Einsamkeit störe?" Auf Hermanns Frage nach Berthas Reisegründen und Reisezwecken antwortete er: „Gründe eines Weibes? Meine Schwester hat sich begnügt, mich zu überzeugen, daß sie abreisen *wolle* und ich ihr als Bruder und Cavalier folgen *müsse*."

„Sie weichen mir aus!" sagte Hermann.

„Was hölfe es Ihnen — entgegnete Jener —, wenn ich Ihnen Berthas Worte recitierte, die für mich selbst keinen Sinn haben?"

Hermann gieng verstimmt, und Hovede rief ihm noch parodisch nach: „Auf Wiedersehen in einer amüsanteren Welt!"

Genügendere Auskunft erhielt Hermann über die veränderte Stellung des Vicars zu seinem Hause, nachdem ihm dieser einen kurzen Besuch gemacht und nicht vermocht hatte, seine Befangenheit zu verhehlen. Pichmann hatte sehr bald eingesehen, daß seine Rollen ausgespielt waren, und bemühte sich nur noch, in anständiger Fassung das Feld zu räumen. Eine vertrauliche Unterredung Hermanns mit seiner Mutter beschämte seine Achtlosigkeit und vermehrte einerseits seinen Argwohn, daß Bertha auch bei Helenen das Amt einer Mahnerin übernommen habe, gab aber auch seiner Stimmung gegen sie ein versöhnendes Gegengewicht.

Einen Augenblick lange dachte er: „Wird mir vergolten, daß ich so manchmal floh, wann ich den Inhalt der Menschen ausgekostet hatte und keinen Wachsthum mehr in ihnen hoffte?" Doch wies schon sein mäßiges Selbstbewustsein diesen Gedanken zurück.

Wahrscheinlicher wurde ihm eine andre Sympathie Helenens mit ihm, nämlich ihre Annahme seines Erfahrungssatzes: daß ohne einen jeweiligen Wechsel der Scenerie das Urtheil über die Ereignisse, die Menschen und uns selbst einseitig und befangen werde. Freilich muste sie etwas Ungewöhnliches gerade jetzt fortgetrieben haben — vielleicht ein Zweifel an der lebenslang ausreichenden Fülle ihrer eigenen Liebe zu ihm?

Während Helene sorgte, sie möchte nicht bedeutend genug, wenigstens noch zu jung, zu wenig harmonisch gebildet sein, um Hermanns Geiste zu genügen, beunruhigte diesen der Zweifel, ob er noch Frische und Schmuck der Jugend genug besitze, um der Geliebten junges Auge und Herz ganz zu erfüllen. Eines erkannte des Andern Neigung, aber zu lebendig auch die Kraft und Glut der eigenen, um nicht bisweilen an dem Grade der Erwiederung, an dem Austausche des *ganzen* Liebesschatzes zu zweifeln.

Helene hatte Hermann nicht durch bunte, blendende Farben an sich gezogen, sondern durch die schöne Einheit ihres äußeren und inneren Wesens, das sich täglich frischer und kraftvoller entfaltete, ohne ihrer ursprünglichen Zartheit, dem feinen Durchschimmern der Adern, wie der Empfindungen auf ihrer weißen Stirne, dem zierlichen Ebenmaße ihrer Gestalt und ihren lebhaften, aber stets von innerem Rhythmus beherrschten Bewegungen Abbruch zu thun. In unerschöpflichem Reichthume, in unverwelklicher Schönheit sollten sich die Blüten und Früchte des Lebens für die unzertrennlich Verbundenen entwickeln, bald im traulichsten Stillleben, bald auf der Wanderung durch die anregende, oft aufregende Außenwelt — *wenn* Helene ihm wirklich und gewiß so angehörte, daß sie sich ohne ihn auch in der reichsten Welt arm und einsam fühlen müste. Solches Leben und Lieben dünkte ihm jeder Probe werth. Es hatte die wichtigere und schwerere des täglichen Zusammenlebens bereits glorreich bestanden, um so sicherer sollte es die der Trennung besiegen.

Hermann schilderte diese Hoffnungen Helenen in einem Briefe, zum ersten Male ihr seine Liebe *mit Namen* aussprechend. Er begehrte keine entscheidende Erwiederung und drang nicht auf eine bestimmte Nähe des Wiedersehens; er äußerte nur seine Zuversicht: daß ihm Helene einst klar und wahr bekennen werde, was sie prüfend gefunden und beschlossen habe.

Diesen Brief theilte er Meinert mit, der ihm mit dem vollen Ergusse des Freundesherzens und eines schon zwiefach vorempfundenen Vaterstolzes dankte. Auch seiner Mutter und Schwester sprach er seine Wünsche und Hoffnungen aus; sie theilten sie heiter und ohne Ueberraschung.

Bald kam ein Brief Helenens an Chlothilde, darinn einer an Hermann, der ihn mit bebender Hand, mit allen Empfindungen eines von wunderbarem Spätfrühling geschwellten Herzens öffnete. Er lautete: „Mein geliebter einziger Freund, den ich zum ersten Male mit diesem, so oft schon leise in mir gesprochenen, Namen begrüße, hat mir mein hastiges Scheiden ohne Abschied verziehen und glaubt mir, daß mich eine innere Nothwendigkeit dazu trieb. Ich habe kein Geheimniß zu verschweigen, als das meiner eigenen Gedanken, die meines Freundes Scharfblick vielleicht schon alle erräth und die ich ihm einst alle offen und vertrauend, Aug' in Auge, aussprechen werde, auf welchen Weg sie mich auch führen mögen. Von allen himmlischen Geistern, welche Menschenseelen vereinigen, bleibt uns am Gewissesten einer: wechselseitiges Vertrauen in unsern guten Willen und in unsere Aufrichtigkeit, auch wenn wir eine Zeit lange einander *verschweigen*, was wir uns auszusprechen sehnen."

Hermann nahm sich vor, die in diesen letzten Worten und schon in jenem Verse Helenens angedeutete Bitte zu erfüllen, zu-

Digitized by Google

frieden, ihre Lebensumrisse durch Chlothilde und Meinert zu erfahren und durch diese Helenen zu melden, was ihm Bedeutenderes begegnen würde — bis irgend ein Zeichen von innen oder von außen die Stunde der unmittelbaren Verständigung schlagen lassen würde.

In Rodenberg mochte er jetzt nicht länger bleiben. Die schönsten Erinnerungen, die hier überall hafteten, mahnten doch nur an ein unvollendetes, ja noch ungewisses und darum vielleicht dereinst quälendes Glück. Die Familie schied mit Hoffnung und Versprechen des Wiedersehens von Meinert. Durch ihn sandte Hermann dem Sangvereine, der sich seit dem Beginne der ganzen und halben Revolutionen des Jahres 1848 als politischer Volksverein konstituiert hatte, einen herzlichen und aufmunternden Gruß. Dem Vicar wurde eine höfliche Abschiedskarte zurückgelassen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Dichterleben.

Schauspiel in fünf Aufzügen, nach Otto Müller's gleichnamigem Roman. Von S. H. Mosenthal. Als Manuskript gedruckt. Wien, 1850 *)

Ein Dichterleben im strengsten Sinne des Wortes: denn was ein Dichterherz erfreuen und bedrängen, was sein Leben zu einem erschütternden Bilde machen kann, der Kampf des poetischen Genius mit der prosaischen Wirklichkeit, der Kampf zwischen Leidenschaft und Sitte, die Geschichte des Dichters und die Geschichte seiner volksthümlichsten Lieder, das Alles ist in diesem Stoffe vereinigt, und wir begrüßen freudig dieß neue Werk des Verfassers der „Deborah". Der Gegenstand ist äußerst glücklich gewählt und mit großer dramatischer Einsicht behandelt. Es kam darauf an, die lange, zehnjährige Geschichte der Schmerzen und Freuden eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes in einige wenige, kurze, schlagende, dramatische Bilder zusammenzudrängen, und das ist dem Dichter sehr wohl gelungen; es kam darauf an, was Anstößiges in dem Stoffe lag, zu mildern, zu verschleiern oder zu verschweigen, und auch dieß hat der Verfasser mit richtigem Takte gethan. Die Sprache ist edel, zuweilen ergreifend, das Ganze hält den Leser in fortwährender Spannung, die Entwicklung ist eine glückliche zu nennen, und der Beifall, der dem Stücke in Wien geworden, auch an andern Bühnen zu erwarten.

Der erste Akt führt uns Bürger's Freunde vor, Hölty, Miller, Hahn, die jungen Dichter des Hainbundes; wir sind lebhaft in die Sturm- und Drangperiode versetzt. Das poetisch-burschicose, etwas wilde, aber geniale Treiben der jungen Männer, das den Carcer sprengt und die polizeilichen Vorschriften nicht sonderlich beachtet, stört den ruhigen Bürger aus dem Schlaf und geräth mit dem Philisterthum in Conflict. Sie feiern Bürgers Polterabend, lassen den Dichter leben und singen seine Lieder zum Wein. Diese Scenen sind die Einleitung des Drama's, und stellen gewissermaßen in heiterem, jugendlich übermüthigem Spiele dieselben widerstrebenden Elemente der Poesie und der herkömmlichen Ordnung dar, die später im Leben des Mannes so tragisch zusammenstoßen werden. Vater Gleim tritt, hier wie dort, ausgleichend und versöhnend dazwischen: ein ehrwürdiger Greis, voll Herzensgüte und anmuthiger Weisheit, ein Muster von Zucht und Sitte, weiß er doch das geniale Streben zu schätzen, das sich in ungebändigtem Treiben Luft macht, die tollen Brauseköpfe zu schützen und zu zügeln; er ist eine der liebenswürdigsten und gelungensten Nebenfiguren des Stückes. Der Akt schließt mit der Hochzeitsfeier; aber in dem Augenblicke, wo Bürger seine Gattin zum Altare führt, entzündet sich auch die Leidenschaft, welche diese Ehe so unglücklich machen soll. Noch ist das Verhältniß zu Molly, der Schwester seiner Braut, ein freundschaftlich scherzendes, ein geistig poetisches, und doch bricht schon deutlich unter der unbefangenen Vertraulichkeit die Liebe, unter dem geistigen Einverständniß die sinnliche Gluth hervor.

Der zweite Akt stellt den Pegasus im Joche dar. Der Dichter, der, um seine Familie zu ernähren, Amtmann in Wöllmershausen geworden, bewegt sich zwischen Aktenstaub und Liedern, geht von einer Exlectalladung zu der Uebersetzung der Ilias über. Während er dichtet, weint sein Weib: die Gute, Treue stellt ihm die trübe Wirklichkeit vor; sie zieht ihn von seinen Himmeln auf die Erde herab; er wird ihr gram, weil sie ihn niederbeugt, weil sie den Menschen liebt, aber nicht genug an den Dichter glaubt. Ein anerkennender Brief von Goethe, ein Geschenk des Herzogs von Weimar geben ihm neues Zutrauen zu seinem Genius; aber sogleich tritt ihm in dem General von Uslar, seinem Dienstherrn, das grobe, starre, seelenlose Philisterthum leibhaftig entgegen. In empörtem Stolze wirft er die drückende Fessel von sich, entsagt dem Amte; und wie nun neue schwere Sorgen auf ihm lasten, und sein Weib fast verzweifeln will, erscheint Molly, und mit ihr Frohsinn, Begeisterung und die Anregung zur Ballade „Lenore". Disposition und Ausführung dieses Aktes sind sehr glücklich. Dora und Molly, Haushaltungssorgen und poetischer Aufschwung, Wirklichkeit und Dichtung; der Hof von Weimar und der General von Uslar, die edlen und die gemeinen Menschen, die auf des Dichters Schicksal wirken, sind in schlagenden Contrasten gegenüber gestellt, und mit Kunst dicht aneinander gerückt.

Im dritten und vierten Akt kommt die Leidenschaft zum Ausbruch. Wir sehen des Dichters Muse zu seiner Geliebten werden: Molly begleitet ihn durch Feld und Wiesen, sie pflückt Blumen für ihn und windet ihm Kränze; ihr süßes Getändel, ihr kindlich sinniges Auffassen der Natur, ihr unendlich anmuthiges Wesen sind schön dargestellt. Wie sie beim Anblick der Schwester erbleicht und sich ihrer arglosen Vertraulichkeit entzieht, da wird Allen klar, was in ihrem Innern vorgeht und welcher unheilbare Riß das Lebensglück dreier edlen und innig verbundenen Menschen zu zerstören droht. Ein Gewitter unterbricht den Spaziergang; der Dichter hat gewollt, daß der Sturm in dem Herzen der Liebenden von einem Sturm in der Natur begleitet sey. Und hier muß man gestehen, daß die beiden Frauen den Helden des Stücks an Zartheit und Innigkeit des Gefühls, an edler Gesinnung weit übertreffen. Bürger hat durch Unklarheit, Uebereilung, Leidenschaftlichkeit das Unglück hervorgerufen, und Bürger begehrt, verzweifelt, schöpft aus dem Schauspiel seines volksthümlichen Dichterruhms neues Selbstgefühl, läßt sich wieder zu wilder Leidenschaft hinreißen, weiß sich niemals zu fassen, zu mäßigen, während beide Frauen bereit sind, zu entsagen, die eine der Pflicht, die andere der Liebe das schwerste Opfer zu bringen; und zuletzt findet sich, daß die minder begabte, stille, unglückliche auch die großmüthigere ist. Und dennoch hat der Dichter die Figur Bürger's möglichst idealisirt, etwas Derbes, Rohes, zum Gemeinen Hinneigendes, das der historische Bürger hatte, von seinem poetischen Bilde gänzlich abgestreift. Daß aber seine Leidenschaft heftiger, gewaltiger, und darum auch gröberen Stoffes sey, als die der beiden Schwestern, das konnte und durfte nicht geändert werden.

Das neue Verhältniß, das nun unter den drei Personen eintritt, bedeckt der Vorhang des letzten Zwischenakts. Im fünften

*) Da dieses neue Drama des Dichters der „Deborah" dem Vernehmen nach binnen Kurzem hier zur Aufführung kommen wird, so dürfte eine kurze Analyse und Besprechung desselben unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

Digitized by Google

Akt wird der Knoten gelöst. Der Herzog von Weimar erscheint, um dem Dichter einen Kranz aufs Haupt zu setzen und eine sorgenlose Zukunft zu eröffnen. Der General von Uslar muß ihn zu Bürger's Hütte führen; der Vertreter der philiströsen Welt wird vor dem edlen Beschützer alles Schönen gedemüthigt. Von den beiden Frauen, die dem Dichter so nahe standen, stirbt die eine, die ihm die trübe, beengende Seite des Lebens darstellte, und sie legt verscheidend seine Hand in die der andern, in welcher alle seine Wünsche und Ideale vereinigt sind. So rundet sich das Stück vollkommen ab. Nur ließe sich fragen, ob dieß wehmüthig glückliche Ende, das Glück der Liebenden über der Asche der Treuen, Entsagenden, auch innerlich so befriedigend sey, wie es äußerlich allen Anforderungen zu entsprechen scheint. Wie sehr man auch Bürgern bedauern und entschuldigen möge, immerhin hat er leidenschaftlich die Schranken der Pflicht und Sitte durchbrochen, er hat gefehlt, und zur Buße — gelangt er an's Ziel seiner Wünsche, sieht er fortan ein ungetrübtes Glück vor sich. Das Leben war strenger und gerechter gegen Bürger, als das Drama; man weiß, wie schnell ihm seine Molly wieder entrissen wurde, und wie das Unglück der letzten, abermals unbesonnen angeknüpften Ehe die Schuld der ersten rächte. Herr Otto Müller, der Verfasser des gelungenen Romans, aus dem Mosenthal besonders für seinen ersten und vierten Akt schöpfte, hat den Schluß befriedigender gestaltet; allein vergessen wir nicht, daß der erzählende Dichter hierin freiere Hand hatte, während der dramatische genöthigt war, die Handlung in einen engeren Rahmen zusammen zu drängen.

**

Korrespondenz.

Leipzig, im October.

Der letzte Bericht gab Ihnen ein Bild von dem Meßtreiben beim hiesigen Theater; gestatten Sie nun, Ihnen heute ein Bild des Theaters vorzuführen, wie wir es in ruhigen Zeiten, wenn der unerträgliche, aber einträgliche Trouble der Fremden aufgehört hat, regelmäßig sehen. Die Bühne charakterisirt sich am besten durch die Mitglieder und das Repertoir; letzteres ist von der Direktion abhängig, und so ist es diese und das Plenum der Schauspieler, mit denen wir es hier zu thun haben. Für heute mögen die Mitglieder der Bühne die Revue passiren. Fräul. Schäfer, erste tragische Liebhaberin, eine anmuthige Erscheinung, die auch recht viel Talent hat, doch fürchten wir, daß sie stets nur eine „viel versprechende" Schauspielerin bleiben werde. Es fehlt ihr Wärme und Leidenschaft; sie scheint nach der Art und Weise, wie sie ihre Rollen auffaßt und spielt, das Geheimniß aufgefunden zu haben, von dem Mephisto spricht, nämlich, sich „mit warmen Jugendtrieben nach einem Plane zu verlieben." Es ist kein Selbstvergessen in ihrem Spiele, und deßhalb vergißt auch der Zuschauer niemals, daß er Fräul. Schäfer vor sich hat. Sie spricht die Rollen der Marie Stuart, Donna Diana, Gretchen's, Clärchen's u. s. w. recht schön, hat auch einzelne vortreffliche Momente im Spiel, aber sie ist nicht Maria Stuart, nicht Donna Diana, nicht Gretchen, nicht Clärchen, sie ist und bleibt im Leben wie auf der Bühne nur Fräul. Schäfer. Im Lustspiel und Conversationsstück ist sie viel besser, und das ist auch ihr eigentliches Fach, dem sie so vollständig gewachsen ist, daß selbst dem strengsten Kritiker nichts zu wünschen übrig bleibt. — Fräul. Arens, zweite Liebhaberin, zuweilen Soubrette u. s. w. Dieser Dame kann man den Vorwurf nicht machen, daß sie eine „viel versprechende" Schauspielerin sey; das ist sie in der That nicht. Sie ist ein hübsches Mädchen, und wenn das Vorhandenseyn der Sprachorgane zur Bühnen-Carriere berechtigen kann, so ist es ihr nicht zu verargen, daß sie dieselbe eingeschlagen hat. — Die Damen Ecke und Günther-Bachmann sind als so vortrefflich in ihren Fächern anerkannt, daß sie nur kurz genannt zu werden brauchen; besonders ist aber die Letztere so vielseitig und stets noch so anmuthig, daß sie selten die Scene ohne einen verdienten Applaus verläßt. Sie ist der Liebling unserrs Publikums. Das wäre unser Damen-Personal; lassen wir nun die Herren folgen: Erster, zweiter und dritter Held und tragischer Liebhaber fehlt. Vierter Held und Liebhaber: Hr. Schultes aus München. Dieser Herr soll früher Offizier gewesen seyn; welcher Bösewicht mag ihm nur die Idee in den Kopf gesetzt haben, das Spiel der Waffen mit dem auf den Brettern zu vertauschen? Wenn Hr. Schultes heute nach Schleswig-Holstein ginge, würde er sich ohne allen Zweifel Lorbeern erringen, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, wird ihm das sehr schwer gelingen. — Fünfter Liebhaber: Hr. Lange aus Potsdam. Als die verstorbene Königin Louise von Preußen einmal durch eine kleine Provinzialstadt reiste, errichteten ihr die Bewohner derselben einen Triumphbogen mit der naiven Inschrift: „Lange weile bei uns." Daran wird man jedes Mal erinnert, wenn man unsern fünften Liebhaber sieht; es ist wirklich sehr arge „Langeweile bei uns", wenn Hr. Lange spielt, dessen kleinster Fehler darin besteht, daß er mit der Zunge anstößt. — Hr. v Othegraven, ein sehr befähigter Schauspieler, der früher das Unglück hatte, sein Fach zu verkennen. Als Liebhaber (er spielte früher z. B. Egmont u. s. w) war er, ohne Schmeichelei, unter der Kritik; neuerdings hat er sich dem Charakterfach zugewandt und verspricht, darin mit der Zeit Bedeutendes zu leisten. Sein „Spiegelberg" in den Räubern ist nach jeder Richtung hin zu loben. — Hr. Guttmann, gleichfalls Charakter-Darsteller; ein fleißiger, strebsamer, begabter Künstler, der leider zu wenig und in zu unbedeutenden Rollen beschäftigt wird. Man sieht es seinem ganzen Wesen an, daß er der gebildetste unter den Mitgliedern unserer Bühne ist. Die Leipziger Regie hat aber ein Talent darin, die ihr zu Gebote stehenden Kräfte zu verkennen und zu mißbrauchen. — Hr. Kläger, Intriguant (Shylok, Mephisto, Marinelli u. s. w.); ein Künstler in der vollsten Bedeutung des Wortes; sein Shylok ist ein selbstgeschaffenes Meisterwerk in jedem Zuge; er hat von großen Vorgängern gelernt, copirt aber nichts; er liest, wie Goethe sagt, „in das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde", und gibt uns dann ein neues, ganz ihm gehörendes, fertiges Bild. Man erkennt aus seinem Spiele, wie dir Kunst ihn berauscht. — Die HH. Heimbeck und Limbach, Väter u. s. w. Ersterer mittelgut, Letzterer armselig, d. h. seine Hauptseligkeit besteht darin, seine Arme in merkwürdig künstlichen Verrenkungen zu bewegen; in diesen Theil seines Körpers legt er all' seine Kunst, all' sein Mienenspiel. Eben so machte es früher Hr. Kühn, dessen Stelle jetzt Hr. Kläger einnimmt, mit den Beinen. Wenn er eine Malice sagte, so stand er in der ersten Position; brütete er über eine Missethat, so deutete er dieß durch die zweite Position an; einen Mord konnte er nur in der dritten begehen, und alle übrigen Leidenschaften illustrirte er durch Bein-Arabesken, die noch kein Tanzlehrer in ein System zu bringen vermocht hat. — Unsere Komiker Hr. Baltmann sowie der eben so tüchtige und fleißige Hr. Stürmer sind so allgemein bekannte Größen, daß es genügt, sie hier nur zu nennen. Ein neuerworbenes Mitglied unserer Bühne, Hr. Menzel, komischer Charakter-Darsteller, vereinigt ein bedeutendes Talent mit anerkennungswerthem, ausdauerndem Fleiße, und es ist ihm deßhalb wohl eine glückliche Carriere zu prophezeien. — Außer den hier genannten Damen und Herren walten noch einige dii et deae minorum gentium, deren Namen uns nicht gegenwärtig ist; doch das ist ihre eigene Schuld; warum sind sie weder so gut noch so schlecht, daß ihrer zu gedenken zur Pflicht wird. Hrn. Kläger und Hrn. Schultes wird man nie vergessen.

Vorläufige Theater-Anzeige.

Das Repertoir, welches in der letzten Zeit durch öftere Krankheitsfälle nicht in gewünschter Weise ausgeführt werden konnte, wird in den nächsten vierzehn Tagen folgende Novitäten liefern:

1) Die lustigen Weiber von Windsor. Oper in 3 Akten, von Nicolai.

2) Ein deutsches Dichterleben. Schauspiel in 5 Akten von S. H. Mosenthal.

3) Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann. Hampelmanniade in 3 Bildern. (Benefiz-Vorstellung für Hrn. Hallenstein zu seiner 25jährigen Dienstzeit).

4) Ein Tendenzdiebstahl. Lustspiel in 1 Akt von A. v. E.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Oct. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Akten, Musik von Bellini.

Donnerstag, 31. Oct. Das Käthchen von Heilbronn.

Druck und Verlag von Heller und Kohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 260. Donnerstag, den 31. October 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

III.

Hermann war mit den Seinen in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er die Volksbewegung des Jahres 1848 in vollem Schwunge fand. Auch hier war die religiöse Bewegung der politischen vorausgegangen, nicht sowohl als Vorbote und Anfang der letzteren, als aus dem gleichen Drange entsprungen, der bei beiden mehr oder minder von außen her zum Ausbruche angeregt wurde. Wie das Selbstgefühl, das Bewußtsein der eigenen Kraft und Berechtigung die bisherigen „Laien" zu dem neuen Glauben geführt hatte, daß weder ein palästinisch-christlicher Petrus, noch viel weniger sein römisch-christlicher Nachfolger befugt sei, ihnen das Himmelsthor zu öffnen oder zu verschließen; so fühlten auch die politischen Laien ihr Recht, die Handhabung und den Genuß der Staatszwecke, des allgemeinen äußeren Wohlseins, des wechselseitigen Beistands und Schutzes nicht mehr von der Willkür oder wenigstens von dem Systeme einer bevorrechteten Minderheit abhängig zu lassen.

Der neue Messias, der Zeitgeist, übte die altherkömmlichen Wunder in großem Maßstabe. Die Blinden wurden sehend, die Stummen wurden redend und sogar oft überraschend beredt. Minder häufig wurden die Tauben hörend, viele unter ihnen sprachen jetzt nach ihrer Gewohnheit nur noch lauter, um sich durch den Schall verständlich zu machen, verstanden aber selbst nicht recht, was sie ausriefen und wurden ebensowenig verstanden, obgleich ihre Rufe nicht selten noch durch den Beifall übertönt wurden, den sie unfehlbar erhielten, wenn nur gewisse Stichwörter darinn vernehmlich waren.

Der Donnerschall der Freiheit, der durch die Lande drang, kam echt und rein von oben, aber sein Wiederhall brach sich oft mißklingend in Gestrüpp und Gestein oder schwächte sich in flacher Ebene. Während die tiefsten und edelsten Geister diesen Schall in seiner Reinheit vernahmen und vielen, bisher nur durch Kunst oder Gewalt in niederer Sphäre zurückgehaltenen, Verwandten das Verständniß dafür öffneten; freuten sich unreine Geister jenes mißlautenden Wiederhalles, auf einer Seite mit feigem Hohne über die Verzerrung des Heiligen, vor welchem sie geflohen waren und dessen Untergang sie wieder in die alten Vorrechte und Unrechte einsetzen sollte; auf einer anderen Seite Die, welche die Herrschaft der Vertriebenen in anderer Form anzutreten begehrten und denen es in der wachsenden Sinnverwirrung der Massen leichter fiel, ihre Namen an die Stelle der Ideen zu setzen, für deren Träger sie sich ausgaben.

Hermann hielt zwar die religiöse Reform in ihrer innigen Verbindung mit einer durchgreifenden Umgestaltung der gesamten Erziehung in Familie und Schule für weit wichtiger, als die der politischen Formen, eben weil diese nur Formen seien, deren Beseelung erst durch jene Befreiung der Völker von innen heraus bewirkt werden solle. Aber er glaubte hier, wie überall, die gleichzeitige und gleichmäßige Entwickelung der Form und des Inhalts allein naturgemäß. Er schrieb an Meinert:

„Der Polizeistaat und der Kirchenstaat lassen ein freies Volk gar nicht erwachsen, auch wenn sie nur negativ verfahren, solange sie noch stark genug sind, der Dehnkraft des Geistes den Raum zu versperren, Glaubensäußerung und Cultus, die Erziehung zum Staatsbürger im Allgemeinen, wie zum Beamten und Regierer ins Besondere, ja selbst die historische und philosophische Bildung, sodann die Selbstverwaltung der Gesellschaft durch Vereine und Privatverträge, durch allzu enge Formen zu beschränken und somit jenseit dieser Grenzlinien auch das natur- und zeitgemäßeste Recht als strafbares Unrecht zu stempeln. Anderseits verbürgt freilich keine Charte den Rechtsgenuß eines Volkes, solange es sich durch die Diener gespenstiger Götter von den Quellen der Wahrheit, dem eigenen „Suchen nach Gott", der naturgemäßen, vernünftigen Erziehung seiner Kinder — auch gegen den Willen einer aufgeklärten Staatsgewalt — zurückscheuchen läßt; solange Vorurtheile und Eigennutz, also intellectuelle und sittliche Unbildung, es abhalten, die materielle Noth, das Elend der Erwerblosigkeit, der Krankheit, des Alters durch die von dem Staat erlaubte Vereinsthätigkeit zu bekämpfen. Aber wir dürfen darum nicht glauben, mit und in dem noch ungebildeten Volke werde die Unbildung freigelassen, gleichwie in einer Viehherde die Bestialität. Die Freiheit gibt vielmehr das Ringen, die Concurrenz der Kräfte frei und nöthigt dadurch die bildenden und erhaltenden unter ihnen zur vollen Entfaltung und Thätigkeit, um allmälig die störenden und zerstörenden: die in dem Gewaltstaate nur gebundenen Mächte der Selbstsucht, der Gier und des Hasses, der Dummheit und der Trägheit — völlig zu zernichten. Dieses Binden der schädlichen Mächte ist immer nur ein Trugmittel. Ist wirklich das thierische Element in einem Volke so lebenskräftig, daß es bei jener freien Concurrenz im Volksstaate nicht durch die organische Kraft des menschlichen (oder göttlichen) Elementes bezwungen werden könnte; so würde es der Dauer nach auch durch die mechanische Kraft des Gewaltstaates nicht niedergehalten werden können, vielmehr am Ende desto zerstörender explodieren. Jenes willkürliche Binden der Volkskräfte berührt und lähmt auch die besten unter ihnen, weil es mit dem Mißbrauche auch den Gebrauch verhütet und verbietet, und läßt eine weit drohendere Zukunft über dem Staate und der ganzen Gesellschaft schweben, als selbst der formloseste Demokratismus und jener phantastische Humanismus, der mir den

Digitized by Google

Verbrechen vorbeugen und deßhalb schon jetzt alle Strafe und Haft erwiesener Verbrecher abschaffen will."

Von solchen Ansichten ausgehend suchte Hermann Gesinnungsgenossen und fand einige, die mit ihm unmittelbar auf die Volksmenge zu wirken strebten. Es gelang ihnen eine Zeit lange, in den Vereinen und Versammlungen Gehör zu finden. Sie verzichteten zwar darauf, mitten in der aufgeregten Zeit das Werk der Volksbildung zu verfolgen; wohl aber suchten sie, im Volke die Ueberzeugung wach zu halten: daß die Forderungen und Errungenschaften der Revolution vor Allem diesem Bildungswerke Raum und freie Luft schaffen müßten, wenn nicht bald wieder irgend eine herrschsüchtige und lieblose Minorität die Erbschaft der Revolution antreten sollte.

Oft fanden sie, daß gerade die ungebildetesten Menschen mit natürlichem Verstande den eigenen Mangel als ein Haupthinderniß der Freiheit erkannten und mit eifrigem Wissensdurste sich die nothwendigsten Bedingungen einer auf unermüdliche wechselseitige Gerechtigkeit, Nachsicht und Hülfleistung gegründeten Gesellschaft klar zu machen suchten. Aber wie vielfach wurde ihnen die Freude dieser Erfahrung vergällt und ihre glücklich begonnene Wirksamkeit gestört! Durch Halbgebildete voll Anmaßung der fertigen Bildung und der völligen Reife zur Selbstherrschaft — durch haltlose Menschen, deren Einsicht zwar zur Verneinung des Ueberlebten und Veralteten hinreichte, nicht aber zur Auffassung des eigentlichen historischen Princips, das die welken Blätter und Zweige fortwährend wegräumt, weil und wann es Zeit ist, dem jungen Triebe Raum zu verschaffen, und das keinen Stamm abhaut, so lange er noch Lebenskraft zeigt und in seinem Sturze die ganze Umgebung samt den Fällenden rächend zertrümmern würde — durch sittliche Schwächlinge, die jedes ernste Gesetz nur als Fessel empfanden — durch selbstvergötternde Baumeister einer neuen Erde, welche vorerst die alte aus ihren Angeln heben wollten, um einen Bauplatz in leerer Luft zu schaffen, und die zwar in der That an dem von Archimedes vermißten Punkte außerhalb der Welt standen, aber die Weltkenntniß und die Hebel des großen Mechanikers nicht besaßen.

Die kräftigsten Lungen in dem immer lauter und wirrer werdenden Chorus zeigte die Jugend, die sich gerade bei den religiösen Reformen und an den, den politischen Klubbs vorausgegangenen, Bildungsvereinen am Wenigsten betheiligt hatte, das ruhige Hören, Lernen und Denken scheuend. Ihr allzufrüh von den Lehrjahren losgesprochener Thatendurst rannte mitunter die Führer der Volkspartei selbst nieder und riß ganze Heeressäulen zu einem Sturmlaufe fort, welcher in dem mit Bajonettenzähnen und Feuerathem entgegengähnenden Rachen der Gegenrevolution sein blutiges Ende fand. Die Nemesis, die mit gleicher unerbittlicher Härte den Unverstand und die Unbesonnenheit, wie die Unsittlichkeit straft, und gewöhnlich schneller, als die letztere: ließ das unglückliche, unreife Volk sich selbst zerfleischen, das seine Söhne in Uniform denen in Blousen brudermörderisch einander gegenüberstellte oder, was das Selbe ist, gegenüberstellen ließ.

Hermann sah mit tiefbewegtem Herzen, aber mit hellem Blicke und wie im prophetisch tröstenden Gesichte die Göttin über die Stätten des Wechselmordes und über halbzertrümmerte Städte schreiten, einer Zukunft entgegen, in welcher kein Officier mehr einen Trinkspruch auf „unpolitische Soldatentreue" ausbringen und ebensowenig mehr ein Heckerlied aus trunkenen Kehlen als Schlachtruf der Freiheit klingen wird — einer Zukunft, in welcher weder Fürst, noch Demagoge mehr wagen wird, die Männer und Jünglinge Eines Volkes wie wilde Thiere im Circus gegen einander zu hetzen, weil er gewiß sein kann, die Waffe jedes Wehrmanns im selbstbewußten Dienste eines höheren Gesetzes, und darum der Ordnung und der Freiheit zugleich, nur nach Einer Richtung hin gewendet zu sehen: gegen die Feinde des einen und untheilbaren Volkes, der in reicher, aber nur in natürlicher und selbstbestimmter, Gliederung blühenden Gesamtheit. Doch zwischen diese blauschimmernde Ferne und die trübe Gegenwart senkte sich noch ein dampfender, rothdurchflammter Wolkenschleier bis zur zitternden Erde nieder.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Ein festlicher Tag zu Heppenheim.

Darmstadt, 28. October.

Die scheidende Octobersonne, die am gestrigen Sonntage so freundlich lächelte, hatte mich hinausgeführt in den Garten unserer Provinz, die Bergstraße, um auf Starkenburgs luftigen Höhen der romantischen Gegend meinen Scheidegruß zu bringen. Vorsorglich hatte ich die „Darmstädter Zeitung" vom 22. Oct. in die Tasche gesteckt, lediglich in der Absicht, um bei eintretender Langeweile oder etwaiger politischer Erörterung, an dem großen leitenden Artikel dieser Nummer den sicheren Faden der Ariadne durch das wahrhaft schauerliche Labyrinth der großdeutschen und kleindeutschen Politik zu finden. Während der Eisenbahnfahrt nach Heppenheim hatte die Betrachtung dieser für den schlichten Menschenverstand ganz unergründlichen Politik dieselben traurigen Gefühle in mir erregt, wie der Anblick der scheidenden Jahrszeit mit ihren öden Stoppelfeldern und krankhaft gelblichen Farben, welche das nahe temporäre Ableben der Natur an der Gelbsucht in sichere Aussicht stellte. Wer weiß, wohin mich noch meine Betrachtungen geführt haben würden, wenn mich nicht des Dampfes wirksame Elasticität in gewohnter Kürze über die Fluren der Bergstraße hinweg in den Bahnhof von Heppenheim geschnellt hätte, von wo der kurze Weg nach der Stadt unmittelbar an dem Garten des Gasthauses „zum halben Mond" vorüber führt. Ich trat ein, und in der lieblichen Herbstflora und in dem zum Theil noch frischen Grün des freundlichen Gartens glaubte ich einen Protest gegen die mit Sturmesschritten enteilende Jahrszeit zu finden. Die stille aber beredte Sprache der Blumen öffnete mein Herz den Freuden des Tages, welches in einem zu Ehren der beiden neuen Herren Regierungsbeamten zu Heppenheim veranstalteten großen Festessen bestand, welches in dem neuen Wirthschaftssaale und den anstoßenden Gastzimmern eben beginnen sollte. Alle Stände und Klassen dieses Regierungsbezirks waren an den langen Tafelreihen repräsentirt, und nahe 200 Personen hatten sich zusammen gefunden, um den Herrn Regierungs-Dirigenten Dr. Camesaska und den Herrn Regierungsrath Zimmermann festlich zu begrüßen. Nachdem eine Anzahl der schmackhaftesten Gerichte vorübergegangen war, und auch des Weines edle Kraft seine belebende Wirkung gethan hatte, wurden, wie üblich, unterschiedliche Toaste ausgebracht. Der erste, von Hrn. Landrichter Brumhardt zu Lorsch, galt Sr. kön. Hoh. dem Großherzoge; der zweite, von dem Physikatsarzt Hrn. Dr. Stubenrauch, den beiden Herren Regierungsbeamten; der dritte, von dem Hrn. Regierungs-Dirigenten, der Gesellschaft und der ganzen Einwohnerschaft des seiner Verwaltung anvertrauten Bezirks, wobei er in längerer Rede zu den Anwesenden Worte des Vertrauens in der sicheren Hoffnung richtete, daß sie ihn in seinen redlichen Bemühungen für das öffentliche Wohl um so mehr eifrig unterstützen würden, als dadurch das Gelingen seines amtlichen Wirkens wesentlich bedingt sey. Die Rede, der unverkennbare Ausdruck des Vertrauens und Wohlwollens, machte einen sehr guten Eindruck auf die Versammlung, wie auch eine spätere des Hrn. Regierungs-Dirigenten Dr. Camesaska, als derselbe

Digitized by Google

wiederholt das Wort ergriff und — die jetzige Lage von Deutschland und seine in unglaublicher Verwirrung sich befindenden politischen Zustände mit Bedauern erwähnte, gleichwohl aber daran die, noch zur Zeit etwas unwahrscheinliche Hoffnung knüpfte, daß doch zuletzt wohl Alles zu einem gedeihlichen Ende werde geführt werden. Der Hr. Redner hatte gut und offen gesprochen; allein dennoch wurde mir, als er diese seit länger als dritthalb Jahren vibrirende Saite anschlug, gerade wieder so zu Muthe, als fühlte ich das kalte Blasen des Herbstwindes durch die dürren Stoppelfelder, als sähe ich den betrübenden Fall der gelblichen Blätter, die auf den herannahenden langen Winterschlaf der ermüdeten Natur hindeuten. Als Mitbewohner des großen politischen Stechhauses, genannt Deutschland, wo die Aerzte noch kränker sind als die Patienten, konnte ich mich dieser niederschlagenden Gefühle nicht erwehren, die so oft sich in mir erneuern, als ich an das Krankenbett der fast hoffnungslos darnieder liegenden Germania geführt werde. — Andere Gedanken, andere Gefühle traten im Verfolge des Gastmahles an die Stelle der traurigen Politik des Tages: heitere Trinksprüche mit musikalischer Begleitung wechselten mit Scherzreden der geselligsten Laune, wozu durch die herzliche Begrüßung von Freunden und Bekannten, die sich in langer Zeit nicht gesehen hatten, so manche erfreuliche Veranlassung geboten war. Die Festordner, die Herren Bürgermeister Neff, v. Rüding, Eckhard, Dr. Stubenrauch, Mohr und Jäger, denen von Herrn Reg.-Rath Zimmermann ein dankender Toast ausgebracht wurde, hatten sich um den schönen Tag wohlverdient gemacht, und ebenso erkannte man an, daß die materielle Ausstattung der Tafel dem wohlbegründeten Rufe des Hauses Franck vollkommen entspreche. Die Sentenz des schwelgerischen Apicius: „Essen heißt leben", einen Augenblick als wahr angenommen, würde diese Wahrheit bei dem gestrigen Gastmahle, wo sie praktisch dokumentirt wurde, wahrlich keine Beeinträchtigung erlitten haben. Die Trauben, welche unter andern Früchten den Nachtisch schmückten, waren von der letzten Weinlese und weit schmackhafter und süßer, als ich unter den für den Weinstock ungünstigen Witterungszuständen erwartet hatte. Genug, daß man die Trauben der Einsammlung und Kelterung werth gehalten, wodurch dem fleißigen Winzer wenigstens einiger Ersatz für die aufgewendeten Mühen und Kosten geboten ist. In der ganzen Bergstraße ist nun die Weinlese beendigt, während sie anderwärts, namentlich im Rheingau, noch in Aussicht stehen soll, wo man durch längeres Hängenlassen der Trauben etwas besseren Most erzielen zu können hofft. In unseren Gegenden, wo alle Bedingungen zum Gedeihen des Weinstocks so selten zusammentreffen, ist dessen Anbau einer Treibhauskultur im Freien zu vergleichen, wo die spröde Natur unter einem nördlichen Himmel öfter mehr Verheißungen ertheilt, als sie bei der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zu verwirklichen befähigt ist. Der ganze südliche steile Abhang des Berges, auf dem die Starkenburg steht, ist mit Weinbergen bedeckt, die in guten Jahren einen vorzüglichen Wein liefern. Dem edleren heimischen Erzeugniß, besonders dem trefflichen Steinköpfer, diesem unfehlbaren Freudenspender, wurde bei dem Festessen so viel Schönes und Verbindliches gesagt, daß selbst die sprödeste Kokette mit diesen Huldigungen hätte zufrieden seyn können. Die altehrwürdige Starkenburg hatte sich schon in ihr dunkles Nachtgewand gehüllt, als der letzte Schall der Bahnhofglocke mich an das Scheiden von einer frohbewegten Gesellschaft erinnerte, die, von guten Absichten beseelt, ihren neuen Herren Verwaltungsbeamten einen freundlichen Empfang hatte bereiten wollen.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Rachel Felix auf der Frankfurter Bühne.

Es wurde uns am 29. d. M. der hohe Kunstgenuß, die gefeierte Rachel auf ihrer Durchreise auf der hiesigen Bühne als Adrienne Lecouvreur auftreten zu sehen und bewundern zu können. Sie ist der erklärte Liebling der Franzosen und hat als tragische Darstellerin Lorbeeren errungen, wie keine andere vor ihr. Diese Huldigung ist ein vollgültiges Zeugniß für die außerordentliche Befähigung und die mächtig ergreifende Wirkung ihrer gewiß großartigen Leistungen. Wenn auch wir diese würdigen wollen, so müssen wir uns vor Allem auf den nationalen Standpunkt ihrer Landsleute stellen und dürfen an der Art und Weise unserer Auffassung nicht einseitig festhalten. Das Bereich der tragischen Muse ist bei uns mehr der tief gemüthliche Ausdruck einer innigen und schwärmerischen, mehr zur elegischen Weichheit sich hinneigenden Lyrik, bewegt sich mehr in den einfacheren Formen und in einer gewissen Ruhe der Empfindung, während es dagegen bei den Franzosen sich mehr den leidenschaftlichen Erregungen, dem pathetischen Schwung zuwendet. Die Rachel ist nun eine Darstellerin ganz in dem eigenthümlichen Charakter und Wesen ihres Volkes, mit größerer Erregbarkeit und heftigerer Aufwallung, als sie es bei uns seyn dürfte, um in gleichem Maße unsere Liebe und Bewunderung zu erringen. Wenn sie die ganze Scala der Empfindungen in rapidem Fluge durchläuft, wenn sie von einem Extrem zum andern überspringt, wenn sie den Leidenschaften einen fast fieberhaften und jede Fessel sprengenden Ausdruck verleiht, wenn sie gewaltige Effekte und Erschütterungen anstrebt, so mag dieß bei uns vielleicht manches kritische Bedenken hervorrufen und von Manchem als übertrieben getadelt werden, aber es ist darum nicht minder schön und wahr. Unsere Denk- und Gefühlsweise ist besonneuer und ruhiger, abgemessener und bedächtiger, als die der Franzosen; aber darum ist diese nicht minder berechtigt, auf Natur und Wahrheit Anspruch zu machen. Haben wir somit vor Allem, wie gesagt, den nationalen Standpunkt festzuhalten, so müssen wir der Rachel zugleich das Zugeständniß machen, daß sie im Ausdruck gewaltiger Leidenschaften und hochtragischer Effekte Außerordentliches leistet, daß sie, wenn auch weniger zu rühren und uns durch lyrische Weichheit zu ergreifen, doch durch die Energie und den gewaltigen Schwung ihrer Genialität uns zu erschüttern und uns zu bewältigen versteht. Ihre plastischen, mimischen und deklamatorischen Mittel concentriren sich auf diesen Punkt hin und der Ausdruck der Leidenschaft, der mächtig aufgeregten Gemüthsbewegung; des hochtragischen Pathos ist Dasjenige, worin sie unbedingt excellirt und Großartiges leistet. Was Jenny Lind im Gebiete des Sentimentalen und Lyrischen, das ist die Rachel in dem des Pathetischen und Tragischen. Was die Rachel weiter noch besonders charakterisirt, das ist die geistige Durchdrungenheit ihrer Auffassung und Durchführung. Es dürfte wohl keine Schauspielerin geben, die so geistreich zu nüanciren, ein so reiches und mannichfaltiges Detail zu entfalten, so bis in alle Einzelheiten zu fesseln vermöchte, als die Rachel. In diesen allgemeinen Andeutungen glauben wir auf die am stärksten hervortretenden Eigenthümlichkeiten einer Darstellerin verwiesen zu haben, die in ihrem Bereiche gewiß einzig und unerreicht dasteht und wahrhaft Vollendetes leistet. Sie ist eine durch und durch vergeistigte Künstlernatur, die von der tragischen Muse eben so viel Hoheit und Würde als Anmuth und Gedankenfülle erhalten und sich einen dauernden Ruhm in den Annalen der französischen Kunstgeschichte errungen hat. Die Glanzpunkte ihrer Darstellung der Adrienne Lecouvreur waren die überaus lebensvolle und in glänzenden Farben gehaltene Erzählung ihres ersten Zusammentreffens mit Moriz von Sachsen, ferner die Scene, in welcher sie der Prinzessin von Bouillon gegenüber ihre Liebe, Leidenschaft und Eifer-

Digitized by Google

sucht so meisterhaft und ergreifend schildert und endlich die Scene im letzten Akt, deren Wahrheit und Tiefe jeden Beschauer und Hörer überwältigen mußten. Der Beifall, welcher der gefeierten Künstlerin von dem in allen Räumen überfüllten Hause gespendet wurde, war enthusiastisch und bewies, daß Vortreffliches immer und überall die ihm gebührende Berechtigung geltend macht.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Am Niederrheine hat die Kartoffelseuche außer den Kartoffeln auch andere Pflanzen der Gattung der Sokaneen angegriffen, und so z. B. alle Liebesäpfel, solanum lycopersicum, gänzlich zerstört.

Der bekannte Missionär Dr. Carl Gützlaff wird baldigst seine Rückreise nach China antreten. Von Seite des preußischen Missionsvereins werden ihm ein Prediger und eine Dame als Missionäre beigegeben.

Joh. Peter Uz, gestorben am 12. Mai 1796 als preuß. geh. Justizrath und Landrichter, sagt in seiner Ode „an die christlichen Könige" zu diesen: „O ihr, verderblicher als der entbrannte Vesuv, des magern Hungers Bundsverwandte, der Pest Verschworne!" — — — Wäre dieses nicht hinreichend, dem Verstorbenen nachträglich den Prozeß zu machen und ihn wenigstens im Bildniß als Majestätsverbrecher zu richten?

Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel.

(Basel. Schweighauser'sche Buchhandlung.)

In den Jahren 1847 und 1848 ist eine neue Ausgabe dieses ausgezeichneten Werkes erschienen, welches unbedingt den Vorzug vor den meisten seiner Nachfolger und Nachahmer verdient. Es wurde dem Publikum die Gelegenheit geboten, in der beliebten Weise allmäliger Anschaffung, indem das Buch in 27 Heften ausgegeben wurde, sich einen wahren Hausschatz zu erwerben, dessen Preis (9 Thaler) für den inneren Werth in der That nur gering zu nennen war. Zudem war den Begünstigern des Unternehmens der Vortheil zugesichert, daß sie nach Vollendung des Werkes und Bezahlung des Subscriptionspreises, ein Handbuch der Literaturgeschichte von Wackernagel, in drei Heften, unentgeltlich erhalten würden. Die Subscribenten haben ihre Pflicht gethan; aber seit beinahe drei Jahren warten sie, daß der Verleger die seinige thue. Die Schweighauser'sche Buchhandlung in Basel hat trotz ihres ausdrücklichen Versprechens, dem Publikum seit fast drei Jahren nur das erste Heft jenes Handbuchs geliefert, und so bleibt ein theures Werk unvollendet, das niemals ins Stocken gerieth, so lange das Publikum noch zu zahlen hatte. Im Bewußtseyn ihrer Würde hat die Verlagshandlung es nicht einmal für erforderlich angesehen, ihren Abnehmern irgend eine Mittheilung über die Gründe zu machen, weßhalb sie ihr Wort nicht gehalten. Erst auf vielfache Erkundigung vernahm man, daß zur Ostermesse 1849 der Verleger einen Zettel an die Buchhandlungen versendet hatte, wonach die frühere Vollendung des Werkes durch eine Krankheit Wackernagel's gehindert worden; beigefügt war das Versprechen, die beiden fehlenden Hefte bis Ende 1849 zu liefern. Das größere Publikum, die steuerpflichtige Milchkuh, ließ man natürlich hiervon ohne Kunde. Seit jener erneuerten Zusage sind nun wieder achtzehn Monate verflossen, ohne daß nur das Geringste über deren Erfüllung verlautet. Welch ein Vertrauen sollen nach solchen Vorgängen die Käufer deutscher Bücher auf die schönsten Versprechungen, auf Worttreue und auf Rechtlichkeit setzen? Nothwendig wird Jeder in künftige sich hüten, buchhändlerische Unternehmungen durch Abnahme noch nicht vollendeter Werke zu fördern; man wird sich nicht mehr der Gefahr aussetzen, in seiner Büchersammlung Bruchstücke aufstellen und sich nach erfolgter Zahlung dem Belieben eines Verlegers preisgeben zu müssen. Darunter wird Niemand mehr leiden, als am Ende die Verleger selbst. Wie dem aber auch sey, unverantwortlich und unentschuldbar ist jedenfalls die Rücksichtslosigkeit, mit welcher man dem Publikum nicht einmal mittheilt, daß, warum, und wie lange noch man ihm das Seinige vorenthält.

Literatur.

Reichen Trost wird der Freund des Vaterlandes aus einem seit dem vorigen Jahre in wohlfeilen Bändchen (je 18 kr.) erscheinenden und in trefflicher populärer Haltung abgefaßten Werke schöpfen: „Der deutsche Soldat" (Stuttgart. J. Scheible, bis jetzt 6 Bändchen). Freilich waren auch hier die traurigen Zeiten der deutschen Bürgerkriege nicht zu umgehen, aber in der Hauptsache erquickt das Bestreben des edeln Verfassers, aus wenig bekannten Schriften die Züge der Tapferkeit, des Edelmuths, des soldatischen Humors zusammen zu stellen, wie andere Völker mit ihren Landsleuten längst gethan. Wir sind überzeugt, daß es nur der Angabe, daß ein Theil der Einnahme für Schleswig-Holstein bestimmt ist, bedarf, um dem Buche eine noch größere Verbreitung zu verschaffen, als es schon jetzt gefunden hat.

Programm des Museums.

Freitag, 1. November.

1) Symphonie in C moll von L. v. Beethoven.
2) Licht- und Schattenseiten des Reisedrangs, als Einleitung zu den literarischen Vorträgen dieses Winters von Hrn. Professor Hessemer.
3) Musik zu Racine's „Athalie", componirt für Solostimmen, Chor und Orchester von Felix Mendelssohn-Bartholdy mit verbindendem Gedicht von Eduard Devrient. (Unter Mitwirkung der Frau Anschütz-Capitain und des Hrn. Reger.)

Der Anfang ist um 6½ Uhr; der Saal (im Weidendusch) wird um 5 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31. Oct. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abth. nebst einem Vorspiel in 1 Akt, genannt: Das heimliche Gericht, von H. v. Kleist, für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Samstag, 2. Nov. Konzert des Hrn. Eduard Rosenhain. Dazu (zum ersten Male): Ein Tendenzdiebstahl, Lustspiel in 1 Akt von A. v. E. Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten von O. Prechtler und: Violin- und Gesangs-Vorträge.

Druck und Verlag von Heller und Lohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 261. Freitag, den 1. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Hermann sah bald ein, daß er nicht zu revolutionärer Thätigkeit geschaffen sei. Er erkannte die Nothwendigkeit für den entschiedenen Revolutionsführer, den Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, der blitzeschleudernden ultima ratio principium Argumente gleichen Calibers entgegen zu setzen und, wo die Macht des reinen Gedankens nicht ausreicht, um sich ein Heer zu schaffen, die zweckgeheiligten Mittel der scheinbaren, nur temporär wirklichen, Unterordnung unter den Willen der Massen, der utopischen Verheißungen, der Appellationen an die Eitelkeit, wie an den Eigennutz der Kämpfer, nicht zu scheuen, um einen Kampf zu wagen, von dessen Ausgange die spätere Ueberwältigung der widerstrebenden Geister und Ungeister in der eigenen Partei abhängt. Zu dieser Rolle fehlte Hermann jene ausharrende Kraft, die sich nach mehreren Richtungen hin biegt, ohne zu brechen, die sich momentan erniedrigt, um später dauernd zu herrschen.

Seine Unduldsamkeit gegen das Sinnlose und Häßliche hielt die Probe nicht aus, auf die sie bald durch die trüben und gemischten Dämpfe gestellt wurde, welche aus der anfangs so reinen Opferflamme der Freiheitsaltäre aufstiegen. Am Widerlichsten waren ihm jene Idololatren der Revolution, die trotz ihres eigenen höheren Standpunktes auch in den niedren und unreinen Factoren der Umwälzung nicht etwa das nothwendige Uebel erkannten, sondern in bizarrer Schwärmerei den geweihten Landsturm der Freiheit priesen.

Zu diesen persönlichen Antipathien Hermanns kamen nun noch seine mannigfachen objectiven Befürchtungen für den Ausgang der Revolution. Auf der einen Seite stand der Sieg und die Rache der Reaction, auf der andern der Sieg der revolutionären Massen mit einem Gefolge schlimmer Möglichkeiten, sei es einer neuen, die „rettenden Thaten" eines vollendeten Despotismus herbeirufenden, Revolution der Angst; sei es einer materialistischen Ochlokratie, welche ein dauerndes Interdikt auf die Bildungserrungenschaften des ganzen Volkes legen und seinen Geist, vielleicht wohlmeinend, in eine neue Zwangsjacke stecken könnte, um ihn vor dem Sybaritismus der socialen Ueberverfeinerung und vor der gleichermaßen entnervenden Vieldenkerei zu schützen.

Diese Erfahrungen und Besorgnisse benahmen Hermann die Lust und die Thatkraft, in der Mitte der Bewegungen zu bleiben, und vergebens rief er selbst sich strafend zu: daß um großen Gewinn Großes gewagt werden müsse. Er verließ mit seinen näheren Verbündeten die Kreise, die er nicht mehr durch seinen reinen Willen beherrschen konnte. Das Hosianna, mit dem sie ihn einst feierten, dessen Schall ihn aber nie verblendet und wirklich erfreut hatte, wandelte sich in ein Kreuzige! über den vermeintlichen Apostaten. Dafür erscholl ein neuer vielstimmiger Beifallruf für die Demagogen, welche die Stühle der Scheidenden eingenommen hatten.

Unter Ersteren befand sich Pichmann als Abgeordneter des Centralvolksvereins von Rodenberg. Er benutzte die wenigen Tage seines Aufenthalts in M., um sich als Emissär einer wichtigen demokratischen Verzweigung geltend zu machen und Hermann als Aristokraten zu verdächtigen. Seine Haltung und Vortragsweise gebrauchte andre Mittel, als die lärmende und grell gefärbte seiner Sendungsgenossen, und ließ die guten Zuhörer immer noch etwas Wichtigeres im Hintergrunde ahnen. Selbst die Guillotine glitt nur geräuschlos durch seine Rede hin, und er kredenzte den rothschäumenden Kelch des neuen Bundesmahles, den Oelzweig des künftigen Völkerfriedens in der Hand.

Hermann wurde jetzt von einem anderen Kreise zuvorkommend aufgesucht, welcher dem von ihm verlassenen zwar bis dahin nicht feindlich entgegen, aber fremd genug gegenüber stand. Er bestand vorzüglich aus den Mitgliedern der Geldaristokratie und aus jüngeren Angestellten, die eine parlamentarische Laufbahn und daher die Gunst der niederen Klassen suchten, doch in andrer Weise, als jene radicalen Demagogen. Sie wußten sich besonders bei der Landbevölkerung der Umgegend als studierte Rathgeber in Gemeindeangelegenheiten, auch in Rechtshändeln der Privaten, in gewerblichen Reformen u. dgl. geltend zu machen. Aber sie versäumten es nicht, auch mit der Regierung zu correspondieren, um sich bei ihr als Leiter des „maßvollen Fortschrittes" und als Wächter der Ordnung Verdienste zu erwerben.

Auch dieser Verein trug im Allgemeinen demokratische Grundsätze zur Schau. Viele seiner Mitglieder gehörten zur Bürgerwehr, in deren hübscher Uniform sie sich oft öffentlich zeigten, in bester Kameradschaft mit der ganzen Corporation verkehrend, häufig mit Hülfe erfrischender flüssiger Spenden in der Wachtstube und auf dem Exercierplatze. Der Verein umschloß das demokratisierende Bürgerthum und Beamtenthum, das sich, nach Ueberstehung des ersten Schreckens, in der eigenen Befreiung von manchen conventionellen Formen, namentlich dem steifen Pli des alten Beamtenstaates, recht gut behagte und dabei nach verschiedenen Seiten hin seine Rechnung fand.

Durch die damalige ihr geistesverwandte Regierung begünstigt und nicht ohne den gewünschten Einfluß auf diese, wurde diese Partei auch durch einen Theil des Arbeiterproletariates gestützt, das sich jetzt von seinen Brodherrn humaner behandelt, in der Zahl der Arbeitsstunden erleichtert und in jeder Weise durch Rath und That unterstützt fand. Klugheit und Humanität verbündeten sich, um diese zahlreiche Menschenklasse der Reform geneigter zu machen, als der ungewissen Zukunft der Revolution, indem das Bestreben ihres solideren Theils, durch Vereine und Versorgungskassen eine Schutzwehr gegen Noth, Krankheit und Alter zu er-

Digitized by Google

richten, durch die Einsicht und die Freigebigkeit der Gebildeten und Besitzenden gefördert und die Strebenden ermuthigt wurden, Bildung und Besitz für sie selbst und ihre Kinder als erreichbares Ziel zu betrachten. Die ungescheute laute Erklärung der Wühler von Profession: „die Besitzlosen müßten für jetzt als solche erhalten werden, damit ein vierter Stand, der Nichts zu verlieren hätte und unaufhörlich durch die Furien des Neides und der Verzweiflung zum Kampfe gegen alle übrigen Stände angestachelt würde, als permanentes Revolutionsheer zur Hand sei" — trug auch dazu bei, daß viele Mitglieder dieses vierten Standes die Lust verloren, die Prätorianer künftiger Dictatoren zu werden, und sich lieber dem dritten Stande anschlossen, welchem sie einst selbst anzugehören hofften.

Hermann erkannte das Gute an, welches jener Verein für Ordnung und Anstand sowohl, als wirklich für höhere sociale Zwecke leistete. Aber die amphibialische Halbheit der meisten dort auftretenden Charaktere, der halb egoistische, halb philantropische Dilettantismus dieser Sphäre stießen ihn ab.

Er machte sich höflich von diesen Bewerbern los und verließ den für ihn steril gewordenen Boden der Heimat wieder, um eine kleine Wanderung zu unternehmen. Die Seinen ließ er in gesicherter Umgebung zurück.

Während dieses nicht langen Zeitraums hatte sein Andenken an Helene und seine Sehnsucht nach ihr keinen Augenblick ganz geschwiegen; nur waren die allgemeinen Lebensfragen, von deren Beantwortuug wiederum das Wohlsein der Einzelnen, die Begründung jedes neuen häuslichen Glückes, die Wahl des Berufes und des Wohnorts und so mancher andre Gebrauch der individuellen Freiheit abhieng, in den Vordergrund getreten.

Helenens Briefe an Chlothilde hatten ihre warme Theilnahme an Hermanns Thätigkeit und Schicksal im öffentlichen Leben unverhohlen ausgesprochen, ohne jedoch ihr Verhältniß zu ihm näher zu berühren. Doch ließ, noch mehr als jene Theilnahme, die immer heiterer werdende Färbung ihrer Briefe Hermann hoffen, daß sie allmälig zu völliger Klarheit über sich selbst und ihre mit der seinen verbundene Zukunft gelange. Er hatte seinen Entschluß gehalten, nicht an sie zu schreiben; aber er wuste, daß Meinert ihr seine Briefe an ihn mittheilte, in welchen er vorzüglich seine Ansichten über die Zeitbewegungen aussprach, und in Chlothildens Feder floß manchmal auch eine Andeutung, die ihn und Helene allein in der Welt angieng.

So wurde mit dem Gelübde des Schweigens auch sein mildernder Vorbehalt erfüllt. Während die Zukunft des Vaterlandes in immer nebelhaftere Ferne trat, rückte Hermanns persönliche Zukunft heller und näher heran, soweit sie nicht durch jene bedingt wurde.

Er gieng nach Frankfurt a. M., um dort einen großen Akt der Revolution spielen und vielleicht ausspielen zu sehen. Leider trug dieß ernste Spiel den Stempel eines unpraktischen, unsicheren Tastens und Probierens, und der Mangel einer ungenügenden Vorbereitung wurde durch kein rasches Zusammenwirken einer kühnen Improvisation ersetzt. Die „kühnen Griffe" der Parteien innerhalb und außerhalb des Parlamentes in die Schicksalsurne wurden nicht durch jenen leuchtenden Muth inspiriert, dessen geniale Sicherheit an den Scheidewegen der Geschichte die berechnende Strategik der einen, wie die berauschte Verwegenheit der andern Partei zum Schweigen bringt. Statt einer lebensfrischen, den Kern des Volkes mächtig ergreifenden Position trat die wechselseitige Negation der äußersten Seiten: der unverbesserlichen Theorie des alten Staates und der idealistischen Doctrin des neuen, auf den Schauplatz, und in ihrem Gefolge die rechts und links hin schwankende Vermittelungssucht.

Die Elite des Geistes und der Wissenschaft aus dem „Volke der Denker" war hier versammelt. Aber auch, was sonst außerhalb der Politik diese Männer verband und in andrer Zeit getrieben hätte, einander meilenweit aufzusuchen, gab keinen Ersatz für den verfehlten Zweck ihres jetzigen Zusammenseins. In der allgemeinen, manche edle Lebenskraft verzehrenden, Unruhe kam kein wissenschaftlicher Verkehr auf, höchstens eine chemistische Discussion zwischen Vogt und Radowitz über die Schießbaumwolle. Die Spannung des zuhörenden Volkes gieng in Abspannung und Langeweile über. Hermann ergieng es nicht anders. Er fühlte sich endlich einsam, da er sich mit dem Anblicke und dem momentanen Anhören der geistreichsten Männer begnügen muste, mit welchen er unter andern Verhältnissen eifrig Umgang und Gedankenaustausch gesucht haben würde.

Da begegnete er unvermuthet alten Bekannten: Arthur in der Begleitung zweier Frauen, Berthas und Kunigundens.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Schlachtfelde.

Episode aus dem ungarischen Kriegsleben, von Emmerich Kovacs.

Es war nach der Schlacht von Capolna.

Ein neblicher regnerischer Aprilabend hatte sich auf das Schlachtfeld herabgesenkt. Unsere Truppen, von einem zwanzigstündigen lebhaften Kampfe ermüdet, hatten sich in einem großen Halbkreise um die halbverbrannten Lehmhütten des Dorfes gelagert. Da hier, wie fast bei allen Kämpfen der Ungarn, die Reserven ebenfalls im Feuer waren, so hatte es unser Befehlshaber für zweckmäßig erachtet, den Truppen einige Erholungen zu gönnen, bevor er den in vollem Rückzuge begriffenen Feind zu verfolgen sich entschloß.

Die Ereignisse der letzten Tage wirkten auch jetzt noch so aufregend auf mein Blut, daß ich keine Ruhe im Bivouak finden konnte. Ich war in den letzten 24 Stunden fast immer in der Nähe der Vecsey'schen Batterien aufgestellt; so kam es, daß ich noch jetzt die unharmonische Musik des Kanonendonners zu vernehmen glaubte. Um mich her war Alles in tiefen Schlaf versenkt; das Schnarchen in allen Modulationen war nicht geeignet, meine innere Aufregung zu beschwichtigen. So stand ich auf, warf meine Bunta *) über und schlenderte hinaus in die Gegend des Schlachtfeldes. Die für diese Jahreszeit ungewöhnlich scharfe Luft, sowie der kalte Regen, der mir das Gesicht peitschte, kühlten mich wohlthuend ab.

In einem ungeheuren Kreise um mich her prasselten die Lagerfeuer und ließen mich alle Gegenstände ziemlich deutlich erkennen.

Die Erschöpfung eines zwanzigstündigen blutigen Kampfes hatte es noch nicht zugelassen, daß man hier das Nöthige vornahm. Niemand dachte an etwas Anderes, als an Ruhe und Schlaf. Noch waren alle Schrecken eines Schlachtfeldes in ungeschwächter Gräßlichkeit ringsumher sichtbar. Neben Haufen von Leichen wimmerten Verwundete, stöhnten Sterbende. Unsere wenigen Aerzte waren nicht im Stande gewesen, allen Verwundeten Beistand zu leisten. Sie hatten alle Jene, bei denen sich noch Leben vorfand, in die Kirche des Dorfes bringen lassen, wo Freund und Feind mit gleicher Sorgfalt behandelt wurde. Viele von ihnen waren vor Erschöpfung an der Schwelle des Gotteshauses hingesunken. Was wären auch zehn Aerzte bei 4000 Verwundeten! Hier nun auf dem Schlachtfelde waren viele der Todtgeglaubten, die nur in Folge des Blutverlustes bewußtlos

*) Bunta, ungarischer Mantel.

Digitized by Google

lagen, inzwischen durch die Abendkühle und den strömenden Regen zu neuen Leiden erwacht. Niemand kümmerte sich um diese, Niemand beachtete ihr Gestöhne, Niemand brachte ihnen Hülfe. Den einzelnen umherstehenden Vorposten mochten diese ächzenden Töne wie das unheimliche Echo aus einer anderen Welt klingen. Die meisten ließen mich unangerufen vorüber, weil sie, den Kopf an das Bajonnet gestützt, vor Erschöpfung eingeschlummert waren.

Wenn ich auch mit Tod und Vernichtung schon ziemlich vertraut war, da der tägliche Kampf seit Monaten schon wüthete, so fühlte ich doch hier, bei der um mich waltenden Zerstörung, eine tiefe Erschütterung meine Brust durchbeben.

Wie viele hoffnungsvolle Existenzen lagen hier zertrümmert, wie viele liebende Herzen hatten hier ihre letzten Stützen, ihre süßesten Hoffnungen verloren! Hier fanden sich Italiener und Deutsche, Kroaten mit Böhmen und Ungarn auf einem Haufen friedlich beisammen. Im letzten Todeskampfe hielt mancher den Gegner umschlungen. Tiefes Weh' beschlich mich bei dem Gedanken, wie die Verkehrtheit, wie der Unsinn hier zum tödtlichen Waffenspiel Völker auf einander hetzt, die doch so wenige Ursache hatten, sich feindlich zu bekämpfen. Was führte diese schwarzgelockte, feine Jünglingsgestalt von den Ufern der Brenta auf diese wüste Steppe, daß er hier ruhmlos und vergessen sein Ende finden muß? Wie sehnlich wird die liebende Mutter die Rückkehr des einzigen Sohnes erwarten! Der alternde Vater, wie hofft er der letzten Stütze seines Alters entgegen! Umsonst, morgen scharren wir euer Kind mit tausend Andern in ein großes Grab. Fragt ihr nach ihm, so zeigen ihn euch die Regimentslisten unter den Reihen der „Vermißten". Ihr werdet nicht einmal den Trost haben, das Grab eures Lieblings zu kennen.

Dort dieser kurzstämmige Bursche in der grauen Jacke, dem eben erst der Flaum am Kinn sproßte, was hält der todtgetroffene Jäger so fest in der krampfgeschlossenen Rechte? Ich trete näher, öffne seine erstarrte Hand, nehme die beiden Briefe, die im letzten Todeskampfe seine Seele beschäftigt haben mußten, trete seitwärts an ein Wachtfeuer und lese den Inhalt.

Armer, armer Junge! Er heißt Stephan Willich, ist aus Kindberg in Steyermark; seine Braut, Katharina Sorger, spricht in diesen Zeilen ihre sehnsuchtsvolle Liebe, die hingebendste, rührendste Zärtlichkeit aus. Sie mahnt ihn, sein Leben zu schonen, immer brav zu bleiben, und malt mit den glühendsten Farben ihr zukünftiges Glück. Unglückliche Katharina! Dein Glück und deine Zukunft liegen hier verwelkt zu meinen Füßen. Deine Briefe, aus denen ich sehe, daß ein edles, großes Herz unter deiner Bauernjacke schlagen muß, ich habe sie deinem Stephan mit in das Grab gegeben, auf seiner Brust liegen jetzt jene Worte, die seine letzten Gedanken im Tode waren. Er schläft zwischen ungarischen Husaren, von denen Einer vielleicht ihm den Todeshieb versetzte. Jetzt ruhen sie still und versöhnt neben einander, sie, die vielleicht gleich tapfer, gleich edel, gleich freiheitsliebend waren, und doch jenem teuflischen Wahne folgen mußten, der schon seit Jahrtausenden zum Brudermorde treibt.

Zwei Stunden hatte ich auf diesem Felde der Verwüstung schon zugebracht, ohne daß es mir gelungen war, irgendwo eine wesentliche Hülfe leisten zu können. Einige Schwergetroffene hatten ihren letzten Seufzer bei meiner Berührung ausgehaucht. Ich horchte noch immer, wo sich irgendwo ein Lebensfunken rege. Eben war ich an eine Stelle gekommen, wo heute ein hitziges Kavalleriegefecht stattgefunden hatte. Hier hatten die Hunyadyhusaren eine fast dreifache Uebermacht zersprengt. Auf den ersten Blick schienen lauter Pferdeleichen den Platz zu bedecken. Ein leiser Klagelaut, der an mein Ohr schallte, zog mich näher. Eine menschliche Gestalt, fast ganz unter den Pferden vergraben, sucht sich fruchtlos emporzuarbeiten. Es ist ein österreichischer Kürassieroffizier, der einen Hieb in den Hinterkopf hat und dem durch den Fall mit dem Pferde das linke Bein zerschmettert ist. Ich zog ihn mit vieler Anstrengung unter seinem Pferde hervor, doch fiel er, des starken Blutverlustes wegen, gleich wieder ohnmächtig zurück. Ich eilte, um Hülfe herbeizuholen, und dankte dem Himmel im Stillen, daß es mir auch heute geglückt war, ein Menschenleben zu retten. Mein braver Adjutant Fargues, dem meine Abwesenheit aufgefallen war, kam mir schon unterwegs entgegen. Er holte schnell Leute herbei und wir ließen den Verwundeten in unser Bivouak tragen. Der herbeigeholte Arzt erklärte die Kopfwunde für ganz gefahrlos, und nachdem er diese sowohl, als den gebrochenen Fuß sorgfältig verbunden hatte, fiel der Verwundete in einen sanften Schlaf, aus dem er gegen 6 Uhr Morgens ziemlich gestärkt und mit vollkommenem Bewußtseyn erwachte. Er war der einzige Sohn des österreichischen Grafen M . . ., und erst seit 6 Monaten Offizier im kaiserl. Heere. Der junge Mann war ganz erstaunt über die freundliche Sorgfalt, mit der er hier behandelt wurde. Man hatte uns, nach den Erzählungen, wie er sie in der österreichischen Armee hörte, als kannibalische Würger geschildert. Während der zwei Tage, die wir hier im Bivouak bei Capolna standen, schritt die Genesung meines Gefangenen mit raschen Schritten vor. Mehr als alle Kunst des Arztes hatte mein Versprechen auf seine Genesung gewirkt, daß ich ihn, wenn er mir sein Ehrenwort geben wolle, nicht mehr während dieses Krieges gegen mein Vaterland zu kämpfen, nicht als Kriegsgefangenen betrachten, sondern ihn völlig frei nach seiner Heimath ziehen lassen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tante der Rachel.

Während die Rachel sich in Mannheim aufhielt, stellte sich der gefeierten Künstlerin eine greise, bettelarme Frau dar, die sich ihr als Schwester ihres Vaters zu erkennen gab. Dieselbe hatte bisher in Grombach, einem Dorfe bei Bruchsal, in größter Dürftigkeit, theilweise von Almosen, gelebt. Rachel nahm sie auf das herzlichste auf, beschenkte sie sofort mit Kleidern und andern Dingen, unter andern zum Zeichen ihrer Liebe mit einer kostbaren Uhr, die ihr besonders werth war, und ließ sie auf ihrer Reise nach Karlsruhe bis Grombach mit sich im Wagen fahren. Sonntag, den 27. Oct., trat Rachel in Karlsruhe als „Adrienne Lecouvreur" mit dem gewohnten Beifall auf. Montags besuchte sie ihre arme Verwandte in Grombach. Sie händigte ihr eine bedeutende Geldsumme zur häuslichen Einrichtung ein und sicherte ihr eine lebenslängliche Rente von vierhundert Gulden. Auch der israelitischen Gemeinde, von der ihre Tante unterstützt worden, machte sie ein bedeutendes Geschenk, so wie mehrere kleinere an einzelne Personen, die der armen Schwester ihres Vaters Gutes erwiesen hatten. Die Armen wurden von ihr auf das reichlichste bedacht. So verließ sie den Ort, den sie gleich einer glückbringenden Fee betreten, bewundert, gesegnet von Allen. — Läßt nicht dieser Zug mit seinen Einzelnheiten uns in ein Herz blicken, welches der Gefeierten einen eben so hohen Platz unter den besten der Menschen sichert, als ihr Genie ihr unter den ersten Künstlern anweist?

Mannichfaltigkeiten.

Es ist die seltsamste Lage, die's geben kann (bemerkt die Dorfzeitung). Die Bayern und die Preußen eilen auf allen Straßen zum Krieg, als ob sie zu spät kämen, und kein Mensch glaubt an den Krieg. Die preußischen und bayerischen Truppen stehen dicht neben einander, schnupfen mit einander, und wenn

Digitized by Google

der Bayer ruft: Wer da? so weiß der Preuß selbst nicht, ob er antworten soll: Gut Freund, oder gut Feind, und die Kurhessen wissen nicht, ob sie sich an die Preußen oder Bayern halten sollen. An der kurhessischen Gränze stehen zwei mächtige Heere, gucken mit Einem Auge hinein ins gelobte Land Kurhessen, mit dem andern nach Warschau, woher ihr Befehl kommt, ob sie gut oder bös mit einander seyn sollen. Die Preußen haben Befehl, die Bayern, wenn sie in Hessen einziehen, zurück zu werfen, die Bayern zeigen aber wenig Lust, sich hinauswerfen zu lassen. — Sieht aus wie Krieg, ist's aber nicht. Das Wort Manteuffel's ist nicht vergessen. Ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, sagte er, wäre wie ein Duell zwischen Japanesen, wo sich die beiden Duellanten die Bäuche selber aufschlitzten. Der Kaiser von Rußland, Oesterreichs und Preußens Alliirter, stößt in Warschau auch nicht in die Kriegstrompete. Er saß beim Schmaus neben dem preußischen Minister Grafen Brandenburg und hob das Glas und stieß an: „Auf unsere alten Waffengefährten und Kamaraden! Möge unsere Verbrüderung ewig dauern!" Der Kaiser und seine Offiziere trugen preußische Uniformen. Mit der Politik sollte auf die Ankunft des Kaisers von Oesterreich und seines Ministers Schwarzenberg gewartet werden. Der Leser wird sich bis dahin gedulden müssen. Von Warschau kommt so nichts Gutes.

Korrespondenz.

Dresden, 28. October.

Vorgestern ging das große pantomimische Ballet: „Das hübsche Mädchen von Gent", zum ersten Male in Scene, eine Composition, die an Pracht und phantastischer Ausschmückung Ismeralda, Gisella, Banditentochter ꝛc. bei Weitem überbietet. Von Fräul. Lucile Grahn mit großem Fleiße arrangirt, wurde die mit Präcision und Gelingen vorgeführte Neuigkeit unter dem außerordentlichsten Beifalle aufgenommen. Die berühmte Tänzerin ist nun in Zeit von zwei Jahren beinahe an 50 Abenden hier aufgetreten, aber nichts destoweniger war gestern das Haus wieder in allen Räumen gefüllt. Dingelstedt's Tragödie: „Das Haus Barneveldt", hat ihrem Totaleindrucke nach leider den Erwartungen nicht in dem Grade entsprochen, wie die Freunde und Verehrer des liebenswürdigen Novellisten und Reisebeschreibers gewünscht hätten. Frau Bayer-Bürck geht nicht nach Wien, wie es eine Zeit lange hieß, sondern wird dem Hoftheater erhalten bleiben, und sollte das Engagement mit Fräul. Schäfer aus Leipzig, welche kürzlich unter reicher Anerkennung ihres Talentes hier gastirte, noch zu Stande kommen, so wäre dieß ebenfalls ein Gewinn für die dramatische Kunst. Das Opernrepertoir befindet sich immer noch in einem kläglichen Zustande; indessen bieten sich andere musikalische Genüsse dar: Fräul. Marie Wieck gab am 24. Oct. ein zahlreich besuchtes und glänzend aufgenommenes Konzert, welchem J. Schulhoff, C. Lipinsky, Franz Schubert u. A. mit ihren anerkannten Leistungen folgen werden. Nachdem Fräul. Wieck, ein junges, schönes Mädchen, bereits auswärtig verdiente Anerkennung in ihrer Kunst gefunden, hat sie nun auch in ihrer Heimath bewiesen, daß sie nach dem Urtheile competenter Richter den gefeiertsten Klaviervirtuosen der Gegenwart sich würdig anreiht, und man darf die feste Ueberzeugung hegen, daß ihr Name bald einen eben so volltönigen Klang erhalten werde, wie der ihrer Schwester Clara Wieck-Schumann. Die Direktion des zweiten Theaters (Hr. Ferdinand Vogt) hat nunmehr ein nettes Haus in der Stadt einrichten lassen, in welchem seit acht Tagen Vorstellungen gegeben werden; deßgleichen hat Hr. Rappo für sein Theatre Academique eine Arena auf dem Postplatze erbaut. — Von den wissenschaftlichen Vorträgen will ich für heute nur die Vorlesungen über Experimental-Physik von Hrn. Seidmacher erwähnen, die sich in dem geräumigen Stadtverordnetensaale eines lebhaften Zuspruches erfreuen.

Frankfurt a. M., 30. Oct.

Unter den Belustigungen mit Feuerwerk, welche die dießjährigen Herbsttage darboten, verdient das in der Turnanstalt unter dem engeren Kreise der Turner selbst veranstalte Herbstfest besonderer Erwähnung. Doch war es hier weniger der Glanz und die Kostbarkeit des Kunstfeuers, als vielmehr die durch die vortheilhafte Lage und Einrichtung der Turnanstalt begünstigte geschmackvolle Anordnung des Ganzen in Verbindung mit Turnübungen, welche einen eben so befriedigenden als überraschenden Eindruck auf die Zuschauer hervorbrachten. Boten schon die mit vieler Sicherheit ausgeführten turnerischen Tänze und Umzüge der Knaben um bengalische Feuer das erfreuliche Bild geordneten und kunstgerechten Zusammenwirkens als Ergebniß richtig geleiteten Turnunterrichts, — so erregten doch die kühnen Sprünge erwachsener junger Männer über das Voltigirpferd allgemeine Bewunderung. — Gesang und Musik, ersterer durch den Gesangverein der Turner, dem Sängerkranz, letztere durch den Blechmusikverein ausgeführt, trugen das Ihrige zur Verschönerung des Abends bei. Man schied mit dem Wunsche, daß nach einem so schön geglückten ersten Versuch das Herbstfest auch in kommenden Jahren auf dem Turnplatze in ähnlicher Weise begangen werden möge. — Dem Feuerwerk schloß sich eine von dem Sängerkranze im Pfälzer Hofe veranstaltete Abendunterhaltung mit Tanzbelustigung an, wozu sich Turner und Turnfreunde zahlreich eingefunden hatten.

Am 27. d. M. fand in der hiesigen St. Katharinenkirche die feierliche Ordination des Candidaten von. Minist. Hrn. Heinrich Philipp Roos statt, welche Feier wieder einmal ein erfreuliches Zeichen in der trüben Gegenwart war, indem sie die schöne Eintracht und den alle äußerlichen Formen überstrahlenden Christusgeist der Liebe und Duldsamkeit zwischen den beiden verschiedenen Confessionen, der lutherischen und reformirten, bekundete. Die Rede, welche Hr. Consistorialrath und Pfarrer Dr. G. Friederich bei Veranlassung der in Auftrag hohen Senats von ihm vollzogenen Ordination hielt, ist nun auf vielseitigen Wunsch im Druck erschienen und ist der ganze Ertrag des Verkaufs für einen achtbaren, aber brodlosen hiesigen Bürger bestimmt. Inhalt und Form derselben sind gleich verdienstlich, jener hinsichtlich der gehaltvollen Hindeutung auf Dr. Martin Luther's Leben und Wirken und der gesinnungstüchtigen Ermunterungen, in dem Streben nach immer weiterer Verbreitung von Licht und Wahrheit nicht zu ermüden, — diese hinsichtlich ihrer lebendigen und anregenden Darstellung. Wir zweifeln nicht, daß sowohl der Gehalt dieser Rede als auch der humane Zweck ihrer Herausgabe die verdiente Anerkennung finden werden!

Kunstnotiz.

Wir glauben allen Freunden des Pianofortespiels einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf die Anwesenheit der Fräul. Wilhelmine Klauß aufmerksam machen. Seit Jahren ist wohl von keinem Piano-Virtuosen so viel Rühmliches berichtet worden, als von dieser jungen Künstlerin. Sie wird im Laufe der nächsten Woche ein Konzert veranstalten, und diejenigen der hiesigen Kunstkenner, die sie bereits zu hören Gelegenheit hatten, prophezeien ihr einen glänzenden Erfolg. Das Weitere werden wir in diesen Blättern ebenfalls mittheilen. E. S.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Nov. Konzert des Hrn. Eduard Rosenhain. Dazu (zum ersten Male): Ein Tendenzdiebstahl, Lustspiel in 1 Akt von A. v. E. Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten von O. Prechtler und: Gesangs-Vorträge.

Sonntag, 3. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

☞ Montag, 4. Nov. (Benefiz-Vorstellung für Herrn Hallenstein zu seiner 25jährigen Dienstfeier.) (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt nach Marsollier, Musik von Mehül. Hierauf (zum ersten Male): Der Ehemann wider Willen, oder: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, eine Hampelmanniade in 3 Bildern. Erstes Bild: Die Reise nach Soden. Zweites Bild: Herr Hampelmann in Hamburg. Drittes Bild: Das Wiedersehen auf dem „Bazehäusl". — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 262. Samstag, den 2. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Arthur war seit seiner Trennung von Hermann durch seine socialistisch-communistischen Neigungen zu vielfachen praktischen Versuchen geführt worden, über viele mißrathene Erfolge durch wenige besser geglückte getröstet, dabei stets uneigennützig, gutmüthig und unverdrossen. Auch die verfehlte Rettung Kunigundens, an welcher Hermanns Voraussagungen eingetroffen waren, hatte er aufgewogen, indem er die Arme aus der Gewissensehe mit dem gewissenlosen Verführer rettete, der jene Cautionssumme verschwendet hatte und im Begriffe stand, Kunigunden an einen vornehmen Vorgesetzten zu verhandeln.

Ihr hatte nur allzufrüh die herzlose Behandlung, die sie von Jenem erdulden muste, die Augen geöffnet. Sie entfloh zu ihren Eltern; diese aber wiesen sie und ihr kleines engelschönes Töchterchen von der Schwelle mit einem Almosen, das sie um ihres Kindes willen annahm. Für dieß schuldlose Geschöpf schrieb sie an Arthur, der alsbald selbst kam und sich ihrer nach Kräften annahm. Er nöthigte ihre Eltern zur Herausgabe eines Pflichttheils, das sie für längere Zeit vor Mangel sicherte, und hatte eine Unterredung mit dem Lieutenant, die sich damit endigte, daß er diesen in der Hitze beohrfeigte. Der Held des bewaffneten Friedens hatte nicht den Muth, diese Züchtigung zu rächen, und erfuhr die weitere, in Folge der ersteren seine Stelle aufgeben zu müssen.

Arthur sagte sich mit Recht, daß diese Rettung nur dem Augenblicke gelte, wenn Kunigunde mit dem geringen Maße ihrer Einsicht und Menschenkenntniß, dazu mit ihrem noch unverblühten Jugendreize ohne Schutz und Wache jeder Art von Betrug und Verführung ausgesetzt bliebe. Er untersuchte nicht scrupulös, wieweit der alte Eindruck dieses Reizes auf seinen leicht erregbaren Sinn Theil an dem Pflichtgefühle hatte, welches ihn bewog, das nun einmal in die Hand genommene Schicksal Kunigundens für die Folge unmittelbar zu überwachen. Er nahm sie nebst ihrem Kinde mit sich.

Ihre Dankbarkeit wandelte sich bald in Liebe zu ihrem jugendlichen Beschützer, nach ihrer Weise voll Hingebung, ohne eigentlichen Leichtsinn, wie ohne alle Reflexion. Sie war ebensowenig einer Theilnahme an Arthurs Ideen, wie eines Widerspruchs gegen ihn fähig. Indessen erhob sich ihre Hingebung zu einer aufopfernden Selbstthätigkeit, ihr naiver Instinkt zu liebevoller und sittlicher Seelenkraft, als gleichzeitig ihr Kind und Arthur erkrankten. Ihrer treuen selbstvergessenden Pflege Beider wurde der Lohn ihrer Genesung und des Bewußtseins, dazu mitgewirkt zu haben. Sie fühlte sich selbst gehoben und stieg in Arthurs Achtung und Neigung.

Nach seiner Genesung trat Arthur das alte Wanderleben wieder an, von den Adoptierten als einer kleinen Familie begleitet, die nur durch „socialen" Segen verbunden war und ihm soviel Häuslichkeit auf der Wanderung gewährte, daß er deren um so weniger müde ward. Er fand sich jetzt noch in seinen socialistischen Plänen bestärkt und zum Apostel berufener.

Bertha war auf anderem Wege ähnlicher Richtung zugeführt worden und nach einigen Wanderfahrten in Folge socialistischer Bestrebungen und Verbindungen mit Arthur zusammengetroffen. Auch die gemeinsame Bekanntschaft mit Hermann hatte zu ihrer Annäherung mitgewirkt.

Berthas erstes Herzensschicksal hatte sie bereits den gewöhnlichen Lebenszielen der Frauen entfremdet. Die Bitterkeit, die es zurückließ, war allmälig, und besonders durch jene Berührungen mit Hermanns Lebenskreise, gemildert worden. Das absichtliche Böse, das sie früher in den Menschen sah und haßte, diese starre, furchtbar düstre Wolke über ihrem Gesichtskreise, hatte sich ihr in eine Nebelmasse von Schwächen und Erbsünden aufgelöst, deren Lichtung der Gegenstand jeder höheren Menschenkraft und eines allgemeinen Erlöserberufes sein sollte. Der sichtbare Erfolg, den sie bei Chlothilden erreicht hatte, hob ihr Selbstvertrauen, und die Ahnung, Helene verkannt und deßhalb einen Irrweg eingeschlagen zu haben, entmuthigte sie nicht, da sie ihren Beweggründen Nichts vorzuwerfen fand und sogar von den Wirkungen ihres Verfahrens in jedem Falle einen günstigen Einfluß auf Hermanns und Helenens künftiges Glück erwartete, mochte dieses nun durch die Trennung der enttäuschten oder durch die unzertrennliche Wiedervereinigung der geprüften Herzen gefördert werden.

In diesem Lichte stellte sie, wie sich selbst, auch Hermann unaufgefordert und offen ihre Eingriffe in sein und der Seinen Leben dar. Sie hieß jetzt seine Begegnung, der sie vor nicht langer Zeit ausgewichen war, willkommen, weil sie darinn eine Aufforderung des Schicksals sah, gleichsam auf neutralem Boden und in ruhiger, von den allzustarken Eindrücken der Gegenwart befreiter Ferne das Geschehene vor Hermanns Blick und Urtheil zu führen.

Hermann war im ersten Augenblicke durch die unverkennbare Freude überrascht, womit ihn die ganze abenteuernde Gesellschaft begrüßte, deren Mitglieder einst unter so verschiedenen Eindrücken und Umständen aus seinen Augen verschwunden waren. Arthur und Kunigunde erkannten die Bewährung seines einst von ihnen abgewiesenen Ausspruches an, Arthur aber nicht weniger auch die seiner eigenen anomalen Lebensgesetze durch den ferneren Erfolg, welchen er als ein vollendetes Gottesurtheil betrachtete. Deßhalb waren auch Hermanns wohlgemeinte Mahnungen, endlich einmal einen festeren Standpunkt zu suchen und sein meteorisches Umherflattern aufzugeben, in den Wind gesprochen.

Digitized by Google

Einige trauliche und nicht inhaltlose Stunden vereinigten die Wanderer; aber sie reichten gerade hin, um Hermanns Interesse an Arthur und seiner Begleiterin zu erschöpfen. Er schied von ihnen mit freundlicher Ruhe, ohne tiefere Theilnahme an ihren Lebensplänen. Bertha stand durch die Zeit und durch die persönlichen Beziehungen seiner Gegenwart näher, und seine Theilnahme an ihr verschmolz sich mit den wärmsten Erinnerungen und Hoffnungen seines ganzen Lebens.

Als sie ihm in einer alsbald und ausdrücklich von ihr erbetenen vertraulichen Stunde mit vollkommener Rückhaltslosigkeit und Ausführlichkeit ihre Unterredung mit Helenen und Alles, was sie dazu getrieben, mitgetheilt hatte: reiste er unverweilt nach Helenens jetzigem Aufenthalte ab.

Helene hatte auf dem Wege zu ihrer Pathe ihrem Vorsatze gemäß einige Tage in offener Mittheilung und Berathung mit Adelheid zugebracht. Diese glaubte zwar, sich bereits von Helenens und Hermanns Bestimmung für einander überzeugt zu haben, gab aber doch aus eigener schmerzlicher Erfahrung Helenens Prüfungsbeschlusse ihren Beifall.

Helene erfreute sich an der Ruhe und Heiterkeit, welche sich Adelheid durch die beharrlich durchgeführte Erfassung eines neuen Lebenszieles erworben hatte. Sie hatte den Kreis ihrer Zöglinge und ihrer Gehülfen erweitert und noch mehr, als schon früher, ihren ursprünglichen Plan aufgegeben, bei ihren Miterzieherinnen das Abgeschlossenhaben mit dem gewöhnlichen Frauenleben zur Bedingung zu machen. Die thätigste Mitwirkung an ihrer Anstalt gewährte ihr nächst jener Witwe ein rosig blühendes Mädchen, welches demnächst mit einem ebenfalls dabei angestellten Lehrer einen Sonderbund für das ganze Leben schließen wollte.

Am Wenigsten wollte Adelheid je wieder die Heilung eines verwundeten Frauenherzens versuchen, ohne gültige Hoffnungsgründe für seine Erkräftigung zu einer neuen, thätigen Lebenswanderung zu haben. Sie bereute zwar nie, Agathens treue Pflegerin gewesen zu sein; aber sie selbst war damals in Gefahr gewesen, die Frische ihrer Stimmung — den Siegesgewinnst ihrer Seelenkämpfe — einzubüßen. In gleichem Maße, wie allzuweiche Seelen, hielt sie auch von heftigen Leidenschaften und von schwärmerischen Ueberschwänglichkeiten bewegte Menschen zum Erziehungswerke untüchtig. Deßhalb wies sie auch Bertha, welche etwas später den Eintritt in ihren Wirkungskreis suchte, schonend, aber bestimmt zurück. Helenen aber sagte sie jetzt beim Abschiede: Wenn wider Erwarten das Ergebniß ihrer Prüfung oder irgend ein andres unvermuthetes Geschick sie auf gleichen Weg mit ihr leiten sollte, so werde sie sie mit Freuden als Genossin aufnehmen.

Am Ziele ihrer Reise angekommen fand Helene ihre Pathe in erträglichem Gesundheitszustande und wirklich mehr durch die Sehnsucht nach ihrer Gegenwart leidend, deren Gewinnst sie bald erheiterte und gesunden ließ. Mit Hermanns näherer Beziehung zu Helenens Herzen unbekannt, hatte sie sich im Stillen die Aufgabe gestellt, der schönen und talentvollen Pflegetochter einen ihrer Vorzüge würdigen Gatten zu suchen. Sie führte sie deßhalb jetzt in größere gesellige Kreise ein, als früher, wo sie mehr noch als eben erwachsenes Kind gegolten hatte.

Helene war keineswegs gesonnen, das gesellige Leben mit seinen Genüssen und seinen bildenden Einflüssen von sich abzuwehren. Aber an den von flatternder, flackernder Unterhaltung ohne Brennpunkt erfüllten Salons fand sie ihrer Natur nach keinen Geschmack, und war jetzt vollends durch den stillen Reichthum der eben verlassenen Heimat verwöhnt. Dazu wurde sie denn begreiflicher Weise durch die ernste Lebensfrage, die sie hier zu lösen gedachte, von jeder bloßen Zerstreuung abgezogen. Es gelang ihr ohne sonderliche Mühe, das gewünschte Maß eines Wechsels zwischen ungestörtem, gesammeltem Stilleben und einem erheiternden, aber um bestimmtere Interessen gruppierten, geselligen Verkehre in die Hand zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Römer und die Paulskirche. *)

(Ein Zwiegespräch von Ludwig Hub.)

Der Römer.

Warum so still, Frau Nachbarin?
Denkst du entschwund'ner Tage
In dieser Mondnacht? — Hin ist hin;
Nichts frommt die eit'le Klage!
Die Götter hoben dich empor,
Um sinken dich zu lassen:
Das kommt hienieden häufig vor,
D'rum suche dich zu fassen.

Die Paulskirche.

Wohl bin zu tragen herben Schmerz
Vom Schicksal ich erlesen,
Ich, die vor Kurzem noch das Herz
Von Deutschland ist gewesen!
Als man zu mir einziehen sah
Des Volkes Abgesandte,
Wie stand ich so beneidet da!
Mein Ruhm durchflog die Lande.

Der Römer.

Ja, ja, ich weiß mich noch recht klar
Der Tage zu entsinnen;
Es schien, als würde jetzt fürwahr
Die gold'ne Zeit beginnen.
Ich selbst, dem früher weit und breit
Kein Ort war zu vergleichen,
Vor deiner jungen Herrlichkeit
Mußt' ich die Segel streichen.

Die Paulskirche.

Ich ward mit vollem Fug und Recht
Von aller Welt gepriesen;
Dich, alten, grauen Fürstenknecht,
Mocht' das wohl arg verdrießen.
Du magst, mit deinem Kaisersaal
Dich brüstend, immer stehen;
Mich hat des Volkes freie Wahl
Zum Volkshaus ausersehen.

Der Römer.

Es kam der Hochmuth vor dem Fall!
Wo sind die souveränen
Vertreter Deutschlands jetzt wohl all'
Mit ihren Umsturzplänen?
Es hat im Nu nach Ost und West
Das Schicksal sie getrieben;
Die Throne aber steh'n noch fest,
Die Fürsten sind geblieben.

---

*) Von meinen kürzlich erschienenen „Gesammelten Gedichten" sind noch Exemplare vorräthig und können solche à 36 kr. durch mich selbst, Metzengasse Nro. 1, sowie durch alle Buchhandlungen bezogen werden. Bei der Abnahme von 10 Stück 1 gratis. H.

Digitized by Google

Die Paulskirche.

Der Wackern all' vergeff' ich nie,
Die kühn in jenen Tagen
In meinem Raum gestritten, die
Mit Kraft den Feind geschlagen.
Der Kiefersohn, der Robert Blum,
Ragt hoch hervor vor Allen;
Unsterblich lebt im Volk sein Ruhm,
Mußt' gleich er schmählich fallen.

Der Römer.

Am End' rühmst du auch noch den Sitz! —
Da könnt' von schönern Dingen
Ich, legitimer Herrscher Sitz
Und Kaiserwirthshaus, singen;
Mehr gilt mir schon das Krönungsmahl
Und das Gericht der Pfeifer,
Als deine Redner allzumal
Sammt ihrem kühnen Greifer.

Die Paulskirche.

Höhn' immerhin die große Zeit,
Die mich empor gehoben!
Vielleicht ist doch der Tag nicht weit,
Da bin ich wieder oben;
Da fühl' ich wieder mich umdrängt
Von regen Volkesschaaren,
Wie damals, eh' noch eingezwängt
Der Freiheit Glieder waren.

Der Römer.

Schlag' dir die Hoffnung aus dem Sinn!
Du kommst nicht mehr zu Ehren.
Ein März, dir dringend Hochgewinn,
Er kann nicht wiederkehren;
Dafür wird schon in jedem Staat
Ein jeder Herrscher sorgen:
Bei uns wacht treulich der Senat, —
Wir sind schon längst geborgen!

Die Paulskirche.

Die Gegenwart mag trostlos seyn
Für mein gerechtes Hoffen; —
Die Zukunft, grauer Greis, ist mein,
Hat gleich mich Hohn getroffen;
Seh' ich doch täglich mehr und mehr
Das Häuflein Derer schwinden,
Die noch Geschmack an deiner Ehr',
An deinem Glanze finden.

Der Römer.

Ich lobe mir die Gegenwart;
Magst du von Zukunft träumen!
Ein Thor ist, wer auf Leben harrt
In deinen öden Räumen.
Resolem hab' ich mich geweiht,
Das wird auch immer dauern;
Die hochwohlweise Obrigkeit
Haust noch in meinen Mauern.

Die Paulskirche.

Auch mir wird einst ein Sühnungstag,
Ein Jubeltag erscheinen,
Wenn sich nach wohlgeführtem Schlag
Die deutschen Stämme einen.
Bis dahin steht Sankt Pauli Haus,
Dem Volk ein mahnend' Zeichen,
Zu harren fest im Kampfe aus;
Es wird sein Ziel erreichen!

Eine Nacht auf dem Schlachtfelde.

Episode aus dem ungarischen Kriegsleben, von Emmerich Kovacs.

(Fortsetzung.)

Endlich erhielt ich den Befehl, mit meinem Bataillon dem Feinde in der Richtung nach Gyöngyes zu folgen. Mein braver Corps-Chef Nagy-Sandor, der, so wie alle wahren Helden, eben so großmüthig als tapfer war, nahm keinen Anstand, meine Verfügung in Betreff meines Schützlings vollkommen gut zu heißen. Eine Karte des Generals stellte den Verwundeten unter den Schutz der Behörden und Patrioten und befahl, den Grafen M... nach seiner Genesung ungehindert in seine Heimath passiren zu lassen. Da wir voraussichtlich neuen schweren Kämpfen entgegen gingen, so zog ich es vor, meinen Schützling mit einem Transporte verwundeter Offiziere nach Miskolz mitzusenden. Er gab mir zuvor das geforderte Ehrenwort, nie mehr gegen uns zu kämpfen. Sein Abschied rührte mich, er floß über vor Dankbarkeitsbezeugungen und schwur hoch und theuer, mir zu Liebe künftig jeden Ungar als Bruder zu betrachten. Ich trennte mich von ihm, ohne daran zu denken, daß ich jemals in die Lage kommen könnte, den Sold seiner Dankbarkeit in Anspruch nehmen zu müssen.

Ich übergehe hier die Ereignisse der nächstfolgenden Zeit. Wir flogen von Sieg zu Sieg. Sechzig Tage nach der Schlacht von Capolna weilte auf dem geheiligten Boden Ungarns kein feindlicher Fuß mehr. Da brach auf einmal das Unheil gewaltsam auf die hoffnungsvolle Saat ein. Von allen Seiten strömten die Feinde unserer jungen Freiheit in unsere gesegneten Fluren. Das ferne Asien mußte seine barbarischen Horden entsenden, um den in Osten aufdämmernden Sonnenstrahl vernichten zu helfen.

In den Reihen unseres Heeres war Zwiespalt und Hader an die Stelle der alten Begeisterung getreten. Sie hatten vergessen, daß der größte Mann Ungarns, vor wenig Wochen noch, ihnen zugerufen hatte: „Ihr seyd unbesiegbar, so lange Ihr einig seyd."

Der Stolz, die Eitelkeit, der Neid, — sie waren stärker, als die Liebe zum Vaterlande. Statt gute Generale eines wohlorganisirten Heeres, waren sie jetzt nur noch Parteigänger, von denen Jeder seinen eigenen Weg gehen wollte. Talentlosigkeit und Ungehorsam der Führer war Schuld, daß jene unbesiegten Heldenbataillone, die nie vor einem Feinde gezittert hatten, welche keinen anderen Wunsch, keine andere Leidenschaft kannten, als für das Vaterland zu sterben, dem Verräthe geopfert wurden.

Mit blutendem Herzen hatte ich schon vor der Katastrophe unseren Verfall vorhergesehen. Man wollte uns vorspiegeln, die Russen würden unsere junge Freiheit beschützen, wir sollten uns der Großmuth des Czaaren anvertrauen. Ich hatte den schmachvollen Moment nicht gesehen, wo eines der tapfersten Heere der Welt, ohne einen Schuß zu thun, sich und das Vaterland aufgab. Ich war Tags zuvor mit 300 meiner Getreuen der fluchbedeckten Stätte entronnen. Wir waren entschlossen, uns nach Komorn durchzuschlagen. Gegen 60 Husaren kamen uns in kleinen Trupps nachgesprengt und schlossen sich uns an. Bis Uy-

Digitized by Google

Szen war es uns gelungen, die feindlichen Linien zu durchschleichen. Achtzehn Stunden waren wir ununterbrochen marschirt, waren die Husaren nicht abgesessen. Länger konnten wir die bewohnten Orte nicht mehr meiden, wir mußten uns Lebensmittel zu verschaffen suchen. Ein vorausgesendetes Detachement fand Üy-Szen nicht vom Feinde besetzt. Wir marschirten ins Dorf. Eine halbe Stunde nachher waren wir durch eine zwanzigfache Uebermacht eingeschlossen. Wir waren mitten unter die Linien des österr. Reservecorps gerathen. Ich ließ meine Leute in geschlossener Colonne aus dem Dorfe rücken, um zu versuchen, die südwestlich gelegene Waldesspitze vielleicht erreichen zu können.

Ich hatte den Leuten unsere verzweifelte Lage auseinandergesetzt und sie gefragt, ob sie entschlossen wären, sich mit mir durchzuschlagen. Ein wildes, fast einstimmiges Eljen-Geschrei war die Antwort. Da trat ein Honved aus der Linie hervor und wagte es, die Meinung auszusprechen, daß es doch gerathener wäre, da wir uns kaum durchzuschlagen vermochten, sich doch lieber zu ergeben. Die unglückliche Rede war kaum aus des Burschen Munde, als die Husaren auch schon wüthend über ihn herfielen und ihn zusammenhieben; es war ein Sohn des Bäckermeisters Szabo aus Debreczin, der in dreißig Schlachten mitgefochten hatte, ohne auch nur einmal verwundet worden zu seyn.

Wir rückten in geschlossener Colonne, die Husaren voraus, aus dem Dorfe und hatten kaum tausend Schritte, um jene Waldesspitze, die uns Schutz verhieß, zu erreichen.

Nach einem halbstündigen Plänklergefecht und nachdem mehrere Colonnen, die sich uns in Weg gestellt hatten, durch die wüthenden Choks meiner Handvoll Husaren zersprengt waren, gelang es uns endlich, gefolgt von einem Schwarme von mehr als tausend Feinden, den Wald zu erreichen. Ein mörderischer Kugelregen pfiff uns hier entgegen; auch diese letzte Zuflucht war schon von einer Pioniercompagnie besetzt. Ich ließ meine ganze Mannschaft sich in eine Plänklerkette auflösen und wir stürzten dem Walde zu, im Einzelkampfe unser Heil suchend, da wir in geschlossener Colonne das Defilee nicht zu passiren hoffen konnten.

Wenige Ungarn mögen diesem mörderischen Kampfe entronnen seyn.

Fast alle meine Kameraden, die sich in meiner Nähe befanden, waren gefallen. Aus mehreren Wunden blutend, vertheidigte ich mich, den Rücken an einen Baum gelehnt, nur schwach gegen zwei auf mich eindringende Pioniere, da traf ein betäubender Schlag meinen Kopf und ich sank besinnungslos hin.

Im Hospital zu Szegedin fand ich mich wieder.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die russische Staatszeitung enthält ein vom Kaiser bestätigtes Gutachten des Reichsrathes, den neuen Etat der Censur-Verwaltung betreffend. In demselben heißt es wörtlich: „Sämmtliche Censoren werden zur ersten Kategorie der Lehrämter des Ministeriums der Volks-Aufklärung gerechnet." Glückliches, freisinnig regiertes Land der Reußen! Das Volk, bei welchem selbst die Censoren zur Aufklärung des Volkes da sind, mag stolz über alle andern sich erheben — ihm gehört die Zukunft!

Literatur.

Niederländische Dorfgeschichten von C. van Schaick. Deutsch von Eduard Wegener. Leipzig. Verlag von C. B. Lorck. 1850.

Seit Immermann und Auerbach hat die Literatur der Dorfgeschichten eine weite Ausdehnung gewonnen und kaum gibt es in Deutschland und Frankreich, ja selbst in England noch einen District, der nicht seinen dörflichen Erzähler gefunden hätte. Auch die Literatur hat ihre Moden, und wenn eine abgenutzt ist, so kommt eine andere. Die Dorfgeschichten fangen an sich zu überleben und man ist ihrer schon ziemlich müde geworden. Sie haben indessen einen doppelten Zweck, je nach der verschiedenen Befähigung ihrer Verfasser, mehr oder minder erfüllt, einerseits die Erweiterung der Bekanntschaft mit der Denk- und Gefühlsweise, den Sitten und Gebräuchen der Dorfbewohner, anderseits das gesteigerte Interesse für das Wohl und Wehe und die Verbesserung der socialen Zustände dieser Abtheilung der unteren Volksstände. Im Allgemeinen ist eine auffallende Aehnlichkeit unter den meisten dieser ländlichen Charaktere nicht zu verkennen und trotz ihrer schwarzwälder, schweizer, böhmischen und und vlämischen Maske erinnern sie mehr oder minder an ihr Original, den westphälischen Hofschützen in Immermann's Münchhausen, wie dieß in den Grenzboten unlängst ganz richtig angedeutet worden ist. Die vorliegenden niederländischen Dorfgeschichten haben Vorzüge, aber auch einen wesentlichen Fehler; jene bestehen in der Virtuosität der Detailzeichnung und in der Durchführung gesunder und naturwüchsiger Charaktere, dieser dagegen in der Breite und Ausdehnung der Erzählung, die man an sehr vielen Stellen wirklich ermüdend nennen darf. Das Idyll darf sich nicht ins Weite ausspinnen, sondern muß durchaus in einem engeren Rahmen zusammengedrängt seyn, wenn es wirken soll. Den Verfasser der niederländischen Dorfgeschichten anbelangend, so bemerken wir noch, daß derselbe (von Schaick) zu Amsterdam im Jahre 1808 geboren ist, eine streng protestantische Erziehung gehabt und seit 1832 Prediger ist. W.

Benefiz-Anzeige.

Die öffentlichen Blätter haben bereits die Anzeige der am 1. Nov. stattfindenden Benefizvorstellung für Hrn. Hallenstein zu seiner 25jährigen Dienstfeier gebracht. Die Direktion hat dem Benefizianten diese Vorstellung in Anerkennung seiner langen Wirksamkeit als Mitglied und Zuspizient bei der hiesigen Bühne bewilligt, und wie zweifeln nicht, daß auch von Seiten des Publikums eine solche Anerkennung gewürdigt werden wird, da ja auch dem anspruchslosen und in seiner Mitwirkung zum erfreulichen Gedeihen des Ganzen nicht ermüdenden Verdienste ein Ehrenkranz gebührt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Nov. Konzert des Hrn. Eduard Rosenhain. Dazu: Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Akt von R. Benedix. Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Akten von O. Prechtler und: Gesangs-Vorträge.

Sonntag, 3. Nov. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

☞ Montag, 4. Nov. (Benefiz-Vorstellung für Herrn Hallenstein zu seiner 25jährigen Dienstfeier.) (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt nach Marsollier, Musik von Mehül. Hierauf (zum ersten Male): Der Ehemann wider Willen, oder: Ein Abenteuer des Heren Hampelmann, eine Hampelmanniade in 3 Bildern. Erstes Bild: Die Reise nach Soden. Zweites Bild: Herr Hampelmann in Hamburg. Drittes Bild: Das Wiedersehen auf dem „Bazehäusl". — Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 263. Montag, den 1. November 1830.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Die Truppenbewegungen im Gefolge der Revolution brachten Helenen einen Hausgenossen und bald einen Verehrer in der Person eines Rittmeisters v. Weilau. Er war ein Mann des Schwertes und der Leier, und seine ritterliche Kriegslust wurde noch durch seine Begeisterung für das friedliche Reich der Schönheit mit seinen Gestalten und Klängen überwogen — besonders jetzt, wo erstere durch seine gegenwärtige Sendung eher abgestoßen, als angezogen wurde, letztere aber in Helenens Nähe reichliche Nahrung fand. Seine Persönlichkeit erwarb ihm Gunst und Freundlichkeit aller mit ihm Umgehenden, am Meisten der Frauen.

Auch Helene unterhielt sich gerne mit ihm; es blieb ihr nicht unbemerkt, daß seine natürliche Theilnahme an ihren geistigen Interessen durch die an ihrer Person gesteigert wurde; aber seine Huldigung war so sinniger und zarter Art, daß sie keinen Anlaß gab, zurückgewiesen zu werden. Er beschied sich mit der Ueberzeugung, von Helenen in die erste Reihe ihrer Gesellschaft gestellt zu werden, ohne eine ausschließlichere Stellung in ihrer Gunst erobern zu wollen, die er als ein Geschenk des Glückes an Einen unter mehreren Gleichberechtigten ansah und nur mit bescheidener Hoffnung für sich ersehnte.

Aber er fand bald die Gewißheit, daß in Helenens Herzen nur Einer ohne Mitbewerber die erste und schönste Stelle längst inne hatte. Unvorgemeldet kam Hermann an. Helenens Pathe hieß ihn mit unbefangener Freundlichkeit willkommen und forderte ihn selbst auf, Helene sogleich in dem Hausgarten zu überraschen. „Sie hat zwar dort — fügte sie hinzu — eine Einsiedelei errichtet, in welcher nur ich das Vorrecht habe, ihr Sinnen und ihr Schreiben — an einem Tagebuche, wie sie mir sagt, ich glaube aber fast, an Gedichten — zu unterbrechen; aber sie wird Nichts dagegen haben, wenn ich für dießmal dem lange nicht gesehenen Hausfreunde mein Vorrecht überlasse."

„Der Hausfreund — sagte sie lächelnd zu sich selbst, als Hermann so schnell, als der Anstand gestattete, ihrer Aufforderung nachgekommen war — scheint noch einen gültigeren Rechtstitel für seinen Theil an meinem Vorrecht zu haben, als meine Uebertragung. Seine Augen haben mir in wenigen Augenblicken verrathen, was mein böses Kind mir so lange verschwieg!"

Helene erkannte den unerwartet Eintretenden so schnell, als habe sie ihn eben und seit lange erwartet. In Einen Wohlklang verschmolzen flogen den Liebenden ihre Namen als tönende Boten voran, von ihren Lippen jubelnd ausgerufen, bevor sie einander selbst erreichten. Helene eilte dem Freunde unwillkürlich rasch entgegen, hielt aber, hocherröthend, unterwegs an. Es drängte Hermann, die schöne, ihm entgegenschwebende, entgegenglühende Geliebte in die Arme zu schließen; aber er faßte nur ihre beiden Hände in die seinen und rief: „Nun nie wieder scheiden?" „Nie wieder!" hallte ihr Mund, ihre strahlenden Augen, ihr hochklopfendes Herz wieder. Es bedurfte keiner weiteren Verständigung über ihre Trennung und Prüfung; Hermann sagte Helenen nur mit kurzen Worten, daß Berthas Beichte seinen Entschluß beschleunigt hatte.

Hand in Hand traten sie zu Helenens Pflegemutter ins Zimmer. „Also Der ist der Rechte? — rief diese Helenen entgegen — und du verschwiegst es meiner Theilnahme bis heute?" „Ich verschwieg es ja ihm und fast mir selbst!" antwortete ihr Helene und bat mit Hermann um ihren Segen. Sie gab ihn mit Freuden und versprach, die Glücklichen alsbald nach Rodenberg zu geleiten.

Helene wand sich los und eilte in ihr Zimmer. Als sie länger ausblieb, suchte sie Hermann auf und fand sie in Thränen, zum ersten Male auch von diesem weicheren Reize verschönert, zum ersten Male seiner innigen Umarmung, seinen Küssen hingegeben. „Nur Thränen des Glückes!" flüsterte sie, indem sie die Augen trocknete und bald wieder klar und strahlend in die des Geliebten versenkte.

Als beide ruhiger geworden waren, erzählten sie einander ihre bisherigen Erlebnisse, aber darinn nicht viel Neues, weil ihr treues Gedächtniß jedes Wort behalten hatte, das sie durch Meinert, Chlothilde und bisweilen durch Adelheid für einander bestimmt hatten, wenn gleich der Form nach nur an diese gerichtet.

Im Verlaufe des Tages kam auch Weilau; Helenens Pathe gab ihm die erste Kunde ihrer Verlobung. Wie unbestimmt auch seine Hoffnung auf Helenens Liebe gewesen war, so gab er sie doch nicht ohne Kampf und Leid auf. Wie schön war sie in dem Wiederscheine ihres Glückes und wie beneidenswerth der Mann ihres Herzens! „Ich weiß jetzt gewiß — klagte er im Stillen —, daß ich ein solches Glück nie finden werde, und vielleicht verdiene ich es nicht; aber kein Mann würde es reicher und reiner genossen haben, als ich!"

Anfangs wollte er diese Wohnung verlassen, um Helenens Anblick zu meiden, so wenig er auch gewohnt war, vor einer Gefahr zu fliehen. Aber Helenens unveränderte, ja durch ihre ganze gehobene Stimmung noch belebtere Freundlichkeit und Hermanns achtungsvolle Begegnung ließen ihn bald diesen Vorsatz aufgeben. Mit jeder Stunde sogar wuchs ihm der Werth der kurzen Zeit, die ihm noch Helenens Nähe vergönnte da die Reise der Liebenden nach Rodenberg und von dort zu Hermanns Familie nahe bevorstand. Er suchte, mit feinem Takte maßhaltend, Beider fortwährenden Umgang und fand in geistigem Wechselverkehre Ersatz für seine Entsagung. Er verhehlte keineswegs vor Her-

Digitized by Google

mann seine ungeminderte Neigung und Verehrung für Helene, trug aber einen guten Theil davon auf Hermann selbst über. Die neidlose Anerkennung fremder Vorzüge lag in seinem Charakter, und Hermanns Werth stieg in seinen Augen noch durch das Zeugniß, das ihm Helenens Liebe gab.

Kurz vor Ablauf der zur Abreise bestimmten Frist erhielten die Verlobten einen unvermutheten Besuch — Bertha.

Sie kam, theils durch den offen ausgesprochenen Wunsch getrieben, sich mit Helenen über ihr früheres Verhalten zu verständigen und vollends zu versöhnen; theils auch in der Hoffnung, bei diesen besonnenen und festen Menschen einige Rast nach ihren Irrfahrten und vielleicht Rath für eine sicherere Fahrt zu finden.

Berthas Association mit Arthur hatte nicht lange gedauert. Ihre Naturen waren zu verschieden, ob sie gleich Unstetigkeit und Ruhelosigkeit gemein hatten. Arthurs Thätigkeit war nicht sowohl eine von innen heraus quellende Triebkraft, als ein von außen her kommendes Getriebenwerden. Die Außenwelt erfaßte ihn leicht und häufig, aber nur oberflächlich; die Eindrücke verschwanden gewöhnlich mit den Gestalten und Ereignissen, von welchen sie ausgiengen, ohne eine dauernde Erschütterung seiner Seele und eine tiefer greifende Umwandelung seiner Stimmung zurückzulassen.

Bei Bertha dagegen wirkte der anziehende oder abstoßende Magnetismus der Welt bis in das Lebensmark hinein. Sie regenerierte ihre Kraft meistens durch Steigerung leidenschaftlicher Empfindungen; Liebe und Haß zehrten wechselnd an ihrem Herzen, ohne es jedoch zu verzehren, und die Fülle ihrer physischen Reproductionskraft unterstützte jene geistige.

Außerdem hatte sie ästhetische Gewöhnung und Verwöhnung von einem Theile der socialistischen Thätigkeit zurückgescheucht, welche Arthur mit ihr theilen wollte. Sie war thätig in gebildeten Vereinen, die der Unbildung draußen abhelfen wollten, sie sprach und schrieb für die sociale Reform, ließ sich über viele einzelne Fälle des physischen und sittlichen Elends berichten und gab eifrig Rath und Geldmittel zu dessen Linderung, vermied aber seine unmittelbare Berührung in den Hütten der reizentblößten und rohen Armut, noch mehr in den verzerrten oder geschminkten Gestalten der sittlichen Versunkenheit, schon durch die ersten Experimente zurückgeschreckt, welche ihr Mitleid in Ekel untergehn ließen. Die Noth, deren Fernsicht alle Fasern ihres Herzens bewegte, trat ihr in der Nähe beinah feindlich entgegen. Sie fand nicht den rechten Ton, um die Herzen der niedriger Stehenden anzusprechen, und ihre ganze Erscheinung weckte deren Zutrauen um so weniger, da sie die empfundenen widrigen und empörenden Eindrücke nicht verhehlen konnte.

Arthur aber hatte, ohne selbst roh zu sein, nur geringen Sinn für die Formen der Gesellschaft und verkannte nicht bloß Berthas Eigenthümlichkeit, sondern auch die allgemeinen Grenzen der Weiblichkeit und Gesittung, welche freilich auch manche Frauen seiner Bekanntschaft in ihrem socialistischen Feuereifer und bisweilen in einer aus Eitelkeit entsprungenen Vermännlichung überschritten. So kam es, daß er Bertha oft Herzlosigkeit und aristokratische Ueberhebung vorwarf.

Indessen gab er selbst seine Bestrebungen im Vaterlande auf, nicht beharrlich genug, um in allmäliger Wirksamkeit eine empfänglichere Zeit abzuwarten. In der Gegenwart war das Volk zum Theil zu politisch aufgeregt, um Sinn für eine Selbstheilung von innen heraus zu haben, statt deren es vielmehr einen zerstörenden Cherub mit flammendem Schwerte von außen her erwartete. Zum Theile aber war es auch jeder Aufregung müde und durch das Mißglücken der bisherigen problematischen Bestrebungen zu sehr entmuthigt, um neuen zu folgen.

Dazu hatte Arthurs Rücksichtslosigkeit Vexationen der Polizei herausgefordert, die ihn von dem kaum gewonnenen Boden verjagten und unmuthig machten. Er nahm kühlen Abschied von Bertha, um mit Kunigunden und ihrem Kinde eine transatlantische Heimat zu suchen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf dem Schlachtfelde.

Episode aus dem ungarischen Kriegsleben, von Emmerich Kovacs.

(Schluß.)

Zwei Monate nach meinem Aufenthalte im Hospital zu Szegedin war ich von meinen Wunden genesen und befand mich auf dem Marsche nach Italien, wo ich als Gemeiner einem Regimente assentirt war. Sechsundzwanzig Tage war ich mit einem Transporte meiner Schicksalsgenossen auf dem Marsche, als wir Planina, auf der Höhe des Karstes, erreichten. Hier blieb ich liegen, meine letzte Kopfwunde war wieder aufgebrochen. Körper- und Seelenleiden hatten so zerstörend auf mich eingewirkt, daß der Kommandant unseres Transportes mich als eine verlorene Seele betrachtete und mich in Planina mit dem Befehle zurückließ, meinen Tod durch eine Bescheinigung dem Transporthause nach Laibach anzuzeigen.

Achtzehn Tage lang lag ich hier in bewußtlosen Fieberträumen.

Oft war es mir im Traume, als schwebten Engelsgestalten um mich her, als wären Mutterhände zärtlich um mich beschäftigt. In einzelnen lichten Momenten fiel mir meine veränderte Lage wohl auf; in einem stallähnlichen Kämmerchen hatte man mich auf ein Strohbund niedergelegt und nun befand ich mich in einem behäbigem Stübchen auf freundlichem Bette. Doch waren die Lichtblicke zu kurz, als daß mich diese Zustände länger zu beschäftigen im Stande waren.

An einem schönen Sonntagsmorgen, eben, als feierliche Glockentöne die gläubigen Herzen zur Andacht riefen, erwachte ich mit klaren Sinnen aus meiner Betäubung. Ich erhob mich im Bette, betrachtete sinnend meine Umgebung und versuchte vergebens zu enträthseln, wo ich mich befände und wie ich hierher gekommen. Auf das leise Oeffnen der Thüre schob sich ein reizender Mädchenkopf zwischen die Spalten und lauschte herüber in die Gegend meines Bettes. Wo bin ich? rief ich ihr lebhaft zu. Statt aller Antwort stieß das Mädchen einen Freudenschrei aus und lief rasch davon. Fast eine halbe Stunde harrte ich ihrer Wiederkehr. Endlich nahten sich Schritte, ich blicke mit gespannter Erwartung auf die Thüre, diese öffnet sich und eine feine, zarte Frauengestalt tritt auf mich zu. Ich will mich erheben, doch sie mahnt mich zur Ruhe, setzt sich neben meinem Bette und erzählt mir, daß sie desselben Tages, als ich besinnungslos in das Planinaer Transporthäuschen gebracht wurde, in dem nebenanstehenden Gasthof abgestiegen sey, daß sie von den Wirthsleuten meinen hoffnungslosen Zustand erfahren, daß meine weiterziehenden Kameraden ihr erzählt, es sey der ungarische Dichter K . . ., der hier so elend sein Leben beschließen müsse, daß sie es für heilige Pflicht hielt, sich mir als helfende Schwester zu nahen, daß sie mich hierauf in den Gasthof herübertragen ließ, nach einem Arzte gesendet, daß dieser Hoffnung gegeben, und daß es nun ihren vereinten Bemühungen gelungen sey, dem Tode seine Beute abzuringen. „Aber mein Gott — rief ich erstaunt — wie konnte das Interesse für mich so stark seyn, Sie zu so vielen Opfern zu bewegen?“ Sie ergriff meine Hand mit sichtbarer Rührung: „Haben Sie der Schlacht von Capolna beigewohnt?“ — „Ja.“ — „Erinnern Sie sich auch noch jenes Abends nach der Schlacht

Digitized by Google

und haben damals nicht auch Sie ein Menschenleben gerettet?" — „Mein Gott, ja! Ich war an jenem Abend so glücklich, den Grafen M . . . noch lebend auf dem Schlachtfelde zu finden." — „Ha! so habe ich mich also nicht getäuscht," jubelte sie laut, „es war Gottes mächtiger Arm, der mich zur rechten Zeit hierher geführt hat; ich bin die Schwester des Grafen. Seine Dankbarkeit hatte den Namen seines Retters nicht vergessen, er malte uns Ihre Gestalt so lebhaft, daß ich Sie erkannt hätte, wenn Ihr Name auch nicht derselbe gewesen wäre. Sie haben mir mehr als den Bruder erhalten. Unser guter alter Vater hängt mit so schwärmerischer Liebe an dem einzigen Sohne, daß er dessen Verlust schwerlich lange überlebt hätte. Begreifen Sie nun, daß ich ein doppeltes Recht hatte, die Schwesterpflicht gegen Sie zu üben?"

Ich war tief bewegt, hier auf's Neue die Ueberzeugung bestätigt zu sehen, wie jede gute Handlung sich am Ende selbst belohnt, und welch eine seltene Verkettung sich oft in den menschlichen Schicksalen kund gibt.

In zehn Tagen war ich wieder so weit hergestellt, um ohne Gefahr die Reise fortsetzen zu können.

Diese zehn Tage gehören mit zu den schönsten meines Lebens. Meine neue Schwester wich wenig von meiner Seite. Ihr hochgebildeter, echt weiblicher Sinn wußte mit seltener Zartheit mein Herz zu öffnen. Ihre Theilnahme goß süßen Trost in mein tief verwundetes Gemüth. Für mich schien nach dem Verlust alles Dessen, was mir bisher lieb und theuer war, das Leben abgeschlossen zu seyn. Die Welt war meinen Blicken ohne Zukunft, ohne Hoffnung. Ihr starker Sinn verstand es, neue Hoffnungen in mir zu beleben. Auch sie hatte viel gelitten. Sie kam eben vom Grabe ihres Gatten, der ihr nach einer sechswöchentlichen Ehe aus den Armen gerissen wurde, um auf dem Schlachtfelde bei Udine sein Ende zu finden. Ihrer Hülfe, ihren Empfehlungen habe ich es zu verdanken, daß ich ungefährdet über die österreichische Gränze kam, daß ich frei bin, und daß ich jetzt fähig mich fühle, das Erwachen eines neuen Zukunftmorgens mit gläubigem Herzen erwarten zu können.

So war jene Unruhe, jene Bewegung, die mich in Capolna um Mitternacht auf das Schlachtfeld lockte, ein Wink der Vorsehung, damit auch ich in schwerer Bedrängniß zur rechten Zeit den Retter finden mußte.

Mannichfaltigkeiten.

Vor einiger Zeit übersandte ein kurhessischer Offizier dem kommandirenden General der schleswig-holstein'schen Armee eine Uhr mit der Bitte, dieselbe einem Soldaten, der sich durch Tapferkeit auszeichne, zum Geschenke zu machen. Da auch Ihr geschätztes Blatt seiner Zeit dieser Sendung gedacht hat, wird manchem Ihrer geehrten Leser Nachstehendes nicht uninteressant seyn. Bei Dudenstädt zeichnete sich das 12. Jägercorps so sehr aus, daß diesem die erwähnte Uhr zuerkannt wurde; das Corps selbst erklärte einstimmig, daß dem Oberjäger Rietz die Uhr gehöre, weil er am tapfersten gefochten. Der Kommandant ließ daher genannten Rietz vor die Fronte treten und übergab ihm das Geschenk unter den üblichen militärischen Feierlichkeiten. Einige Tage nachher übersandte Rietz seiner in Kiel wohnenden Braut die Uhr und schrieb ihr dabei unter Anderem: „Ich sende Dir anbei eine Uhr, welche mir geschenkt worden ist, weil ich tapfer gegen die Dänen gekämpft habe. Du erinnerst Dich aber, wie schmählich diese Dänen uns stets behandelt und wie verächtlich sie von Allem sprachen, was deutsch ist und bleiben will, und wirst mir deßhalb auch glauben, daß ihren Kugeln zu trotzen und gegen sie zu kämpfen für mich gar nichts ist; aber Das kann ich Dich versichern, so vor die Front und vor seinen eignen General zu treten und sich eine Uhr von ihm umhängen zu lassen, wenn aller Augen auf Einem allein gerichtet sind und die Kameraden das Gewehr präsentiren, das ist etwas, da gehört weit mehr Muth dazu, als wacker auf den Feind zu schlagen; hebe deßhalb die Uhr gut auf. Werde ich nicht todt geschossen, und ist unser schönes Vaterland wieder frei, so heirathen wir bald und Du kannst sie dann später unseren Kindern zeigen und ihnen sagen, wie ich dazu gekommen bin."

Graf C. Bethlen, früher Kavallerie-Oberst in Siebenbürgen, hat an einen in England lebenden Freund einen Brief gerichtet, in welchem er eine zwischen ihm und dem in Arad gehängten Grafen Leiningen einige Stunden vor dessen Tode stattgehabte Unterredung erzählt. Graf Bethlen schreibt: „Die Worte, welche General Graf Leiningen einige Stunden vor seiner Hinrichtung gesprochen, sind sehr merkwürdig. Er hatte mich einladen lassen, ihn zu besuchen; denn den armen Opfern war eine Stundr bewilligt worden, um Abschied zu nehmen von ihren Freunden. Ich mußte alle meine Kraft sammeln, als ich in sein Zimmer trat; er aber redete mich mit der größten Kaltblütigkeit an: „Lieber Freund," sagte er, „in ein paar Stunden werde ich nicht mehr seyn. Ich sterbe vollkommen ruhig, in der festen Ueberzeugung, daß ich für die gerechteste Sache sterbe. Die Art meines Todes ist mir jedoch sehr peinlich, da ich einen unüberwindlichen Ekel vor dem Strick habe. Wäre nur die geringste Möglichkeit vorhanden, so würde ich jedes Mittel anwenden, ich würde selbst an meine Verwandten in anderen Ländern schreiben, um die österreichische Begnadigung zu Pulver und Blei zu erlangen. Und Haynau könnte es denn doch auch am Ende ziemlich einerlei seyn. Ich versichere Dir, mich schaudert, wenn ich an diese schmutzige Operation denke." Später bemerkte er im Laufe der Unterhaltung: „Du sollst sehen, unsere infame Ermordung wird das größte Aufsehen in England erregen, und ich möchte Haynau rathen, keine Reise dorthin zu wagen; das Volk würde ihn steinigen."

Der Leipziger Kommissions-Buchhandel, seit Johann Georg I. durch die möglichste Preßfreiheit eine Zierde des Landes, hat den ganzen deutschen Buchhandel dort concentrirt. Die Wichtigkeit und Umfänglichkeit dieses Handelszweiges ist leicht zu ermessen, wenn man bedenkt, daß monatlich im Durchschnitt 6—700 Bücher erscheinen, die alle nach Leipzig strömen. Die Kommissionshändler sind Agenten der auswärtigen Buchhandlungen und liefern auf Bestellung deren Bücher, von welchen sie immer viele Exemplare bei sich in größtentheils besondern, von den einzelnen auswärtigen Buchhandlungen gemietheten Niederlagen liegen haben. Von 149 Leipziger Buchhandlungen befassen sich 70 mit Komissionsgeschäften, 29 von ihnen haben hauptsächlich, wenige derselben ausschließlich Kommissionsgeschäfte; manche empfangen von 100 auswärtigen Buchhandlungen deren Bücher, versenden dieselben und stehen mit ihnen in fortwährender Rechnung, welche in der Ostermesse abgeschlossen wird. Ueberhaupt haben gegen 1600 Buchhändler ihre Kommissionäre in Leipzig Diese Kommissionshändler empfangen und versenden täglich viele Ballen und Packete. Der Kommissionshandel zieht aber den Verlagshandel nach sich, und viele Bücher, da sie in Leipzig lagern, werden deßhalb auch dort gedruckt. Deßhalb haben die 120 Pressen in 30 Druckereien ein gutes Theil ihrer Beschäftigung und ihres Verdienstes unmittelbar vom Kommissionshandel; ganz abgesehen von den Stahl- und Kupferstechern, Lithographen, Notenstechern, Stein- und Notendruckern, welche Alle großentheils ihre Nahrung ebendaher beziehen, und von den 82 Buchbindern, von denen viele ausschließlich für Buchhändler arbeiten. Man rechnet, daß 8000 Menschen vom hiesigen Kommissionshandel ihre Nahrung haben, daß

Digitized by Google

von ihm die Buchhändlermesse bedingt ist, in welcher viele Hunderte von Buchhändlern hier zusammenkommen, und wobei höchst bedeutende Summen umgesetzt werden. Das Alles steht durch das neue Preßgesetz auf dem Spiele!

(Schutz der Kartoffeln vor Fäulniß in Kellern.) Der Gutsbesitzer Günther auf Marzdorf in Pommern schreibt darüber: Wenn man Kartoffeln in Kellern hoch aufschüttet, so pflegt die Oberfläche sehr bald ganz abzutrocknen, wenn sie naß war, aber trocken zu bleiben, wenn die Kartoffeln trocken eingebracht wurden. Untersucht man den Haufen tiefer, etwa in der Schichte der 5. oder 6. Kartoffel, so sind dort die Kartoffeln immer naß, und ist in den Kartoffeln irgend Disposition zur Fäule, so trägt diese Nässe dazu bei, sie naßfaul zu machen und den ganzen Haufen anzustecken. Es ist offenbar, daß die Kartoffeln, auf einander geschüttet, mit der mehr oder weniger feuchten Erde behaftet, sich erwärmen und die Wassertheile in Dampf verwandeln. Die späte Herbstluft, der man in die Keller gerne Zutritt gestattet, ist zu kühl, als daß der Wasserdampf aus dem Haufen als Dampf heraus könnte, sondern wird in den obern Kartoffelschichten als Wasser niedergeschlagen. Diesen Uebelstand kann man nun dadurch vermeiden, indem man die aufeinandergeschütteten Kartoffeln im Keller ebnet und eine Hand hoch Stroh darüber deckt. Nach Verlauf von etwa acht Tagen ist das Stroh ganz naß, der Kartoffelhaufen aber auch an seiner Oberfläche feucht. Man nimmt nun das nasse Stroh ab und trocknet es an der Sonne, bedeckt aber während dessen die Kartoffeln mit frischem Stroh, und so fährt man fort, bis zuletzt der Kartoffelhaufen von oben bis unten trocken bleibt, was in 5 bis 6 Wochen erfolgt. Die Kartoffeln halten sich dann in der Regel gut; naßfaule werden fast niemals, höchstens die weniger schädlichen trockenfaulen gefunden.

(Buchstäblich wahr!) Ein Bezirksbeamter, der durch seine Grobheit berüchtigt war, schrie unlängst über einen Bauern hinein: „Alle Bauern sind Flegel!" „Ja, Herr O—!" erwiederte der Bauer; „aber nicht alle Flegel sind Bauern!"

Korrespondenz.

Von der nassauischen Lahn, 28. Oct.

Der neugegründete Verein für vaterländische Arbeit und Bildung strebt unter Anderm auch den Sinn für bildende Kunst in dem Volke zu erwecken und sucht zu diesem Zwecke die Aufmerksamkeit darauf zu wenden, was in künstlerischer Verarbeitung unserer herrlichen Rohstoffe, unseres Eisens, unseres Marmors und trefflichen Thons bereits geschehen und was zunächst noch darin zu thun ist. Der Verein hofft dazu beizutragen, daß die Feingießerei auf unseren Hüttenwerken einen höheren Aufschwung nimmt. Die freien Marmorarbeiter einiger Gemeinden, welche die Concurrenz der hochausgebildeten Marmorverarbeitung des Zuchthauses bestanden haben, verdienen alle Ermunterung und Unterstützung, welche ihnen zunächst in der Form von Preisen für die schönsten Arbeiten auf dem Oranienstriner Volksfeste zu Theil werden dürfte. Einige Zeichnenschulen im sogenannten Krugbäckerlande würden bald vortheilhaft auf die Gestalt vieler Erzeugnisse wirken, welche aus dem herrlichen Thone bereitet werden. Wenn der Sinn für die schönen Grabdenkmäler und würdige Ausschmückung der Wohnungen und öffentlichen Plätze allgemeiner entwickelt seyn wird, wohin der nassauische Verein für vaterländische Arbeit und Bildung mit allen Kräften strebt, werden unsere Eisengießereien, Marmorarbeiter und Porcellanfabrikanten bessere Geschäfte machen.

Usingen, im October.

Die wöchentlichen Vorlesungen in dem Leihbibliothekzimmer unseres Rathhauses haben begonnen und wenn das Interesse für dieselben nicht erkaltet, so werden sie bis zum nächsten Frühjahre fortgesetzt werden. Sie finden statt jeden Donnerstag Abend von 8 bis 10 Uhr und der Beitrag beträgt 3 kr à Person, welches Geld zur Vergrößerung unserer englischen und französischen Bibliothek bestimmt ist. Nachdem Kinkel's Erzählungen schon früher vorgelesen worden, haben wir jetzt versucht, die Zuhörer mit dem Genie Ludwig Börne's bekannt zu machen, dessen Spott keine Thorheit widerlebt und dessen Zorn die stolzesten Verbrecher niederschmettert. Es ist schwer, aus Börne's Schriften für unser Publikum die geeignete Auswahl zu treffen, denn die stete Verneinung ermüdet und der in jeder Zeile enthaltene Scharfsinn entgeht häufig Denen, die aus dem Verständniß Börne's kein Studium gemacht haben. Am geeignetsten scheinen uns die Schilderungen aus Paris vom Jahr 1822 und 1823, die Denkrede auf Jean Paul, der Narr im wegen Schwanen ꝛc. Die Vorlesungen werden sich nicht einseitig um Politik bewegen, sie werden auch einige Dramen Shakespeare's: Macbeth, Hamlet, Othello, die Schriften Humboldt's, namentlich dessen Ansichten der Natur, Mittheilungen über alte Geschichte, z. B. die Beschreibung der olympischen Spiele, des Rückzugs der 10,000 Griechen ꝛc. in ihren Bereich ziehen und auch die bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Literatur, z. B. Carl Vogt's Aufsatz über die Thierstaaten werden nicht vergessen werden. Es wird die eifrigste Sorge getragen werden, daß die Vorlesungen nicht in Einförmigkeit verfallen und die Ansicht der Zuhörer über die Wahl der vorzulesenden Schriften wird gehört werden. Nichts beklagenswertheres als ein Schriftsteller ohne Leser, ein Pfarrer vor leeren Kirchstühlen und ein Vorleser ohne Zuhörer. Im Volke ist Alles Gewohnheit, und Neuerungen rein geistiger Art einzuführen, ist sehr schwer, denn man hat mit Vorurtheilen aller Art zu streiten, mit den Dummen, mit welchen selbst die Götter vergeblich kämpfen, mit den Ueberklugen, welche nichts mehr zu lernen haben, mit den Hochmüthigen, welche zu stolz sind, ein gutes Beispiel zu geben, mit den Gleichgültigen, denen es nicht wohler ist als in dem Kothe ihrer Gemeinheit, und mit Denen, deren ganze Phantasie sich in der Rechnungskammer concentrirt und die nichts begreifen, als daß 60 Kreuzer einen Gulden machen. Demungeachtet hoffen wir das Beste, wir vertrauen dem guten Geiste der Jugend, der besseren Bürger und der Frauen und Jungfrauen. Wir hoffen, daß für den nächsten Winter diese Vorlesungen uns einigermaßen das Theater und die Konzerte gebildeter Singvereine ersetzen.

Vorlesungen des Dr. G. Mäurer.

Die Vorlesungen des Dr. German Mäurer über Zustände und Gesetzgebung der Monarchieen und Republiken des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, so wie über die Bestrebungen des Socialismus werden im Laufe des nächsten Monats beginnen. Für Diejenigen, welche sich daran zu betheiligen wünschen, sind Listen zur Einzeichnung aufgelegt beim Rabbiner Herrn Dr. Stein, Rechneigrabenstraße No. 10, und in der Buchhandlung des Herrn Auffarth auf der Zeile. Der Preis für die 12 Vorlesungen beträgt 1 Dukaten.

Theater-Anzeige.

☞ Montag, 4. Nov. (Benefiz-Vorstellung für Herrn Hallenstein zu seiner 25jährigen Dienstfeier.) (Neu einstudirt): Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt nach Marsollier, Musik von Mehül. Hierauf (zum ersten Male): Der Ehemann wider Willen, oder: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, eine Hampelmanniade in 3 Bildern. Erstes Bild: Die Reise nach Soden. Zweites Bild: Herr Hampelmann in Hamburg. Drittes Bild: Das Wiedersehen auf dem „Batzehäusl". — Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 5. November. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 264. Dienstag, den 3. November 1830.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Berthas aufrichtiges und bittendes Zutrauen fand bei den Verlobten die freundlichste Aufnahme; das eigene Glückesgefühl schloß diese nicht von der übrigen Welt ab, sondern erhöhte vielmehr ihre Theilnahme an fremdem Geschick. Helene sah denn auch in jenen trüben Stunden und Tagen, die Berthas letzte Unterredung über sie gebracht hatte, die Grundlage für die Sicherheit ihres Glückes, in dessen Vollgenusse sie sich darum eher zum Danke, als zur Vergebung gegen Bertha verpflichtet fühlte.

Das stille Glück der Liebenden, die mütterliche Befriedigung, mit welcher Helenens Pathe ihr Pflegekind betrachtete, erfüllten Berthas bisher so oft verdüstertes und durchstürmtes Gemüth mit der Sehnsucht nach gleichem Frieden.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft saß die kleine Gesellschaft in einem Kiosk des Gartens zusammen. Blühendes Gesträuch verhüllte den Zugang zu diesem Lieblingsorte Helenens, in welchem sie auch Hermann wiedergefunden hatte, und verdeckte zugleich den drinnen Sitzenden die von unruhigen, suchenden, sorgenden Menschen angefüllten Häuser und Straßen der Stadt, deren Geräusch nur von ferne herüber tönte. Alle gaben sich dem schönen Behagen des Abends fast schweigend hin und deuteten nur in einigen sinnigen Wechselworten an, was in ihrem Inneren vorgieng.

Weilau, der die Freunde vergeblich im Hause gesucht hatte, kam nun auch in den Garten und erwiederte heiter den Guten Abend! den ihm die Versteckten entgegenriefen. Aber zu ihrer größten Ueberraschung hefteten sich die Augen des Eintretenden mit einem nur dem Geistergrausen vergleichbaren Ausdrucke auf Bertha. Und diese zeigte sich im selben Augenblicke den Erstaunten in furchtbarer Erregung, ihre flammenden Augen noch dunkler, ihre Wangen noch marmorweißer, als gewöhnlich. Sie war aufgesprungen und streckte wortlos die Arme wie abwehrend gegen Weilau aus, der ihr jetzt mit bittender Geberde näher treten wollte. Ehe ein Wort diesen Auftritt erklären konnte, sank sie in krampfhafter Ohnmacht zusammen. Weilau überließ sie weggehend der Sorge der Frauen und bat Hermann, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

Die nächste Stunde löste das Räthsel. Weilau war Berthas ungetreuer Bräutigam. Er legte Hermann sein Herz und Leben offen dar, darinn die Beweggründe seiner Trennung von Bertha und seine später erfolgte Enttäuschung über die Sirene, die ihn verlockt hatte. Diese hatte sich, als sie seines Besitzes gewiß zu sein glaubte, allmälig demaskiert und zwar keine gemeine Genußsucht, aber eine unersättliche Herzenshabsucht verrathen, welcher sie mit einem proteusartigen Talente der Koketterie fröhnte, besonders in Piratenzügen gegen ihre reizendsten und begabtesten Mitschwestern, denen sie mit vielem Glücke die Herzen ihrer Geliebten und Männer zu rauben suchte. Weilau war es bei ihr geschehen, wie schon mehreren Vorgängern. Nach einiger Zeit des glücklichsten Besitzes und Hoffens auf die Zukunft wurde er von ihr verlassen, gleichwie er verlassen hatte. Er empfand diese Enttäuschung und die Demüthigung seines Männerstolzes als gerechte Buße, wurde aber selbst durch das lebhaft erwachte Bewußtsein, ein liebendes Herz getäuscht und vielleicht auf immer seines Friedens beraubt zu haben, nicht zu eigentlicher Reue über die Trennung von Bertha geführt, wohl aber über seine vorhergegangene, von ihm als Mann zunächst verschuldete Verbindung mit ihr, weil er schon damals in der Verschiedenheit der Temperamente eine unübersteigliche Scheidewand hätte erkennen sollen.

Er gestand Hermann auch: daß ihm in Helenen jene Reinheit und geistige Hoheit, deren Schein ihn vorher verlockt hatte, als unzweifelhafte Wahrheit entgegengetreten sei und ihn mit Wünschen erfüllt habe, die er erst ihm als dem Würdigeren und Glücklicheren gegenüber beschwichtigt habe. Manchmal — sagte er ferner — sei er im Begriffe gewesen, den neugewonnenen Freunden, deren Bekanntschaft mit Bertha ihm nicht fremd war, seine Beziehungen zu dieser mitzutheilen; aber die Verpflichtung, darinn auch Berthas Geheimniß zu bewahren, habe ihn zurückgehalten. Ihre plötzliche Erscheinung und der furchtbare Eindruck seiner eigenen auf sie hatten ihn tief erschüttert und mit schmerzlichem Verlangen nach ihrer Vergebung erfüllt. Er sprach sich und Hermann die Frage aus: ob es möglich sei, durch die Wiederherstellung der alten Verbindung Bertha wieder Frieden zu bringen, ihr verstörtes Leben neu aufzubauen und durch Abschleifung der scharfen Gegensätze auf beiden Seiten ein gemeinsames Glück anzubahnen.

Hermann konnte sich nicht enthalten, durch Andeutung seiner eigenen theuer erkauften Erfahrungen Weilaus Zweifel zu verstärken. „Man behauptet zwar oft — sagte er unter Anderem —, daß gerade in der Verschiedenheit der Temperamente und der Sinnesart eine Bürgschaft für die Dauer des Liebesglückes liege. Aber der Scheingrund dieser Behauptung liegt nur in dem pikanten Reize des Gegensatzes und in der Anziehungskraft der Neuheit, an deren Stelle bei gleichorganisierten Menschen von geringer geistiger Spannkraft leicht Erschlaffung und Apathie tritt, sobald der Vorrath des engbegrenzten persönlichen Interesses für einander aufgezehrt ist und nicht durch einen dauerhafteren gemeinsamer Aufmerksamkeit und Wärme für allgemein menschliche Ziele ersetzt und erneuert wird. Jener Reiz des Andersseins ist der selbe, welcher so manches Liebespaar durch äußerliche Trennungen eine Zeit lange verbunden erhält.

Digitized by Google

Aber festen Kitt erhält der Bund der Liebe, wie der Freundschaft, erst durch Uebereinstimmung in den wichtigsten Lebensfragen. Diese Ueberzeugung habe ich erst in der traurigsten, dann in der beglückendsten Weise gewonnen, in letzterer durch meine Helene und mit ihr; für uns beide wird die Harmonie niemals zur Monotonie werden."

Weilau beschloß, unter Hermanns Beistimmung, vor Allem die Vergebung der einst so tief Gekränkten und in ihrer Entgegnung Wahrzeichen für Das zu suchen, was ihm Mitgefühl und besonnene Erwägung ferner zur Pflicht machen werde.

Unterdessen hatte auch Bertha Helenen ihre Beziehungen zu Weilau mitgetheilt. Am Meisten verbitterte sie gegen diesen der Gedanke, daß seine Untreue ihre Zerfallenheit mit dem Leben und ihr unbefriedigtes Suchen jenseit der Grenzen weiblichen Glückes verschulde. Dazu empfand sie immer wieder den Schmerz, um einer Andern, Fremden willen von dem geliebten Manne verlassen worden zu sein, und ihr verwundetes Selbstgefühl konnte sich noch nicht zu der Selbsterkenntniß erheben, daß das Fremde in ihr selbst der abstoßende Pol des Magnets gewesen war. Sie nannte sich eine ruhelos über die Erde hin Gejagte, gedachte der Zurückweisung Adelheids, als sie bei dieser und in gleicher Wirksamkeit mit ihr eine Freistätte gesucht hatte, und klagte, daß sie auch hier wieder von dem nach mancherlei neuen Stürmen betretenen Rastorte vertrieben werde.

Helene nahm innigen Antheil an diesem kranken Herzen, obwohl von seiner vulkanischen Heftigkeit erschreckt. Sie lud Bertha ein, mit ihr und Hermann eine Zeit lange in ihrer ländlichen Heimat zu verweilen, um dort unter theilnehmenden Freunden Ruhe und Kraft gegen ihr eigenes Innere zu gewinnen. Bertha aber war zu aufgeregt, um jetzt — noch weniger, wie früher — von einem solchen Stilleben Heilung zu hoffen. Das Verstörende und Feindliche in ihrer eigenen Natur sah sie als ein Fatum, einen unbarmherzigen Verfolger außer ihr stehn, dem sie weder in völliger Einsamkeit, noch, wie sie früher gehofft hatte, unter den freundlichsten Menschen entrinnen könne, weil der Frieden vor ihren Augen nur das grausam ihr selbst Versagte vor ihre Seele führen würde. Nur in dem Gedanken an einen neuen Wogendrang, in welchen sie sich werfen müsse, fand sie ihr fieberhaftes Kraftgefühl wieder.

Weilau ließ Bertha durch Hermann um eine Unterredung bitten. Sie schlug sie entschieden ab mit den Worten: „Wozu dieß Wiedersehn einander für immer entfremdeter Menschen, zwischen welchen dann die trennende Gewalt um so sichtbarer und feindseliger stehn würde? Lieber die ganze Erde zwischen Ihm und mir, damit kein Laut, kein Blick das Vergessen erschwere!"

Weilau bat nun um ein Wort des vergebenden Abschieds. „Ich finde mich nicht berechtigt dazu — antwortete sie schriftlich, gefaßter und milder, als zuvor — und gestehe dafür mein thörichtes Verkennen des freien Menschenherzens, das durch kein Gelübde, kein Verlöbniß unfrei gemacht werden kann. Lebewohl ohne Groll!"

Sie kehrte noch am späten Abend des selben Tages in das Gasthaus zurück, in welchem sie, von einer Dienerin begleitet, abgestiegen war, und bat die Verlobten, sie am folgenden Morgen noch einmal zu besuchen. Ueber Nacht hoffte sie ein neues Reiseziel zu entdecken.

Am folgenden Morgen fanden sie die Freunde wieder völlig erholt, nicht erheitert, aber wie von einem neuen, wilden Freiheitsgefühle getragen. „Nur in der Bewegung — sagte sie — werde ich Ruhe oder einen Ersatz für sie finden; wie und wo, überlasse ich dem Zufalle, welchen frömmere Menschen Vorsehung nennen. Mein Willen ist vorerst, mich willenlos von Wind und Wellen treiben zu lassen."

Vergebens versuchten die Freunde noch einmal, sie zu einem Sammeln, einem Selbstwiederfinden in nur gelind bewegter Umgebung zu stimmen. Sie dankte ihrem Wohlwollen und sagte schmerzlich lächelnd: „Es kann eine Zeit kommen, wo ich entkräftet von heißen, schattenlosen Straßen weiche und meine letzte Ruhe bei euch in kühler heimlicher Walddämmerung suche. Mögt ihr mich dann nicht als eine Fremdgewordene, Unbekannte abweisen!"

Bertha reiste in unbestimmte Ferne, die Verlobten mit Helenens Pflegemutter in ihre Heimaten; Weilau blieb einsam im leergewordenen Hause.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Venedig.

Die A. Allgem. Ztg. bringt einen Artikel über Venedig, dem wir nachstehend zwei größere Fragmente entnehmen.

Schwer ist es, sehr schwer, sich loszureißen von dem gefeiten Boden der Lagunenstadt. Eine unsichtbare Schlinge hält dich fest — die Ahnung, daß du eine unübrwindliche, aber vergebliche Sehnsucht des Wiedersehens mit dir davonnehmen wirst. Unter allen den schönen Städten dieser Erde, welche ich kenne, sind nur sehr wenige, die ich ein großes Verlangen hätte, zum zweitenmal zu sehen, und unter diesen wenigen behauptet Venedig zwar nicht den ersten, aber doch den zweiten Platz. Je reizender die Erinnerungen sind, welche irgend ein Genuß in uns zurückgelassen, destoweniger ist es überhaupt rathsam, dieselben auf die Probe eines zweiten Eindrucks zu stellen, die nur allzuhäufig übel ausfällt. Indessen es gibt Dinge, wie Zustände, deren Reiz nimmer schwindet, von denen aus eine untrügliche innere Stimme sagt, daß sie uns entzücken werden, so lange wir überhaupt des Seelenglücks fähig sind.

Zu diesen Dingen gehört Venedig mit der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit herrlicher Eindrücke, welche es darbietet. Wo auf der ganzen Erde sprechen die Steine so beredt, wie in Venedig, wo in der Welt gibt es eine Schöpfung der Menschenhand, die sich dieser marmornen Wunderblume, auf dem Meere schwimmend, vergleichen ließe? Die Prachtstraßen unserer Kaiser- und Königsstädte, wenn man sie nach Venedig versetzte, wie würden sie neben dem Canale grande beschämt dastehen in armseliger Nacktheit! Venedigs Ruhm und Macht und historischer Glanz ist das Werk einer Aristokratie, welche diesen Namen verdiente, die ein Recht hatte auf die Herrschaft, welche sie mit starker Faust ausübte, einer Aristokratie, welche zwar nicht aus dem Raubschlosse, sondern aus dem Kaufmannsladen hervorgegangen war, aber darum nicht weniger durch rechtmäßigen Stolz und ächt adelige Sitte den Glanz ihres Namens überall und gegen Jedermann geltend zu machen verstand.

Der venezianische Adel war ächt, weil er im Staate wurzelte, und die Ehre, die Macht, das Interesse des Staats auf starken Schultern trug. Einer Aristokratie, die von jenem Geiste beseelt ist, wird kein Mensch die hervorragende Stelle in der Gesellschaft und im bürgerlichen Leben streitig machen, wie denn in England Niemand daran denkt, den Adel aus der Verfassung zu verdrängen. Zu dem Reichthum und dem historischen Namen muß die Gesinnung hinzukommen, die vertrauenerweckende und achtunggebietende Haltung, der nationale Geist, der bürgerliche Muth, der Stolz der öffentlichen Freiheit. . . .

Wo immer die Geschichte uns politische Größe und Dauer zeigt, da hat unfehlbar die Aristokratie die thätigste Hand im Spiel gehabt. Das absolute Königthum hat hie und da gewaltige Wirkungen hervorgebracht, es hat Babylon gebaut, das Reich Dschingischans geschaffen, den Thron Osmans bis nach Konstan-

Digitized by Google

tinopel getragen, das Jahrhundert Ludwigs XIV. geboren — aber seine Werke haben keinen Bestand gehabt; sie sind immer fast eben so rasch vergangen oder doch in Verfall gerathen, wie die Einzelgeister, die sie aufgeführt. Wo immer der Geist der Politik Jahrhunderte lang unermüdlich nach dem nämlichen Plane fort und fort gearbeitet, geschaffen, erhalten und erweitert hat, da war eine Aristokratie die Trägerin der Tradition. Jetzt nun, wo der Absolutismus unmöglich geworden ist, und wo die alten Aristokratien fast allenthalben die alten Stellungen verloren und keine neuen gefunden haben, versucht die Demokratie, in die Rolle derselben einzutreten. Die Demokratie als herrschendes oder auch nur als vorwiegendes Staatsprincip ist neu in der Welt. Jenseits des Oceans sind ihr die ersten Griffe wunderbar gelungen, in dem alten Europa dagegen hat sie sich bisher äußerst ungeschickt benommen. Ob sie bei uns von der Zeit, von dem transatlantischen Beispiel und von ihren eigenen Fehlern lernen wird — wir müssen es abwarten. Aber selbst in den unerhörten Erfolgen, welche die neue Politik in Amerika mit leichtester Mühe errungen hat, liegt immer noch keine Bürgschaft dafür, daß die Demokratie die nachhaltige Kraft der Aristokratie besitze. Wie dem indessen auch sey, die Demokratie ist nun einmal ein Hauptfactor der Politik des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Es gibt keine Verfassung in Deutschland, es ist sogar keine Verfassung in Deutschland mehr möglich, welche der Demokratie nicht einen sehr weiten Spielraum zugestände, die ihr nicht Waffen in die Hand gäbe, und die damit nicht den Grundsatz anerkennte, daß der Staat den Beistand der Demokratie nöthig hat; wessen man aber bedarf, den sollte man sich hüten zu verhöhnen, zu bedrohen.

Hätte Venedig zur rechten Zeit begriffen, daß die Aristokratie allein den Staat nicht mehr zu halten vermöge, daß der Augenblick der politischen Emancipation des Volkes gekommen sey, die Signoria möchte vielleicht untergegangen seyn, aber die Republik würde ohne Zweifel heute noch bestehen. Der zehnte Theil der Thatkraft, welche Venedig während der beiden letzten Jahre den Oesterreichern entgegengesetzt hat, wäre mehr als hinreichend gewesen, jeden Angriff der Franzosen zu vereiteln, denen der Doge, weinend wie ein Weib, die Schlüssel der Stadt in demselben Augenblick übersandte, wo Bonaparte selbst Venedig für uneinnehmbar erklärt hatte — uneinnehmbar mit den damaligen Mitteln der Artillerie und in Ermangelung einer Flotte. Der Name des letzten Dogen ist übrigens im Jahre 1848 wieder emporgehoben worden — er heißt Manini.

Wenn das venezianische Volk im Augenblick des schmachvollen Falles der Republik mit zerstörender Wuth über die Symbole des alten Regiments herfiel, so galt seine Rache vielleicht weniger der Tyrannei, als der Feigheit der gestürzten Machthaber. Nichts erzeugt im Volke eine heftigere Erbitterung gegen eine schlechte Regierung, als die Erkenntniß ihrer Schwäche gegenüber den Fremden, und wie verhaßt eine Herrschaft auch sey, jede Beleidigung oder Demüthigung derselben durch das Ausland wird von den Bürgern nicht nur, sondern sogar von den Unterthanen als eine eigene Beleidigung und Demüthigung mitempfunden, mögen sie es sich und Andern gestehen, oder nicht. Noch mehr: je verhaßter das Regiment, desto heftiger empört sich das Gefühl des Volks über die fremde Mißhandlung, denn desto tiefer ist die Beschämung ob der eignen Ohnmacht, welche solche verächtliche Schwäche über sich duldet. Wenn diese Beschämung zuweilen in eine leidenschaftliche Parteinahme für die eben so wenig geliebte als geachtete Staatsgewalt umschlägt, so darf man sich dadurch nicht irre führen lassen. Richtig angesehen ist eine solche Erscheinung vielmehr die gültigste Bestätigung des aufgestellten Satzes — ein Versuch, sich selber zu belügen, dessen psychologische Beweggründe zu nahe liegen, als daß es der Hinweisung auf dieselben bedürfte.

Der Thürhüter des Dogenpalastes, welcher die berüchtigten unterirdischen Gefängnisse der Staatsinquisition zeigt, ein starrköpfiger Altvenezianer, wollte den Grund des Unterganges der Republik in der übertriebenen Milde und Nachsicht finden, die, ihm zufolge, nach und nach gegenüber den innern Feinden des Staates an die Stelle der alten heilsamen Strenge getreten sey. Mit Hülfe jener Strenge — sagte er — hat Venedig vierzehn hundert Jahren bestanden; als man eben anfing, Nachsicht zu üben und insbesondere diese verschrieenen und verleumdeten Gefängnisse außer Gebrauch zu setzen, ging die Republik zu Grunde. Der Mann irrte sich in den Thatsachen, sein Raisonnement aber hatte einen ganz richtigen Faden. Alle Staaten, welche eine nachhaltige Lebenskraft in sich tragen, und sich einer Zukunft bewußt sind, waren von jeher ohne Erbarmen gegen ihre einheimischen Feinde, und Aufruhr oder Verschwörung gegen die Verfassung galt ihnen unter allen Umständen, und ich füge hinzu mit Recht, für ein unbedingt todeswürdiges Verbrechen. Die Nachsicht gegen politische Vergehen und die Straflosigkeit ihrer Urheber ist das sicherste Zeichen von der Schwäche des Princips, auf welchem der Staat ruhte, der untrügliche Vorläufer des Verfalls des faul und morsch gewordenen Gebäudes. Aber man hüte sich, den Satz umzukehren, denn ein schwacher Staat hat bei dem Versuche, sich durch Härte gegen seine Feinde stark zu zeigen, nichts Anderes zu gewinnen, als die Beschleunigung seines Untergangs. — — —

(Schluß folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Man ist immer noch thöricht und verblendet genug, zu glauben, die Revolutionen gingen von Unten aus, während gerade das Gegentheil der Fall ist. Die Völker erwehren sich ja nur eines Druckes, der von Oben kommt und bestätigen somit die Wahrheit des Newton'schen Satzes: „Actioni similis reactio."

— Nur was in der Idee der Völker gereift, ist befruchtender Samen für die Schöpfung und Geburt einer thatenreichen Zukunft. Ein Unerkanntes vermag Niemand zu verwirklichen.

— Die Politik, weit entfernt auf ein unwandelbares Natur- und Moralgesetz zu fußen und in der Erkenntniß des innersten Menschenwesens, die Bedingungen des Gesellschaftwesens zu suchen, war bis jetzt nichts als ein Gewebe von Intriguen und Ränken, die von den Umständen, Zufälligkeiten und Begebenheiten des Augenblicks abhängig. Selbst der, von den Völkern so schlecht und von den Fürsten so gut verstandene Nicolaus Machiavel hat ihr keine andere Grundlage zu geben gewußt. Die Politik hat daher auch Nichts gelöst, aber immer recht thätig gearbeitet, durch neue Stürme die Existenz der Staaten in Frage zu stellen.

— Die Fürsten und ihre Räthe sitzen gleichsam auf der unbeweglichen Achse, um welche sich das unaufhaltsame Rad des Fortschrittes dreht und haben darum, gewöhnlich zu ihrem großen Unglücke, mitten in der äußern Bewegung die täuschende Empfindung des Stillstandes.

— Alle Revolutionen würden vermieden, wären die Regierungen immer ihres Ursprungs eingedenk und hätten nicht bloß Ohren für die Freunde, sondern auch für die Feinde und Widersacher, in deren Natur es nun einmal liegt, unsere Fehler und Gebrechen am fleißigsten aufzusuchen und am schnellsten zu entdecken.

— Die einzigen unüberwindlichen Barrikaden sind die, welche die Aufklärung in den Köpfen der Menschen gegen Vorurtheile

Digitized by Google

und Unvernunft errichtet. Ueber alle andern — und stünden auch drei Tage lang die todtesmuthigsten Kämpfer dahinter — weiß sich ein schlauer Feind früher oder später immer wieder Bahn zu brechen und die Vortheile eines augenblicklichen Sieges zu vereiteln. „Kämpfen doch gegen Dummheit Götter selbst vergebens."

— Jede Regierung, welche gegen die friedlichen Waffen des Geistes, die der rohen Gewalt anwendet, fordert dadurch zum physischen Widerstande gegen sich heraus und verdient an der Entrüstung und dem Fluche des Volkes zu sterben.

— Die Achtung vor der Freiheit des Andern ist erst die rechte Achtung vor unserer eigenen.

— Wahrheit und Tugend müssen, trotz aller Klagen über gestiegenes Sittenverderbniß, doch immer noch in gewaltigem Ansehen bei der Welt stehen, da selbst die feinsten und durchtriebensten Lügen- und Lasterknechte ihre Waare nur unter dieser Firma bei den Menschen absetzen können.

— Die Hochtracht des Menschen besteht darin, daß man in dem Schmucke seiner ganzen Menschenwürde erscheint und Nichts thut, noch über sich ergehen läßt, was dieselbe nur irgend verletzen oder beflecken könnte; die Niedertracht besteht in der Ablegung oder Verwahrlosung dieses schönen Schmuckes. Wer kann also bestreiten, daß es zur Zeit noch ganze Nationen gibt die niederträchtig dastehn!

— Die tiefste persönliche Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Grundsätze und das unerschütterliche Festhalten an denselben unter allen Umständen und Verhältnissen des Lebens sind unerläßliche Bedingungen zu einem großen, achtunggebietenden Charakter. Das Hin- und Herschwanken im Erkennen und Wollen und die gefügige Unterwerfung unter die Macht der Umstände und Verhältnisse sind die untrüglichen Kennzeichen der schwachen Charaktere, von denen es leider in der Welt wimmelt, und die mit Recht den großen Haufen in den Ruf der Charakterlosigkeit gebracht haben.

— Könnten die kleinen Menschen nur fühlen, worin die Größe der großen besteht, wie würden sie sich ihrer Kleinheit schämen!

— Weil der Kreis unserer Wirksamkeit nirgends über diese sichtbare Menschenwelt hinausreicht, so stehen wir mit all' unsern Pflichten und Handlungen nur in Beziehung zu dieser. Wer am göttlichsten und eines Himmels am würdigsten seyn will, sey am menschlichsten!

— Der Fortschritt der Wissenschaft ist die ewig neue Offenbarung Gottes im Menschen zur Erlösung und Befreiung aller Geschlechter.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Schlesische Zustände.) Das Strehlener Kreis- und Stadtblatt enthält eine „Festeinladung" der vereinigten Enthaltsamkeits-Vereine des Strehlener Kreises. Der Schluß lautet: „Wir laden alle christliche Herzen in der Liebe Christi brüderlich dringend ein, eingedenk der allgemeinen Liebespflicht gegen unser armes im Branntweinelende versinkendes Volk (daß Gott erbarm'!) die beiden Festversammlungen zu besuchen." Sonntag 1 Uhr Nachmittags ist Enthaltsamkeits-Stunde. Dazu bemerkt die N. O. Z.: Nun, wenn die Enthaltsamkeit erst um 1 Uhr (nach dem Frühstück) anfängt und nur eine Stunde dauert, melden wir uns auch eingedenk unserer allgemeinen Liebespflicht, der wir möglichst nachzukommen entschlossen sind, als Mitglieder. Sonntag den 15. September, 1 Uhr Nachmittags, ist Heiden-Missionsstunde, und Sonntag den 22. September, 3 Uhr Nachmittags, Enthaltsamkeits-Stunde in Töppendorf, und 4 Uhr Nachmittags Enthaltsamkeits-Stunde in Rosen — Alles eingedenk der allgemeinen Liebespflicht und Brüder- und der Schwesterliebe.

Frankfurt a. M.

Konzert von Eduard Rosenhain.

Das goldne Zeitalter der Virtuosität ist vorüber. Man ist jener nur auf technische Bravour und Fingerfertigkeit berechneten Kunststücke, jener musikalischen Handarbeiten, jener verblüffenden Effektmacherei, jenes hohlen Kling-Klangs der sogenannten Konzertstücke, kurz jenes eben so geist- als geschmacklosen Virtuosenthums, welches statt des Kernes nur die Schale zu bieten vermocht hat, endlich müde geworden und hat das Bedürfniß einer kräftigeren Nahrung und eines gediegenen Strebens erkannt. Wer jetzt als Konzertgeber einen Erfolg erzielen und als Virtuos sich Anerkennung verschaffen will, der muß die höheren Aufgaben der Tonkunst, auf Geist und Gemüth veredelnd einzuwirken, im Auge behalten und darf die Technik nicht zum Zweck seiner Bestrebungen machen, sondern sich ihrer nur als Mittel dienen. Es ist bekannt, daß unser Landsmann, Hr. Eduard Rosenhain, dieser Kunstrichtung huldigt, was er wiederum durch sein am 2. d. M. im hiesigen Schauspielhause veranstaltetes Konzert bewährt hat. Im demselben wurde den Musikfreunden nur Werthvolles vorgeführt und war eine den Geschmack des Veranstalters ehrende Auswahl getroffen. Zuerst hörten wir nach Weber's Ouverture zum Freischütz eines der schönsten Klavierkonzerte von Mendelsohn Wenn der Vortrag solcher Tonstücke einerseits eine gediegene Technik und sichere Bewältigung der vorhandenen Schwierigkeiten voraussetzt, so verlangt er andererseits und vor Allem eine geistige Auffassung und künstlerische Durchführung. Nach beiden Seiten hin excellirte Hr. E. Rosenhain sowohl durch die Kraft und Elasticität seines Anschlags und die Präcision, Sicherheit und Fertigkeit seines Spieles, als durch den Ausdruck und die kunstgerechte Abrundung und Nuancirung des Vortrags. Solche Gediegenheit der Leistung haben wir um so mehr anzuerkennen, als sie uns dafür Gewähr leistet, daß Hr. Rosenhain bei seinen zahlreichen Schülern ein gleiches Kunststreben anregt und fördert. Weiter spielte der Konzertant eine brillante Mazurka von Schulhoff und von J. Rosenhain die eben so liebliche, als phantasiereiche und melodiöse danse des Sylphes. Lebhafter und einstimmig gespendeter Beifall sprachen für die Achtung und Würdigung, welche man eben so sehr der Kunstrichtung, wie der Virtuosität und dem Vortrag des Konzertgebers zollte. Derselbe wurde nach Beendigung seines Spieles hervorgerufen. – Fräulein Tietjens sang beifällig aufgenommene Lieder von Schubert und Nicolai, und den Schluß machte ein großes Duo für zwei Klaviere von Ravina über Themas von Weber, vorgetragen von R. und seinem 9jährigen Schüler Fritz Gernsheim. Den Letzteren haben wir schon früher als eine vielversprechende musikalische Befähigung bezeichnet, die sich auch dießmal durch ein für seine Jahre gewiß seltenes, eben so fertiges und sicheres Spiel, als durch Ausdruck und Geschmack des Vortrags bewährte. Von Kennern werden nicht minder die Erstlingsversuche dieses von der Muse der Tonkunst so freundlich begünstigten Knaben auf dem Gebiete der Composition gerühmt, und so ist man zur Annahme berechtigt, daß er bei eifrig fortgesetzten Studien und bei treuer Bewahrung einer ungetrübten Liebe für das Edle und Schöne dereinst ein würdiger Priester und Meister jener Kunst werden wird, zu deren reinem Dienste er den inneren Beruf in sich trägt. Auch ihm wurde lebhafter und wohlverdienter Beifall gespendet.

W.

Geographischer Verein.

Mittwoch, den 6. Nov., des Abends 7 Uhr im größeren Hörsaale der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft: Beginn der Vorlesungen des Hrn. Dr. med. Stricker über Mittelamerika mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Element und die Colonisationspläne in diesem Landstriche.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. November. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Schiller.

Mittwoch, 6. Nov. Die Stumme von Portici.

Druck und Verlag von Heller und Kohm. — Frankfurter Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 265. Mittwoch, den 6. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

IV.

Die Verlobten fanden auch die kleinen Verhältnisse in Rodenberg nach Maßgabe der großen in den Städten verändert und verstört, und unter den Störenfrieden den Vicar obenan.

Dieser hatte es dahin gebracht, daß ihn im ersten Zeitraum der Revolution die in Rodenberg concentrierten Volksvereine des Bezirkes als ihren Führer und Vertreter anerkannten; wir erzählten bereits, daß er in dieser Eigenschaft in M. auftrat. Es war ihm gelungen, durch den allgemeinen Entwickelungsgang der Volksstimmung unterstützt, Meinerts wohlwollender und besonnener Leitung die Zügel zu entwenden und diesen endlich als Justemilieu in politische Acht zu erklären. Er geberdete sich als geistlicher Kreuzritter, auf dessen schwarzem Chorrocke gleichsam ein rothes Kreuz schimmerte mit Constantins Unterschrift „In diesem Zeichen der Sieg!" Er stellte Christus als das Haupt der socialistischen Republikaner dar und sich selbst nebst Genossen als seine Vertreter. Die Freiheit, welche er verhieß, war eine unumschränktere und bequemere, als jene, welche Meinert vor Allem durch Bildung, durch unermüdete innere Arbeit des Volkes gefördert wissen wollte. Pichmann proclamierte die völlige „Reife" des Volkes, dessen Diener er sei, und wurde dadurch zum unbeschränkten Herrn der freien Herde, die ihre „reifen" Köpfe nun nicht mehr anzustrengen hatte und die Mühe des Denkens gerne dem bereitwilligen Führer überließ.

Nach einiger Zeit machte die wiederauferstandene Herrschaft der Polizei der ephemeren des theokratischen Demagogen ein Ende. Pichmann fand in einem Gefängnisse unwillkommene Muße, über die Folgen seines Auftretens nachzudenken. Aber er wuste sie bald zu benutzen, schlecht zufrieden mit der Glorie eines demokratischen Märtyrers. Er schrieb einen reuigen Brief an die Regierung, die noch größtentheils aus Märzministern bestand, und beklagte seine Täuschung in dem Volke, das er an der Hand des Glaubens habe zur „wahren" Freiheit führen wollen, die ja auch die hohe Regierung bezwecke. Er sprach sich zugleich mit Salbung über die „eigentlich schuldigen Verführer" des Volkes aus und gab einige Proben von „Enthüllungen", weitere in Aussicht stellend. Zu gleicher Zeit suchte er seiner geistlichen Oberbehörde die Reinheit seiner Absichten darzustellen und seinen muthigen Entschluß: die Geltung des Christenthums auch für den Fall der gelingenden Revolution zu sichern, als Triebfeder seiner Accomodation an letztere glaublich zu machen.

Prälat und Consistorium erkannten den Theil von Wahrheit, der in dieser Behauptung lag, und in dem Vicar ein hierarchisches Talent, das man lieber gewinnen, als verfeinden solle. Die Fürsprache der geistlichen Behörde vermochte jetzt Alles bei der weltlichen, welche mehr als je von der Nothwendigkeit der „Religiosität" im Volke überzeugt war und in dem Priesterthume eine mächtigere und geschicktere Demagogie erkannte, als die eben überwundene war, daher auch das Bedürfniß der Allianz mit jener, obgleich mit geheimer Furcht vor dem neu erwachsenden Gewichte des Kindleins, welches einst selbst des heiligen Christoffels gewaltigen Nacken niederdrückte. Die Besorgniß, eine neue Revolutionsgewalt zu erziehen, verstummte vor der gebieterischen Forderung der Gegenwart, eine neue Volkspartei für absolute Ordnung und Unterordnung zu schaffen. Alle Prätendenten der Herrschaft, alte wie neue, hatten denn doch die Einsicht gewonnen, daß keine Minorität ohne eine breite Basis im Volke selbst über dieses herrschen könne.

So geschah es, daß die kürzlich noch mit der äußersten Linken verbündeten Glaubensmänner und Hierarchen mit scharfem Spürsinne des neuen Luftwechsels gewahr wurden und die Segel wandten. Während die Kämpfer der politischen Revolution ins Exil flüchteten, kamen die früher durch die Revolution vertriebenen Kämpfer der Kirche allmälig aus ihrem Exile zurück und fanden sich wieder zu den alten Genossen, die nur ein Experiment von ihnen getrennt hatte, kein Wechsel der Grundsätze. Im Volke selbst wurden geschickt inspirierte Rufe laut nach der Rückkehr der verjagten Orden; bußfertige Sünder schmachteten nach Beichtvätern von der Gesellschaft Jesu, arme Kranke nach dem unersetzlichen Beistande barmherziger Schwestern, was auch die profane Sorge der Aerzte dagegen einwenden mochte, die verwilderten Schulen nach der Leitung der Schulbrüder und Ignorantins, die die Ignoranz bekämpfen sollten, und selbst die katholischen Heerschaaren des Krieges nach bischöflichen Herren Zebaoth. In gleichem Maße, wie ihre römischen Stammverwandten, kamen die Nachtvögel des orthodoxen Protestantismus aus ihren Schlupfwinkeln bis in die Cabinette der Fürsten.

Diesem neuen heiligen Geiste der Zeit verdankte es Pichmann, daß er an einem feierlichen Sonntagmorgen wieder in seiner Kirche stand und sich bescheiden mit dem Apostel vergleichen durfte, welchen einst ein Engel aus seinem Kerker befreite. Er hatte jetzt sogar mehr Hoffnung, als früher, die einträgliche Pfründe in Rodenberg zu erhalten, da das Präsentationsrecht abgeschafft und überdas Hovede, von welchem er keine sonderliche Empfehlung hoffte, dem unbehaglichen Leben in Deutschland aus dem Wege gegangen war. Seine Enthüllungen und persönlichen Denunciationen hatten den Behörden seine große Beobachtungsgabe bezeugt; sie munterten ihn zu weiterer Ausbildung derselben auf.

Zunächst übte er sie gegen Meinert aus, der ihm längst im Wege stand und ihn neuerdings durch ein unzweideutiges Urtheil über sein Benehmen erbittert hatte. Diesem schrieb er hauptsäch-

Digitized by Google

sich die Schuld zu, daß sein Märtyrthum für die Freiheit, durch welches er das alte Ansehen unter den Demokraten zu erhalten suchte, nicht die gewünschte Stelle in ihrem Heiligenkalender fand. Um so besser und schneller dagegen glückte es ihm, alte und neue Frömmlinge um sich zu scharen und das halbliberale revolutionsscheue Philisterthum mit seiner früheren Wirksamkeit auszusöhnen, zugleich auch Meinert zu verdächtigen, den die entgegengesetzte, früher unter Pichmanns Mitwirkung erlittene, Verkennung nicht der wahren Volkssache abgewendet hatte. Auf diese Weise gewann er Zeugen gegen Meinert, den er bei der Behörde anklagte, im Volke schon früher den Glauben, den Grund aller menschlichen und göttlichen Ordnung, unterwühlt zu haben und jetzt noch die Lösung der Volkserziehung von der Religion — d. h. die Emancipation der Schule von der Kirche — zu erstreben.

Dabei benahm er sich fortwährend sehr freundlich gegen Meinert, zieth ihm gleisnerisch, sich in die veränderten Verhältnisse zu fügen, und suchte sich ihm selbst, wie dem Publikum, als gekränkten Freund darzustellen, da Meinert seinen guten Rath zurückwies. Vollends zeigte er sich besorgt um den „alten Freund", als Hermann mit Helenen ankam, deren Gegenwart zwar seinen persönlichen Groll und Neid wieder weckte, aber auch die Besorgniß, Hermann möchte ihn nicht bloß durchschauen, sondern auch — vielleicht mit Hülfe gewichtiger Connerionen — zu Rechenschaft und Strafe ziehen. Er hatte sogar die Stirne, dem Brautpaar seine frohe Hoffnung auszusprechen, daß er die Weihe der Kirche über es aussprechen dürfe. Hermann aber hielt nicht länger an sich und sagte ihm entrüstet und kurz, daß er ihn und seine Götter unfähig halte, zu segnen und zu weihen; er hoffe, das Proclamationszeugniß, welches der Vicar ihm auszustellen hatte, werde ihre letzte persönliche Berührung sein.

Nach kurzem Aufenthalte reiste Hermann mit Helenen und den Ihren nach seiner Vaterstadt, um sich dort trauen zu lassen. Meinert hatte von seiner Oberbehörde den erbetenen längeren Urlaub erhalten, zugleich aber eine Ermahnung, seine bisherige Thätigkeit in religiöser und politischer Hinsicht zu reformieren. Hermann bat ihn, die ihm mehrfach verleidete Stelle aufzugeben und sein Hausgenosse zu werden. Meinert jedoch wollte dieß am Wenigsten jetzt thun und antwortete der Behörde in geziemender Form, aber mit scharfer Ablehnung der ihm gemachten Aussetzungen und mit entschiedener Darstellung seiner Ansicht über die Grundursachen der Zeitübel.

In der That war ihm die Gelegenheit erwünscht, seinem Herzen Luft zu machen, und er reiste in heitrer Stimmung mit den Seinen ab. Aber eine andre Folge seiner Herzenserleichterung kam nach: seine Suspension vom Amte. Ihre Ankündigung traf ihn im Kreise der Seinen; er hatte sie nicht vorausgesehen, aber sie befremdete und erschreckte ihn nicht. Dagegen war Hermann so empört darüber, daß er auf einige Tage aus dem neugegründeten glücklichen Hause zu scheiden beschloß, um persönlich an geeigneter Stelle Meinerts beeinträchtigte Berufsehre zu vertheidigen. Dafür versprach ihm Dieser, wie auch seine Bemühung ausfallen möge, seiner früheren Bitte zu folgen und für immer den Ort zu verlassen, an welchem er für seine treueste Wirksamkeit nur spärliche und unsichere Früchte, gewiß aber ein volles Maß von Verkennung, Unfrieden und Vereinsamung zu erwarten hatte. Hermann reiste in die Residenz, um geradezu dem Landesfürsten die Sache vorzutragen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Venedig.

(Schluß.)

Unter den zahllosen Kirchen von Venedig sind nur wenige großartig oder schön, aber sehr viele derselben besitzen eine seltene Fülle von Gegenständen der anregendsten und anziehendsten Studien. Wirf den Blick auf die bald einfach ernsten, bald prunkhaften Grabmäler der Kirchenwände entlang, und von dem vielhundertjährigen Marmor leuchten dir die Namen Dandolo, Giustiniani, Morosini entgegen. Hier einer der alten Seeherzoge mit dem strengen Antlitz, über dessen unerbittliche Züge selbst der Tod nichts vermocht hat, auf den Sarkophag ausgestreckt; dort ein anderer hoch zu Roß, wie ein Triumphator noch über dem eigenen Grabe. Jener Sarg dort oben, aus rohen Brettern gezimmert, er enthält den enthaupteten Leichnam des Feldherrn der Republik, Grafen Carmagnola, den weder sein edles Geschlecht, noch seine Kriegsthaten vom Beil des Henkers retten konnten, nachdem er über seine Vollmachten hinaus eine Unterhandlung mit dem feindlichen Heerführer begonnen. Wie wir doch so viel humaner sind, als die weiland Venetianer und nach Umständen die heutigen Engländer und Franzosen, davon wissen die Kleist, die Zichy, die Jachmann und hundert Andere zu rühmen, die in einem Staate, dem es mit sich selbst recht voller Ernst ist, den hundertsten Theil ihrer Feigheit mit dem Leben bezahlt haben würden, denn in einem solchen Staate ist die Feigheit, ja zuweilen sogar das bloße militärische Unglück, ein eben so großes Verbrechen, wie der Verrath.

Zwischen jenen finstern Bildern des Todes und des eisernen Heldenthums prangen in jugendfrischem Farbenglanze die Werke der lebensfreudigen venetianischen Malerei. Wie keine andere hat die venetianische Schule der biblischen Geschichte und der Legende die menschliche, die schöne, die heitere und geschmackvolle Seite abzugewinnen gewußt. Die Venetianer sind in Anmuth, Lieblichkeit und weltlichem Sinn die Heiden der christlichen Kunst. Sie verabscheuen das Unschöne und weisen es zurück, selbst wenn es sich durch himmlischen Geburtsschein zu legitimiren versucht, und die Poesie des Gräßlichen, oder gar die Idealisirung des Schmuzes, in der so mancher fromme Pinsel der alten und der neuen Zeit seinen Ruhm sucht und seinen Genuß findet, diesen traurigen Abirrungen des Geistes und des Geschmacks — denen Rafael die ganze Würde der Kunst entgegengehalten — ist die gesunde Natur der Venetianer vollkommen unzugänglich. Das Wesen der venetianischen Kunst besteht in der Verklärung des Sinnlichen durch die Schönheit, der obersten aller Gottheiten, denen ihr Cultus gewidmet ist. Tizians, Tintoretto's, Sassoferrato's hohe, edle Weibergestalten, sie stammen nicht aus dem Empyräum, sondern sie sind die herrlichsten unter den Töchtern dieser Erde, adelig vom Scheitel, den das üppige goldbraune Haar wie mit einem natürlichen Diadem krönt, bis zu der Spitze des feinen Fußes, der unter dem weiten fließenden Gewande hervorblickt, adelig bis in jeden Blutstropfen, welcher durch die zarte weiße Haut hervorschimmert, bis in die leiseste Seelenregung, die aus den leuchtenden Augen und aus den Zügen des spiegelklaren Gesichts wiederscheint.

Das stolze schöne Geschlecht dieser Weiber scheint ausgestorben zu seyn in Venedig. In Rom soll ein ähnliches noch heute in voller Blüthe stehen. Ich glaube es nicht. Das heutige Rom kann keine Menschen zeugen, wie sie das meerbeherrschende Venedig hervorgebracht hat. Man rühmt den Stolz der Römerinnen. Stolz! Nächst dem Bewußtseyn des persönlichen Werthes berechtigt zum Stolz nur der Besitz der Freiheit und der Macht. Wie arm ist an solchem Besitz das heutige fürstliche wie das bürgerliche Rom. Die Venetianer aber waren, wenn nicht ein freies, so doch ein herrschendes Volk, ein Volk, dessen Gesetzen eben so viele Millionen gehorchten, als es selbst Hunderttausende zählte,

Digitized by Google

und in diesem Verhältniß, gleichviel ob und inwiefern es vor der heutigen Staatsmoral bestehen kann, lag der Ursprung und die Berechtigung ihres hochfliegenden Sinnes, ihrer aristokratischen Natur. Wenn Cäsar zu wählen gehabt hätte, er würde lieber der letzte in der venetianischen Signoria gewesen seyn, als der erste unter den Principi Romani.

Viele der großen historischen Namen Venedigs sind heute noch vorhanden, aber mit der politischen Macht ist auch der äußere Glanz jener Familien erloschen, und nur wenige von ihnen haben wenigstens ihren Reichthum bis auf den jetzigen Tag vererbt. Auf einer Fahrt durch den großen Canal nennt uns der Führer fast jedes Haus mit einem berühmten Namen, fragen wir aber nach dem gegenwärtigen Eigenthümer, so wird uns gewöhnlich eine heruntergekommene Größe des Auslandes oder ein fremder Emporkömmling genannt. Vertriebene Fürsten mit den kleinen Ersparnissen, die sie vorsorglich auf die Seite gebracht, Theaterdamen mit den ertanzten oder ersungenen Reichthümern, Börsenspekulanten mit den erschwindelten Millionen, haben das Erbe der Dogenfamilien um Spottpreise an sich gebracht, und dadurch wenigstens eine Reihe der herrlichsten Bauwerke vor dem frühzeitigen Verfall bewahrt. Wenn man die venetianischen Paläste nach ihrem heutigen Besitzer umtaufte, viele der größten und schönsten unter ihnen würden Moses, Levi und Abraham heißen. Die Enkel Shylocks haben die Rache geübt, die ihrem Ahnherrn durch die Cabinetsjustiz des Dogen entrissen wurde. Sie haben die Giudecca verlassen, haben sich im Mittelpunkt der Stadt des heiligen Marcus festgesetzt, sie haben die Nachkommen ihrer Verfolger aus ihren Palästen vertrieben, und ich wette, daß unter dem Schwarm der zerlumpten Kinder, die uns auf der ehemaligen Judeninsel anbetteln, auch die letzten Sprößlinge Antonio's, „des königlichen Kaufmanns von Venedig", und seiner überschlauen Advokatin Porzia verborgen sind.

An öffentlichen Denkmalen zum Gedächtniß großer Männer und großer Thaten ist Venedig weniger reich, als man bei seiner großen Geschichte und bei der systematischen Sorgfalt erwarten sollte, welche die Republik Jahrhunderte lang auf die Ausbildung des bürgerlichen Geistes und die Pflege der patriotischen Tugend verwandte. Freilich, die Kriegsbeute aus Griechenland und Asien zeugt durch eine Menge kostbarer und großartiger Werke der Kunst, welche dem Bau der Marcuskirche einverleibt und auf der Piazzetta aufgestellt sind, von den alten Siegen und von dem Ruhm der Republik, aber den einzelnen Trägern dieser Siege und dieses Ruhmes hat Venedig nur selten einen monumentalen Dank gezollt. In dieser Unterlassung offenbart sich, bewußt oder unbewußt, der Ernst und die Würde des echt republikanischen Geistes. Wer seine Schuldigkeit thut, der hat keinen Anspruch auf Dank, und es ist unmöglich, daß der Bürger gegen das Vaterland mehr thue, als seine Schuldigkeit. Der höchste Lohn, der einzige, der ihm zu Theil werden soll, ist die Anerkennung, daß er seine Pflicht erfüllt; bene meritum esse de republica, war der höchste Ausdruck des Lobes, den die Sprache des römischen Senats kannte. In unsern Tagen versteht man die Sache anders. Der Staat hat eine Unzahl von Mitteln zur Beförderung — wir wollen sagen des bürgerlichen Verdienstes — erfunden, Ordensbänder, goldne Dosen, Pensionen, Geheimrathstitel u. s. w., und er handhabt dieselben mit so großer Freigebigkeit, daß man meinen sollte, es müsse unter uns wimmeln von politischen Tugenden, wie in einem ägyptischen Brutofen von Küchlein. Und in der That, wenn man nur den Worten, welche die Wirkung bezeichnen, die der Natur der Mittel entsprechende Bedeutung gibt, so findet man wirklich, daß es unter uns noch immer nicht an einer Fülle aller der Verdienste und Tugenden fehlt, die auf diesem Wege erzeugt und großgezogen werden können. Ja, wir haben sogar Beweise, daß eine angemessene Pflege jene Tugenden bis zum wahren Heldenthum steigern kann, wie es denn z. B. Hr. Hassenpflug in seiner Art jedem Spartiaten gleich thut. Gleichwohl macht sich im Allgemeinen eine bedenkliche Abnahme der Wirkungen bemerklich, welche man ehemals durch die Ausübung des Systems zweckmäßiger Ermunterungen und Belohnungen zu erzielen verstand. Gibt es doch schon Geheim- und sogar Legationsräthe in der Opposition. Wo will das hinaus! Am Ende wird dem Staat nichts Anderes übrig bleiben, als die „guten Gesinnungen" der Bürger zu verdienen.

Nur ein einziges öffentliches Standbild ist mir in Venedig ins Auge gefallen, die Reiterstatue des Feldherrn der Republik, Bartolomeo Coleono, vor der Johanns- und Paulskirche. Bewunderungswürdig ist der Ausdruck der Energie des Rosses bei der einfachsten schreitenden Stellung. Jedes Mitglied des Jockeyclubbs wird wetten, daß dieser Gaul die Meile binnen weniger als einer Stunde im Schritt macht. Des Gegensatzes wegen könnte ich ein anderes ehernes Pferd nennen, von welchem sich manche Leute einbilden, daß es schreite, während es doch die Beine nur im Schlaf aufhebt.

Die bereits genannte Kirche San Giovanni e Paolo ist reich an Bildhauerarbeiten, welche gesehen zu werden verdienen. Ein Relief von Bonazza zumal, die Anbetung der Hirten darstellend, ist von einer rührenden Naivetät des Ausdrucks. Im grellen Gegensatz dazu erscheint auf einem andern Relief, ohne Zweifel von französischer Hand, die Jungfrau Maria als Marquisin aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten — die ärgste Profanation, die ich je gesehen, von der ich je gehört habe, wiewohl sie sicherlich ganz arglos gemeint ist. Allem Anschein nach ist die Mehrzahl der venetianischen Kirchen ehemals sehr reich gewesen, und mit der Stadt verarmt. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß man in Venedig sehr wenige Geistliche und fast gar keine Mönche sieht, während es in dem reichen Mailand von beiden wimmelt. Seit der Aufhebung des Freihafens geht Venedig vollends mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen, und wer weiß, ob heute über hundert Jahr von all' seiner Herrlichkeit etwas anders übrig geblieben seyn wird als ein Haufen formloser Trümmer.

Mannichfaltigkeiten.

Der Bücherkatalog der Michaelismesse bringt in diesem Jahr auf 24 Bogen 5023 Titel neu erschienener Werke, und enthält daher gegen 1000 Titel mehr als seine unmittelbaren Vorgänger. Die meisten Werke (63) hat Brockhaus in Leipzig im Verlag. Die Stelle der Schriften, welche vor einem Jahre noch für Deutschlands Einheit, Macht und Größe schwärmten, haben jetzt Predigten, Erbauungsbüchlein, Tractätlein ꝛc. eingenommen.

Das Amt eines Geschwornen wird bedeutend leichter. Bekanntlich hatte der Fürst von Waldburg gegen seine Verurtheilung protestirt, weil ein Geschworner sichtlich und hörbar geschlafen habe. Das Gericht hat aber geantwortet, das Schlafen stehe einem schläfrigen Geschwornen ganz frei, wenn er nur da sitze; das Uebrige habe er mit seinem Gewissen abzumachen.

Die regierende Königin Isabella von Spanien läßt sich selbst bei ihren Lebzeiten eine große Bildsäule setzen, da es noch sehr ungewiß ist, ob nach ihrem Tod Jemand daran denkt. Die meisten unserer regierenden Häupter könnten es eben so machen, da es ihnen eben so ergehen wird.

(Die gemeinsame Mutter.) Rechnet man, daß ein Acre nur zwei Personen ernährt, so hat Europa und Amerika zusammen Land genug, um mehr als das Vierhundertfache der

Digitized by Google

ganzen jetzt lebenden Bevölkerung des Erdballs mit Nahrung zu versehen. Nun ist noch Asien, Afrika und Australien da. Es ist weit hin, bis die Erde übervölkert seyn wird. Wenn Menschen jetzt verhungern, ist es nur der Menschen Schuld.

Eine Neuerung macht in Berlin viel Aufsehen. Der König hat den Schauspieler Schneider, seinen Vorleser, zum Hofrath ernannt. Warum nicht? Ist in Stuttgart doch ein Nachtwächter Hofrath geworden. Es werden nicht sogleich alle Hof- und Geheime-Räthe unter die Schauspieler und Nachtwächter gehen müssen.

Schiller's „Räuber" sind im Hoftheater in Wien gegeben worden, sie waren aber so gesittet und loyal, daß Schiller seine genialen, wilden Bursche schwerlich wieder erkannt haben würde, wahre kaiserliche Hofräuber.

Korrespondenz.

Darmstadt, 2 November.

Wenn das Theater zur Zeit der langen Winterabende überall seine Anziehungskraft bewährt und als die edelste und schönste der auf geistigen Genuß hinzielenden Vergnügungen sich geltend macht, so ist dieß besonders in den mittleren und kleinern Städten der Fall. Hier dietet das Leben nur wenig Abwechslung und Mannichfaltigkeit und fließt still und friedlich dahin. Was ihm nach Außen hin abgeht, was die Eintönigkeit einer mehr oder minder in engere Gränzen gewiesene Wirklichkeit nicht zu bieten vermag, das wenigstens theilweise zu ersetzen, ist der Kunst und der Bühne, welche die Welt bedeutet, vorbehalten. Ein gutes Theater ist demnach in solchen Städten, zu denen auch die unsrige gehört, nicht nur ein wesentliches Bedürfniß der Unterhaltung, sondern auch eine gewiß wirkungsreiche Bildungsanstalt, ganz abgesehen von den mannichfaltigen Vortheilen, die es dem materiellen Verkehr und der Subsistenz so vieler durch es beschäftigten und bei ihm betheiligten Individuen bringt. Unser hiesiges Theater war in früheren Jahren eines der bedeutendsten und darf mit Stolz auf jene Epoche seines Glanzes zurückblicken. In neuester Zeit hat es ein verjüngtes Leben gewonnen und verdankt dieß namentlich dem Eifer und der praktischen Tüchtigkeit seines jetzigen Direktors, des Hrn. Tescher. So wurden vom 23. Sept. 49 bis Ende Sept. 50 neu gegeben: 9 Opern und Singspiele, 16 Schau- und Lustspiele und neu einstudirt 5 Opern und 10 Schau- und Lustspiele. Zieht man in Erwägung, daß nicht nur die anerkannten Meisterwerke unserer vaterländischen Dichter und Componisten, sondern auch die besseren der neuern dramatischen Erzeugnisse zur Aufführung gelangten, daß sie mit Fleiß und Sorgfalt einstudirt und mit Geschmack, theilweise mit einem Aufwand von Mitteln, wie solche nur größren Theatern zu Gebote stehen, in Scene gesetzt wurden, überblickt man unser jetziges Repertoir und die Mannichfaltigkeit seiner Vorstellungen, so wird man einen genügenden Beweis von der Thätigkeit und Sachkenntniß unserer jetzigen Direktion erhalten. Für die uns hierdurch gebotenen Genüsse sind wir unserm Großherzog, als dem Beschützer und Pfleger dieser Kunstanstalt, zu eben so gerechtem als lebhaftem Danke verpflichtet, indem derselbe das genannte Institut größtentheils nur aus seinen eigenen Mitteln erhält und ihm außerdem bei allen Veranlassungen seine wohlwollende Theilnahme und kunstsinnige Beachtung zuwendet. Durch sein hohes Protectorat besitzen wie ein Theater, welches unserer Stadt zur Zierde gereicht und ihren Bewohnern nicht nur Annehmlichkeiten, sondern auch Vortheile mancher Art verschafft. Die bevorstehende Theatersaison verspricht besonders anziehend zu werden, da Hr. Direktor Tescher neuerlich eine Anzahl von Mitgliedern für Oper und Schauspiel engagirt und somit fühlbare Lücken, namentlich im Schauspiel, durch neue Kräfte ausgefüllt hat. Diese werden im Stande seyn, bei sorgfältigen Einstudirungen und eifriger Liebe zur Kunst Vorstellungen abzurunden, denen wir mit Interesse entgegen sehen dürfen. Indem wir uns vorbehalten, der verdienstlichen Mitglieder unserer Bühne bei geeigneter Veranlassung zu gedenken, verweisen wir schließlich auf die längst anerkannten Leistungen unseres trefflichen Orchesters, sowie auf die gewiß höchst bedeutenden Hülfsmittel, die unserer Anstalt hinsichtlich der Scenerie, Maschinerie und Garderobe zu Gebote stehen. Soll indessen eine Kunstanstalt wahrhaft gedeihen, so bedarf sie auch der liebevollen und aufmunternden Theilnahme eines für das Schöne und Gute empfänglichen Publikums. Möge das unsrige in diesem Sinne den gewiß anerkennungswerthen Bestrebungen der gegenwärtigen Bühnenverwaltung sich anschließen, damit die Kunst ihre erheiternden und erhebenden Gestaltungen immer schöner entfalten könne.

Darmstadt, im October.

In dem weiten Chaos der Begriffsverwirrungen, welche das deutsche Vaterland mit Trümmern und Ruinen bedeckt und den Vaterlandsfreund mit tiefer Bekümmerniß erfüllt bei dem Anblick der niedergeschmetterten Hoffnungen, die, der Blüthe des menschlichen Geistes entsprossen, eine fruchtbringende, reiche Zukunft zu versprechen schienen, erscheint hin und wieder in der Sündfluth der von Verblendung und Parteileidenschaft erblindeten Tagespresse, gleich einer heitern Oase in der Wüste, ein lichter Gedanke durch die allgemeine Finsterniß, welcher die zerknickten Hoffnungen des trauernden Geistes wie ein belebender Frühlingsblick anlacht und ermunternd anregt, und nach dem Gewittersturme auch wieder heitere, feuchtbringende Tage verspricht. Ein solcher Lichtgedanke waltet vor und erwärmt das deutsche Herz in einer kleinen, kürzlich veröffentlichten Schrift, einem Schulprogramm: „Die höhere Gewerbsschule zu Darmstadt nach Zweck und Einrichtung dargestellt von dem Direktor derselben Dr. C. Külp Darmstadt, bei L. Pabst. 1850." 8. Was die Wissenschaft ist und was sie soll — wie sie das geistige und materielle Leben des Volkes durchdringen, es durch die Schule läutern, erleuchten, beleben und kräftigen soll — das ist in diesem kleinen Schriftchen in lichtvoller, klarer Auffassung und Darstellung mit Geist und Wärme, in männlicher Kraft und kindlicher Reinheit ausgesprochen. Es ist der Geist der Wahrheit, der Liebe und Veredlung der Menschheit, mit einem Wort, der Geist der wahren Humanität, in ihrer vollen Bedeutung und auf der sichern Grundlage der richtigen Erkenntniß der materiellen und geistigen Erscheinungen der äußern und innern Welt, welcher in diesem Schulprogramm zu unserm Verstande und Herzen spricht. Ein Geist, welcher uns die frohe Zuversicht gibt, daß die Wissenschaft eine neue und sichere Bahn zur höheren Entwickelung der Menschheit auf dem festen Boden des realen Wissens betreten hat, die uns aus den Ab- und Irrwegen des Labyrinthes der speculativen Träumereien leichtfertiger Halbwisser, aus der unfruchtbaren gelehrten Pedanterei dünkelhafter Schulautokraten und dem Mystizismus metaphysischen, frömmelnden Scheinwissens mit ungetrübtem Blick richtiger Erkenntniß zum Tempel der ewigen Wahrheiten führen wird. Die allgewaltige Bedeutung der mathematischen und der Naturwissenschaften in Bezug auf das materielle Wohl und auf die geistige Erhebung der Menschheit wird uns hier in lichtvoller Analyse der einzelnen Wissenschaften nach ihrem eigentlichen Wesen und Geiste, auf thatsächlicher Grundlage in wenigen Zügen vor Augen geführt. Die Harmonie der Sphären, die Gesetze der ewigen Natur und ihrer lebenvollen Kräfte, sie führen alle zur Erkenntniß der ewigen Wahrheiten, worauf das Wohl der Menschheit beruht unter der allweisen Leitung eines höheren Geistes und ewigen Gesetzgebers. Alle Erscheinungen und Kräfte in der Körperwelt weisen auf eine geistige Ordnung, eine höhere Gesetzgebung hin, und indem wir die materiellen Stoffe erforschen, zergliedern und, um sie zu unserm körperlichen Wohle zu verwenden, sie mehr und mehr richtig zu erkennen uns bestreben, um so allgewaltiger ergreift uns die Macht und Größe eines höheren geistigen Wesens, welches in Allem waltet, und das wir in Liebe und Demuth, aber auch mit freudiger Zuversicht unseres eigenen Werthes, verehren lernen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Nov. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth, Musik von Flotow.

Donnerstag, 7. Nov. Die Jäger, ländliches Sittengemälde in 5 Abth. von Iffland.

Freitag, 8. Nov. (Zum ersten Male): Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nicolai.

Druck und Verlag von Keller und Redm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 266. Donnerstag, den 7. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Der Fürst galt selbst bei den Demokraten mindestens als ein „König unter den Blinden" nach dem Sprüchworte. Bei seinem Regierungsantritte, wenige Jahre vor der Revolution, hatte er öffentlich ausgesprochen, daß ihm ein Fürst außerhalb des Staates kein geringerer Unsinn sei, als ein Gott außerhalb der Welt, und daß er die tiefempfundene hohe Bestimmung seines Standes nur als erster Bürger und Unterthan des Gesetzes ausführen könne. Was Mehr war, als diese Worte, er hatte ihnen entsprechende Neuerungen entworfen und in Opposition gegen weltliche und geistliche Aristokratie, wie gegen das von seinem Vater ererbte Ministerium durchgesetzt. Seine Opponenten bereuten, früher selbst dazu beigetragen zu haben, daß er als Kronprinz von den Regierungsgeschäften entfernt gehalten wurde und dadurch, wie sie jetzt glaubten, unbekannt mit staatsmännischer Praxis, einem Idealismus verfallen sei, für welchen er nun Versuche anstellen wolle. In Wahrheit aber hatte er die aufbrechenden Knospen des neuen Völkerlebens mit lebhaftem und desto reinmenschlicherem Antheile betrachtet, weil er noch nicht auf dem Isolierstuhle des Regenten saß, vielmehr aus dessen Nähe entfernt und dadurch noch mehr gegen eine Politik gestimmt wurde, deren Hohepriester ihn aus ihrem Allerheiligsten ausschlossen.

Diese hatten ihn damals wirklich politisch theilnahmlos gehalten und waren sehr erfreut darüber gewesen, daß der lebendige und geistvolle Jüngling durch künstlerischen Dilettantismus, durch nicht seltene Liebesabentheuer und durch Reisen im Auslande von ihren Geheimnissen entfernt und hoffentlich zu einem constitutionellen Fürsten in ihrem Geschmacke ausgebildet wurde, zu einem Figuranten nämlich, der seinen verantwortlichen Ministern einst die Fragen der Regierung überlassen werde.

Aber der Fürstensohn lernte gerade durch seinen Umgang mit Menschen aller Klassen die überwiegende Bildung des Mittelstandes kennen, und seine Reisen, besonders in England und Frankreich, führten ihn weit über die Grenzen seiner heimischen Weltanschauung hinaus. Nur ein Vertrauter, sein Reisebegleiter und Secretär, wußte, daß er die gesammelten Erfahrungen und Ansichten einst in das Leben einzuführen gedenke.

Dieser hatte später bei dem Regierungsantritte seines Gönners und Freundes und wiederholt bei dem Beginne der Revolution die von Jenem ihm angebotene Ministerstelle abgelehnt, um sich innerlich und äußerlich von dem Wechsel unangefochten zu erhalten, welchem er die Inhaber solcher Stellen ausgesetzt sah. Dafür behielt er um so sicherer seine Stellung in dem Cabinette und in dem Herzen des Fürsten und trat mit ziemlichem Erfolge der Bildung einer Camarilla in den Weg, welche schon kurz nach den Märztagen versucht wurde. Seine Verdrängung gelang um so weniger, da er dem hohen Adel angehörte und selbst seine principiell ihm entgegenstehenden Verwandten schon aus Gründen der Eitelkeit ihn in seiner Stellung erhalten wünschten.

Hermann wendete sich zuerst an diesen alter Ego des Fürsten, machte ihn mit seinen Absichten und Ansichten vertraut und sagte ihm zugleich eben so freimüthig, als wohlbedacht, daß er nicht sowohl seine Fürsprache für seine Angelegenheit, als die Einführung seiner Person bei dem Fürsten suche, von dessen Theilnahme und Gerechtigkeit er zum Voraus überzeugt sei.

Der Fürst bewilligte ihm unverzüglich eine Privataudienz und bezeigte im Laufe der lebhaften Unterredung sowohl dem nächsten Gegenstande derselben, als Hermanns Ansichten und Persönlichkeit überhaupt die günstigste Aufmerksamkeit. Er versprach ihm, durch unparteiische Männer genaue Untersuchungen über Meinert, sowie über dessen Ankläger anstellen zu lassen, und äußerte ihm bereits seine beste Hoffnung für den Angeklagten, daß er nicht durch einen Gnadenakt, sondern auf dem regelmäßigen Wege des Gesetzes werde rehabilitiert werden.

„Auch gestehe ich Ihnen — sagte er weiter mit trübem Lächeln —, daß meine Person jetzt weniger regiert, als früher und selbst während der Revolution. Uns kleineren Regenten octroyieren unsere großmächtigen Kollegen soviel möglich sogar die jetzt nöthigen Zeitideen, geschweige denn unsere Beschlüsse, und empfehlen uns gute Freunde, Rathgeber und Minister aus alter Zeit. Ich weiß Wenig mehr als Fürst zu wirken und würde gerne wieder unabhängiger Privatmann, wie ich es einst war und wie Sie es sind, wenn es mir höhere und allerhöchste Mächte erlaubten. Und endlich fände ich noch das stärkste Hinderniß in meinem getreuen Volke und seinen Vertretern, die mit meiner Majestät ihre eigene besondere unter den vielen deutschen Kleinvölkern aufzugeben fürchten."

Hermann brachte den Rest dieses Tages großentheils in Gesellschaft des Cabinetssecretärs zu, der — wie auch der Fürst — in ungefähr gleichem Alter mit ihm stand. Beide fanden ihre innere Verwandtschaft bald und freudig heraus und traten einander näher, als die Neuheit ihrer Bekanntschaft erwarten ließ.

Am folgenden Morgen reiste Hermann zurück, zufrieden mit seinem Erfolge und mit einem noch nie empfundenen Heimatsgefühle dem trautesten Hause zueilend.

Wenige Tage hiernach wurde Meinert durch die Behörde aufgefordert, nach Rodenberg zurückzukehren, wohin demnächst namhafte Beauftragte kommen würden, um seine Angelegenheit zu untersuchen. Diese Beauftragten: ein jüngeres Mitglied des Oberschulraths und ein betagter nicht zur Kirchenbehörde gehöriger Geistlicher, waren Meinert als Anhänger der freien Geistesrichtung bekannt; und seine Vermuthung, daß er ihre Wahl Her-

Digitized by Google

manns Besuche beim Fürsten verdanke, wurde durch einen Brief des Cabinetssecretärs an Ersteren bestätigt.

Dieser Brief meldete in freundschaftlicher Form, daß der Fürst selbst Erkundigungen eingezogen und jene Wahl bewirkt habe. Er sprach zugleich den Wunsch des Schreibers aus, Hermann bald wieder in der Residenz zu sehen, und ließ den gleichen des Fürsten selbst durchleuchten.

Der Vicar hatte alsbald Hermanns Besuch und Aufnahme in der Residenz erfahren und kannte den Geist der Männer, welche die Untersuchung übernommen hatten. Betroffen und feige verlor er den Takt und verleugnete seine religiösen Grundsätze, indem er bei der Untersuchung Meinert die günstigsten Zeugnisse ausstellte und nur andeutete, daß dieser in seiner unwandelbaren Aufrichtigkeit nicht immer „den Umständen gebührende Rechnung trage", was doch besonders heutzutage räthlich sei. Dadurch aber compromittierte er und verfeindete sich die Mitglieder der Behörden, welche er früher durch seine geheimen Nachrichten zu Meinerts Suspension veranlaßt hatte.

Das Ergebniß der Untersuchung ließ nicht lange auf sich warten. Meinert wurde mit vollen Ehren wieder in sein Amt eingesetzt, vollführte aber nun seinen Entschluß, abzudanken und zu seinen Kindern zu ziehen.

Pichmann muste nicht bloß die Hoffnung auf den Besitz der bisher verwalteten Pfründe aufgeben, sondern wurde auch in ein Pönitenzvicariat an einem kleinen entlegenen Orte versetzt. Seiner Bestallung dazu war die Mahnung angefügt: Er möge sich ferner nur Glauben und Gewissen zur Richtschnur nehmen und „den Umständen nicht übermäßige Rechnung tragen". Er erkannte die Hand, welche ihn mit dieser Mahnung züchtigte, und erinnerte sich seiner Worte, die bei seiner Vernehmung über Meinert zu Protokoll genommen worden waren. Später befriedigte er einigermaßen seine Rachsucht, indem er auch in dem neuen engeren Wirkungskreise Raum zu Glaubensintriguen fand und an der Spitze symbolgläubiger Altlutheraner in Opposition gegen die haltlos zwischen Altem und Neuem schwankende Behörde trat.

Hermann reiste bald wieder in die Residenz, dem Wunsche des Cabinetssecretärs gemäß und um dem Fürsten seinen Dank auszusprechen. Wenige Tage reichten hin, seiner Einsicht, wie seinem Willen das volle Zutrauen des Fürsten zu erwerben. Dieser bot ihm eine, der Politik und Diplomatie gegenüber neutrale, Stelle in seinem Studienfache, dem cameralen, an, welche ihm Gelegenheit und Zeit zu häufigem Umgange mit dem Fürsten gewähren und den Weg zu einflußreicher Thätigkeit für den Staatshaushalt bahnen sollte. Hermann sah aber das Erwachsen unüberwindlicher Schwierigkeiten voraus, welche sich einst zwischen sein Pflichtgefühl und die Verwendung eines großen Theils der Finanzen — namentlich in den Etats des Hofes, des Beamtenthums, des Heeres, der diplomatischen Besoldungen und Pensionen — stellen und seine Wirksamkeit verbittern würden. Zugleich traute er dem Fürsten bei allen trefflichen Eigenschaften, die ihm in die Augen fielen, weder die äußeren Kraftmittel, noch auch hinreichende innere Beharrlichkeit zu, um sich der Länge nach in solchen Kämpfen eine Stütze in ihm zu versprechen. So mochte er seine bürgerliche Unabhängigkeit nicht gegen eine Laufbahn vertauschen, in deren Hintergrunde der so oft erfahrene Ueberdruß an einer erschöpften und erschöpfenden Aufgabe stand.

Einen Theil dieser Besorgnisse sprach er unverhohlen dem Fürsten selbst aus und deutete sie dem Cabinetssecretär in vertraulicher Mittheilung vollständiger an. Diese Ablehnung aber, durch welche ein ungeheucheltes Maß von Achtung und Zuneigung gegen des Fürsten Person durchleuchtete, erhöhte dessen Gunst gegen ihn. Der Fürst wollte die Aussicht auf Hermanns Umgang nicht wieder aufgeben und bat ihn, eine allerliebst gelegene Wohnung auf einer unfern der Residenz gelegenen fürstlichen Domäne als völlig unabhängiger Privatmann, und darum gegen eine mäßige Pachtsumme, zu beziehen, ohne sich irgendwie für die Zukunft zu binden. „Ich werde dann — sagte er — in meinem dortigen Jagdschlößchen, ohnehin dem Lieblingsziele meiner Ausflüge, um so häufiger verweilen, um mich in der freien unhöfischen Luft und in Ihrem Umgange als emancipierter Fürst zu fühlen."

Hermann nahm diese Aufforderung mit bescheidenen und herzlichen Worten an, und siedelte kurz darauf mit seiner ganzen, durch Meinert vermehrten, Familie in den schönen neuen Aufenthalt über.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerika in Bezug auf deutschen Gewerbfleiß und Handel.

△ Stuttgart, im October. Ueber des amerikanischen Consuls Fleischmann „Erwerbszweige, Fabrikwesen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika" lesen wir in der Vorrede des Verfassers, daß das Hauptziel bei Bearbeitung dieses Werkes war, nicht bloß Auswanderern, sondern auch Geschäftsleuten, die dorthin bereits schon Verbindungen haben oder anzuknüpfen gedenken, einen wesentlichen Dienst zu leisten. Deßhalb wurde die Rücksicht der Nützlichkeit bei Abfassung des Buches stets beachtet, dem man die Eigenschaft eines Originalwerkes nicht wird absprechen können; wenigstens hat der Verfasser immer aus eigener Kenntniß und Erfahrung geschöpft, und wo solche nicht ausreichte, zuverlässige Quellen benützt. Der Verfasser hatte bei seinen praktischen Winken insbesondere die zahlreiche Klasse intelligenter Geschäftsleute, Mechaniker, Techniker und Künstler im Auge. Er glaubt — wie er sich in seinem Schlußwort ausdrückt — in seinem Buche den Beweis geführt zu haben, daß Wissenschaft und Künste, noch mehr aber Handel und Industrie, jenseits des Oceans in ungemein rascher, oft Staunen erregender Entwicklung begriffen sind und sich bereits in einem Stadium der Ausbildung befinden, der, mit dem kurzen Zeitraum ihres Bestandes zusammengehalten, die Länder Europa's nichts Aehnliches an die Seite zu setzen vermögen. Seine nach der Natur gezeichneten Skizzen sollen dem Auswanderungslustigen einen Anhaltspunkt geben, um darauf seine Berechnungen für die Zukunft zu machen; der deutsche Fabrikant und Kaufmann aber möge sich daraus die Lehre nehmen, daß Amerika keineswegs eine Art von Abzugskanal ist, auf dem man die Waaren, die diesseits des Oceans keinen Käufer finden, mit guter Art und zu reellen Preisen noch loswerden kann; daß vielmehr die dortige Industrie in manchen Zweigen der deutschen einen beträchtlichen Vorsprung abgewonnen hat, und nur noch für einige Artikel daselbst guter Absatz zu erwarten ist. Der amerikanische Markt steht aller Welt offen, und wenn der deutsche Fabrikant es sich angelegen seyn läßt, woran nicht zu zweifeln ist, seinen Produkten die gleiche Qualität und Ausstattung zu geben, und im Stande ist, sie zu denselben Preisen zu liefern, wie solches in beiderlei Beziehung von anderen Ländern geschieht, so wird sich damit ein Geschäftsverkehr einleiten, zu dem nur Glück zu wünschen ist. „An die Zerstücklung Deutschlands — sagt der Verfasser —, den Mangel einer deutschen zum Schutze des auswärtigen Handels bestimmten Kriegsflotte noch einmal zu erinnern, hieße einen Schaden aufdecken, der jedem Geschäftsmann sich nur allzu fühlbar macht; aber so lange hier nicht abgeholfen wird (und wann und wie soll das geschehen?), vermag man nur schwer daran zu denken, dem

Digitized by Google

überseeischen Verkehr eine solide Grundlage und größere Ausdehnung zu geben. Ebenso mangelt noch immer ein Patentgesetz, gleich dem der Vereinigten Staaten, für ganz Deutschland, und es ist außer Zweifel, daß ein solches auf dessen Gewerbsthätigkeit den wohlthätigsten Einfluß ausüben, wie dem Scharfsinn und Genie ein weites Feld der Thätigkeit eröffnen würde. Aber doch läßt sich auch vor der Hand auf dem Privatwege und mit relativ geringen Mitteln in dieser Beziehung manches Gute wirken. So manche Entdeckungen von großer Wichtigkeit, welche durch eine zeitige Beihülfe für die Menschheit erhalten worden wären, sind mit ihren Urhebern zu Grunde gegangen, und diese, obwohl ihr Geist mit Ideen befruchtet war, die segensreich für Millionen hätten werden können, — das Opfer der Armuth und Vernachlässigung geworden. Hätten sich einige aufgeklärte und wohlhabende Männer zusammengefunden, um dem Talente unter die Arme zu greifen, so hätte dieses nicht darben und verkümmern müssen, und die Früchte seines Fleißes wären durch gegenseitige Verpflichtung auch jenen zu Gut gekommen. Die vereinigte Kraft einer Association wird mit Rath, Beistand und Mitwirkung offenbar den Werth und Erfolg einer auf dem Gebiete der Industrie zu Tage kommenden Erfindung viel mehr fördern und schneller in praktische Anwendung zu bringen im Stande seyn, als diese von Seiten des auf eigene Mittel beschränkten Erfinders möglich wäre. Gleicherweise läßt sich irgend einem neuen praktisch bedeutsamen Erzeugnisse der Gewerbsthätigkeit ein viel größerer Absatz gewinnen, wenn eine Gesellschaft dasselbe unter ihre Protektion nimmt, als wenn der Einzelne sich mit dessen Betrieb unter oft sehr ungünstigen Conjuncturen befassen muß. Warum sollte nicht eine solche Association von diesseits und jenseits anzuknüpfen und damit ein Umtausch von Erfindungen, Patenten, Fabrikaten u. dgl. einzuleiten seyn, der, wenn auch von kleinem Anfang ausgehend, sich mehr und mehr erweitern und für beide Theile ersprießlich werden dürfte?" — Sie ersehen hieraus, daß der Verfasser uns Deutschen auch wohlmeinende Lehren ertheilt, deren Befolgung gewiß nur von Vortheil für uns wäre, und daß es ihm sehr angelegen scheint, die beiden großen Nationen: die Deutschen und die Nordamerikaner, in nähere internationale Beziehungen zu bringen. Er selbst war längere Zeit mit dem großartig organisirten Patent-Office in Washington in Verbindung, und hatte daher Gelegenheit, sich hierüber gehörige Erfahrungen zu sammeln, daher er in seiner weiteren Ausführung im Hinblick auf die den großen beiden Völkern daraus erwachsenden Vortheile die Gründung eines International-Patent-Bureau vorschlägt, wozu er in kurzer Zeit dem Publikum den Plan vorzulegen im Stande seyn werde, indem er dabei den Geschäftsleuten beider Hemisphären einen in seinen Folgen immer wichtigen Dienst zu leisten hoffe, wobei er zugleich auch diesseits auf die thätige Mitwirkung Derer hofft, welchen die allseitige Förderung und Hebung der gewerblichen Interessen ernstlich am Herzen liegt.

Altes und Neues aus dem Gebiete der Musik.

In Italien macht Verdi's Oper: „Luisa Miller" nach Schiller's „Kabale und Liebe" fortwährend großes Aufsehen. Namentlich hat diese Oper in Mailand solchen Beifall gefunden, daß sofort ein neuer Cyclus von acht Vorstellungen eröffnet werden mußte. Es bleibt immer auffallend, daß dieser, dem deutschen Componisten so nahe liegende, Stoff von einem italienischen Dichter benutzt werden mußte, um im Lande der Gesänge Aufsehen zu erregen.

Die Partitur der Oper: „Die lustigen Weiber zu Windsor", von dem der Musikwelt zu früh entrissenen Wiener Kapellmeister Otto Nicolai, ist bei dem Hofmusikhändler G. Bock erschienen und dem Debit für Theaterdirektionen übergeben. Auch der Klavierauszug wird demnächst erscheinen. Bereits von vielen deutschen Bühnen gekauft, ist diese Oper in Berlin mit großem Beifall gegeben, in Leipzig in Angriff genommen, und wird am 8. d. M. in Frankfurt a. M. zur Aufführung kommen. Der Styl ist fließend, gefällig und pikant, und nähert sich dem Charakter der Flotow'schen Opern.

Der dänische Komponist Siegfried Saloman (bekannt geworden durch seine schöne Opern: „das Diamantkreuz" und „das Corps der Rache") hat sich kürzlich in Gothenburg mit der schwedischen Sängerin Henriette Nissen vermählt, und ist nun mit seiner talentvollen Frau über Stockholm nach Petersburg und Moskau abgereist.

Bis jetzt sind aus den Federn der Frauen nur Lieder und Piecen für das Pianoforte geflossen. In Berlin sehen wir aber einen weiblichen Compositore a gran easco auftreten. Diese musikalische Heroine ist Emilie Mayer, welche jüngst in einem Konzert eine Ouverture, einen Psalm, vierstimmige Lieder und sogar eine Symphonie für großes Orchester zur Aufführung brachte. Ein Streich-Quartett mußte wegen Unwohlseyn des Premier-Violon unterbleiben. Also ein Versuch in den wichtigsten Zweigen musikalischer Literatur. Von der Symphonie sagt uns der Berichterstatter, daß gesunde, frische, an dieses und jenes Vorbild, besonders aber an Mozart und Rossini sich anlehnende recht einnehmende Sätze darin herrschen, die von der Schreibfertigkeit und Beherrschung des Stoffes zeugten. Er schließt mit den Worten: Was weibliche Kräfte zweiter Ordnung vermögen, das hat Emilie Mayer errungen und wiedergegeben. Nun, so wird auch die Oper nicht lange auf sich warten lassen, und die Herren Librettisten mögen ihre Federn spitzen.

Im Feuilleton des „Journal des Debats" vom 19. October läßt Hector Berlioz hervorragende Künstlernotabilitäten die Revue passiren, bei welcher Gelegenheit derselbe auch unserer Anschütz-Capitain in den ehrenvollsten Ausdrücken erwähnt.

Von Julius Benedict, dem bekannten Komponisten der „Zigeunerin Warnung" und „des Alten vom Berge", dem jetzigen Begleiter der Jenny Lind, ist in London ein Werk erschienen unter dem Titel: „Scizzen über Mendelssohn's Leben und Werke". Hoffentlich wird diese Biographie dem Vaterlande des verstorbenen Meisters nicht lange unbekannt bleiben.

Wilhelm von Waldbrühl gibt in einer der letzten Nummern der Leipziger Neuen Zeitschrift für Musik eine sehr lehrreiche Beschreibung der Dompforte zu Frankfurt a. M., auf welche wir alle Diejenigen, welche sich für die Geschichte der Tonbühne des Mittelalters interessiren, hiermit aufmerksam machen.

Mannichfaltigkeiten.

Eine Pariser Korrespondenz des „M. Hirlap" meldet, daß, nach aus Amerika eingelaufenen Nachrichten man in Newyork dem General Klapka zu Ehren eine Riesenpastete gebacken hat, die die Festung Komorn vorstellt. Die Größe des Gebäcks ahnt man, wenn man erwägt, daß auf der Ringmauer der Festung

Digitized by Google

ein Honved in Lebensgröße figurirte. Natürlich hielt sich die Festung nicht, sie capitulirte, und die siegreichen Amerikaner ließen keinen Stein auf dem anderen, und verschlangen ein Bollwerk nach dem andern.

In Schl. sollte kürzlich ein hochbejahrter Greis verhaftet werden; seine Altersschwäche aber ließ es nicht zu. Da derselbe jedoch ein ansehnliches Vermögen besitzt, so bekam er von Gerichtswegen Wache, damit weder er noch sein Geld durchgehe. Einer der Gerichtsdiener aber hat den Alten so zu beherrschen gewußt, daß er ihm eine große Summe Geldes ablockte, angeblich um es zu bewahren, damit es nicht in die Hände des Gerichtes falle. Als nun endlich das Gericht selbst sich nach dem Gelde umsah, war nichts mehr da, und es hat sich nun genöthigt gesehen, seine gerechte Hand nach einem seiner treuesten Diener auszustrecken. Es ist doch recht gut, wenn man seine Kunden kennen lernt. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 2. November.

(Schluß.)

Mit vollem Rechte sagt der würdige Herr Verfasser: „Unausgesetzten und sichern Schrittes auf der aus Thatsachen und Gedanken auf's dauerhafteste gebauten Straße sind Mathematik und Naturwissenschaften zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporgestiegen und zu einer realen Classicität gelangt, die wir stolz der schönen Classicität des Alterthums gegenüber stellen können. Doch verfiel und ging verloren die edlere Bildung einst für Rom und Griechenland. Sollte dem heutigen Europa ein ähnliches Schicksal in intellectueller Hinsicht bevorstehen? Sollte für Deutschland die höhere Cultur in ihrem besseren Sinn zurückgehen und sinken, oder wird dieselbe ihm immer das bleiben und wachsen im Guten? Wer vermag die Gränzen zu bestimmen, wie weit die Menschheit gebildet werden könne?" Der Herr Verfasser widmet dieser Frage keine weitere Erörterung; uns aber tritt aus seiner kleinen Schrift die zuversichtliche Hoffnung entgegen, daß die neuere höhere Cultur nicht untergehen und sich in immer weiteren Kreisen der Menschheit verbreiten wird. Wir sehen und glauben, daß eine neue Aera der Menschenentwickelung auf unerschütterlichem Boden begonnen hat. Das Reich der Metaphysik, welches bis daher die Menschheit in nebelhafter Anschauung mit willkürlicher, vager und bodenloser Macht beherrscht, ist in sich zerfallen und das wahre Wissen, das in der richtigen Erkenntniß einen sichern Hebel gefunden, wird die dicken Nebel zerstreuen, die aus der noch kämpfenden und dampfenden Krise uns noch umnachten. Mit Recht aber gibt der Herr Verfasser noch uns Deutschen einen bedeutungsvollen und wohl zu beherzigenden Wink, indem er sagt: „Ehe Rom und Griechenland den fremden Völkern unterlegen, waren sie schon längst durch eigene Thorheit und Entsittlichung zu Grunde gerichtet, wozu zanksüchtige Systembauer und sophistische Luftspringer einen nicht unbeträchtlichen Beitrag geliefert haben mögen. Dieß mag uns als warnendes Beispiel dienen! Das Gefühl der Achtung für unsere Menschenwürde, die Stimme Gottes sagen uns, daß wir jederzeit den Weg zu immer höherer Cultur in ihrem besten Sinn gehen sollen. Wir gehen diesen Weg, wenn wir von der Natur nicht abirren, der Vernunft folgen, die Wissenschaft lieben, die Religion heilig achten. Darum fort aus der neueren Zeit jene nebelhaften Auffassungen, jene unhaltbaren Systeme, jene verkehrten Theorien, jene phantastischen Pläne, die sammt und sonders der Natur der Dinge zuwiderlaufen, der Vernunft widerstreben, die Lebensansichten trüben, einen gedeihlichen Fortschritt zu dem hohen Ziele der wahren Civilisation hemmen! Und überall fest beharrt im regen Streben nach wahrhaft wissenschaftlicher Forschung, die nicht auf luftige Ideen und willkürliche Begriffe, sondern auf unläugbare Thatsachen der Erfahrung und des Calcüls sich stützt! — Wahrlich, in unserer Zeit mehr als in irgend einer andern und bei unserem Volke am meisten ist die edlere Gestaltung des Lebens von intellectueller und religiöser Bildung abhängig. Darum wirke jede Schule in ihrem Kreise das Ihrige, damit der Sieg des Guten, Wahren und Schönen über das Schlechte, Falsche und Häßliche immer vollkommener werde!" — Wir enthalten uns, den reichen, in wenigen, treffenden Zügen zusammengefaßten Stoff dieses Schriftchens des Näheren zu erwähnen, oder den Plan der Lehrgegenstände der genannten höheren Gewerbschule hier mitzutheilen, indem wir das Schriftchen selbst jedem Vaterlands- und Menschenfreunde zur Beachtung empfehlen. Der Anstalt aber wünschen wir Glück und Gedeihen, an deren obersten Leitung ein Mann steht, der mit so reicher Kenntniß, hellem Blick und warmem Herzen die hohe Aufgabe seines Berufes zum Heil seiner Zöglinge und zur Verbreitung wahrer Menschenbildung im deutschen Vaterlande zu lösen befähigt ist und sie zu lösen sich bestrebt.

G. P. M.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 4. Nov.

Dr. Joseph Hillebrand zu Gießen, geboren im Jahr 1788 zu Großdüngen, bei Hildesheim, hatte schon längst einen wohlbegründeten Ruf als Gelehrter, Schriftsteller und akademischer Lehrer, als er, in Folge der jetzt so übel angeschriebenen Märzereignisse, durch das öffentliche Vertrauen zu politischer Wirksamkeit auf dem Landtag als Volksabgeordneter zur zweiten Kammer berufen wurde. Auf dem vorhergehenden, wie auf dem letzten Landtage, der den bekannten Steuerverweigerungsbeschluß faßte, gehörte er unwankbar zur Volkspartei, und war auf jenem eben so entschieden gegen den Anschluß von Hessen an den preußischen Unionsstaat, wie auf diesem, dem im Monat September aufgelösten, gegen die Bewilligung der Steuern, ohne Budget und ohne andere genügende Nachweisungen. Bei Constituirung der zweiten Kammer des letzten Landtags fiel auf Hillebrand, als ehrender Beweis des besonderen Vertrauens seiner Kollegen, die Wahl eines Vicepräsidenten, welche er bereitwillig annahm. Der rasche Verlauf des letzten Landtags und dessen, durch die Steuerverweigerung veranlaßtes, plötzliches Ende, äußerte auch seine Rückwirkung auf Dr. Hillebrand, der, wie andere seiner parlamentarischen Kollegen, als persona ingrata in den Ruhestand versetzt wurde. Derselbe war früher Professor der Philosophie zu Heidelberg gewesen, von wo er aber schon im Jahr 1822 nach Gießen berufen wurde. Im folgenden Jahre erhielt er das Pädagogiarchat daselbst, welche Stelle er bis 1838 bekleidete, wo das Gymnasium eine von der Universität getrennte Stellung erhielt. Damals strahlte ihm noch die Gnadensonne des Darmstädter Hofes, als er am 25. August 1838 mit dem Ritterkreuze 1. Klasse des großh. Ludewigsordens decorirt wurde. Der Orden ist ihm zwar geblieben, aber jene Sonne scheint sich für ihn auf lange Zeit, wo nicht für immer, zum Untergange geneigt zu haben. Als Professor der Philosophie wird er sein Mißgeschick zu ertragen wissen und dem berühmten Gibbon beipflichten, der in seiner bekannten Geschichte sagt: „Es ist Pflicht eines weisen Mannes, in dem Genusse der vorübereilenden Stunde die unvermeidlichen Unglücksfälle des Lebens zu vergessen." Sowohl als akademischer Lehrer, wie auch als Schriftsteller hat sich Dr. Hillebrand unbestreitbare Verdienste erworben. Mit Ausnahme eines Romans, der unter dem Titel „Germanikus" im Jahr 1817 zu Frankfurt a. M. erschien, gehören, unseres Wissens, seine zahlreichen Schriften sämmtlich der Philosophie an, wie sein Versuch einer allgemeinen Bildungslehre (Braunschweig, 1817) und seine späteren Werke, unter denen wir die Schrift: „Die Philosophie des Geistes, oder Encyklopädie der gesammten Geisteslehre" (2 Theile, Heidelberg 1835 und 1836) besonders hervorheben zu müssen glauben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Nov. Die Jäger, ländliches Sittengemälde in 5 Abth. von Iffland.

Freitag, 8. Nov. (Zum ersten Male): Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nicolai.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 267. Freitag, den 8. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Er hatte bis dahin in seinen, mehr auf allgemeine Gesichtspunkte gerichteten, Gesprächen mit dem Fürsten nur in kurzen Andeutungen sein häusliches Glück erwähnt. Dieser wurde desto mehr durch Helenens Persönlichkeit und schon durch den ersten Anblick ihrer, alles flitternde Beiwerk verschmähenden, nur durch sich selbst mächtigen, Schönheit überrascht. Hermann bemerkte diesen Eindruck zwar ohne Regung der Eifersucht oder der Besorgniß für Helenens Herz; aber des Fürsten bekannte Empfänglichkeit für Frauenreiz gab ihm einigen Grund zur Bedenklichkeit für die ungemischte, ruhige Färbung des ferneren Umgangs mit dem Fürsten. Indessen täuschte er sich glücklicherweise hierinn.

Helene blieb dem Fürsten des Freundes innig verbundene Wahlverwandte, diesem selbst so ähnlich in Charakter und Haltung, daß sein Gefühl für Hermann sich auf sie übertrug und erweiterte, nur zärter empfunden und geäußert, durch den reinsten Eindruck ihrer holden Weiblichkeit gesteigert. Helene war kein naives Lorele; aber ihre reflexive Natur und ihre Gewöhnung an feine Umgangsformen schmälerten nicht ihre unbefangene Hingebung an Gemüthseindrücke des Augenblicks und ihre oft kindliche Heiterkeit. Ueber ihre ganze Gestalt und Haltung blieb der duftige Zauber einer unvergänglichen Jungfräulichkeit ausgegossen. Klar und selbstbewußt in allem Uebrigen, ahnte sie nur schüchtern die Gewalt, die ihre eigene Schönheit, Reinheit und Güte über die nächsten, wie über die fremdesten Menschen ausübte.

Hermann suchte den Umgangskreis seines Hauses möglichst klein zu erhalten. Anfangs hielt es ihm schwer, viele, durch seine bald bekannt gewordene Stellung zum Fürsten herbeigezogene, Annäherungen abzuweisen, indem er die Besuche zwar höflich aufnahm, aber unerwiedert ließ und sich als ländlichen Einsiedler erklärte. Allmälig zogen sich die Neugierigen und Gunstsuchenden zurück, und selbst das Salonsgespräch über Hermanns Person und Familie, wie über die Veranlassung und etwaige weitere Zwecke seines Hierseins, hörte auf.

Dafür fanden sich einige höher gebildete Männer und Frauen der nahen Residenz als gerngesehene Gäste ein, meistentheils durch den Cabinetssecretär eingeführt, welcher mit Recht als Hermanns nächster Freund galt. Der Fürst verweilte häufig in seinem Jagdschlosse und in Hermanns Hause. Human und taktvoll wuste er jede, ihm selbst lästige, Kreisbewegung um seine fürstliche Person zu verhüten, während anderseits Hermann und Helene mit den Ihren, unbeschadet einer ungezwungenen und gemüthlichen Aufrichtigkeit, nie eine feine Linie zwischen ihnen und dem Fürsten überschritten, deren Beobachtung zugleich ihre eigene Unabhängigkeit sicherte.

Immerhin hatte das Publicum Recht, einen gewissen „Einfluß" Hermanns auf den Fürsten anzunehmen, obgleich durch denselben nur der verwandte und bereits längst bekannte des Cabinetssecretärs verstärkt wurde. Besonders auch nannte das Volk Hermanns Namen, wo der Fürst in die jetzt so geltend gewordenen Ausnahmsgesetze der Strenge hier und da ein jüngeres Ausnahmsgesetz der Milde und subjectiven Gerechtigkeit dictatorisch eingreifen ließ. Die meisten Menschen wissen die Ausnahmen besser zu schätzen, als die Regeln und Gesetze, und hangen deßhalb dem absoluten Monarchismus in Politik und Religion an, welcher die Gnade walten läßt, wo die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen und unbewegtem Herzen alle Individuen und Fälle mit gleich strenger Wage mißt. Freilich vergessen sie dabei, daß die Willkür der Könige und der Götter, die hier zu Gunsten der Menschlichkeit wirkt, an andern Orten auch als Willkür und Laune der Tyrannen und der Teufel über dem Gesetze steht.

Einen kleinen Bereich unmittelbarer Thätigkeit für allgemeines Beste fand die Familie, und besonders Meinert, in dem zur Domäne gehörigen Dorfe und den näheren, stark bevölkerten, Umgebungen. Die Erziehung der Unterthanen zu Bürgern, der bald willenlos gehorchenden, bald willkürlich über alle Dämme hinauswogenden Masse zu einem gesetzgebenden und gesetzhaltenden Volke, die Befreiung des Menschen von den fremden, feindlichen Gewalten durch die gesunde Entwickelung der eigenen heilbringenden Kraft: das waren die Leitsterne für jene Thätigkeit der Freunde.

Die unmittelbare und oft fruchtlose Berührung mit unwissenden, rohen und unsittlichen Menschen war dabei nicht zu vermeiden, lähmte aber den Willen und den Muth der Bildner nicht. Sie waren weit entfernt von jenem krankhaften Socialismus, der das physische und sittliche Elend des Proletariates idealisiert und sich endlich in dem Elemente behagt, welches er entfernen sollte. Dieser Socialismus ist der gleich widrige Gegenfüßler der Ueberbildung, welche aus hypersthenischem Formensinne mit der feinen Form allmälig auch ihren ganzen Inhalt, sei dieser auch noch so krankhaft und giftig, liebgewinnt und sich aneignet. Hermann und seine Genossen scheuten den nothwendigen Eintritt in die trübe Atmosphäre nicht, welche sie klären wollten; aber sie gaben für diese nicht die reine ihres Hauses und seiner gebildeten Besucher auf und fanden in letzterer vielmehr ihre tägliche erquickende Heimkehr aus dem heißen, oft dunstbelasteten Tagewerke.

Von Zeit zu Zeit verkehrten sie auch schriftlich und persönlich mit den wenigen näheren Freunden aus ihrer früheren Zeit: mit Adelheid, die bei ihnen eine trauliche Ferieneinkehr suchte und fand; mit Weilau, der keine Verkörperung seines Herzensbildes mehr suchte, seit er Helene kennen gelernt hatte, und als ihr

Digitized by Google

treuer Ritter ohne Neid und Ansprüche bisweilen sich an ihrem Anblicke und Umgange letzte.

Unerwarteter erschienen auch Bertha und ihr Bruder, zunächst aus der Residenz kommend, wo sie eine Wohnung für den Winter genommen hatten.

Bertha hatte nach jener Begegnung mit Weilau ihren Bruder im Auslande aufgesucht und, mit wenigen Unterbrechungen, seinen Aufenthalt in Paris, London und einigen großen Fabrikstädten Englands getheilt. Beide waren im Ganzen geblieben, was sie waren. Hovede hatte das Ringen und Zucken der unter einander und mit der ganzen Gesellschaft entzweiten Menschenklassen aufmerksam beobachtet, aber ohne Spannung, nur dem Verstande nach theilnehmend, unglaubig an eine große Errungenschaft der Zukunft. In dieses Ringen selbst einzutreten, fand er sich in der Fremde so wenig, als im Vaterlande, versucht. Wohl aber war Bertha ihrem früheren Drange gefolgt und dem Treiben der Socialisten in Frankreich, der Chartisten in England näher getreten, ohne jedoch befriedigt zu werden und über die Grenze der theilnehmenden Zuschauerinnen hinauszugehn.

Uebrigens kam sie noch nicht, wie sie beim Abschiede geahnt hatte, als ruhesuchende Wallerin, sondern eher mit erhöhter Lebenskraft und von wogender Unruhe durchströmt, die nur vorübergehend durch den Geist des befreundeten Hauses gemildert wurde. Beide Geschwister brachten diesem Hause zwar keineswegs einen Zuwachs an traulichem Behagen, belebten aber die Unterhaltung durch eine große Zahl mitgebrachter Thatsachen und oft neuer und anregender Auffassungen.

Hier sah sie auch der Fürst, und diese Bekanntschaft entschied über Berthas Zukunft.

Ihre Schönheit, ein vollentwickelter Blumenkelch aus fremder heißer Zone, und ihre oft bizarre, immer aber farbenreiche Art zu denken, zu empfinden, zu reden machten den lebendigsten Eindruck auf den Fürsten. Sein Herz hatte seit dem Schlusse seiner Prinzenwanderungen gerastet, und die geheim gesammelte Feuerkraft seiner Empfindung ergoß sich in eine Leidenschaft für Bertha. Seine Augen vertieften sich in die ihren, ihr sprühender Geist weckte die Funken des seinen. Für Bertha war er als Mann von Geist und Seele eine ansprechende, als Fürst eine ganz neue Erscheinung; und ihr Stolz, der eine nur ihrer Schönheit geltende Huldigung verletzt zurückgewiesen hätte, wurde durch die zugleich achtungsvoll ihrem Geiste dargebrachte geehrt und befriedigt. Und gerade weil sie sich, mit sonst ungewohnter Demuth, willig Helenen unterordnete, fand sie ein von gewöhnlicher Eitelkeit freies Glück in dem Gedanken, daß ihr Reiz neben Helenens demanthellem Schimmer vor den Augen des schönheitskundigen und geistvollen Fürsten nicht glanzlos wurde.

Der Fürst zog die Geschwister in den Hofcirkel der Residenz. Dieß fiel anfangs Niemanden auf; eher noch, daß Jene ihre Ansprüche auf diesen Kreis nicht schon längst geltend gemacht hatten. Aber die Bewerbung des Fürsten um Bertha, die er hier noch weit lebhafter und rückhaltsloser verfolgte, als in Hermanns Hause, beschäftigte bald alle Gedanken und Zungen. Besondere Aufmerksamkeit widmete ihr die Aristokratie und Bureaukratie, die von den Blumenfesseln des Fürsten ihre eigene Entfesselung hofften, obgleich Bertha sich ihren Annäherungen schroff genug entzog.

Ein schweigender, aber nicht minder aufmerksamer Beobachter war Hovede selbst. Er beschönigte sein passives Schweigen vor sich selbst mit dem Gedanken, daß seine Warnungen von der eigenwilligen Schwester nicht angehört werden würden. Aber in Wahrheit hatte er gar keine Lust, sie zu warnen, indem er in Berthas Geltung bei dem Fürsten einen Hebel für seine eigene sah. Was er übrigens dadurch gewinnen würde, war ihm selbst noch unklar.

An aphoristische Befriedigung seines Geschmacks und seines Begehrens gewöhnt, wuste er Nichts, was ihn dauernd in Anspruch nehmen und sein Glück bilden könnte, am Wenigsten die vergoldete Abhängigkeit eines Hofamtes oder die Verantwortlichkeit eines hohen Staatsamtes. Der Idealismus des Ehrgeizes war ihm fremd; zudem erkannte er die zweideutige Natur der Ehre, die ihm hier irgend zu Theil werden konnte. Aber im Allgemeinen lockte ihn die Gewißheit, daß in der Gunst jedes Fürsten, auch des besten, ein Freibrief für viele Forderungen an alle Planeten des monarchischen Sonnensystems liegt. Für neue, ihn vielleicht selbst überraschende Wünsche neue und hinreichende Mittel und Werkzeuge unter dem Menschenvolke zu finden — Mehr verlangte er nicht vom Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Pesth.

Die „Gränzboten" bringen eine Korrespondenz aus Pesth der wir Nachstehendes entnehmen:

Die Flüchtlinge in der Türkei werden von der dortigen Regierung mit größter Schonung, von der türkischen Bevölkerung mit wahrhaft morgenländischer Gastfreundschaft behandelt, und die Internirten in Kleinasien leben ein friedliches, unter dem Patriarchen Kossuth geordnetes Familienleben. Kossuth, dessen große Seele nur von seinem großen Herzen übertroffen wird, sollte, wenn es ihm gelingt, aus der Türkei zu entkommen, mit einer Schaar ungarischer Flüchtlinge eine kleine Insel im stillen Meer oder im indischen Archipel beziehen; dort, fern von der verpesteten Diplomatie, wo die Politik keine Madaraße und der Krieg keine Görgen heranbildet, müßte unter Kossuths Leitung ein Völkchen erwachsen, wie Europa keins aufzuweisen hat; die Sorgen der Organisation könnten seine Thatenlust, die Liebe seiner Mitbürger sein frommes Gemüth, und das Bewußtseyn, unter Freien der Erste zu seyn, seinen Ehrgeiz befriedigen.

Aber nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bei den Muselmännern wußte sich Kossuth in solches Ansehen zu setzen, daß er in Kiutahia wie ein Fürst in seinem Reiche betrachtet wird. Unsere Regierung ist zwar sehr bemüht, die Geltung Kossuths zu untergraben, und erst unlängst wurde ein gewisser J. nach Kleinasien entsendet, um — was durchaus nicht bedungen ist — „die Internirten zu überwachen", und „den weniger Compromittirten die Pforten der kaiserlichen Gnade zu öffnen", allein kaum war Kossuth von der Ankunft dieses Emissärs unterrichtet, als er dagegen Klage erhob, und Hr. J. bekam den Befehl, sich binnen 24 Stunden aus Kiutahia zu entfernen. Nun meint der Korrespondent eines Wiener Blattes, daß die österreichische Regierung diese „Beschimpfung" durchaus nicht dulden darf, und daß dieß „von der geringen Achtung zeige, welche man im Auslande noch immer vor der Wiener Großmacht hege", da man „einen österreichischen Unterthan, abgesehen davon, daß er ein Agent der Regierung sey, trotz seiner guten Legitimationsdocumente, auf Befehl eines verschollenen Agitators ausweist"; aber die Bewohner von Kleinasien kennen die österreichische Großmacht nicht einmal vom Hörensagen und sehen hingegen die dampfenden Delphinen des Lord Firebrand täglich an ihren Küsten vorbeischwimmen, und diese sind doch etwas mehr als die „Legitimationsdocumente eines österreichischen Agenten".

Von unsern Localverhältnissen kann ich Ihnen nichts Erhebliches melden. Die politischen Verbrecher werden verurtheilt, die Verurtheilten werden zu Festungsarrest begnadigt, die Begnadig-

Digitized by Google

ten werden amnestirt, die Amnestirten werden vorgeladen und ausgeschafft, die Ausgeschafften werden unter besondere Ueberwachung der Polizei gestellt, bis man wieder ein Verbrechen entdeckt und vom Anfang beginnen kann. Verordnungen und neue Steuerarten regnet es auf uns in Strömen herab. So wurde jüngstens verordnet, die Buchhändler sollen die Zeitungsblätter nicht in die Auslagen vorlegen, weil die Leute sich dort versammeln, um diese Blätter zu lesen, und dadurch — glauben Sie vielleicht, zu viel demokratische Principien einsaugen? O nein! dafür hat unser Generalcommando schon gesorgt, sondern — das Trottoir verstellt wird. Es gibt doch nichts Höflicheres über einen österreichischen Soldaten! Ferner wurde die Anfertigung von Braceletten, Nadeln u. s. w. aus ungarischen Münzen bei strengster Strafe untersagt; und ein gewisser Abasi meldet seinen Freunden im „Magyar Hirlap", sie mögen ihre Sendungen einstellen, da die Sammlung von Volksliedern, welche er herauszugeben beabsichtigte, durch die Polizei im Manuscript confiscirt wurde.

Die französische Flotte und die Engländer.

Die „Times", welche die ihrer Vollendung entgegenschreitenden großen Hafenbauten in Cherbourg und den jetzigen imposanten Stand der französischen Seemacht nicht ohne Besorgniß betrachtet, findet doch eine Art Trost in dem Gedanken, daß die Franzosen, wie alle Celten (das celtische Blut der Franzosen ist aber, wenigstens im Nordosten, tüchtig mit germanischem gemischt) keine rechten Seefahrer seyen, und auch schwerlich je werden dürften. Sie folgert das unter Anderm aus der großen Empfänglichkeit der Franzosen für die Seekrankheit. So schreibt ihr Korrespondent: „Mein Mißgeschick wollte, daß ich meine Ueberfahrt von Havre nach Cherbourg auf einem französischen Handelsdampfboot machen sollte. Das Meer war so glatt wie ein Flußkanal, kaum leise gekräuselt unter dem sanftesten Lufthauch. Bei seiner Abfahrt vom Kai bot das Schiff ein lebendiges Bild von Heiterkeit und guter Laune in echt französischem Styl. Das Deck war vollgedrängt mit Menschen vom Vorder- bis zum Hintertheil; Stühle standen in Reihen zur Bequemlichkeit der Passagiere, die von Paris, Caen, Rouen und andern Orten herbeigereist, um sich zu vergnügen, und sie rauchten, tranken, aßen und plauderten nach Herzenslust. Aber, ach! diese angenehme Gemüthsstimmung sollte bald verdorben werden. Man war am Kai vorüber, und indem Neptun sich lässig im Sonnenscheine reckte, gab er dem schwergeladenen Boot einen sanften Ruck, der es einen oder anderthalb Zoll nach herüben neigte, worauf eine ähnliche Verbeugung nach drüben folgte. Alsbald verbreitete sich ein bestürztes Schweigen über das Schiff; es fuhr dahin stumm wie der fliegende Holländer. Still zog man die Cigarren zwischen den Lippen hervor und warf sie ins Meer; die Tabakspfeifen wurden tief in die Taschen gesteckt, das Glas blieb halbgeleert stehen, und die schmackhaftesten Würstchen lagen unbeachtet. Manches Auge, das noch vor einer Minute von Freude gestrahlt, schickte jetzt einen Blick des Neids auf die zurückweichenden Hafendämme, dichtbesetzt mit lebhaften Damen, Herren, Soldaten, Zollbeamten und Fischern, die ihren Freunden Lebewohl zuwinkten; Nationalgarden schlugen ihre Tschakos auf dem Kopfe fest, und betrachteten das „sacre mer" mit ernstem und drohendem Gesicht, während Andere ihren Kopf von dem verderblichen Elemente lieber ganz wegwandten, und die Damen ihre Shawls und Hüte zurecht rückten, um sich auf die unvermeidliche Katastrophe vorzubereiten. Sie brach schnell herein. Noch ein paar Rucke, und es war geschehen. Halberstickte Flüche, schmerzliche Mon-dieu-Rufe erhoben sich aus der erregten Masse, bis ein lautes Geschrei der leidenden Menschheit aus dem unglücklichen Schiff emporstieg. Den Folgen war nicht auszuweichen. Ging man in den geheimsten Winkel des Schiffes, so lag da ein Franzmann in der übertriebensten Attitüde der Verzweiflung, der eben nur noch Athem genug hatte, um Euch zu sagen, daß er im Begriff sey, auf dem Fleck zu sterben. . . . Mag Sir Charles Napier sagen, was er will, ein französischer Militäreinfall in England ist unmöglich! Zwar ihre furchtbaren Kriegsdampfer möchten etwa ihre bewaffneten Haufen an unsere Küsten werfen, aber einige wenige Abtheilungen Polizei könnten sie leicht als Gefangene ins Innere abführen. Niemand bewundert mehr als ich den Muth und die Tapferkeit des französischen Soldaten; aber wenn sein Magen ähnlich beschaffen ist, wie der seiner Landsleute, die zum erstenmal aufs Salzwasser kommen, so muß er — behaupte ich — nach einer Seereise von wenigen Stunden die sichere und leichte Beute eines selbst unbedeutenden Feindes werden. Die englischen Soldaten sind in dieser Beziehung jedenfalls den französischen überlegen, und Regimenter, welche einmal die Linie passirt, werden nicht leicht seekrank, sondern steigen ans Land so frisch, wie sie abgefahren."

Mannichfaltigkeiten.

Ludwig Bonaparte scheint in seinen Mußestunden seine strenge Amtsmiene etwas aufzuheitern. In einem Briefe, welchen die in den Vereinigten Staaten lebende politische Flüchtlingin Madame Belgiojoso über Frankreichs politische Lage an den „Newyork Tribune" geschrieben, ist erwähnt: wie der Präsident der französischen Republik im engern Kreis seiner Freunde und Freundinnen besonders gern blinde Kuh spielt, was er ein jeu d'esprit nennt. Eines Tages — erzählt die Dame — trat der englische Gesandte ein, als das Spiel eben im vollen Gange war; der Präsident lag mit dem Kopfe im Schooße einer Dame, welche ihm die Augen zuhielt, seine rechte Hand lag auf seinem Rücken. Der Gesandte näherte sich leise auf den Zehen dieser interessanten Gruppe und tippte mit möglichster Grazie auf die ausgestreckte Hand. Der Prinz, vor Vergnügen kichernd, rief: „Ah, Pauline! ich kenne Sie!" Seitdem führt der Marquis v. Normandy den Spitznamen Pauline.

Der stolzeste Mann in Europa ist der Kaiser von Rußland, deutsche Fürsten, Prinzen und Minister sind zum zweiten Male zu ihm nach Warschau geeilt, um ihm das Schiedsrichteramt über deutsche Händel zu Füßen zu legen. Deutsche Fürsten und Soldaten blicken wie die Juden nach Osten und deutsche Armeen hemmen und beflügeln ihren Schritt nach seinem Wink. Das Schicksal Kurhessens und Schleswig-Holsteins soll von ihm, wenn Preußen sich nicht aufrafft, vorgezeichnet werden. Es ist ein trauriges Schauspiel.

Der Kriegsminister in Dresden hat's herausgebracht, wie Soldaten ihren Eid auf die Verfassung nicht brechen. Er läßt ihn gar nicht schwören, ja es darf nach seinem Befehl weder in dem Soldateneide, noch in den Kriegsartikeln der Verfassung Erwähnung geschehen. Der Soldat hat nur seinem Obern zu gehorchen und schießt er ein paar Verfassungstreue todt, so ist nur der Kriegsminister verantwortlich.

Alles, was an die schwarz-roth-goldene Zeit des Jahres 1848 erinnert, wird im Königreich Sachsen abgeschafft. Die deutschen Cocarden und Farben sind jetzt auch an die Reihe gekommen. Das Kriegsministerium befiehlt, „daß sie für jetzt wegzufallen haben, indem sie nur als ein allgemeines Erkennungszeichen für den Fall des Ausrückens eines Bundesheeres angeordnet waren."

Digitized by Google

Also eine Art Paß für freien Zug oder ein Blitzableiter, daß Bayern und Preußen sich nicht aus Versehen todtschießen.

Die Directoren des Hippodrom in Paris speculiren sehr richtig auf den unlöschbaren Durst der Pariser nach Neuem. Die Luftfahrten, die dort veranstaltet werden, bieten immer ein neues und immer steigendes Interesse. Kürzlich versammelten die lockenden Affichen, welche eine Lufterpedition unter dem Titel: Die Töchter der Luft, ankündigten, eine ungeheure Menschenmasse, welche den ganzen Platz des Triumphbogens bedeckte. Trotz der rauhen Luft sah man drei jugendliche Göttinnen in luftiger Tracht von gemalten Wolken umgeben der Erde entfliehen. Die Menge brach in ein donnerndes Bravo aus, das mehr dem Muthe der jungen Mädchen, als dem sinnreichen Arrangement galt. Zwei der Sylphen waren an dem äußersten Rande des künstlichen Wolkenhimmels in schwebender Haltung placirt und hatten keinen sichtbaren Stützpunkt. Nach wenig Minuten verschwand die Allegorie in den Wolken. Der Ballon kam bei Villeneuf mit seinen zähneklappernden Passagieren glücklich zur Erde.

Nicht alle Engländer nehmen, wie ihre Regierung, gegen Holstein Partei. Ein angesehener Dichter, Campbell, läßt eine Mahnstimme für Holstein erschallen, die auch uns das Blut in die Wangen treiben muß: „Scham über Euch — im deutschen Reich! Scham und Verachtung ohne Ende! Den Brüdern droht — Knechtschaft und Tod — und Ihr — reibt Euch schläfrig die Hände."

Korrespondenz.

Mainz, 31. October.

Die Vertheidigungsrede, welche der gewesene Herausgeber der dem Postverbot erlegenen „Westdeutschen Zeitung", Dr. Hermann Becker, am 25. d. M. vor dem Geschwornengericht zu Köln gehalten, und welche durch die Kölnische Zeitung mitgetheilt wurde, ist bereits zu wohlverdienter Berühmtheit gelangt, indem Jeder, welcher Partei er auch angehören möge, die Fülle von Geist, die unerschütterliche Ueberzeugung und den männlichen Gleichmuth, welche sich darin unleugbar aussprechen, anerkennen und bewundern muß. — Die Mainzer Zeitung hat in ihrem gestrigen Feuilleton begonnen, diese Rede ebenfalls mitzutheilen — Die hiesigen katholischen Sonntagsblättee enthalten aus Paris folgende Nachricht: „Die Schwägerin des Ministees Guizot, Madame de Vaines, ist, 25 Jahee alt, durch Entzündung ihrer Kleider ums Leben gekommen. Fünf Tage lang lag sie im Todeskampfe. In dieser Zeit entsagte sie dem protestantischen Irrthum und starb als Katholikin, mit den Heilmitteln der wahren Kieche begnadigt. Der Here sey ihrer armen Seele gnädig!" — Moegen wird das neu gegründete Kasino, welches den Namen „Neues Kasino" annahm und mit einer sehr bedeutenden Anzahl von Mitgliedern ins Leben tritt, eröffnet werden, vorläufig bis zur Erwerbung eines eigenen Hauses in den zu diesem Zwecke hergerichteten schönen Räumen des eesten Stockwerks des Gasthauses zum „Holländischen Hofe."

Frankfurt a. M.

Konzert von Wilhelmine Clauß.

Man ist gegen anerkennende Berichte über Künstler und Virtuosen etwas mißtrauisch geworden und dieß nicht ohne Geund; denn veekehrte Kunstansichten, Freundschafts- und Etiquenbeziehungen, oft auch noch unlautere Interessen bemühen sich nicht selten, verdienstliche Leistungen zu verkleinern oder wenig veedienstliche zu überschätzen — Fräul. Wilhelmine Clauß ist von der Kritik in vielen und geachteten Blättern hochgefeiert worden und dießmal mit vollem Fug und Recht. Auch bei uns hat sie den ihr vorausgegangenen Ruf einee der ersten und herovoragendsten Pianistinnen vollkommen gerechtfertigt. Die Bedeutendheit ihres Talentes, die außergewöhnlichen Vorzüge ihres meisterhaften Spieles und die besondere Empfehlung von Notabilitäten der musikalischen Welt haben ihr am 5. d. im Saale der Loge Socrates gegebenes Konzert zu einem eben so zahlreich und von der Elite der Gesellschaft besuchten, als interessanten und glänzenden gemacht. In der That gilt es hier die Würdigung einer höchst bedeutenden Kunsterscheinung, die übee das Niveau des Gewöhnlichen sich weit erhebt. Fräul. Wilh. Clauß hat nicht nur Dasjenige gelernt, was man leenen kann, sondern besitzt auch Das, was sich nicht anlernen läßt, den innern Beruf und die innere Durchdeungenheit der Kunst; ihr Spiel ist nicht nur technisch vollendet, sondern auch geistig, nicht nue elegant und abgerundet, sondern auch lebensvoll und poetisch. Die Technik anbelangend, so überrascht diese durch die höchste Geläufigkeit und Fertigkeit und mehr noch durch die außeeordentliche Klarh it und Reinheit in allen, selbst den schwierigsten Passagen. Ferner ist der Anschlag eben so voll und kräftig, als schön und elastisch und sie weiß dem Instcumente eine Tonfülle und einen Wohllaut zu entlocken, die wahrhaft überaschen. Zu dieser Fertigkeit und Klarheit des Spiels, dieser Kraft und Elasticität des Anschlags gesellt sich jenee geschmackvolle Vortrag, der die Virtuosität nue als Mittel, nicht aber als Zweck geltend macht, gesellen sich jene feine Nuancirungen des trefflich ausgearbeiteten Details, welche einen gebildeten Geschmack und eine geistige Auffassung dekunden. Die heroortretende Eigenthümlichkeit dee Kunstleistungen dieser Pianistin ist neben den angedeuteten Vorzügen die Anmuth und poetische Frische in Spiel und Vortrag, die man nicht leicht ausgebildeter und schöner hören wied. Als Glanzpunkt ihrer Leistungen glauben wir den Vortrag der großen Phantaste von R. Willmees (ein Sommertag in Norwegen) bezeichnen zu dürfen. Hier war Alles veeeinigt, was zu einem meisterhaften Pianofoetespiel gehört, brillante Technik, reiches und anmuthiges Detail, Kraft und Schwung des Vortrags, höchst geschmackvolle Form und zugleich Wärme und Innigkeit des Ausdrucks. Der Raum dieser Blätter verstattet nicht, in die Einzelnheiten dieses und der andern von dee jugendlichen Künstlerin oorgetragenen Musikstücke einzugehen, doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Beifall außergewöhnlich war wie die Kunstleistung und Fräul. Clauß mehrmals hervorgerufen wurde Ein trefflicher Patentflügel von Streicher, den die Konzertgeberin spielte, bewährte das anerkannte Renommé dieser für den Salon wie für das Konzertspiel gleich geeignete Instrumente. Wie wir vernehmen, steht ein zweites von Frl. C zu oeranstaltendes Konzert in Aussicht. — Da sie ihre Kunstreise von hier aus weiter fortzusetzen gedenkt, so wied man gewiß überall, wo sie sich hören läßt, dem hier von uns gegebenen Urtheil übee ihr seltenes Talent und übee ihee Vieluosität beistimmen. Schließlich sind wir namentlich dem Diecktoe unseres Cäcilienvereins, Hen. Franz Messee, welcher seine Protection nicht an Unwürdige oerschwendet, zu gerechtem Danke verpflichtet, daß er bei dieser Veeanlassung im Interesse eines wahren Verdienstes seine einflußeeiche Empfehlung und Betheiligung geltend gemacht hat. W.

Samstag, den 9. Nov. 1850. Eeste Quartett- und Quintett-Unterhaltung der Hereen Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus G dur von Mozart. 2) Quartett aus F moll von Mendelssohn (Nr. 8 der nachgelassenen Werke). 3) Quaetett aus C due von Beethoven (unter gefälligee Mitwirkung des Hrn. Arnold). Abonnementskarten zu fl. 4, sowie einzelne Karten zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. Andrä und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. Nov. (Zum ersten Male): Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nicolai.

Samstag, 9. Nov. Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Akten von Schröder.

Sonntag, 10. Nov. Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt von Mehül. Hierauf: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, Hampelmanniade in 3 Bildern.

Montag, 11. Nov. (Zum erstenmale): Ein deutsches Dichterleben, Schauspiel in 5 Akten, von H. S. Mosenthal.

Druck und Verlag von Hetter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 268. Samstag, den 9. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

In Bertha wurde nach und nach das Bewußtsein, von dem Fürsten ausgezeichnet zu werden, durch das schönere überwogen, von ihm geliebt zu sein. Aber indem sie diese Liebe zu erwiedern begann, ward ihr bange um die Dauer des beglückenden Besitzes. Sie fand zwar in ihrer gegenwärtigen Umgebung nirgends Anlaß zur Eifersucht; aber die Weise des Fürsten, mit Frauen zu verkehren und, wenn nicht mit wirklichen Empfindungen, doch mit deren Scheine und Klange zu spielen, dazu einige von neidischen Frauen ihr hingeworfene Bemerkungen über seine früheren Liebesabenteuer, ließen sie Zweifel in seine Beständigkeit setzen. Freilich trug sein Benehmen gegen sie ein andres Gepräge; aber sie verglich mit seiner, vorzüglich in still vertrautem Beisammensein, immer glühender und begehrlicher hervortretenden Leidenschaftlichkeit unwillkürlich Hermanns seelenvolle Innigkeit gegen Helene, unverändert die selbe jetzt gegen die Gattin, wie einst gegen die Geliebte — und der sichere Frieden der Liebe blieb ihr ein unerreichbares gelobtes Land.

Sie mied nachgerade das Geräusch der Gesellschaft, aber zugleich auch immer mehr Hermanns Haus, dessen Frieden sie an den fehlenden in ihr selbst mahnte. Sie wich dort jedem Gespräche über den Fürsten aus; die Freunde, die dieß bemerkten und durch den Cabinetssecretär — der bei dieser Angelegenheit des Fürsten grundsätzlich unthätiger Zuschauer blieb — weitere Andeutungen erhalten hatten, thaten bald ebenso. So gieng die Unbefangenheit des Gespräches verloren und das stete Umgehn und Verschweigen richtete eine Scheidewand zwischen Bertha und den wohlwollenden Menschen auf, die eben noch ihr Vertrauen genossen und erwiedert hatten.

Sie vergaß auch hier, daß der Anlaß zu der Wandelung des Verhältnisses von ihr ausgieng, und peinigte sich mit dem Gedanken, verkannt, gemißachtet, nur geduldet zu sein. Daran knüpfte sich ein anderer, noch tiefer verwundender Argwohn. Sie wußte, daß der Fürst Hermanns Haus nicht seltener besuchte, als vorher; aber sie glaubte zu bemerken, daß er absichtlich dort das Zusammentreffen mit ihr vermied, das er früher so oft und gerne herbeigeführt hatte. Nicht etwa die Möglichkeit, daß des Fürsten Besuche mehr Helenen, als Hermann gälten, kam ihr in den Sinn, sondern die quälendere: der Fürst empfinde sein Verhältniß zu ihr selbst als ein niederes, unlauteres, das er nicht über die reine Schwelle dieses Hauses tragen dürfe und wolle.

Sie isolierte sich einige Tage von aller Welt und ließ auch den Fürsten nicht vor sich. Der vorgegebene Grund des körperlichen Leidens war nicht ganz unwahr, ihr eigentlicher Zweck aber das Durchdenken ihrer geistigen Leiden und ihrer Zweifel, aus welchem sie sich zu irgend einem Entschlusse emporringen wollte. In dieser Einsamkeit kam ihr zum ersten Male der häßliche Name „Mätresse eines Fürsten" in den Sinn. Und doch schreckte sie nicht sowohl dieser Name an sich und der Anstoß gegen die Formen der Gesellschaft, als der Gedanke, daß die einzigen Menschen, deren Achtung ihr Viel galt, und endlich gar der Einzige selbst, dessen Liebe ihr ein neues Leben bieten sollte, ihrem Herzen nicht mehr den Werth zumessen möchten, den es wirklich verdiente.

Der Fürst hatte schon früher bemerkt, daß Bertha aus Hermanns Hause eine immer ernstere und in sich gekehrtere Stimmung mitbrachte, und daß ihre Besuche daselbst seltener wurden. Er errieth im Allgemeinen, daß ihr Verhältniß zu ihm die Ursache sei. Er selbst scheute ein Zusammentreffen mit ihr in Hermanns Hause und ganz besonders vor Helenen. Er hätte dort ebensowenig eine Maske vornehmen, als Empfindungen und Beziehungen ganz offen darlegen mögen, welche immerhin einen Schatten auf ihn und Bertha werfen konnten. Er glaubte zwar, ein allzu strenges Urtheil reiner und geistig hochstehender Menschen nicht zu verdienen und am Wenigsten gerade von Freunden besorgen zu müssen, die seine besten Eigenschaften kennen gelernt hatten; aber er schämte sich, die Nachsicht herauszufordern, die er im Stillen hoffte.

Als Bertha seinen Besuch ablehnte, vermuthete er sogleich einen psychischen Beweggrund; Hovede bestärkte ihn darinn und sagte, daß ihm selbst die Thüre seiner Schwester verschlossen sei. Dieser bemerkte wohl, daß des Fürsten Liebe zu Bertha durch das Mitgefühl und durch eine leise angedeutete Selbstanklage gesteigert wurde. An diese Wahrnehmung knüpfte er die Ausführung seines Planes, eine morganatische Verbindung des Fürsten mit Bertha herbeizuführen, dadurch für sich selbst einen festeren Boden zu gewinnen und mit der Schwester Ehre auch die seine vor der Welt zu sichern.

Es war ihm erwünscht, daß Bertha auch am folgenden Tage unsichtbar blieb und dem Dringen des wiederum persönlich erscheinenden Fürsten mit einem Blättchen antwortete, auf welchem die bittenden Worte standen: „Ach nur noch wenige Tage Nachsicht mit einer kämpfenden Seele!" Er fragte den bewegten Fürsten mit gut gespielter Bruderſorge: ob er ihm ein offenes Wort gestatten wolle, zu welchem ihn nicht der Wille seiner Schwester, aber seine Pflicht für diese treibe. Seiner Erwartung gemäß erwiederte der Fürst seine Frage mit der Bitte um völlige Offenheit.

„Eure Hoheit — sagte er nun — werden mir ohne Motivierung glauben, daß sowohl der Herzensfriede, als der Ruf meiner Schwester zu Grunde gehn müssen, wenn nicht eine Wendung ihres Schicksals eintritt. Ich sehe nur Ein Mittel: ihre Entfernung von hier für immer, und bitte Sie, nicht bloß dieselbe nicht

Digitized by Google

falsch zu deuten, sondern mich auch in der Bestimmung meiner Schwester dazu zu unterstützen."

„Wissen Sie — antwortete der Fürst in leidenschaftlicher Erregung — von Wem Sie dieß fordern? Von einem Manne, der sich nicht mehr von der Hoffnung lossagen kann, sein ganzes Glück in der Liebe und dem lebenslangen Besitze Ihrer Schwester zu finden, und dem für diesen Zweck kein Mittel, kein Opfer, gegen welches nicht höhere Pflichten sprechen, zu kostbar sein wird."

„Dennoch — sagte Hovede, indem er des Fürsten dargebotene Hand drückte — würde ich entschieden für Berthas Entfernung stimmen, wenn ich nicht nach ihrem ganzen Charakter voraussähe, daß sie mit gebrochenem Herzen scheiden würde."

Noch tiefer bewegt entgegnete der Fürst: „Wäre die Revolution geglückt — wie ich in mancher Beziehung trotz meiner Stellung wünschen möchte —, so wäre die einzig Geliebte morgen meine ebenbürtige Gemahlin. Aber die Gesetze, die dieß unmöglich machen, sind geblieben. Ich darf Ihnen ferner nicht verhehlen, daß ein vor Ihrer Ankunft angeknüpfter Faden für eine standesgleiche und meinem Lande willkommene Vermählung durchschnitten werden muß, wenn Bertha mit meinem Herzen meine linke Hand annimmt als die einzige Form, unter welcher die Sitte unser Bündniß öffentlich weihen kann."

Mit nicht ganz verhehlter Freude sagte Hovede hierauf: „Die Entscheidung dieser Frage hängt von Ew. Hoheit und von meiner Schwester ab; ich harre ihrer schweigend, aber mit bewegter Seele."

Im Weggehn sagte der Fürst, er werde an Bertha schreiben. Ihm war der Blitz des Triumphes nicht entgangen, der am Schlusse der Unterredung über Hovedes Züge geflogen war. „Möglich und natürlich — dachte er —, daß auch Bertha an diese Sanction unserer Liebe denkt, die sie fordern kann, um ganz die Meine zu werden; aber ich würde ihrem aufrichtigen Wesen, ihrem heißen Herzen unrecht thun, wenn ich ihrem Benehmen die Absichtlichkeit unterschöbe, die ich bei ihrem kalten Bruder vermuthen möchte." Er hatte längst bemerkt, wie ferne die Geschwister einander standen, und war mit Recht überzeugt, daß Bertha in dieser Herzens- und Lebensfrage ihren Bruder so wenig, wie irgend Jemand sonst, zum Vertrauten gemacht habe.

Er schrieb ihr warm und offen den Inhalt seines Gespräches mit ihrem Bruder, schilderte ihr mit den lebendigsten Worten seine Liebe zu ihr, wie seinen Glauben an ihre Liebe als den Hoffnungsanker seiner Zukunft und erkannte seine Verpflichtung gegen ihren Ruf und ihre Stellung in der Gesellschaft an, verhehlte ihr aber auch jenen Grund nicht, der bisher noch seine Bitte um ihre Einwilligung zu einer morganatischen Ehe verzögert habe. Jetzt aber sei er entschlossen, in keinem Falle zu den Opfern, welche ihm sein Stand koste, auch noch das seines köstlichsten Eigenthums, seines und, wie er hoffe, auch ihres Herzensglückes zu fügen.

(Fortsetzung folgt.)

Gewerbe, Fabrikwesen und Handel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Zweiter einleitender Artikel.

Der Deutsche kann mit Gewißheit annehmen, daß der Amerikaner in allen Gewerbsarten sehr gewandt ist, und daß, wenn er seine Arbeit und Mühe belohnt sieht, er nicht allein gut und dauerhaft, sondern auch sehr geschmackvoll zu arbeiten versteht. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Industrie-Ausstellungen in New-York, Boston ꝛc. besuchen, ferner die Fabriken, die Münzen in den Vereinigten Staaten, und die Sammlungen von Modellen in der Patent-Office sehen, welche die überzeugendsten Beweise des Erfindungsgeistes und der Geschicklichkeit liefern.

Billig und schnell zu arbeiten und dennoch dem Zwecke entsprechende Fabrikate zu liefern, ist die Hauptaufgabe jedes verständigen Gewerbsmannes, und in erhöhtem Maße des amerikanischen Industriellen; so viel als möglich Menschenhände zu ersparen und Maschinen dafür arbeiten zu lassen, ist daher auch sein hauptsächlichstes Bestreben. Wie sehr der Amerikaner erfindungsreich ist, beweisen die Patentlisten von 1790 an bis zum heutigen Tage, welche die schönsten Proben menschlicher Geistesfähigkeit und ausdauernden Fleißes liefern.

Der Amerikaner bindet sich nicht an die erlernte Art und Weise, einen Gegenstand anzufertigen, sondern er wendet eine ihm entsprechend scheinende neue Methode an, durch welche er einen Vortheil über andere Arbeiter in seinem Fache zu erlangen sucht; Wasser- oder Dampfkraft bewegt seine die Menschenhände ersetzenden Maschinen, wodurch er im Stande ist, viele Artikel schon so billig zu liefern, daß sie nicht mehr den Vermöglichen, sondern selbst den Armen zugänglich sind; man kann daher auch in den entferntesten Theilen der Union in den Kramläden die Urwälder-Artikel sehen, die man in Europa nur in großen Städten zu finden im Stande ist.

Die freien Institutionen Amerika's legen Niemand Zwang an, sich eine oder die andere Beschäftigung zu wählen, und dabei sein ganzes Lebenlang zu verbleiben. Keine Zünfte, Meisterproben, Prüfungen u. s. w. hindern ihn, ein beliebiges Geschäft anzufangen, es wieder zu verlassen und ein anderes zu beginnen, so lang und so oft es ihm beliebt; auch schämt sich der Amerikaner nicht, irgend ein Handwerk zu ergreifen, denn er weiß, daß ihm trotzdem selbst die höchsten Stellen in seinem Vaterlande offen stehen, und auch seinen Kindern der Weg zum Glücke dadurch nicht versperrt ist.

Der Handelsgeist beseelt die ganze angloamerikanische Nation, und der Gewerbtreibende ist eben so unternehmend, spekulativ und scharfblickend, wie der gewandteste Kaufmann. Er sucht sein Geschäft so großartig wie möglich zu betreiben, kauft auf Kredit und gibt Kredit, um nur seinen Absatz so sehr wie möglich zu steigern. Daher kommt es, daß die traurigen Folgen einer Handelskrisis bis in alle Gewerbsklassen fühlbar sind. In den großen Städten existiren auch Banken, die vorzugsweise Noten von Gewerbtreibenden mit guten Endossements discontiren, wodurch der Betrieb der Gewerbe bei dem gebräuchlichen Kreditwesen sehr erleichtert wird. Auch deponiren die Handwerksleute ihre disponiblen Gelder bei solchen Banken und ziehen nach Bedürfniß auf dieselben.

Der amerikanische Gewerbsmann ist hiedurch gezwungen, ordentlich Buch und Rechnung zu führen, und mit dem Geschäftsgang der Banken und den Gesetzen überhaupt genauer bekannt zu seyn, wie Derjenige, welcher nur gegen baar Geld kauft und ebenso wieder verkauft.

Der Einwanderer hat daher, wenn er mit dem Amerikaner concurriren will, sich zuerst die nöthigen Lokalkenntnisse hinsichtlich des Bezugs der rohen Artikel sowohl, als auch hinsichtlich der Zahlungsfähigkeit der Personen, mit denen er zu schaffen hat, und zwar nicht allein an Ort und Stelle selbst, sondern sogar Hunderte und Tausende von Meilen ins Innere des Landes hinein zu verschaffen; ferner muß er mit der Einrichtung der Banken und deren Solidität, mit den Gesetzen des Staates, in dem er wohnt, so wie derjenigen anderen Staaten, mit denen er in eine

*) Aus dem so betitelten mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderer geschriebenen Werke des amerikanischen Consuls Fleischmann. (Stuttgart, F. Köhler, 1850.)

Digitized by Google

Geschäftsverbindung treten will, genaue Bekanntschaft haben, ehe er irgend etwas Großartiges unternehmen kann.

Eine Hauptbedingung jedoch für das Gelingen irgend einer Unternehmung ist Ausdauer; man muß mit dem Platze nach und nach heranwachsen, sein Geschäft allmälig ausdehnen und aus der erworbenen Lokalkenntniß und den sich darbietenden Gelegenheiten Nutzen zu ziehen suchen. Der Einwanderer darf nie vergessen, daß unser Land noch in seiner Entwicklung ist, daß günstige Punkte im Verhältnisse zu ihrer Lage einen eben so schnellen und großartigen Aufschwung nehmen können, wie viele Orte am Ohio und den See'n, an deren Bauplätzen noch vor vierzig und weniger Jahren von den Weißen kaum gekannte Wildnisse sich befanden.

Der Amerikaner, wenn er sich einmal einen gut gelegenen Platz ausgewählt und sich auf demselben niedergelassen hat, beginnt mit aller Energie sein Geschäft in Aufschwung zu bringen, und nimmt großes Interesse an dem Aufblühen seiner neu gewählten Wohnstätte; er sucht durch Eisenbahnen, Kanäle, Kunststraßen und Schifffahrt den Handel des Ortes auszudehnen, und bringt hiefür große Opfer; er erkennt sehr wohl, daß letztere ihm durch den vermehrten Verkehr und durch das Steigen des Werthes von Grund und Boden zurückerstattet werden; er trachtet Schulen, Kirchen und Institute aller Art zu begründen, nicht allein, um für die Erziehung seiner Kinder zu sorgen, sondern auch, um den Platz selbst für Solche, die eine Niederlassung suchen, anziehender zu machen.

Die Deutschen legen in dieser Beziehung leider nur zu wenig Interesse an den Tag, und sind für den unternehmenden Amerikaner sehr oft ein widriges Hinderniß, wenn er ihres Beistandes bedarf, um Verbesserungen auszuführen, die allgemeinen Nutzen bringen. Der Deutsche berechnet nur für den Augenblick, der Amerikaner aber, und zwar mit einem ihm eigenen Scharfblick, auch für die Zukunft.

Ueber Nacht reich werden, wie es sich Viele vorstellen, kann man weder hier zu Lande, noch sonst irgendwo; rastlose Thätigkeit ist zum gedeihlichen Fortkommen in Amerika in einem höheren Grade erforderlich, wie in der alten Welt. Zeitverschwendung in den Schenken während des halben Tages, wie es viele deutsche Meister zu treiben pflegen, führt hier zum sicheren Ruin. Der Amerikaner, sey er Advokat, Arzt oder Handwerker, ist von früh Morgens bis spät in die Nacht in voller Thätigkeit, und seine Mußestunden werden der Politik gewidmet, oder zu Berathungen über Errichtung von Kirchen, Schulen, Anlegung von Straßen, oder über andere dem Gemeinwohl dienliche Verbesserungen verwendet; — er weiß, daß er sich und seinen Kindern eine neue Heimath, seinem Lande eine große Zukunft zu schaffen hat, wobei keine Minute verloren geben darf.

Der Deutsche, wenn er hierher kömmt, soll sich gleich entschließen, amerikanischer Bürger zu werden, nicht vom Erwerb schnellen Reichthums, und wenn er sich am Anfang hierin getäuscht sieht, nicht von dem Zurückkehren nach der Heimath träumen, namentlich aber nicht immer und allein sein persönliches Ich und seinen persönlichen Vortheil im Auge haben, sondern auch für das Wohl seiner Mitbürger und für die Zukunft des Landes mitwirken, weil damit sein eigenes Wohl und seine eigene Zukunft aufs Engste zusammenhängt. Der Amerikaner nimmt Antheil an Allem, was sein Land betrifft, sey es im Süden, Norden, Osten oder Westen; er ist stolz auf jede Verbesserung, die gemacht oder unternommen wird, und freut sich darüber, denn er weiß, daß er oder seine Nachkommen nur gewinnen, wenn das Land, in welcher Beziehung es sey, eine immer höhere Vollkommenheit erreicht.

Der einfältige Dünkel des Besserseyns und Besserwissens, weil man aus einer in ihrer Kultur veraltenden Welt kommt, das Geringschätzen des Amerikaners, seiner Lebensweise, Sitten und Gebräuche, weil sie von den deutschen verschieden sind, entfernt die Deutschen von den Amerikanern. Die Ersteren sollten sich lieber bestreben, den Letzteren so nahe als möglich zu kommen, und mit ihnen das große Werk so schnell als möglich auszuführen, wodurch der Urwald in ein kultivirtes Land mit blühenden Städtchen und Ortschaften umgewandelt und den Nachkommen eine glänzende Zukunft bereitet wird.

(Schluß folgt.)

Ein neues Lied von der Glocke.

Schiller's herrliches Lied von der Glocke, dieß noch unerreichte Muster didactischer Poesie, dieser frische, erquickende Lebensbrunnen von Natur und Wahrheit, diese reiche Schatzkammer von erhebenden Betrachtungen, hat schon oft nicht nur die Form, sondern auch die leitende Grundlage zu ähnlichen Dichtungen hergeben müssen. Sind diese auch hinter dem Vorbilde weit zurückgeblieben, so haben sie uns doch manches recht gelungene Gedicht geboten, zu denen auch ein eben erschienenes und somit neuestes zu rechnen ist. Es steht mit dem heutigen Tage (9. November), als dem Todestage von Robert Blum, in unmittelbarer Beziehung. Die in Schillers Gedicht auf den Glockenguß sich beziehenden Worte des Meisters sind hier dem Andenken Robert Blums und der Erinnerung an dessen Leben und Wirken gewidmet, woran der Verfasser mancherlei Betrachtungen über Revolution und Reaction, Volksbestrebungen und Zeitrichtung, Freiheit und Einheit des Vaterlandes u. s. w. geknüpft hat. Sind auch nicht alle Einzelnheiten dieser Nachbildung gleich gelungen, so sind doch viele derselben recht lebendig und frisch und ist besonders die Gesinnungstüchtigkeit, welche das Ganze als rother Faden durchzieht, hervorzuheben. Um das Gedicht recht populär zu machen, ist der Preis auf 6 Kreuzer gestellt und kann dasselbe in allen Buchhandlungen, sowie auch direct vom Verlag der Redaction des Lucifer in Michelstadt im Odenwalde bezogen werden. Einige Stellen daraus mögen den Leser mit Form und Inhalt desselben bekannt machen.

Nicht in Palästen, reich und prächtig
Entfaltet sich des Volkes Zier:
Aus dunkler Krippe, kalt und nächtig,
Geht sie mit Himmelsglanz herfür.
Von Berges Rand, vom See, die Boten
Ruf Er, der mächtig sich erweist:
Wir schwören nicht zum Gott der Todten,
Wir glauben an den heil'gen Geist;
Den Geist des Rechtes und der Wahrheit,
Der aus dem Volk zum Himmel flammt:
Gesetzes Licht und Geistes Klarheit,
Sie sind die Frucht, die ihm entstammt.
Drum neigt, ihr Geld- und Purpurreichen,
Das hohe Haupt dem schlichten Mann,
Der, herrscht er auch nicht, euch zu gleichen,
Nicht ernten nur, auch säen kann.

Wollt ihr nie das Recht gewähren?
Spricht im Volke Robert Blum;
Soll es ewig denn entbehren,
Schweigen, dulden, stumm und dumm?
Eher, als ihr denkt,
Zu die Form zersprengt!

Volkeskraft will sich nicht fügen,
Frei in eignen Bahnen fliegen.

Jetzo mit der Kraft des Mannes
Wiegt die Freiheit aus der Gruft,
Daß dieß Lied, das, gleich Johannes,
Uns zur Wach' und Buße ruft,
Sich erfüllt, belebt!
Wachet! kämpft und strebt,
Daß der Name, der es weihte,
Freiheit aller Welt bedeute!

Mannichfaltigkeiten.

Es scheint denn doch mit den Klaviervirtuosen noch nicht vorbei zu seyn. Ohne Ruf, ohne Empfehlungen, ohne Connexionen kam Julius Schulhoff vor Kurzem nach Wien und zu seinem fünften Konzert konnten Viele keine Eintrittskarten erhalten, sie mußten sich gedulden bis zum sechsten und siebenten! Am verwichenen Montag, den 21. Oct., gab er eine Soirée musicale im Leipziger Gewandhause mit gleich großem Erfolge. Man bewunderte seine Fertigkeit und Sicherheit, seine Kraft und Zartheit, die sprudelnden Hunderttindachtundzwanzigstelläufer und Sprünge im Prestissimo-Tempo und dazwischen wieder die einfachen wie von einer lieblichen Menschenstimme gesungenen Melodieen, Alles mit edlem Geschmack vorgetragen, und an anmuthigen und pikanten Stücken eigener Composition gezeigt. Schulhoff wird in einem der nächsten Gewandhauskonzerte wieder spielen und diesen Winter Deutschland durchziehen.

Raumer's historisches Taschenbuch von 1850 bringt die Geschichte der deutschen Seemacht vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ab. Der gründliche Aufsatz von Barthold ist lesenswerth. Hätten wir die politische Einheit gehabt, so würden wir, bei der ausgezeichneten Begabung unseres Küstenvolkes für das Seewesen, die erste Seemacht der Welt geworden seyn, und hätten Pflanzungen in den fremden Erdtheilen. Die Habsburgische Hauspolitik hat uns um die Niederlande gebracht. Deutschland besaß hundert Jahre vor den Engländern Dreidecker, die ersten Kanonen, welche man je auf Schiffen sah, wurden von Lübeckern auf dieselben gebracht; Lübeckische Schiffsbaumeister waren die Lehrer Englands. Die Blüthe und Macht der europäischen Nationen stieg und sank in demselben Verhältnisse wie ihre Seefahrt und ihre Seemacht. Das hat seit zweihundert Jahren kein deutscher Fürst begriffen; keiner hatte so weiten Blick, mit alleiniger Ausnahme des großen Kurfürsten von Brandenburg, der keinen Nachfolger fand, der die maritime Wichtigkeit Deutschlands begriffen hätte. Die andern Völker Europa's haben unsere Seeleute zu ihrem Vortheile benutzt. Eben jetzt begibt sich wieder das Allerschimpflichste. Die Dänen besetzen die friesischen Inseln der Westsee, und die „deutsche Flotte" liegt unthätig in der Weser. Der einzige Mann, welcher je die Bedeutung einer deutschen Seemacht richtig, scharf und in großartiger Auffassung begriffen hat, war der Lübecker Tribun Jürgen Wullenweber, im Anfange des 16. Jahrhunderts. Die schwächliche Volkspartei ließ ihn fallen und die Aristokratie, im Bunde mit der Geistlichkeit, stürzte den gewaltigen Mann. Man muß bei Barthold lesen, welche Mißhandlungen Deutschland und insbesondere die Hansestädte von den dänischen Königen erlitten haben. Die deutschen Fürsten ließen Alles geschehen.

Literatur.

Eine ausführliche Besprechung bedarf das kürzlich im Verlag der Schmerber'schen Buchhandlung (H. Keller) dahier erschienene Kupferwerk: „Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Im Auftrage S. k. Hoh. des Großherzogs von Hessen und bei Rhein bearbeitet von Dr. J. v. Hefner und Dr. J. W. Wolf." Von dem letztgenannten Gelehrten, bekannt durch seine trefflichen flämischen Studien, ist die Geschichte, von dem ersten, einem der besten Kenner der Kunstgeschichte des Mittelalters, die Beschreibung der Burg. Wolf erwähnt in der Einleitung, daß die wichtigsten Urkunden über die Geschichte der Burg im Frankfurter Archiv liegen, wodurch dieß Werk ein besonderes Interesse für unsere Stadt erhält. Die an der alten Bergstraße gelegene Raubburg, welche Conrad von Bickenbach um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gebaut, störte nämlich den Handel von Frankfurt und so schloß die Stadt dem Kurfürsten Johann von Mainz und dem Pfalzgrafen Ruprecht sich an, als diese 1399 die Belagerung der Burg beschlossen. „Die große Steinbüchse" von Frankfurt trug am meisten dazu bei, die feste und schwer zugängliche Burg zu brechen. Dem Umstand, daß das an die Trümmer gelegte Feuer so schnell um sich griff, daß die zum Wegschaffen in einem der Wohngebäude zusammen getragenen Geräthe unter den Trümmern begraben wurden, verdankt man seit 1849 die Auffindung einer so vollständigen Sammlung von Geräthen aller Art, wie aus jener Zeit keine vorhanden war. Diese Gegenstände: verzierte Thonplatten der Fußböden, Ofenkacheln, thönerne und eherne Gefäße schöner Form, Küchengeräthschaften, Nägel, Feuer- und Handwaffen, Rüstungsstücke, Münzen, Pferdegeschirr u. s. w., früher in Zugenheim aufgestellt, seit kurzem aber nach Darmstadt gebracht, sind in der zweiten Abtheilung von Hefner beschrieben und auf zehn Tafeln in Kupferstich trefflich abgebildet. Die letzte Tafel zeigt Grundriß und Ansicht der Burg. Der Preis ist niedrig im Verhältniß zu der Fülle der Gegenstände und der Schönheit der Ausstattung, und so verdient das Werk die vollste Beachtung aller Derer, die sich für die vaterländische Vorzeit interessiren, — eine Vorzeit, welche die Beziehung zur Gegenwart hat, daß sie einen tröstlichen Beweis für die Unverwüstlichkeit des deutschen Volkes liefert, denn noch weit schlimmere als unsere heutige Verwirrung war der Zerfall des Reichs in der Epoche des Faustrechts, und das Volk hat diese Zustände doch überwunden.

Berichtigung.

In der Anzeige über die erste Quartett- und Quintett-Unterhaltung der Herren P. Wolff ꝛc. in der gestrigen Didaskalia muß der dritte Passus heißen: Quintett aus C dur, statt „Quartett" ꝛc.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Nov. Stille Wasser sind tief, Lustspiel in 4 Akten von Schröder.

Sonntag, 10. Nov. Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt von Mehül. Hierauf: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, Hampelmanniade in 3 Bildern.

Montag, 11. Nov. (Zum erstenmale): Ein deutsches Dichterleben, Schauspiel in 5 Akten, von H. S. Mosenthal.

Druck und Verlag von Heller und Kohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 269. Montag, den 11. November 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Bertha fühlte sich durch diesen Brief mit einem Male aus ihrem düstern Sinnen emporgeschnellt. Entrüstet über ihren Bruder, dessen selbstsüchtige Beweggründe sie errieth, bebte sie vor der Möglichkeit zurück, wenn auch nur einen Augenblick von dem Geliebten verkannt worden zu sein. Ihre alte Kampflust gegen das Urtheil der Gesellschaft erwachte in neuer Stärke. Ihre so glühend erwiederte Liebe wurde ihr zum Palladium, das sie selbst gegen die Forderungen der Sitte vertheidigen, zum Asyle, in welchem sie ihre Vergangenheit und die ganze Welt vergessen wollte.

Sie schrieb dem Fürsten unter Anderem: „Mit meiner Liebe und meinem Selbstbewußtsein weise ich das Opfer zurück, das meines Bruders Selbstsucht und Ihre Liebe und Sorge für mich an Sie fordern. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, daß Sie, wenn auch nicht mir, doch sich selbst dereinst dieß Opfer als solches vorwerfen und dabei vergessen könnten, daß auch ich nicht Geringes mitopfern würde. Denn — lächeln Sie nicht — meine Rechte ist zu stolz, um sich nur Ihrer Linken gleich achten zu lassen. Ich will nicht nach einer Stufenleiter gemessen werden, welche Ein glücklicher Tag der sicher einmal hereinbrechenden Umwälzung in das gebührende Nichts schleudern wird. Aber Herz gegen Herz, ein ganzes innerstes Leben gegen ein gleiches — dieser heilige Tauschwerth ist keinem Wechsel der Zeiten unterworfen, solange wir ihn selbst empfinden und uns durch den weihenden Segen der ewigen Menschennatur über die Mißachtung vieler gegenwärtiger Menschen erhoben wissen. Lassen Sie uns einander bleiben, was wir uns bisher waren: die nächsten Wahlverwandten, Freud' und Leid nicht bloß unserer Personen, sondern auch der Menschen draußen und die Thätigkeit für die kranke Gesellschaft mit einander theilend."

Diese sociale Hoffnung, mit dem Fürsten und durch seine mächtige Hand viel Gutes zu wirken und vielleicht in großen heilbringenden Thaten und Einrichtungen zu Führern der strebenden Zeit zu werden, vollendete die Glorie, die sich vor Berthas Blicken um diesen „freien Liebesbund" wob.

Ihr Bruder sah sie in freudiger Aufregung eintreten und glaubte seinen Plan gelungen, wurde aber bald enttäuscht. Sie schnitt sein Zureden und seine Vorwürfe mit den Worten ab: „Mein Brief ist abgesandt, mein Entschluß zur That geworden, und des Fürsten Liebe und Achtung mir sicherer, als wenn ich deinem Rathe gefolgt wäre. Ich möchte dir danken, daß du in deiner Weise für mein Wohl zu sorgen suchtest, aber ich kann es nicht von Herzen. Du sahst mich lieben und leiden, und schwiegst, bis ich reif war, dir zu werden, was dir alle Menschen sind: Mittel zu deinen Zwecken!"

Hovede wollte sie bei den ersten Worten auffahrend unterbrechen, bezwang sich aber und schwieg, als sie ausgeredet hatte, einige Secunden lange mit einem Ausdrucke der Trauer, der ihr an ihm fremd war. Dann sagte er langsam: „Du sagst mir Hartes, aber Wahres. Glaube mir nun auch, daß ich aufhören will, die Menschen als bloße Mittel für mein Ich zu gebrauchen — nicht weil ich sie höher achten gelernt hätte, sondern weil alle Mittel, die mir ihre bereitwillige Schwäche in die Hand gab, mir Nichts erwarben, als das Gefühl einer unendlichen Oede und Armuth. Ich gehe auch von dir weg als ein Fremder, wie ich es verdiene; aber wenn einst dein thörichtes Herz bricht — und es wird brechen! — dann theile meine Einsamkeit, und du sollst zum ersten Male den Bruder in mir finden."

Bertha war aufs Aeußerste überrascht und durch mannigfache Empfindungen erschüttert. Sie umarmte ihren Bruder weinend und rief aus: „Warum willst du mich zugleich beschenken und berauben, mir den Bruder nur verheißen und den Glauben an den Geliebten nehmen? Bleibe bei mir und lerne durch mich, an Menschen glauben!"

„Laß mir den Wahlspruch — erwiederte Hovede —: Nicht glauben und nicht verzweifeln, auch nicht an sich selbst! Ich kann dich nicht abhalten, deinen Sternen zu folgen; du mich nicht, meinen dämmernden Pfad zu gehn."

Hovede reiste rasch ab, um eine nochmalige Begegnung mit dem Fürsten zu vermeiden und um in irgend einer Weise das gestörte Gleichgewicht in seinem eigenen Inneren wiederherzustellen. Der Briefwechsel, welchen die Geschwister verabredeten, sollte sich nur auf Nachrichten über ihr äußeres Leben: Aufenthaltsort, Gesundheit u. dgl. beschränken und das innere nur dann berühren, wenn Eines der persönlichen Gegenwart des Andern bedürfen würde.

In Berthas Herzen hallte ihres Bruders traurige Wahrsagung: daß es brechen werde — wie eine Todtenglocke nach, deren Schwingungen oft mitten in den reichsten Stunden unter den nun folgenden sich wiederholten.

Der Fürst hatte die Opfergabe ihrer Liebe und ihres Vertrauens angenommen und gab ihr tausend Zeichen der Anerkennung, des Dankes, der Liebe. Es kamen Tage, an welchen sie wie in einem Blumengarten wandelte, von strahlenden Lebensfarben umgeben, von süßen, würzigen Düften umwogt. Gute, reine Geister traten herein und führten ihr leidende, traurige Menschen zu, welche sie, Hand in Hand mit dem Geliebten, zu heiteren umschuf.

Nach solchen Stunden, die sie über ihr persönlichstes Dasein und Glück erhoben, fühlte sie sich geweiht und berechtigt, wieder

Digitized by Google

Hermanns und Helenens Nähe zu suchen, die sie bisher aus geheimer Scheue gemieden hatte. Aber diese Scheue kehrte wieder, als ein Wort des Fürsten — mehr eine Frage, als ein Anerbieten — ihrer Wahl die schöne Wohnung in jenem Jagdschlosse vor Augen rückte, ob sie gleich die Nähe des befreundeten Hauses als eine Schutzwehr für die Dauer ihres Seelenfriedens und für die Sicherheit ihres besseren Ichs empfand. Indessen wirkte die noch stärkere Scheue, von dem Fürsten irgend Etwas anzunehmen, was einem Geschenke, einer äußeren Vergünstigung glich, dazu mit, daß sie diese und andre ähnliche Andeutungen zurückwies. Sie behielt die Wohnung, welche sie mit ihrem Bruder innegehabt hatte und führte einen sehr einfachen Haushalt, von aller Gesellschaft zurückgezogen. Eine nicht ungebildete Frau in mittleren Jahren, die Wittwe eines Officiers, führte die Haushaltung und galt als Berthas Gesellschafterin.

Bertha besuchte jetzt Helene häufiger, aber immer nur auf kurze Zeit. Helenens stets freundliche, theilnehmende Miene und Rede that ihr unbeschreiblich wohl. Ihr Selbstbewußtsein wurde durch die mehr empfundene, als gedachte, Wahrnehmung gehalten und gehoben, daß alles Beste und Reinste in ihr von einem edeln Herzen erkannt und geachtet wurde. Für manches gute Werk erbat und erhielt sie den Rath der Freunde. Nicht selten wurde im Gespräche auch des Fürsten freundlich gedacht, nie aber — gleich als nach schweigender Verabredung — seiner besonderen Beziehung zu Bertha. Wie zuvor, trafen Beide nie in Hermanns Hause zusammen.

Die Aristokratie sah sich in ihrer Hoffnung getäuscht, des Fürsten lästige Aufmerksamkeit durch sein Liebesglück von ihr abgelenkt zu sehen. Sie fand vielmehr in Bertha selbst eine energische und gefährliche Widersacherin, die sich zwar nirgends in eigentliche Staatsgeschäfte mischte, aber den „demokratisierenden Humanismus" des Fürsten durch ihre Sympathie verstärkte.

Man denunciierte jetzt Bertha, den Cabinetssecretär und Hermann mit seinem häuslichen Kreise den auswärtigen Höfen als eine Camarilla, die gesprengt werden müsse, wenn die „Restauration der gesetzlichen Ordnung und Sicherheit" auch in diesem Staate vollständig werden solle. Selbst Weilaus Person wurde genannt und noch zu einer andern Manipulation benutzt.

Mit Hülfe weltlicher und geistlicher Späher, unter welchen Pichmann wiederum seine Brauchbarkeit bewährte, hatte man sich über alle persönlichen Verhältnisse und Erlebnisse der Gegner zu unterrichten und Wahres, wie Falsches, das man erfuhr, zu benutzen gesucht.

Dem Fürsten meldete ein anonymer Brief: daß Bertha mit Weilau, ihrem früheren Geliebten, in Hermanns Hause Zusammenkünfte halte. Er warf die völlig unwahrscheinliche Anzeige mit Ekel von sich, vermuthete indessen als Grundlage derselben irgend eine frühere Beziehung Berthas zu Weilau und nannte diesen einmal geflissentlich in Berthas Gegenwart als einen ausgezeichneten, ihm persönlich bekannt gewordenen Officier. Er bemerkte, daß Bertha dabei flüchtig die Farbe wechselte, bedurfte aber keines weiteren Forschens, da ihm Bertha aus eigenem Drange in der nächsten ungestörten Stunde das Buch ihres Herzens aufschlug. Seit jener Begegnung hatte sie Weilau nicht wiedergesehen; Dieser mied die Residenz und Hermanns Haus, seit sie hier verweilte. Bertha schloß ihre Mittheilungen mit den Worten: „Nur bisweilen noch taucht dieser schwere Traum in meiner Seele auf, wie eine Warnung vor allem Lieben — zu spät?" setzte sie fragend hinzu. Der Fürst war entzückt von dieser Frage und bemerkte nicht, wie bange sie zugleich an das Schicksal gerichtet war.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Gewerbe, Fabrikwesen und Handel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Der Amerikaner sieht sehr auf das äußere und kultivirte Wesen bei denjenigen Leuten, die er zu seinen Geschäften anstellt; er weiß sehr gut, daß ein intelligenter Mensch mehr oder besser zu arbeiten im Stande ist, als ein einfältig aussehender, der entweder von Natur aus dumm ist, oder seine Geisteskräfte zu verwahrlosen, anstatt zu kultiviren pflegt. Dieß erstreckt sich sogar bis auf die Kleidung, die reinlich und anständig seyn muß; zerlumpte, schmutzige Menschen sind für ihn ein Abscheu, — denn es gilt bei ihm der Grundsatz: daß Jedermann, der arbeiten will und sorgsam ist, auch mit noch so wenig Mitteln genug zu erübrigen vermag, um sich reinlich und anständig kleiden zu können; das Gegentheil, und besonders unreinliche Wäsche, wird hier immer als ein Beweis von Liederlichkeit gehalten, was auch in Deutschland häufig ein ebenso untrügliches Zeichen dafür ist.

Wer nach Rom kommt, muß es machen wie die Römer; wer hieher kommt und von andern Menschen zu leben gezwungen ist, muß Alles aufbieten, damit er die Hindernisse zu beseitigen suche, die seinem Fortkommen im Wege stehen. Es ist also den Einwanderern und namentlich solchen, die auf Verdienst bei andern Leuten angewiesen sind, ernstlich zu rathen, alle phantastischen Kleider, wie Schnürröcke, Pumphosen, Banditenhüte u. dgl. wegzulassen, auch Knebel- und Schnurrbart ins Meer zu versenken, ehe sie ans Land steigen, und endlich ihre hier zu Land so ekelhaft aussehende Tabackspfeife wenigstens nicht auf der Straße zu rauchen, sondern sich dieses Genusses, wenn sie ihn nicht aufgeben können, zu Hause zu erfreuen. — Eine anständige Kleidung, wie sie der Gebildete überall in Europa trägt, ist auch hier allgemein.

Es ist bei der großen Verschiedenheit nach örtlichen und andern Verhältnissen natürlich höchst schwierig, wenn nicht ganz unthunlich, für jeden Gewerbszweig die hier zu Lande üblichen Arbeitslohne mit einiger Zuverlässigkeit anzugeben. Im Allgemeinen ist es wie überall, d. h. sie sind durch die größeren oder geringeren Bedürfnisse an Arbeitskräften in diesem oder jenem Gewerbszweig bedingt; ist nämlich großer Bedarf an Arbeitern, so werden höhere Lohne angeboten, während sie sich dagegen vermindern, wenn Ueberfluß an solchen vorhanden ist. Man kann aber mit Bestimmtheit annehmen, daß der Lohn in den Vereinigten Staaten durchgehends um ein Bedeutendes höher steht, wie in Europa, und im Verhältniß, je nachdem die Arbeit mehr Geschicklichkeit und Kenntnisse erfordert, von 75 Cents bis 2 Doll. und 2 Doll. 75 Cents per Tag beträgt.

Die Arbeit wird, wo es thunlich ist, in der Regel dem Stück nach bezahlt oder in Taglohn gegeben, in welcher Beziehung die Arbeiter sich sehr bald die nöthigen Erfahrungen sammeln können. Gewöhnlich verköstigen sich auch die Gehülfen selbst, und finden zu diesem Zwecke überall Boarding-Häuser (Kosthäuser), welche in den Städten höhere Preise ansetzen, als auf dem Lande, wo man sogar für $1^1/_2$ Doll. per Woche Kost und Wohnung haben kann. In den großen Städten wechselt der Preis von 2 bis 4 Dollars per Woche; man kann also überall leben, je nachdem man Aufwand zu machen im Stande ist.

Die Arbeiter verschiedener Gewerbe bilden unter sich eigene Gesellschaften, in welchen sie den Preis festsetzen, wofür sie zu arbeiten im Stande oder gesonnen sind, und gegenseitig bestimmte Verpflichtungen hierüber eingehen; sehr oft geschieht es auch, daß sie ihre Meister durch sogenannte „Strikes", d. h. indem sie einen bestimmten Preis ihrer Arbeit festsetzen, der ihnen gegeben werden muß, oder sonst nicht arbeiten, zur Bezahlung eines höheren Lohnes zwingen.

Digitized by Google

Für unverheirathete Männer ist der Lohn, der hier zu Lande bezahlt wird, immer hinreichend, umanständig leben und sich auch etwas ersparen zu können, damit sie im Nothfalle, wenn Arbeit fehlen sollte, oder in Krankheitsfällen nicht ganz mittellos sind. Für Männer mit Familie ist es freilich schwieriger, da der Unterhalt einer Familie, namentlich in Städten, wenn auch die Einrichtungen noch so ökonomisch seyn sollten, doch immer hoch zu stehen kommt, und natürlich um so mehr, wenn die Familie zahlreich ist; anders verhält es sich, wenn Frau und Kinder auch Einiges zu verdienen wissen. — Ein Familienvater, dem nicht ausreichende Mittel zu Gebote stehen, thut daher immer besser, wenn er sich im Innern, wo die Lebensmittel, Wohnungen, Holz u. dergl. jedenfalls wohlfeiler sind, zur Niederlassung entschließen kann.

Gewisse Gewerbszweige eignen sich besonders für den Westen, und Derjenige, dessen Gewerbe hauptsächlich dorthin paßt, soll auch sein Augenmerk vorzüglich nach dem Innern richten, und mit der Zunahme des jungen Ortes, wo er sich niederläßt, auch die Zunahme seines Geschäfts erwarten und dasselbe auszubreiten suchen, wodurch er die Quellen für sein künftiges Glück eröffnen wird.

Das rohe Material für manche Gewerbszweige, obgleich es für viele im Ueberfluß dort vorhanden ist, muß freilich für andere aus dem Osten bezogen werden; allein dieß bietet keine großen Schwierigkeiten, da durch bereits angelegte Kanäle, Eisenbahnen und Flußverbindungen der Bezug derselben sehr billig zu stehen kommt. und von dem unternehmenden Handelsmann auch überall besorgt wird.

Die Ernährung durch Dienste auf Farmen ist für Solche, welche an Feldarbeiten gewöhnt sind, nichts Schwieriges, aber für Leute, bei denen das Gegentheil der Fall ist, ist es traurig und schwer, wenn nicht gar ihrer Gesundheit sehr nachtheilig. Man darf dabei die klimatischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, besonders während des Sommers, nicht vergessen, in Betracht zu ziehen, denn die Temperatur wirkt hier zu Lande bei gewohnter Lebensweise und Beschäftigung sehr erschlaffend auf den Europäer, um wie viel weniger erträglich aber muß dieß für Leute seyn, welche soeben die Schreibstube oder das Gelehrtenstübchen verlassen haben und überdieß schwere Arbeiten verrichten müssen. Es ist aber, wie schon erwähnt, durchaus nichts Ungewöhnliches, daß solche junge Männer, theilweise aus moralischer Kraft, meistens aber durch die Noth dazu gezwungen, die harte Prüfung bestehen; wenn sie dieselbe einmal überstanden, den Körper an die Arbeit gewöhnt haben, und mit der Arbeit selbst durch die Uebung besser umzugehen wissen, so werden sie dagegen während ihres ganzen Lebens segensreiche Folgen daraus ernten.

Das Auswandern ist ein schwerer Schritt, selbst unter den angenehmsten Verhältnissen, und vollends für den Unbemittelten mit unzähligen Mühseligkeiten und Entbehrungen verbunden. Wer daher in seinem Vaterlande sich anständig ernähren kann, der sollte den Wanderstab nicht ergreifen, denn man darf sich durchaus nicht von der so allgemein verbreiteten Idee verlocken lassen, hier zu Lande sey das irdische Glück so leicht zu finden, daß man ferner keinen Unannehmlichkeiten und Beschwerden begegnen werde, und daß endlich das Acclimatisiren eine so leichte Sache sey. —

Obgleich es wahr und richtig ist, daß unser Land noch Millionen Menschen eine angenehme und glückliche Zukunft verspricht, so ist doch manche Schwierigkeit mit der Ansiedlung verbunden, welche der Deutsche nicht zu finden erwartet, bis diese Zukunft geschaffen ist. Wer aber einige Mittel und Muth besitzt, wer mit Umsicht und Klugheit zu Werke zu gehen versteht, wer den Rath erfahrener Leute nicht verschmäht, sondern befolgt, wer keine weiteren Ansprüche an unser Land macht, als seine eigenen Verhältnisse ihm bieten können, der soll kommen, und er wird auch mit der Zeit, wenn er acclimatisirt und von seinen angelernten europäischen Ansichten und Begriffen in dem regen amerikanischen Geschäftsleben sich frei gemacht hat, sehr bald erkennen, daß die Vereinigten Staaten ein schönes Land und ihre Institutionen die wahren und einzigen sind, die den Menschen zur Selbstständigkeit, Selbsterkenntniß und Selbstachtung führen, die ihn den Werth anderer Menschen erkennen und würdigen lehren und ihn Freiheit und Gleichheit als des Bürgers höchstes Glück erkennen und schätzen lassen.

Mannichfaltigkeiten.

In dem neuesten Hefte der „Revue de deux Mondes" finden wir bei Lectüre eines interessanten Aufsatzes über die Geschichte der Luftschifffahrt eine characteristische Anekdote über Marat. Im Jahre 1723 veranstaltete der gelehrte Physiker Charles die erste Ascension mit einem Ballon, der mit Hydrogengas gefüllt war. Charles war der Mann des Tages und eine Autorität in seiner Wissenschaft. Marat, damals Arzt und beschäftigt mit auf die Physik bezüglichen Arbeiten, hatte ein Werk über Optik unter der Feder, in dem er die Ansichten Newton's bekämpfte. (Wie Goethe!) Eines Tages kam Marat zu Charles, um, wie schon früher, einige seiner polemischen Sätze zu entwickeln und über einige electrische Phänomene, die damals Aufsehen erregten, sein Gutachten einzuholen. Charles theilte keine der Ansichten Marat's und machte ihm kein Geheimniß daraus. Marat gerieth mit jedem neuen bedeutenden Argument seines Gegners mehr in Wuth und bezähmte sich nur mit Mühe. Endlich durchbricht seine Wuth alle Schranken, er zieht einen kleinen Degen, den er beständig trug, und stürzt sich auf seinen Gegner. Charles war zwar ohne Waffen, allein seine Stärke und Geistesgegenwart siegten über den sinnlosen Gegner. Der Gelehrte entwand ihm den Degen, zerbrach ihn über dem Knie und warf die Stücke zu Boden. Von Zorn und Scham überwältigt, verlor Marat das Bewußtseyn; man mußte ihn ohnmächtig nach Hause tragen. Einige Jahre später, als Marat auf dem Gipfel seiner unheilvollen Macht stand, beunruhigte den armen Charles die Erinnerung an diesen Auftritt ungemein. Glücklicherweise hatte der „Volksfreund" die Beleidigungen, die dem „Physikus" angethan waren, vergessen.

(Breslau.) Dr. Karl Gützlaff gab hier folgende interessante Details über das vor zwei tausend Jahren erbaute Riesenwerk der „chinesischen Mauer". Das Fundament besteht aus ungeheuren, mit Mörtel einfach zusammengefügten Steinblöcken; der über der Erde sich erhebende Theil hingegen ist aus Mauersteinen errichtet, Da, wo die Mauer durch Felsen gebildet ist, die man nicht zu Pferde erklimmen kann, mißt sie nicht mehr als 15 oder 20 Fuß Höhe, wo sie aber ein Thal oder einen Fluß überschreitet, ist sie 30 Fuß hoch und mit großen viereckigen Thürmen versehen. — Der schottische Gelehrte Barrow hat berechnet, daß die Mauer 1500 (engl.) Meilen lang ist, und ihr Material hinreicht, sämmtliche Häuser. Paläste u. s. w. des gegenwärtigen Englands und Schottlands damit zu erbauen. Die Zahl dieser Gebäude schätzt Hr. Barrow, um seiner Darstellung den möglichsten Grad der Genauigkeit zu geben, auf 1,800,000, deren jedes 2000 Fuß Mauerwerk enthält. Er fügt hinzu — sagt Gützlaff —, daß in seiner Berechnung die Thürme der großen Mauer noch nicht mit einbegriffen sind, und diese eben ausreichten, eine so bedeutende Stadt wie London davon zu erbauen. Das ist noch nicht Alles. Wenn die Dimension dieser enormen Steinmasse, der chinesische Wall

Digitized by Google

genannte, auf 12 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke zurückgeführt werden könnte, so würde sie lange genug seyn, den ganzen Erdball in seinem Mittelkreise zu umfassen! — Der „große Kanal" ist auf derselben riesenmäßigen Basis angelegt und durchläuft, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, gegen 600 Meilen von seiner Mündung an. — Dr. Morison versichert, daß 170,000 Menschen bei seiner Erbauung beschäftigt gewesen sind.

Die Rechte verheiratheter Frauen in Pennsylvanien. Nach der neuen Gesetzgebung hat die Ehefrau nicht nur absolute Controle über ihr eigenes Vermögen, so lange sie lebt, sondern sie kann auch darüber testamentarisch so verfügen, wie es ihr beliebt, und braucht gar keine Rücksicht auf ihren Mann zu nehmen. Dieser hat gar kein Anrecht auf dasselbe, ausgenommen mit ihrer Zustimmung; er tritt nur theilweise oder ganz als Erbe ein, wenn die Frau bei ihrem Ableben kein Testament hinterläßt, in welchem sie anders verfügt.

Ein erfindungsreicher Pariser Kaufmann hat aus dem Straßenkoth, der sich durch den Regen auf den Boulevards bildet, Schleifsteine für Messer verarbeiten lassen, die ausgezeichnet seyn sollen.

Ein Arzt in Plymouth benutzt die Eigenschaft der Gutta-Percha, als vorzüglichen Schallleiters, dazu, daß er an der Thüre seines Hauses von diesem Stoffe ein Sprachrohr anheftete, das bis zu seinem Bette führt. Wird er nun bei Nacht verlangt, so conversiet er ruhig von seinem Lager aus und hütet sich solcherweise vor überflüssigen Erkältungen.

Literatur.

Der bei der gesammten Jugendwelt wohlaccreditirte ureigenthümliche „Struwelpeter" hat einen neuen Sprößling getrieben, der nicht ohne Glück in die Fußtapfen seines berühmten Stammvaters zu treten bemüht ist und denselben hinsichtlich seines äußeren Gewandes vielleicht sogar noch übertreffen dürfte. Wir meinen den so eben im Verlage von C. B. Lizius dahier erschienenen „Tölpel-Peter. Geschichten in Bildern zur belehrenden Unterhaltung von R. Schrotzenberger." Obgleich der alte Struwelpeter immerhin den ersten Platz in dem Herzen der lieben Kleinen behaupten wird, so ist doch auch seinem stammverwandten Vetter, dem „Tölpelpeter", eine freundliche Aufnahme Seitens der Jugend zu prophezeihen, da derselbe ja so viele ergötzliche Bilder, erklärt durch leicht verständliche Verse, darbietet und äußerst elegant ausgestattet ist. Auf 24 schön colorirten Blättern werden die mannichfachsten Geschichten aus dem Kinderleben vorgeführt und mit entsprechenden Nutzanwendungen begleitet. Der Preis des Buches, fl. 1. 12 kr., ist im Verhältniß zu dem Gebotenen ein billiger zu nennen. Wir wünschen dem besonders zu einem Weihnachtsgeschenk sich eignenden Tölpelpeter wo nicht die ganze, doch einen Theil der Popularität, die sein drolliger Stammvater in so reichem Maße gefunden hat.

Korrespondenz.

Aus dem Odenwalde, 6. November.

Wie es heißt, so soll bald der Odenwald seine schönste Zierde, sein herrlichstes Denkmal verlieren. Die große Schöpfung des kunstsinnigen und patriotischen Grafen Franz von Erbach soll von dessen Enkel, ihrem jetzigen Besitzer, verkauft werden. Der in ganz Deutschland bekannte und auch im Ausland berühmte Rittersaal mit den Rüstungen Wallenstein's, Gustav Adolph's, Max I., Philipp's von Burgund, Götz von Berlichingen's und so vieler andern unserer gefeiertsten Namen und einst gefürchtetsten Größen, die kostbare Sammlung römischer Alterthümer, die ihres Gleichen im Lande kaum hat, sollen um die Spottsumme von hunderttausend Gulden an einen Engländer verkauft werden. So sagt man. Doch hoffen wir, zur Ehre des Herrn Grafen von Erbach, daß dem nicht so sey. Wir hoffen, daß der Rittersaal nicht verschwinde, um einem bessern Marstall Platz zu machen, daß nicht das Werk des ganzen Lebens des Grafen Franz einer eiteln, nichtigen Grille zum Opfer falle, und daß wir bald in diesen Blättern sagen können, wir seyen die Getäuschten gewesen, nicht Hessen, nicht Deutschland.

Mainz, 1. November.

Bei dem Interregnum, in welchem sich unser gutes Deutschland befindet und bei der politischen Misere, die uns von allen Seiten entgegengähnt, bietet das Theater jedenfalls eine derjenigen Erholungen, denen man sich mit Vergnügen hingibt, zumal wenn man wie hier Ursache hat, mit den Vorstellungen zufrieden zu seyn; das Publikum, wohl von derselben Ansicht geleitet, ist in diesem Jahre auch besonders theaterlustig, was der Direction eine Aufmunterung seyn wird, auf dem betretenen Wege fortzufahren. In der Oper sind Frau Eisrich-Leonoff und Fräul. Marg. Limbach die Lieblinge des Publikums. Die Erstere zeichnet sich besonders durch eine gute Schule, Kunstfertigkeit im colorirten Gesange und gewandtes Spiel, Letztere durch eine sehr angenehme Stimme von Ausdauer und durch ein treffliches Spiel aus, so daß man ungewiß ist, welcher der beiden Damen der Vorzug gebührt. Frau Boschi, welche das Fach der Soubretten bekleidet, wird durch die genannten Sängerinnen zu sehr in Schatten gestellt, auch fehlen ihr die Anmuth und schalkhafte Liebenswürdigkeit, welche einer Soubrette ein so reizendes Relief verleihen. Mit Tenoristen sind wir reichlich versehen; wir haben deren vier, und doch ist keiner darunter, der etwa einen Johann von Paris zu repräsentiren vermöchte. Zunächst nennen wir Hrn. Rademacher, erster Tenor, welcher mit einer angenehmen Stimme und guten Schule ein, trotz seiner Korpulenz recht gewandtes Spiel verbindet; seine Darstellungen des Masaniello und Eleazar hatten sich besonderer Anerkennung zu erfreuen. Mit ihm alternirt ein noch junger Tenorist, Hr. Auerbach, welcher durch seine schöne und metallreiche Stimme zu den besten Hoffnungen berechtigt. Unser lyrischer Tenor, Hr. Wege, hat zwar eine hübsche Stimme, läßt aber im Spiel viel zu wünschen übrig; umgekehrt besitzt Hr. Barth, Spieltenor, bei geringen Stimmmitteln, ein ganz vortreffliches Spiel, was bei seinem Fache doch wohl die Hauptsache ist. Der erste Bassist, Hr. Drarler, hat eine schöne Tiefe, während die Höhe ziemlich mangelhaft ist; am besten gefiel er als Marcel und als Sarastro, weniger als Bertram und als Cardinal. Der Baritonist Hr. Boschi hat eine gute Schule und ein sehr abgerundetes Spiel; die Stimme ist etwas schwach und hat wenig Metall. Hr. Kollmann, welcher für Baßbuffo- und zweite Baßpartien engagirt ist, hat als Bürgermeister van Bett sehr gefallen, weniger als St. Bris. Die Chöre, unter Leitung des Chordirektors Hrn. Reiß, sind, wenn auch etwas schwach, gut einstudirt und haben sich mehrfach lebhaften Beifall erworben. Das Orchester, unter Leitung des tüchtigen Kapellmeisters Hrn. Fischer, ist trefflich und hat in diesem Jahre eine besondere Bedeutung gewonnen; ein neuer Beleg, welchen Einfluß ein gediegener Kapellmeister auf das Orchester übt. Hr. Fischer, welcher als Musikdirektor jeder größeren Bühne zur Zierde gereichen würde, hat kürzlich nach der im Fidelio eingelegten Ouverture zur Lenore, welche musterhaft executirt wurde, einen wahren Triumph gefeiert und wurde zwei Mal hervorgerufen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Nov. (Zum Erstenmale): Ein deutsches Dichterleben, Schauspiel in 5 Akten, von H. S. Mosenthal.

Dienstag, 12. Nov. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Mittwoch, 13. Nov. Großes Konzert der Fräul. Clauß, Klaviervirtuosin von Prag. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 270. Dienstag, den 12. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Diese Mine war umsonst gesprungen. Dagegen glückte es den Verschworenen, die standesgemäße Vermählung des Fürsten wieder in Anregung zu bringen. Von reineren Beweggründen geleitete Menschen unterstützten dieses Vornehmen und wurden durch Jene bei dem Fürsten vorgeschoben. Man communicierte zur rechten Zeit mit Männern des Hofes, dessen Verschwägerung man wünschte, und erhielt die Zusicherung erheblicher Vortheile für Gewerbsverkehr und andre reelle Interessen des diesseitigen Staates und Volkes für den Fall, daß die gesuchte Verbindung ins Leben träte. Außerdem wurde die ganze restaurierte Geltung der dynastischen Familienpolitik in die Wagschale gelegt.

Der Fürst antwortete auf die erste Ansprache über diesen Gegenstand aus geachtetem Munde betroffen und bewegt: daß er die Wichtigkeit der Frage anerkenne und sie in ernste Ueberlegung ziehen werde. Er theilte sie sogleich dem Cabinetssecretär mit. Dieser errieth die egoistischen Hauptförderer des Planes und sprach sich darüber gegen den Fürsten aus, ebenso bestimmt aber auch zu Gunsten jener thatsächlichen Gründe, welche diesem Plane die Theilnahme uneigennütziger Männer und wahrscheinlich des ganzen Volkes gewannen.

Schon die erste ausweichende Antwort des Fürsten reichte hin, um als Bejahung in Umlauf und zu Berthas Ohren gebracht zu werden, und zwar mit dem in der That wohlbegründeten Zusatze: daß die künftige Braut des Fürsten, auch wenn sie nicht Fürstentochter wäre, das anspruchsvollste Mannesherz befriedigen und beglücken würde.

Stille und schwere Kämpfe giengen in des Fürsten Herzen vor — zwischen seiner Liebe und dem Entschlusse zu seiner Vermählung; zwischen seiner Vorempfindung von Berthas Schmerze und der Pflicht, sie selbst und zuerst auf die herannahende Möglichkeit vorzubereiten.

Auch dießmal kam Bertha seinen Mittheilungen und Fragen zuvor. Im Begriffe sie zu besuchen, erhielt er einige Zeilen von ihr, in welchen sie ihm anzeigte, daß sie auf kurze Zeit verreist sei und ihm erst bei ihrer Rückkehr bekennen werde, wohin und warum. Sie bat ihn zugleich, nicht weiter zu forschen. Er eilte zu Hermann, um Aufklärungen oder doch Vermuthungen zu vernehmen: aber Helene kam ihm sogleich mit lebhaften Fragen entgegen. Auch sie hatte ein Billet ähnlichen Inhaltes von Bertha erhalten.

Bertha war mit ihrer Gesellschafterin und unter deren Namen an den Wohnort der Princessin gereist, um diese, selbst verborgen, zu beobachten, wenigstens zu sehen. Sie hörte dort nur Eine Stimme über Geist, Gemüth und menschenfreundliche Wirksamkeit der Princessin. Sie sah diese alsbald mehrmals, zuerst im Theater, und in ihr eine liebreizende Erscheinung, vor welcher sie ihr Selbstbewußtsein schwinden fühlte und den ganzen möglichen Umfang ihres Opfers vorempfand. Sie sah im Geiste den Geliebten schon ihr, der Einsamen, nur vormals Geliebten gegenüber in der Loge neben der fürstlichen Braut stehn, die Augen mit Entzücken und Stolz auf die ihm von aller Welt Zugesprochene und Gegönnte gerichtet.

Die Selbstverklärung des Opfers, das sie zu bringen gedachte, das Hochgefühl der freiwilligen Entsagung gieng, nicht ohne bittre Schmerzen, in dem Gedanken unter, daß das Herz des Fürsten einen reichlichen Ersatz finden werde. Aber sie hielt desto fester an dem Entschlusse, den ersten Schritt zur Lösung ihrer Verbindung mit ihm zu thun, bevor auch deren innerster Halt sich lockern und sie vielleicht zum zweiten Male eine Aufgegebene, Verlassene sein könnte, und wenn es ihr der Fürst auch selbst nicht gestehn wollte.

Sie sehnte sich, von diesen Kämpfen durch Ausführung ihres Entschlusses erlöst zu werden, und kehrte bald zurück. Sogleich nach ihrer Ankunft bat sie den Fürsten zu sich. Sein Anblick und die Wärme seiner Begrüßung riefen ihre Kämpfe wieder wach, gaben ihr aber auch neuen Schwung zur freiwilligen Entsagung in dem Gedanken: daß sie noch hinlängliche Macht über des Fürsten Herz besitze, um es sich allein zu erhalten, wenn sie wolle.

Er hatte den Zusammenhang ihrer Reise mit seiner und ihrer Zukunft geahnt und hörte bewegt, aber nicht überrascht, ihre Erzählung. Mit den lebhaftesten Farben schilderte sie ihm das Gesehene und Gehörte, und machte den persönlichen Werth der Princessin zum Verbündeten seiner Fürstenpflichten.

Er sagte ihr, daß er — was auch geschehe — sich mit der bloßen Erinnerung an die glücklichsten Tage seines Lebens, mit dem stillen Bewußtsein ihrer treuen Liebe nicht begnügen könne noch wolle, und bat sie leidenschaftlich: ihm die Gewißheit zu geben, daß sie ihm ihre Gegenwart, ihren Umgang in keinem Falle ganz entziehen möge. Wie ungewiß sei es noch, ob die Princessin mit ihrer Hand ihm auch ihr Herz geben werde! Und wenn dieß auch geschehe und wenn sie dann auch erführe, daß Bertha die erste Stelle in seinem Herzen einnehme: so werde sie sich mit der Prädestination ihres Standes abfinden, ohne sich beraubt und unglücklich zu fühlen. Mit bittrem Humor sagte er: „Die Halbgötter unseres Standes lernen von Geburt an, daß sie zur Hälfte von dem Glücke, wie von den Pflichten der Menschen erimiert sind, ohne zur andern Hälfte die Anwartschaft auf den Olymp zu besitzen."

Auch Berthas Muth zur völligen Entsagung wurde durch

Digitized by Google

die Schlußfolgerungskunst des Herzens geschwächt. „Ja ich will entsagen — dachte sie, zum Theile laut — um den Geliebten frei zu machen; warum aber, wenn er sein Herz nicht von dem meinem zu lösen vermag? Und ist es die Schuld des Einzelnen, daß Palliative genügen müssen, um die Schmerzen des Zwiespalts zwischen den Rechten des Herzens und denen der Sitte und der Gesellschaft nur zu lindern, die allein durch eine große That der ganzen Gesellschaft gründlich geheilt werden können? Und gehört nicht schon die bisherige Form oder vielmehr die Formlosigkeit unserer Verbindung zu diesen Palliativen? Warum nun hart zerstören, was wir — milder gegen uns selbst und consequent genug — leise umgestalten und zur natürlichen Entwickelung ohne Gewaltthat reifen lassen können?"

Der Fürst malte sich und ihr mit reizenden Farben den Plan aus: daß sie in schöner, erreichbarer Ferne in der Schweiz wohnen, von dort aus in stetem Briefwechsel mit ihm stehn und ihn jährlich einmal mehrere Wochen lange bei sich sehen solle. Diese Festzeit eines unbelauschten Liebeslebens werde Beide für lange Entsagung entschädigen. Sie sagte nicht Ja, wies aber auch den süßen Traum nicht von sich.

Doch in den nächsten Stunden — mehr der Abspannung, als der Ruhe — traten düstere Gedanken vor sie: „Mein innigstes Leben und Empfinden soll den Tag scheuen — für je ein Entsagungsjahr des kurzen Lebens mir nicht viel Mehr werden, als ein schnell und gierig erhaschter Augenblick des Genusses ohne Ruhe und Frieden, von dem Vorgefühle der stets wiederholten Trennung, vielleicht bald von der Furcht einer immerwährenden gestört? Den Wer weiß, wie lange meines Freundes Herz, immerhin ein Männerherz, von einer neuen, durch die Macht des Zusammenlebens, durch den Beifall der Sitte und durch das schöne Bewußtsein des gespendeten Glückes geförderten Liebe unbesiegt bleibt? Und will ich mich selbst achten, so darf ich diesen Sieg nicht erschweren — und wofür dann alle meine Kämpfe und meine unvollendete Selbstopferung? Lieber stürbe ich, noch jung und reich, im Besitze seiner ungetheilten Liebe, ohne Schuld des Raubes an einer berechtigteren und würdigeren Nebenbuhlerin?"

Ein beängstigendes Gefühl des Verlassenseins und der Rathlosigkeit trieb sie hinaus zu Helenen. Zum ersten Male schilderte sie dieser den Verlauf ihres Verhältnisses zum Fürsten, vom Anfange an bis heute. Helene nahm ihr Vertrauen mit schwesterlicher Theilnahme auf, sagte ihr aber offen: „Ich empfinde Ihre Seelenkämpfe schmerzlich mit, aber doch nur wie von ferne, weil unsere Naturen und Erfahrungen zu verschieden sind. Darum kann ich auch mit dem besten Willen nur aus meiner Seele rathen, und doch kann kein Leben von einem andern unbedingt Maß und Vorschrift annehmen. Sie wissen, daß auch mein Herz zu seinem Glücke der innigsten Wärme bedarf, aber immer zugleich heller Lebensluft, entschiedener Zustände. Ich würde — wenn diese schwere Wahl vor mir läge — immer noch eher einsam auf kalter, lichter Alpenhöhe athmen können, als neben dem geliebtesten Menschen in gewitterschwüler Wolkendämmerung."

Bertha versetzte: „Ich verstehe diesen hohen Sinn, aber ich verzweifle an meiner Kraft, ihn für meine bedrängte Seele zu gewinnen. Ich darf nicht einmal bitten: Nehmt mich auf und übt meine schwache Kraft! wenn ihr auch mit mir fernhin wegzöget; meine heiße, regellose Natur würde die Quellenfrische und das Ebenmaß eures eigenen Lebens stören. Ich täuschte mich einst in mir selbst, als ich Adelheid bat, mich in ihren Wirkungskreis aufzunehmen; sie erkannte mich besser und wies mich mit Recht zurück. Noch sehne, hoffe, liebe ich zu sehr in meiner Weise, um ein Leben der Selbstentäußerung durchzuführen. Noch mehr, als zur Entsagung, fehlt mir die Kraft zur Erhebung über sie in ein neues Leben und Glück."

Helene sagte ermunternd: „Auch ich würde in Mitten eines Glückes schwerlich die Kraft finden, es gegen ein ganz neues und fremdartiges aufzugeben, ohne mindestens die todbringende Leere und Kälte einer Entsagung zu empfinden, die ich nicht als einen wahren Sieg anerkenne. Aber versuchen Sie eine Prüfung Ihrer Kraft, allein mit einer großen, schönen und stillen Natur, wie der Alpen oder des Weltmeers! Und damit Sie nicht allzuschnell in solche Einsamkeit hineintreten, wollen wir sie eine Weile lang mit Ihnen theilen."

Bertha erwiederte nach kurzem Sinnen bewegt: „Ich ergreife dankbar die leitende, vielleicht — sagte sie, immer noch ohne rechte Hoffnungskraft — rettende Hand. Aber bald, bald!"

(Fortsetzung folgt.)

Die preußischen Finanzen

sind, Dank der Ordnung und Sparsamkeit, welche seit dem französischen Kriege die Principien des Staatshaushaltes waren, in solch ausgezeichneter Lage, daß einigen Jahren des Krieges mit der Ueberzeugung entgegen gegangen werden könnte, niemals aus Mangel an Zahlmitteln den stolzen Schritt unserer Armee zügeln zu müssen.

Während auf 5 pCt. reducirt die Staatsschulden in runden Summen betragen

in Frankreich	2600	Millionen	und	per	Kopf	73.
„ England	3650	„	„	„	„	125,
„ Holland	600	„	„	„	„	200,
„ Rußland	900	„	„	„	„	15,
„ Oesterreich	1100	„	„	„	„	29,
„ Bayern	100	„	„	„	„	22,
„ Würtemberg	30	„	„	„	„	18,
„ Sachsen	34	„	„	„	„	20,
„ Dänemark	100 (ohne Schlesw. und Holstein)					76,

beträgt Preußens gegenwärtige Schuld an verzinslichen Schuldscheinen:

auf 5 pCt. reducirt Thlr.	66,941,800,
an Staatspapiergeld „	20,842,347,
zusammen Thlr.	87,784,147,

oder Thlr. 5½ p. Kopf.

Preußen kann seine Staatsschuld 13mal vergrößern, ehe die Bevölkerung so belastet wie Frankreich, 23mal, ehe so wie in England, 36mal, ehe so wie in Holland, 3mal, ehe so wie in Rußland, 5½ mal, ehe so wie in Oesterreich, 4mal, ehe so wie in Bayern, 3½mal, ehe so wie in Würtemberg, beinahe 4mal, ehe so wie in Sachsen, und 14mal, ehe so wie in Dänemark.

Bedenkt man, daß nicht allein die Summe der Verbindlichkeit, sondern auch die Productionsfähigkeit der Schuldner über die Größe des Credits entscheidet, so stellt sich zwar nicht gegenüber England oder Frankreich, aber doch gegenüber allen anderen Staaten das Verhältniß noch günstiger.

Oesterreichs Ausfuhr beträgt etwa 80 Mill. Thlr. oder 2½ Thlr. per Kopf, Preußens Ausfuhr nach dem Auslande und nach andern Zollvereinsstaaten mindestens 160 Mill. oder 10 Thlr. per Kopf, in Oesterreich ist die Schuldenlast also 12mal größer als die jährliche Ausfuhr, in Preußen ist dagegen die Schuldenlast nur halb so groß, als die jährliche Ausfuhr.

Wir sagen nicht, daß diese Verhältnisse nicht noch besser seyn könnten, wir bedauern das viele Geld, welches für die Errungenschaften des Jahres 1848 hinausgegeben werden mußte, wir haben oft genug darüber geklagt, daß die Schutzzölle die Gewerke des Friedens wie die des Krieges bedrücken, daß sie jedes Werkzeug und jeden Kanonenschuß um einige Groschen vertheuern und die

Digitized by Google

besten Kräfte nutzlos aussaugen, wir können aber eben um so stolzer auf die Lage unserer Finanzen seyn, weil sie trotz jener leidigen Thatsachen die beste aller Staaten ist, welche wir oben aufgeführt haben, und weil eine solche günstige Lage unter jenen ungünstigen Umständen ein doppelt gewichtiges Zeugniß für die Kraft des preußischen Volkes ist.

Wenn, Angesichts dieses Zeugnisses, die Börse durch Machinationen gewisser Spekulanten, durch die vom Ausland stammenden fingirten Verkaufs-Anerbietungen sich hinreißen läßt, die bisherige besonnene Haltung aufzugeben und durch ihre Courszettel die Bestürzung in die Gemüther der Staatsgläubiger zu streuen, so wollen wir dagegen nicht unterlassen, an die Thatsachen zu erinnern, daß noch Raum für Hunderte von Millionen neuer Staatsschulden offen ist, ehe der Credit Preußens auf die Höhe derjenigen irgend eines anderen Staates gespannt, ehe ein Anlaß vorhanden ist zu Cours-Notirungen, wie sie seit dem 7. d. M. gemacht werden.

Wer an die Börse geht, wird finden, daß von den Papieren, welche anscheinend so wohlfeil geworden sind, nichts oder wenigstens keine wesentliche Summe zu haben ist, es sey denn auf Lieferung von irgend einem Schwindler, der nicht ein Stück der versprochenen Waare im Vermögen hat. Möchten die Besitzer von Staatspapieren dieß nicht übersehen, möchten sie sich nicht der Täuschung hingeben, daß die Papiere, für welche man ihnen wenig bietet, wenn sie verkaufen wollen, auch zu gleichem Preise zu haben sind, wenn sie kaufen wollen.

Ist die Armee mobil gemacht, so betragen alle Unkosten im Durchschnitt aller Chargen und aller Waffengattungen, einschließlich der Kavallerie und Artillerie und mit Einrechnung der Transporte, täglich höchstens 15 Silbergroschen der Mann.

Für 300,000 Mann ist daher die tägliche Auslage 150,000 Thlr., die monatliche 4½ Mill. Thlr., die jährliche 54 Mill. Thlr.

Für 500,000 Mann ist die tägliche Auslage 250,000 Thlr., die monatliche 7½ Mill. Thlr., die jährliche 90 Mill. Thlr.

Müßten diese auch ganz auf dem Wege des Anleihens herbeigeschafft werden, so würde ein Jahr Bewaffnung von 500,000 Mann die Zinsenlast Preußens à 4½ pCt. erst um etwa 4 Millionen Thaler erhöhen, das ganze Budget also etwa um 4½ pCt., oder auf die Bevölkerung vertheilt etwa um 7½ Sgr. per Kopf.

Diese geringe Vermehrung der öffentlichen Last ist der höchste Voranschlag, der sich machen läßt.

Wer könnte in solchen geringfügigen Summen einen Anlaß zu Mißtrauen erblicken?

Wer könnte seine Staatspapiere auch nur einen Pfennig billiger verkaufen als vor 8 Tagen, ohne sich des Vorwurfes auszusetzen, nicht rechnen zu können.

Wenn Preußens Staatsschuld verdoppelt wird, ist sie verhältnißmäßig noch immer die geringste im Vergleich zu allen anderen Staaten! (N. Pr. Z.)

Bezirkskonzerte in Berlin.

Hierüber entlehnen wir aus einem Aufsatze in den „Grenzboten" Nachstehendes: Man nimmt nicht zu viel an, wenn man die Zahl derer, die in dem Zeitraum von Ostern 1849 bis Ostern 1850 stattgefunden haben, auf 5—600 fixirt. Es findet selten ein solches Konzert statt, in dem nicht eine oder die andere bedeutende musikalische Leistung zu hören wäre; und namentlich der Umstand, daß Solovorträge im Gebiet der Instrumentalmusik häufig in ihnen vorkommen, legt der Wiederbelebung der Virtuosenkonzerte ein schwer zu überwindendes Hinderniß in den Weg. Das Publikum der Bezirkskonzerte besteht seinem Kern nach aus der ärmeren Mittelclasse; es breitet sich somit über ganz Berlin ein Netz von musikalischen Zerstreuungen aus, das Bierfiedlerthum und der Harfenistengesang haben ihr Terrain verloren; der Bourgeois fühlt sich hoch erhaben über diese Stufen der Künstlerschaft. Fünf Silbergroschen, und er hört den Sirenengesang einer pensionirten Sängerin, die früher ersten oder doch zweiten Ranges war, er hört bedeutende Dilettanten, er hört die glänzenden Leistungen von Mitgliedern der Kapelle, ja, wenn das Glück gut ist, auch wohl einen Opernsänger selbst; junge Talente legen vor ihm die ersten Proben ihrer Fertigkeiten ab — sein patriotisches Herz schwillt hoch; es geht nichts über das Glück, ein Berliner Bürger zu seyn. Nur etwas Langeweile muß man in den Kauf nehmen. Der Bourgois kommt in die Lage, möglichst viel für sein Geld haben zu wollen, obgleich er sich doch heimlich gesteht, daß so ein Konzert, das seine zwei bis drei Stunden dauert, die Reizung zum Kinnbackenkrampf in ihm hervorruft; seine Glieder werden matt, die Augen fallen zu; der Kellner bringt eine Weiße nach der andern, aber das Konzert will noch immer nicht enden. Es kostet Opfer, ein gebildeter Mann zu seyn. Anders wirkt das Konzert auf die Tochter des Bourgeois, die in bürgerlichem Ballstaat den Augenblick ersehnt, wo der Dirigent das Ende des Konzerts verkündet, die Musiker ihre Notenbücher zumachen, die Kellner Tische und Stühle über die Seite bringen und der Tanzmeister sich in die Mitte des Saales stellt; jetzt scheint sich der Saal erst zu füllen, namentlich sind es die Lions dieser Kreise, die man jetzt erst erblickt; ihre jugendliche Kraft widersteht der Lockung der Musen, nur der Terpsichore nicht, die sie bis zum erwachenden Morgen wirbelnd einhertreibt; dann schleichen sie, Liebesgram und Eifersucht im Herzen, Müdigkeit in den Gliedern, zum Ladentisch, der sie erwartet. Das erinnert an die zahlreichen Vereinskonzerte, wie sie schon seit längerer Zeit auch in den meisten Städten des mittleren und südlichen Deutschlands stattfinden.

Mannichfaltigkeiten.

Beim Anfange der Regierung des jetzigen Sultan faßte der Ulema den Entschluß, ihn womöglich von Durchführung der Reformen abzuhalten, welche, weil verstoßend gegen den religiösen Sinn und den angebornen Stolz der Türken, diesen stets zuwider gewesen waren und allerdings auch in Folge neuerer Ereignisse nicht die vom Sultan Mahmud erwarteten guten Resultate geliefert hatten. Den Zweck zu erreichen, wählten die Muftis das Mittel, auf den religiösen Aberglauben des jungen Fürsten einzuwirken. Als er nun eines Tages seiner Gewohnheit gemäß am Grabe seines Vaters betete, vernahm er eine Stimme, die aus der Tiefe dumpf die Worte wiederholte: „Ich brenne!" Bei seinem nächsten Gebete geschah dasselbe. „Ich brenne!" rief es immerfort und Nichts weiter. Darauf fragte der Sultan den Obersten der Imams, was dieses Wunder zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort: daß sein Vater zwar ein großer Mann, doch unglücklicherweise ein eben so großer Reformator gewesen und daher wohl zu fürchten sey, daß er deßhalb in der andern Welt eine schwere Strafe zu leiden habe. Der Sultan gebot erst seinem Schwager, dann mehreren seines Hofes, an derselben Stelle zu beten, und jedes Mal erklangen die nämlichen unheilkündenden Worte. Nun erklärte der Sultan, daß er an einem bestimmten Tage sich in feierlichem Zuge zu seines Vaters Grabe begeben wolle, und erhob sich dahin mit glänzendem Gefolge, worunter die angesehensten Lehrer des mohammedanischen Gesetzes. Kaum daß er seine Andacht begonnen, erschallten die

Digitized by Google

Worte: „Ich brenne!“ und Alle zitterten, nur der Sultan nicht. Von seinem Betteppiche aufstehend, rief er seine Wachen, befahl ihnen, das Pflaster fortzuräumen und das Grab zu öffnen. Vergebens widersetzten sich die Muftis, nannten es vergebens eine große Entweihung und warnten vor den fürchterlichen Folgen. Der Sultan beharrte. Das Pflaster wurde entfernt, der Grund aufgegraben, und in einer geschickt angelegten Höhle fand sich zwar kein brennender Sultan, aber ein Derwisch. Der junge Monarch sah ihn eine Zeit lang fest und schweigend an, und sagte dann ohne weitere Bemerkung oder den geringsten Ausdruck von Zorn: „Du brennst? So müssen wir dich im Bosporus abkühlen!“ Binnen weniger Minuten stack der Derwisch in einem Sacke und lag der Sack im Bosporus, der Sultan aber ritt in seinen Palast zurück, gefolgt von seinem Hofstaat und seinen Ministern, die immerwährend riefen: „Maschallah! Allah ist groß; es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet!“

(Wien, 20. Oct.) Der Verein gegen Mißhandlung der Thiere hat an das Ministerium des Innern eine Vorstellung überreicht, daß die Ausschrotung des Pferdefleisches gestattet werde, indem es der ärmeren Volksklasse bei den hohen Fleischpreisen der jetzigen Schlachtthiere nicht möglich sey, sich den Genuß desselben zu verschaffen. Das Ministerium hat nun bei der Schwierigkeit der dermaligen Approvisionirung und der noch anhaltenden Viehseuche in der Moldau, Walachei und in Bessarabien auf die Genehmigung dieser Vorstellung eingerathen, und wie wir vernehmen, eine eigene Norm hierüber aufgestellt, welche folgende Punkte in sich faßt: Da der Genuß des Pferdefleisches durch vielfältige Erfahrung als gesund und nahrhaft sich herausstellt, und nur durch Vorurtheile und Gewohnheit dasselbe der allgemeinen Schlachtung entzogen wurde, so sey kein Grund vorhanden, diese wohlfeilere Fleischgattung noch länger dem Genusse vorzuenthalten, und es haben die Behörden nur darauf zu achten, daß jede Schlachtung eines solchen Thieres im vollkommen gesunden Zustande und unter strenger Handhabung der Sanitätsvorschriften stattfinde, so wie auch das Publikum in angemessener Weise hierüber belehrt und aufgeklärt werde. Um jedoch Mißbräuche zu verhindern und die bestehenden Vorschriften genau überwachen zu können, soll die Ausschrotung nur in Form von Konzessionen, welche von den hiezu berufenen Organen ertheilt werden können, gestattet werden.

(Kuriosa des englischen Postdienstes.) In Folge des von Rowland Hill in England eingeführten neuen Postsystems (dem wir jetzt auch in anderen Ländern das wohlfeilere Briefporto verdanken) ist es möglich geworden, auch baares Geld mit englischen Briefen zu befördern, wofür pro Unze nur zwei Pence Porto gezahlt werden. Dieß hat aber den Mißbrauch herbeigeführt, daß Gold- und Silbergeld oft ganz lose in die Briefe hineingelegt und verloren geht, ehe es an seine Adresse gelangt. Auf einem einzigen Postbureau in London sind auf diese Weise im vorigen Jahre 62 Pfd. 8 Sh. 6 P. in einzelnen Geldstücken gefunden worden, ohne daß ermittelt werden konnte, aus welchen Briefen sie herausgefallen waren. Vom 5. Januar 1848 bis zum 5. Januar 1849 haben sich auf den englischen Posten nicht weniger als 1,476,456 unbestellbare Briefe gefunden, deren Porto zusammen 10,681 Pfd. St. 3 Sh. 1 P. (über 70,000 Thlr.) betrug. In 10,972 dieser Briefe fanden sich Wechsel zum Betrage von 411,980 Pfd. St. und Banknoten, so wie baares Geld zum Betrage von 9569 Pfd. St. Ein sehr großer Theil dieser unbestellbaren und mit Geld beschwerten Briefe war ganz ohne Adresse in die Briefkasten geworfen worden. Ein Brief ohne Adresse, der auf dem Brief-Eröffnungsbureau entsiegelt wurde, enthielt Banknoten zum Betrage von 1500 Pfd. St. (10,000 Thlrn.). Der Absender hatte bei der Expedirung des Briefes solche Eile, daß er in dieser Hast das Nothwendigste vergaß. Glücklicherweise stand in dem Briefe sein eigener Name, so daß wenigstens die Post nicht in die Verlegenheit kam, das Geld, wie in vielen anderen Fällen, für sich zu behalten.

Korrespondenz.

Mainz, 1. November.

(Schluß.)

Bei dem Schauspielpersonale vermissen wir zunächst eine erste tragische Liebhaberin, und dürfte deren Acquisition im höchsten Interesse der Direction liegen, da Fräul. Buchenau, eine recht brave und strebsame junge Schauspielerin, unmöglich allein genügen kann; eine nur momentane Unpäßlichkeit dieser jungen Dame würde das ganze Repertoir umwerfen. Frau Ernst ist im Fache der Anstandsdamen sehr tüchtig, paßt aber nicht für das Fach einer Liebhaberin. Frau Bonke, als Soubrette ganz trefflich, ist eines der beliebtesten Mitglieder unserer Bühne. Frau Müller kann uns, wenn sie ältere Anstandsdamen spielt, durchaus nicht gefallen, dagegen ist sie in den Rollen alter Koketten und komischer Alten ganz an ihrem Platze. Mit dem Engagement des Hrn. Wenzel, erste Helden und Liebhaber, hat die Direction einen glücklichen Wurf gethan; hatte derselbe schon als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ und als Uriel Acosta gezeigt, daß er ein tüchtiger Schauspieler sey, so hat er durch sein ausgezeichnetes Spiel als Rolla und später als Garrick das Publikum zum stürmischsten Beifalle hingerissen. Hr. Ernst, jugendlicher Liebhaber, ist besonders im Conversationsstücke gern gesehen; sein Louis der Vierzehnte im „Urbild des Tartuffe“, und der Professor in der „Hochzeitsreise“ waren recht gelungene Darstellungen. Hr. Walliser, Väter- und Charakterrollen, ist ein recht braver Schauspieler, der bei unserem Publikum schon vom vergangenen Jahre hee im besten Andenken steht. Hr. Schrader, ein in der Bühnenwelt als tüchtig bekannter Komiker, erregt schon Heiterkeit, wenn er nur auf der Bühne erscheint; sein Mengler, Klosterbruder in „Nathan der Weise“, Liborius, Deputirter Wankelmann, Köck ꝛc. sind wahre Bilder aus dem Leben. He. Bonke, Intriguants, ist in seinem Fache recht tüchtig, gefällt aber auch sehr in der Darstellung chargirter Rollen. Die Herren Kellmann und Barth sind auch im Schauspiele sehr thätige Mitglieder und kommen fast nicht von der Bühne; Letzterer hat entschiedenes Talent zu Naturburschen. — Wie wir vernehmen, wird die Oper: „Der Rächer“, von Kapellmeister Schindelmeißer, bereits zur Aufführung vorbereitet, und im Januar soll Meyerbeer's „Prophet“ an die Reihe kommen. Mit nächstem Jahre soll unser Theater im Innern ganz neu hergestellt und zugleich Gasbeleuchtung eingeführt werden, welche beide Nachrichten uns mit um so größerer Freude erfüllen, als das Haus im Innern dringend einer Reparatur bedarf, und sich die seitherige Beleuchtung nur wenig von einer ägyptischen Finsterniß unterscheidet. Fiat lux!

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Nov. Die Schweizerfamilie, lyrische Oper in 3 Abth. von Castelli, Musik von Weigl.

Mittwoch, 13. Nov. Großes Konzert der Fräul. Clauß, Klaviervirtuosin von Prag. Vorher geht: Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissabon, Lustspiel in 2 Abtheilungen von C. Blum. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 271. Mittwoch, den 13. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Helene verfolgte rasch die Ausführung des Entschlusses. Noch während Berthas Anwesenheit verständigte sie sich mit Hermann. Sie beschlossen, zusammen in die Schweiz zu reisen und luden Bertha ein, sogleich bei ihnen zu bleiben, bis zu dem nahen Augenblicke der Abreise.

Bertha aber sagte: „Ich bin es dem Fürsten und — setzte sie zögernd hinzu — meinem Herzen schuldig, nicht im Geheimen zu entfliehen, sondern ihm, vor dem ich fliehe, meinen Entschluß zu bekennen und mir die letzte Entscheidung bis nach der Prüfung vorzubehalten. Habt Nachsicht mit mir!"

Sie gedachte auf dem Heimwege in traurigem Sinnen der einst durch sie herbeigeführten Prüfung Helenens, und wie glücklich diese ausgefallen war. „Sie war — seufzte sie — noch einsamer, noch mehr auf sich selbst verwiesen, als ich, aber sie hatte ihren hellen, festen Sinn!" Sie war der Durchführung ihres Willens zu der vorgesetzten Prüfung zwar sicher, aber nur für jetzt, nur in der geheimen Hoffnung, daß diese Prüfung keine ewige Trennung von dem Geliebten herbeiführen werde.

Mit einigen Zeilen meldete sie dem Fürsten das Beschlossene als etwas Unwandelbares und Beschworenes. „Darum — schloß sie — kein Wort mehr darüber, wenn Sie mir noch einen Augenblick des Abschiedes geben wollen; nur einen liebevollen Gruß, eine möglichst heitere Erinnerung an das Lebewohl zur Wegzehrung für die Pilgerin!"

Als der Fürst sogleich nach dem Empfange des Billetts zu ihr eilte, stand der Wagen, der sie am nämlichen Tage wieder in Hermanns Haus zurückbringen sollte, angespannt vor ihrer Wohnung; sie hatte ihrer Gesellschafterin bereits mit ruhiger Fassung alle für die schnelle Abreise nöthigen Vorrüstungen übertragen. Der Fürst sagte sogleich beim Eintritte: „Sei nicht bange vor meinem Abschiede, du einzig und ewig Geliebte! Ich ehre deinen Willen und verschweige Alles, was ich selbst gegen diese vorübergehende Trennung einwenden möchte, gewiß daß wir uns wiedersehen!"

Sie bejahte nicht, sie verneinte nicht. Noch Eine Umarmung, ein heißer Kuß — dann winkte sie ihn mit stummberedtem Blicke weg und gieng hinab. Er hielt sie nicht zurück und folgte ihr nicht. Als sie in den Wagen stieg, blickte sie noch einmal nach ihrer Wohnung hinauf und in die Augen des regungslos und traurig am geschlossenen Fenster Stehenden.

Als der letzte Umriß des alten Horizontes verschwand, athmete Bertha tief auf. Aus lichtgrünen, mit der alten auch die neue vor ihr liegende Welt verhüllenden Wäldern wehte frischer Lebenshauch. Die Freunde bemerkten mit froher Theilnahme die Wirkung der Reise auf Berthas Stimmung. Alle gaben sich den Eindrücken der wechselnden Umgebung hin, ohne Viel mit einander zu reden.

Auf der Höhe des Bözberges, über welche die Straße von Basel nach Zürich führt, sah Helene zum ersten Male in die Wunderwelt der Alpen. Eine tiefe Stille und Oede umgab die Wanderer ringsumher bis in die weiteste Ferne hinaus. Die weite Aussicht erschien wie Eine Hochebene, nur die obersten Ränder der schönen Aargauer Thäler waren dampfend sichtbar und verriethen das Leben und Weben vieler verborgenen Menschen. Aber ein Blick hoch und ferne über sie hinaus ließ die ganze Menschenwelt vor der einsamen Majestät der Alpen vergessen, die aus unsichtbaren Tiefen als siegreiche Giganten den Himmel erreichten und die Hälfte des ganzen Horizontes umragten.

Bertha schauerte vor ihrer schimmernden Klarheit. „Welche kalte, einsame Größe!" seufzte sie. Aber Helenens Augen strahlten. „Welche erhabene Ruhe hoch über der ruhelosen Welt!" rief sie aus, schmiegte sich indessen näher an Hermann. Bertha bemerkte es und fragte, wehmüthig lächelnd: „Wo sollte auch euch Glücklichen die Welt kalt und einsam erscheinen?" „Gewiß, nirgends!" rief Helene, ihren Gatten zärtlich anblickend und fuhr zu ihm gewendet fort: „Und stündest du allein auf einem jener Alpengipfel und ich allein am fernen Meeresstrande, und wir blickten beide in die Unendlichkeit hinaus, die ohne den beseelenden Gedanken des Menschen nur eine todte Masse wäre: so stünden wir im Geiste doch innig nahe zusammen und sähen und dächten und fühlten zusammen. Wo du bei mir bist, habe ich eine sichere Heimat, sei es in der erhabensten Einsamkeit der Natur oder in der Wüste einer fremden Menschenmenge — und du bist immer bei mir!"

„Helene, Süße, Einzige — sagte Hermann —, sprich fort aus deinem und meinem Herzen!" Doch Helene begegnete in diesem Momente Berthas tieftraurigem Blicke und wandte sich zu ihr mit den Worten: „Verzeihung, daß ich in selbstischem Glücke einen Augenblick vergaß, was Sie entbehren und verlassen!" Bertha erwiederte: „Verzeihung mir, daß ich schwach und selbstisch genug bin, um in eurem Glücke den Spiegel meines verlorenen Paradieses zu sehen!"

Die freundlichste Theilnahme der Gatten und die unvergleichlich heitre Pracht der schönsten deutschen Stadt vereinigten sich während eines mehrtägigen Aufenthalts der Reisenden in Zürich, Berthas Seele wieder und noch mehr, als im Beginne der Reise, den Eindrücken der lebendigen Gegenwart zu öffnen. Die Freunde vermieden die Berührung aller, glücklicher wie trauriger, Erinnerungen aus ihrem und Berthas Leben und wandten das Gespräch

Digitized by Google

bald der unmittelbaren Gegenwart, bald den allgemeinen und ewigen Angelegenheiten der Menschheit zu. Berthas ganzes Seelenleben erkräftigte sich sichtlich, und sie versuchte allmälig zur Freude ihrer Begleiter, auch ihre Vergangenheit wieder in den Kreis der Unterhaltung zu ziehen und mit festeren Blicken, mit muthigerem Herzen zu betrachten.

Die Wanderer waren im Berner Oberlande. Sie standen in heiterem Gespräche auf dem Verdecke des Dampfschiffes, das eben abstoßen wollte, vor ihnen der Spiegel des Thuner Sees mit seinen wundervollen Umgebungen. Plötzlich ergriff Bertha mit krampfhaftem Drucke Helenens Hand. Erschrocken fühlte Helene die Eiskälte der fassenden Hand und glaubte Bertha erkrankt. Aber diese antwortete nicht auf ihre besorgte Frage, sondern starrte nach dem Gestade hin, an welchem eben ein Mann aus einem offenen Wagen gesprungen war und dem Dampfschiffe zueilte. Auch Helene erkannte ihn, es war der Fürst.

Er trat rasch zu den Reisenden und sprach leise, von tiefen Athemzügen unterbrochen: „Verzeiht mir alle, ich kann nicht anders. Ich kann und will Bertha nicht missen, sie darf mir die Rückkehr nicht weigern. Nicht ihr, nur meinem eigenen Glücke opfere ich alle Pläne meiner diplomatischen Vormünder, die meiner ganzen Thätigkeit mit meinem Lebensmuthe auch allen Erfolg und Segen rauben würden."

„Ich fürchte — sagte Hermann zu dem Fürsten gewandt und nur diesem vernehmbar —, das Schicksal begnügt sich nicht mit diesem Opfer, und die gierige, durch Ihre Schuld angefachte Opferflamme verzehrt Ihr eigenes Glück mit dem für es geopferten Berthas."

Der Fürst entgegnete: „Ich kann mit Ihnen nicht rechten, Ihre Pulse schlagen anders als die meinen. Die Kraft, die Ihnen die Natur gab und die Sie Ihr Leben lange übten, hat Sie längst über die Instanzen erhoben, denen mein schwächerer Wille und meine heißere Empfindung sich noch beugen müssen."

Beide Paare saßen sich gegenüber. Der Fürst sah nur Bertha und ließ ihre Hand nicht los, als fürchtete er, sie wieder zu verlieren. Berthas Augen schweiften mit düsterer Glut unstät umher, bald denen des Fürsten mit dem Ausdrucke der Liebe, aber nicht des Glückes, begegnend; bald auf den beiden Gatten haftend, als vergliche sie deren schönes sicheres Glück mit ihrer Heimatlosigkeit; dann blickte sie wieder über die Gewässer des Sees hin und nach den leuchtenden Alpenhöhen hinauf, in suchendem, sehnendem Sinnen.

Nicht gar lange später wanderten beide Paare, von einem Führer geleitet, auf immer öder werdenden Pfaden nach den Regionen des ewigen Eises hinauf. Ferner und ferner lag ihnen die bewohnte Erde, ein stilles Sinnen im Einklange mit dem Schweigen in der Natur kam über Alle, auch über Bertha. Doch bald zeigte ihr Aeußeres wieder die fliegenden Lichter und Schatten ihrer Seele. Bald schmiegte sie sich mit wehmüthiger Zärtlichkeit an den Fürsten, bald ließ sie seine stützende Hand los und blieb hinter den Genossen zurück, um die letzten Sprößlinge der Pflanzenwelt zu pflücken, die sich noch in der Nähe der Gletscher zeigten.

An einem mäßig breiten, in dunkler Tiefe sich verlierenden Gletscherspalt hielten sie an, um ihn nach der Anweisung des Führers vorsichtig auf einem schmalen Eispfade zu überschreiten, der zwischen der Gletscherwand und dem Abgrunde hinüber auf sicheren Boden führte. Die Gatten überschritten ihn zuerst, der Fürst folgte ihnen bis zur Hälfte, um Bertha, die einen Schritt zurückgeblieben war, zu erwarten und zu stützen. Bertha blieb einen Augenblick stehn, als horchte sie auf die tief unten rufenden Wellenstimmen, sah dann den Fürsten mit einem unendlich liebevollen und zugleich traurigen Blicke an und reichte ihm die Hand entgegen.

Er faßte die theure Hand — nein, nur die Blumen, die diese Hand plötzlich fest in die seine drückte. Denn in dieser Secunde glitt Bertha aus und stürzte so rasch in die Tiefe, daß der Fürst in angstvoller Hast nach ihr haschend nur in leere Luft griff und — nur halb unwillkürlich — ihr nachgestürzt wäre, wenn nicht Hermann in jähem, mächtigem Rucke ihn hinübergerissen hätte. Bertha war ohne einen Laut verschwunden, die entsetzten Zuschauer hatten nur noch gesehen, wie sie ausgleitend die Augen gen Himmel richtete.

Der Führer warf sich betend auf die Knie und antwortete auf die heftige Mahnung der Uebrigen, sogleich mit ihnen Versuche zur Hülfe zu machen: „Hier ist keine Hülfe möglich, und kein Weg führt in diesen Abgrund, um auch nur den Leichnam der Unglücklichen zu holen."

Hermann zog den Fürsten mit freundlicher Gewalt von der Unglücksstätte weg, mit dem andern Arme die tieferschütterte Gattin an sich schließend, deren Thränen dem armen glutverzehrten, nun in eisigem Grabe versunkenen Leben flossen.

Der Fürst schrie auf: „Ich habe sie geopfert, Sie hatten recht geweissagt, überlassen Sie mich nun auch meiner Buße!"

„Mein Fürst und mein Freund — erwiederte Hermann —, suchen Sie eine würdigere und fruchtbarere Buße im thätigen Leben!"

Sie betraten sogleich den traurigen Rückweg und musten die nun unaussprechlich graufige Stelle wieder überschreiten. Hermann fürchtete von des Fürsten verzweifelter Stimmung und der schrecklich frischen Erinnerung das Schlimmste und war zugleich um Helenens Fassung und Nervenstärke bange. Er sprach das Letztere leise dem Fürsten aus, dessen ritterlicher Sinn dadurch glücklich von dem furchtbaren Banne abgezogen wurde und sich dem Freunde für Helenens sicheren Uebergang verpfändete. Er ließ auch auf dem ganzen Wege, der nun schnell zurückgelegt wurde, Helenens Arm nicht wieder los; aber wenn seine Körperkraft und Sorgfalt sie stützen half, so wurde seine Seele noch vielmehr durch ihr tiefes Mitgefühl und die sanfte Gewalt ihres Zuspruchs gestützt und aus der dunkelsten Tiefe des Schmerzes emporgerichtet.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vorurtheile.

(Nach Dumarsais von Wilhelm Wagner.)

Zu den im Verhältniß zu ihrem Werthe im Auslande nicht genug bekannten Meisterwerken der französischen Literatur gehört ohne Zweifel Dumarsais vortreffliches Buch über die Vorurtheile: „Essai sur les préjugés". Es ist eine überaus reiche Schatzkammer der Wahrheit und Wissenschaft, eine wahre Fundgrube tichtvoller Gedanken, eine Sammlung eben so scharfsinniger, als zugleich erhebender Betrachtungen und zeichnet sich durch die Klarheit und Gedrungenheit des Styles aus. D'Alembert hat den edeln und freimüthigen Verfasser jenes Buches sehr bezeichnend den Lafontaine der Philosophen genannt und dadurch die am meisten hervortretende Richtung seines Geistes und Wirkens treffend hervorgehoben. Wie das Buch, so dürfte auch das Leben Dumarsais den meisten unserer Leser unbekannt seyn und so mögen einige Worte über letzteres den nachstehenden Fragmenten vorausgehen.

Die Lebensgeschichte eines friedlichen Philosophen, welcher die

Digitized by Google

Aufgabe seines Daseyns einzig und allein darin fand, seinen Mitmenschen nützlich zu werden, mag nur wenig Ereignisse, nur wenig Auffallendes bieten; aber für Diejenigen, welche nicht darnach suchen, nur eine eitle Neugierde zu befriedigen, wird sie um so anziehender seyn, wenn sie uns einen Mann zeigt, der mit Noth und Armuth viel zu kämpfen hatte, den die Mächtigen der Erde verfolgten, der von den Priestern und Schulgelehrten gehaßt und auf alle Weise verlästert und verketzert ward. — Dumarsais war im Jahre 1676 zu Marseille geboren. Früh verlor er seinen Vater, dann sein Vermögen durch die Verschwendung seiner Mutter. Von der Gesellschaft des Oratoriums seiner Vaterstadt erhielt er zwar eine gründliche wissenschaftliche Bildung, konnte sich aber mit den Ansichten und Bestrebungen jener Feinde von Licht und Fortschritt keineswegs verständigen. Das Bedürfniß einer freieren Bewegung führte ihn nach Paris, wo er sich verheirathete, nachdem er zuvor Advokat geworden war. Diese Ehe wurde zwar mit Kindern reichlich gesegnet, war aber in ihrem Verlaufe keineswegs glücklich, so daß D. sich von seiner Gattin trennte. Auch seine Advokatur brachte ihm nur Dornen und nur eine geringe Praxis, worauf er auch dieser Laufbahn entsagte, sich dem leidigen Hofmeisterstande widmete und zuletzt eine Erziehungsanstalt begründete, die nicht ausreichend war, ihm den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Mit Sorgen und Kummer belastet, in einer höchst drückenden Lage, von allen Seiten verfolgt, starb er im Jahre 1756. Er gehört zu den so zahlreichen Opfern, die es vorzogen, ihren Ueberzeugungen treu zu bleiben und den Kampf für die höchsten Güter der Menschheit nicht zu scheuen, dagegen aber den bittern Kelch des Hasses und der Verfolgung bis auf die Hefe leeren mußten. D. hinterließ verschiedene Schriften, von welchen im Jahre 1797 zu Paris eine Gesammtausgabe in 7 Bänden erschien. Die wichtigsten seiner Werke sind die vortreffliche Abhandlung über das Studium der lateinischen Sprache, die den Pedantismus zu verdrängen und die Lehrmethode auf naturgemäße Principien zurückzuführen sucht, und das oben genannte Werk: „Essai sur les préjugés". Aus diesem mögen nachstehend einige Fragmente folgen, die am besten für den Werth jenes Buches sprechen, leider aber zugleich den Beweis liefern, daß es heutigen Tages in Bezug auf Staat und Kirche nicht viel besser geworden ist, als es vor hundert Jahren gewesen. Lassen wir nun den eben so geistvollen als freisinnigen Dumarsais selbst reden.

I.

Der Irrthum ist eine Krankheit, aber keine dem menschlichen Geschlecht angeborne. Seine Heilung ist nur darum so schwierig geworden, weil schon mit der Erziehung dieses gefährliche Gift dem Geiste eingeimpft wird und sich allmälig desselben ganz und gar bemächtigt. Leider sind auch die Vergifter des menschlichen Geschlechts gerade Diejenigen, die überall geschätzt, aufgemuntert und belohnt werden; ihre Angriffe werden in Schutz genommen, ihre Belehrungen theuer bezahlt; die höchste Gewalt, die Mitschuldige solcher Unbilligkeit, zwingt die Völker, aus ihren Händen die Schale des Betrugs hinzunehmen und bestraft Diejenigen, welche daraus zu trinken sich weigern. Die Aerzte, welche im Besitz von Gegenmitteln sind, werden verfolgt, als Betrüger behandelt und zum Schweigen gezwungen. Wenn die Regierungen sich eben so sehr für die Verbreitung der Wahrheit bemühten, als sie für die Erhaltung des Irrthums kämpfen, so würde man diesen bald verschwinden und jene zu Ansehen und Sieg gelangen sehen. Schon in der zarten Jugend bemächtigt sich der Irrthum des Menschen und erfüllt ihn mit Vorurtheilen, von denen er später nur selten oder doch nur mit großer Anstrengung sich befreit. — Wenn es der Religion gelungen ist, den Menschen herunterzuziehen, ihn zum Feinde seiner selbst und Anderer zu machen, warum sollte die Vernunft ihm nicht Erhebung, Selbstachtung und den Wunsch, auch die Achtung seiner Mitbürger zu erwerben, einflößen? Wenn der Aberglaube bei ihm einen Eifer der Zerstörung, einen verderblichen Fanatismus, eine unselige Wuth, Andern zu schaden, zu erwecken vermag, warum sollte eine aufgeklärte Staatsverfassung nicht im Stande seyn, bei ihm Seelengröße, die Begierde, Andern nützlich zu werden, die Begeisterung für die Tugend hervorzurufen? Wenn man ehemals in Rom und Sparta ein Volk von Helden zu erziehen vermochte, wenn die Schulen von Athen mit Weisen angefüllt waren, warum sollte man heute daran verzweifeln, im Schooße aufgeklärter Nationen thätige, aufgeklärte, hochherzige und edle Staatsbürger heranzubilden? Ist es denn leichter, einen Fanatiker, einen Märtyrer, Büßer, Frommen, einen unterwürfigen Höfling, einen willenlosen Söldner zu erziehen, als einen für das allgemeine Wohl Begeisterten, einen muthigen und für sein Vaterland kampfbereiten Krieger, einen sich und Andern nützlichen Mann zu bilden? Ist es leichter, die Seele niederzubeugen, als sie zu erheben? Oder sollte das menschliche Geschlecht so ganz entartet seyn? — Wir wollen so etwas nicht einmal denken; dieselben Triebkräfte werden immer dieselben Wirkungen auf den Menschen äußern. Wenn unsere politischen Institutionen auch heute noch freie Bürger, Helden und Weise verlangten, so würden wir sie ohne Zweifel entstehen sehen; wenn wir aber überall nur Abergläubige von kleinlichem Geist, unwissende Führer, gefährliche Enthusiasten, unfähige Minister, Hochstehende ohne Verdienste, kriechende Sklaven gewahren, so kommt dieß daher, weil die Religion, die Regierung, die Erziehung und die lächerlichen Meinungen, von denen die Nationen durchdrungen sind, nur dahin zielen, unterwürfige und dem Vaterland schädliche Individuen zu bilden. Wer noch an der Möglichkeit zweifeln sollte, daß Völker von ihren Vorurtheilen geheilt werden können, den verweisen wir auf die Engländer, Holländer, Schweizer u. a., die sich sehr schnell von einem großen Theil der Irrthümer der römischen Kirche und von den Vorurtheilen einer ihnen verderblichen Politik geheilt haben. Man wird uns zwar sagen, daß diese Völker durch Unruhen und Revolutionen zur Freiheit und größeren Aufklärung gekommen und daß solche Mittel und Wege doch gefährlich und gewagt seyen. Wir erwiedern, daß solche Unruhen nicht entstanden seyn würden ohne die Tyrannei und die Bosheit der Fürsten, die Glaubenswuth der Priester, den Ehrgeiz der Großen, und daß sie minder heftig gewesen seyn würden, wären die Völker besser unterrichtet und ihre Führer vernünftiger gewesen; daß ferner die Völker sichtlich gewonnen haben und daß vorübergehende Unruhen doch besser sind, als ein ewiges Siechthum unter einer beständigen Tyrannei. Warum erblicken wir in dem von der Natur so sehr begünstigten Spanien fast überall nur einen unseligen und gegen das wahre Wohl des Vaterlandes gleichgültigen Priesterstand und Menschen, die der Industrie und der wahren Strebsamkeit ermangeln? Deßwegen, weil in diesem Lande der Aberglauben und der Despotismus stets herrschend waren, weil es ihnen gelungen ist, den Menschen herabzuwürdigen, die Triebkraft seines Geistes zu lähmen, und das Volk zu verdummen, weil Müßiggang und Unwissenheit unterstützt, aber Thätigkeit und Aufklärung nicht gefördert werden. Woher kommen im Süden Europa's diese so zerrütteten Sitten, die so häufigen Verbrechen, die so zahllosen Beispiele von Mord und Rache? Weil in diesen Ländern die sogenannte Rechtgläubigkeit als die einzige Tugend gilt, weil die Religion jedes Verbrechen entsühnt, weil äußerlicher Gottesdienst und Scheinheiligkeit die Stelle der wahren Religion vertreten und weil die Schulen nur von den eiteln Disputationen und den kleinlichen Spitzfindigkeiten von Theologen widertönen, die ihr Talent und ihre Kenntnisse auf Gegenstände verwenden, welche dem Volk durchaus nichts nutzen können. So waren immer und überall die Priester und Gottesgelehrten Diejenigen, welche schon bei der Jugend damit anfingen, ihr die Binde der Unwissenheit über die

Digitized by Google

Augen zu ziehen, um so der Kirche recht ergebene Sclaven zu erziehen und selbst in Frankreich sind sie noch immer im Besitz dieser so traurigen Vorrechte. Sie sind weit mehr damit beschäftigt, der Kirche blindergebene Anhänger, als dem Staate aufgeklärte und wahrhaft ergebene Bürger zu erziehen. Religion und Kirche, wahre Frömmigkeit und Scheinheiligkeit, Glauben und Aberglauben werden mit einander verwechselt, und so darf es uns nicht wundern, wenn die Vorurtheile der Menschen gleichsam verewigt, nur der Irrthum genährt, das beglückende Licht der reinen Aufklärung verdunkelt und nur für den Rückschritt, nur für die Thorheit stets neue Anhänger gewonnen werden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart.) Der „Staatsanzeiger", das Blatt der „Sittlichkeit und Religiosität", nennt die Kunde „von der Verendung" der Landesversammlung einen „Sonnenschein in das Gemüth". — — —

Meyerbeer beschäftigt sich in Paris in diesem Augenblicke nicht mit der Inscenesetzung einer neuen Oper, sondern mit der Composition der Chöre für die Eumeniden des „Aeschylos", welche er auf die persönliche Aufforderung des Königs von Preußen für die Berliner Oper schreibt. Diese schwierige Arbeit hat den Componisten in eine gewisse Unruhe versetzt und er hat bereits häufige Proben angestellt, um den geeigneten Musikstyl herauszufinden, welcher zur Begleitung der antiken Tragödie dienen soll.

Frankfurter Theater.

So viele neue Opern, dem heimischen und dem fremden Boden entsproßt, uns in den letzten Jahren vorgeführt wurden, so ist es doch nur wenigen gelungen, festen Fuß auf dem Repertoire zu gewinnen. Zu diesen wenigen wird, so glauben wir, die am 8. d. M. auf der hiesigen Bühne zum ersten Mal gegebene — „Die lustigen Weiber von Windsor" — gehören, denn die Aufnahme war entschieden günstig und das Tonwerk entfaltete so viel Schönes, daß es einen unverkennbar wohlthuenden Eindruck hervorbrachte. Das Libretto ist von dem bekannten Dichter Mosenthal nach dem gleichnamigen Lustspiele von Shakespeare mit eben so viel Bühnenkenntniß, als ergiebig und dankbar für den Componisten bearbeitet. Es versteht sich von selbst, daß man den Opernterl mit der genialen und von Humor übersprudelnden Dichtung von Shakespeare nicht in eine keitische Paeallele bringen darf; doch hat der Bearbeiter die allgemeinen Umrisse jenes Meisterwerks beibehalten und sehr gut verwendet, sowie er in den Einzelnheiten dem Tonsetzer trefflich vorgezeichnet hat. Wie in genanntem Lustspiel, so sind auch in diesem Libretto die Hauptpersonen John Falstaff, der gefoppte Held und ächt humoristische Bramarbas, die beiden lustigen Weiber von Windsor, die Frauen Fluth und Reich, und der eifersüchtige Gatte der ersteren. Ihnen untergeordnet, aber ebenfalls sehr wirksam angebracht sind ferner der Junker Spährlich und der Doktor Cajus. Um Abwechslung in das Ganze zu bringen, sind den humoristischen Charakteren auch zwei lyrische beigegeben, Fenton und Anna Reich, welche der Componist schön und sinnig aufzufassen und durchzuführen gewußt hat. So bietet das Libretto nicht nur die erforderliche Mannichfaltigkeit von Personen und Situationen, sondern auch einen wohl abgerundeten und sangbaeen Text, der den verschiedenen zue Oper erforderlichen musikalischen Formen Rechnung trägt, und wir dürfen demnach Mosenthal's Bearbeitung als eine wohlgelungene bezeichnen.

Die Musik des, wenn wir nicht irren im vorigen Jahre zu Wien früh verstorbenen Otto Nicolai besitzt große Vorzüge. Sie ist voll Leben und Frische und reich an schöner, mitunter genialer Empfindung. Begegnen wir auch manchen Anklängen von Weber und Lortzing, so sind diese doch nur beiläufig und sind die Originalität und Selbstständigkeit des Componisten bei weitem vorherrschend. Im Ganzen ist die Musik mehr heiter als komisch und was wir besonders rühmend hervorheben müssen, frei von aller Trivialität. Was die Behandlung der Singstimmen andetrifft, so ist diese zwar sehr gelungen und dankbar füe den Sänger, doch wäre zu wünschen, daß die Instrumentirung und namentlich die Blasinstrumente theilweise weniger dominiren möchten. Daß sich doch in dieser Hinsicht die besten Talente nicht gehörig mäßigen können! — Als eben so anmuthige, wie originell erfundene und künstlerisch ausgeführte Tonstücke haben wir u. A. hervorzuheben; die Romanze von Fenton (Akt 2) mit Flötenbegleitung, den Leechenschlag imitirend, das darauf folgende Duett zwischen Fenton und Anna mit dem überaus lieblichen Violinsolo und der Cadenz, wie nicht minder der weiter folgende vierstimmige Canon. Ferner sind durch schönen Melodienfluß, wie durch treffliche Instrumentirung bedeutend und ausgezeichnet das Terzettino zwischen Falstaff und den lustigen Weibern, der Chor der fingirten Geister (Nr. 14), dessen Thema auch die Ouverture beherrscht, welcher aber etwas stark an Oberon erinnert und die Arie der Anna (Act 3). Sehr lebendig und höchst effektvoll sind ferner das Duett zu Anfang des zweiten Actes zwischen Fluth und Falstaff und ganz besonders das Recitativ zwischen beiden, das nach Leichtigkeit der Behandlung und Beweglichkeit der Declamation an den italienischen Opernstyl streift. Die Trinkscene zwischen Falstaff und den Bürgern (Act 2) gehört unstreitig zu den gelungensten und anziehendsten Nummern der Oper.

Die Einstudirung und Aufführung macht dem Fleiß und Talent unseres Kapellmeisters Schindelmeißer um so mehr Ehre, als diese Oper sich zwar leicht anhört, aber der Execution mancherlei und nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstellt. Die beiden Hauptpaetien, die des John Falstaff und der Frau Fluth, wurden durch Hrn. Oettmer und Frau Behrend-Brandt sehr befriedigend ausgeführt. Ersterer hatte den Charakter des aus Derbheit, Humor und Bonhommie zusammengesetzten Falstaff wohl verstanden und wußte ihn in Gesang und Spiel lebendig und ergötzlich wieder zu geben. Die Rolle ist hinsichtlich des Spiels höchst anstrengend. Hrn. Oettmer's Falstaff erregte allgemeine Heiterkeit, sowie der Vortrag der Gesangpartie den Beweis lieferte, daß Oettmer sich mit den eigenthümlichen Schönheiten der Composition wohl vertraut gemacht hatte. — Frau Behrend-Brandt besitzt nicht nur alle erforderlichen Stimmmittel, sondern auch die nothwendige Gewandtheit und Leichtigkeit des Spiels, um die Partie der Frau Fluth vollkommen geltend zu machen. Sie wußte die muthwillige Laune und den neckischen Humor der Rolle trefflich hervor zu heben, wie nicht minder die schönen Nummern derselben durch die Kraft und Frische ihres Gesanges in vollem Maße geltend zu machen. — Hr. Clementi gab die heftig aufgeregte und nur mühsam zurückgedrängte und momentan beherrschte Eifersucht Fluth's sehr wirksam. Nicht minder gut wae Hr. Leser in der kleinen Partie des Reich. — Durch die Episoden des Cajus und Spährlich (die Herren Haffel und Meinhold) wurde das eigentlich komische Element der Oper effektvoll hervorgehoben. — Fenton (Hr. Caspari) und Anna Reich (Fräul. Tietjens) sind zwei schöne Gesangpaetien, welche von den Genannten mit Geschmack und Ausdruck beifällig durchgeführt wurden. — Unsere sonst so ausgezeichnete und in ihrem Fach beliebte Frau Röhrig konnte als Frau Reich nur wenig wirken, da ihr füe eine Gesangpartie die erforderlichen Stimmmittel fehlen. — Die neue Opee fand, wie wir oben schon bemerkt haben, eine ganz entschieden beifällige Aufnahme und wird sich ohne Zweifel auf unserm Repertoir erhalten. W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. Nov. Großes Konzert der Fräul. Clauß, Klaviervirtuosin von Prag. Vorher geht: Die Mäntel, oder: Dee Schneider in Lissabon, Lustspiel in 2 Abtheilungen von E. Blum. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 14 Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nicolai.

Druck und Verlag von Heller und Bodm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 272. Donnerstag, den 14. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Der Fürst an Hermann.

Wie sehr erfreut mich Ihre Nachricht, daß der Ortswechsel, die Bäder und noch mehr die eigene Seelenkraft Ihre theure Gattin immer mehr von den Nachwehen des schrecklichen Ereignisses befreien, das wir zusammen erlebten! Ich sehne mich, sie wiederzusehen und ihr tausendmal für die unendliche Kraft und Milde Dank zu sagen, womit sie meine todtmatte Seele aufrichtete und wiederbelebte. Aber ebenso sehne ich mich auch nach Ihnen, mein theurer Freund. Ja, kommen Sie bald, helfen Sie mir regieren — mich selbst und Land und Leute!

Ich bin zwar seit jenem furchtbarsten Augenblicke meines Lebens um viele Jahre älter geworden, aber noch nicht alt genug, um ganz über meine leidenschaftliche und in Eigenwillen verzogene Natur Herr zu werden in dieser herrenlosen, steuerlosen Zeit. Hier bedrängt mich ein Gewirre widersprechender Forderungen. Die Aristokratie fordert von mir als ihrem geborenen Beschützer die Wiederherstellung des alten Zustandes und ist hirnlos genug, in der momentanen galvanischen Wiederbelebung des vom verdienten Galgen gestohlenen Leichnams eine Auferstehung zu neuem und ewigem Leben zu hoffen.

Der Rest der versprengten alten Demokratie ist nicht viel klüger und mag sich weder von innen heraus umbilden, noch auch freiwillig der neuen Demokratie, der Herrin der Zukunft, Platz machen. Einige dieser Leute haben das kindliche Zutrauen zu mir und dem deutschen Volke, zu glauben: wenn ich mein Völkchen „frei“ erklärte und mich von ihm zum „Präsidenten“ ausrufen ließe, so werde alsbald das Sternenbanner der Republik über ganz Deutschland wehen — schon und noch jetzt, wo nicht bloß die Somnambulen des Gottesgnadenthums, sondern auch die Aequilibristen der beschränkten Monarchie in Angst und Wuth gerathen, wenn nur der Name Republik ausgesprochen wird.

Ich glaube zwar, daß der einst versäumte Augenblick, wo dieser allgemeine Wandel der Regierungsform von dem Gipfel selbst eines kleinen deutschen Volksstammes ausgehn konnte, wiederkehren kann; aber jetzt ist die unmöglichste Zeit dazu. Das Volk im Ganzen und besonders die große Zahl der Besitzenden und der Gebildeten, die jetzt noch dem Gebilde des „wahren“ monarchischen Constitutionalismus huldigen, müssen erst noch herbere Erfahrungen machen, bevor sie die Impotenz der Monarchie erkennen, die erhaltende Macht zu schaffen, welche sie für ihr materielles und geistiges Besitzthum mit Recht vom Staate verlangen.

Der künftige Freistaat Deutschland wird ein in viel höherer und wahrhafterer Weise freies Volk umschließen, als sämtliche Republiken des Alterthums und der Gegenwart, und den Schwerpunkt Europas bilden, von welchem aus die ganze Gestalt dieses Welttheils bestimmt wird. Aber sein erster Präsident wird vielleicht die selbe Person mit einem patriotischen Despoten sein, der vor der Freiheit die Nationalität Deutschlands von dem widerspenstigen Particularismus der Völker, wie der Regierungen, mit dem Schwerte erobert und dieses nebst der Krone nicht eher niederlegt, als bis er aus den deutschen Völkern Ein Volk gemacht hat.

Ob ich diese Zeit erleben werde? Gewiß nicht als Fürst; ich bescheide mich im Gefühle meiner Schwächen, zu jener großen Fürstenthat nicht auserwählt zu sein, will sie aber vorbereiten helfen, indem ich meinen Fürstenhut ablege, sobald ich meinen kleinen Staat durch gesetzlichen Vertrag mit dem nächstverwandten Nachbarstaate vereinigen kann — nicht aber, um an seine Stelle eine vom welschen Auslande hereingebrachte phrygische Mütze setzen zu lassen, auf Wessen Haupt es auch sei. Ich befürchte indessen weniger, daß die Mützenanbeter, als daß die übrigen Inhaber von Fürstenhüten den meinen von meinem Kopfe reißen mögen, ehe ich noch meine Aufgabe lösen kann.

Wie es mir aber auch ergehe, ich bedarf Ihrer erprobten Freundschaft und Ihrer persönlichen Gegenwart, besonders jetzt, wo Sie mich sogar gegen meinen lieben Cabinetssecretär secundieren sollen — wiefern, wird Ihnen Ihre Gattin sagen, welcher Sie die Anlage einhändigen wollen.

Der Fürst an Helene.

— — Jetzt, wo meine Bertha auf ewig ferne ist, erwartet Jedermann eine baldige Bewerbung um die Hand der Princessin, und am Entschiedensten verlangt sie unser Freund, mein treuer Weggefährte und Rathgeber. Mein Herz wird nicht gefragt, oder man nimmt an, es sei jetzt „frei“, wo die Gestalt der Geopferten seinen Eingang gegen jede andre Frauenliebe noch stärker bewacht, als einst die der Lebenden that! Freilich, man verlangt ja auch keine Liebe von mir, noch von dem edeln und liebenswürdigen Weibe, das man mir bestimmt hat; aber ich achte uns beide zu hoch, um uns als seelenlose Factoren einer politisch-statistischen Berechnung brauchen zu lassen, deren Product meinem Volke doch nur vorübergehende Vortheile bringen würde. Ich habe Ihrem Gatten geschrieben, was ich noch Niemanden mittheilte: daß ich nur noch so lange regieren will, bis ich im Stande sein werde, mein Volk mit dem ihm stammverwandten Nachbarvolke zu vereinigen, wenn es auch großentheils selbst widerstreben sollte. Somit halten mich gerade auch meine politischen Pläne ab, ein neues eigenes Haus zu gründen, welches die Ausführung dieses Vorsatzes erschweren würde.

Aber vielleicht sagen Sie mir, meine hochverehrte Freundin,

Digitized by Google

daß der Lethetrank der Zeit und die Einsamkeit meines Hauses mich dereinst wieder die Nähe eines lebenden, liebenden Weibes ersehnen lassen dürften. Nein, solange Sie mir nahe sind! Ihr engelreiner Sinn kann dieß Wort nicht mißverstehn. Mein Herz wird einst in beruhigterem Zustande, wie jetzt im Nachzittern der gewaltsamsten Schwingungen keiner andern Frauenliebe bedürfen, als der heiligen Schwesterliebe, durch die Sie mich vor der Verzweiflung schützten und die Sie mir gewiß nicht als ein nur in dringender Noth gespendetes Almosen wieder entziehen werden.

Hermann an den Fürsten.

— — Das monarchische Princip in Politik und Religion läßt alles Gute von oben herab kommen, der radicale Demokratismus aus breitem, tiefem Grunde aufsteigen. Letzterer möchte am Liebsten nur die Bewegung der Bildung in die Breite dulden und ein Steigen nur für den ganzen Boden, verkennt aber dabei das Naturrecht der Individualität. Nach den jetzigen Zuständen sage ich lieber: das Gute, die Freiheit, die Bildung kommt weder von den Spitzen der Gesellschaft, noch aus ihren untersten Geschossen, sondern aus ihrer Mitte, aus dem Innersten der Völker, das ich aber gewiß nicht nach Kasten abgrenzen will. Die Gedanken, welche sich in der gebildeten Mitte namentlich der germanischen Völker entwickeln, werden den Staat der Zukunft bauen, wenn auch ihre heutigen Träger und Sprecher zu geringe Thatkraft besitzen und zugleich zu wenigen Anklang in den links und rechts wogenden Massen finden, um sie zu verwirklichen.

Die Regierungen alten Styls würden noch längere Zeit hindurch den Grundsatz „Nichts durch das Volk" geltend machen können, da das Volk durch das Mißlingen seiner ersten Selbstregierungsversuche für jetzt von größeren neuen zurückgeschreckt ist, wenn sie nur auch „Alles für das Volk" thäten, was die Zeit erfordert. Aber diese Versicherung glaubt wenigstens den Fürsten Niemand mehr, welche mit cynischer Offenherzigkeit ihre dynastischen Familienansprüche über das Recht und Wohl ihrer einzelnen Völker, wie ganz Deutschlands, gestellt haben. Mit diesen junkerhaften Prätensionen verträgt sich weder der alte fromme Patriarchenstaat, der nur als Ausnahme zuließ, daß ein Abraham seinen Isaak schlachten wollte, um sich selbst der Opfergier seines Gottes zu entziehen; noch auch viel weniger die neue Welt, die sich nicht fürder zum Tummelplatze einer turnierfähigen Minderheit gebrauchen lassen will.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vorurtheile.

(Nach Dumarsais von Wilhelm Wagner.)

(Schluß.)

Ein Staat bedarf thätiger und tugendhafter Bürger; eine Nation kann nur blühend und mächtig seyn, wenn ihr aufgeklärter Herrscher den Willen und die Kraft eines freien und hochherzigen Volkes in sich vereinigt, eines Volkes, welches über seine wahren Interessen, Rechte und Pflichten wohl unterrichtet, seiner Regierung und seinen Gesetzen gerne unterthänig, im Stande, sein Glück zu würdigen, und immer bereit ist, muthig sich gegen Die zu vertheidigen, welche seine Freiheit in Gefahr zu bringen drohen. Ein Herrscher, an der Spitze eines solchen Volkes, könnte er wohl einen Despoten, dem die Religion Sklaven ohne Energie und ohne Sitten herangebildet hat, die jederzeit bereit sind, das ihnen gewaltsam aufgedrungene Joch abzuschütteln, denen das Vaterland, für sie nur ein Gefängniß, gleichgültig ist, die das Gesetz hassen, weil es ihnen Ketten schmiedet, und die die Ruhe des Staats bei jeder Veranlassung zu erschüttern versuchen, um dessen Macht beneiden? Lange genug sind die Völker nur für die Götter, Priester und Tyrannen erzogen worden. Wann wird die Zeit kommen, wo sie für das Vaterland und für sich erzogen werden? Werden sie immer fortfahren, von der Religion ihrer Priester, die ihnen nur Unheil gebracht hat, eine Verbesserung ihrer Zustände zu erwarten, welche ihnen sicher seyn würde, wenn sie die Vernunft und die Stimme der Wahrheit und Natur zu Rathe ziehen wollten? Werden es die Fürsten immer für nothwendig erachten, ihre falschen Titel und angemaßten Rechte vom Himmel herabzuholen und sich hinter die Gnade Gottes zu verstecken, während Billigkeit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Tugend hinreichen würden, um sie über alle Herzen herrschen zu lassen, um ihren Thron unerschütterlich festzustellen und sie aus gebornen Feinden ihres Volks zu verehrten Oberhäuptern desselben zu machen? Sollen Wahrheit, Talent und Wissenschaft immer die beklagenswerthen Opfer des Priesterhasses, einer unklugen Politik, der eigensinnigen Unwissenheit und der Barbarei des ungebildeten Volkshaufens seyn? Muß man denn immer zum Betrug, zum Treubruch und zur Gewaltthätigkeit seine Zuflucht nehmen, muß man sich immer der eingebildeten Belohnungen oder der leeren Schreckuisse des Jenseits bedienen, um die Völker zu beherrschen und deren Leidenschaften zu zähmen? Muß man alle nur erdenkbaren Mittel der Schlauheit und der absichtlichen Täuschung anwenden, um Dasjenige zu erzielen, was auf dem geraden Wege der Ehrlichkeit sicherer erreicht werden könnte? Die Regierung hält den Willen ihrer Unterthanen in ihren Händen; die Nation hat sie zum Aufbewahrer und Beförderer ihrer Glückseligkeit gemacht; allein von ihr hängt es ab, jene tugendhaft oder fehlerhaft zu machen. So möge sich denn der Herrscher, welcher sein Volk wahrhaft liebt, der Erziehung bemächtigen und sie seinen Söldnern, die nur vom Betrug leben, entziehen. Wenn sich die Vorurtheile und Irrthümer des Volkes seinen Planen entgegenstellen sollten, so möge er der Vernunft verstatten, jene zu bekämpfen und den Irrthum wenigstens allmälig zu verdrängen. Er möge die Entwickelung der Jugend nicht Pfaffen und Finsterlingen, sondern edeln und aufgeklärten Männern anvertrauen. Er möge die Moral und Philosophie, die Erfahrung, die nützlichen und praktischen Wissenschaften zur verdienten Geltung bringen und dadurch jene falsche Theologie, jene dunkeln Dogmen, jene düstern Mysterien und jene lächerlichen Fabeln verdrängen, welche so lange zum Nachtheil jeder Aufklärung die Geister und Gewissen beherrscht haben. Er möge die Weisheit der alten Philosophen aus der Vergessenheit, in der sie so lange geschmachtet hat, hervorziehen und ihr an den Höfen der Könige wieder Einfluß, Achtung und Belohnung verschaffen, damit sie dem Lichte und der Tugend neuen Glanz und neue Wärme verleihen. Dann wird man bald ein neues Geschlecht erwachsen sehen, welches dem Vaterland dienen, die Wissenschaft pflegen und die Industrie befördern wird.

Man kann ein Volk, welches man unglücklich machen will, nicht genug verdummen, und es dagegen nie zu viel aufklären, will man es beglücken. Für einen Tyrannen gibt es nichts Höheres, als seine Leidenschaften und Launen, er hat nur die Mitschuldigen, deren er zu seiner Befriedigung bedarf, zu belohnen; er muß sich mit ihnen verbinden gegen ein Volk, das immer bereit ist, sein Joch abzuwerfen; er braucht Priester, welche betrügen und verführen, Soldaten, welche Schrecken einflößen, unerbittliche Minister und Beamte, jeder Tugend feindliche Schmeichler, vorurtheilsvolle Unwissende, welche die Wahrheit verlästern, charakterlose Feiglinge, Höflinge und Diener, bei denen Unterwürfigkeit für Verdienst und Talent gilt.

Diese Betrachtungen setzen uns in den Stand, die Maximen Derjenigen zu beurtheilen, welche behaupten, daß „die Welt betrogen seyn will und daher betrogen werden muß", daß die Wohlfahrt der Menschen von ihrem Irrthume abhängt, daß die Wahr-

Digitized by Google

heit ihnen gefährlich ist. Es liegt aber nur die Schuld an den Unterdrückern und Betrügern, wenn die Wahrheit leider so oft unter dem Volk erschlaffte und vom langen Druck ermattete Geister findet. Wollten die Fürsten die Wahrheit öfters hören, so würden sie weniger zu befürchten haben, daß diese auch von ihren Unterthanen gehört würde. Wenn ganze Nationen verblendet, verdorben und unvernünftig sind, so liegt die Schuld davon einzig und allein in der Verkehrtheit ihrer Regierungen und Staatseinrichtungen. Betrachtet man aufmerksam jene Kette von Irrthümern und Lastern, welche das Menschengeschlecht bedrückt, so wird man finden, daß sie vom Altar und vom Throne ausgeht und daß man von jeher von dort aus nur gestrebt hat, die Menschen in Dummheit und in sclavischer Unterwürfigkeit zu unterhalten unter dem Vorgeben, daß sie in dieser Welt nicht zur Glückseligkeit bestimmt seyen. So haben falsche Religions- und Regierungssysteme das Unglück der Völker verewigt und in diesen selbst den Wunsch nach Verbesserung beinahe erstickt. Die Wahrheit ist nicht das Gemeingut Aller, sondern lebt nur im Geiste einer kleinen Zahl von besseren, aber auch verfolgten Menschen; die Völker kannten sie bis jetzt nur wenig, weil deren Kenntniß ihnen verkümmert wurde, und wann sie nach Erforschung derselben strebten, so hatten sie oft das Mißgeschick, Betrügern und falschen Propheten in die Hände zu fallen. Bei allen Reformen, die in Staat und Kirche versucht wurden, haben wir die Völker gleich wilden Thieren kämpfen, sich unter einander zerfleischen und die Beute von Fanatikern, Aufrührern und Schurken werden sehen. Ein unwissendes Volk ist immer unzufrieden und immer bereit, der Fahne der Empörung zu folgen, unter der Anführung von geistreichen Charlatanen, die ihm ein Ende seiner Leiden versprechen. Je unglücklicher ein Volk, desto leichter zum Aufruhr zu verleiten, aber gewöhnlich fällt es nur aus den Händen eines Tyrannen in die eines anderen, meistens noch grausameren.

So haben die Revolutionen, anstatt die Menschheit vom alten Druck zu befreien und sie zu beglücken, gewöhnlich das Unheil nur vergrößert und dem Druck nur eine andere Gestalt gegeben. Man machte gewaltsame Neuerungen, Verblendung und Rohheit traten an die Spitze, ohne Plan und Umsicht wird gehandelt, — und man setzt sich neuen Stürmen aus, anstatt den Hafen der Rettung und des Friedens zu erreichen. Wären die Völker aufgeklärter, so würden sie ihren Vortheil besser erkennen, würden kleine Uebel, die mit jeder Regierung verbunden sind, geduldiger ertragen und gegen größere gelindere Mittel der Abhülfe aufsuchen. Je aufgeklärter ein Volk, desto leichter kann es regiert werden, — je unwissender, desto leichter wird es zu Gewaltthaten und Revolutionen fortgerissen. Das einzige sichere Mittel, die Völker zu beruhigen und zu beglücken, ist demnach Aufklärung.

Zum 10. und 11. November.

W. Die Welt starrt in Waffen, und keines Sterblichen Auge vermag zu erkennen, ob es der thörichte Hader Verblendeter bleiben oder zum dröhnenden Titanenkampfe sich gestalten werde, aus dem eine neue Zeit in krampfigen Wehen sich gebäre. Wer vermöchte heute zu sagen, ob aus dem gährenden Chaos, aus dem Kampfe des zähen Alten und des lebensmuthigen Neuen, aus dem Kampfe einer in ihrer Grundlagen zerfressenen Civilisation mit dem jugendlich kräftigen Heros der Neuzeit sich „der Geist erheben werde, der über den Wassern schwebt", als Lebenssonne einer jungen Zeit, die uns einen Weltfrühling bringt, — oder ob, was wir für Morgenröthe gehalten, nichts sey als die schmutzige, düstre Röthe vor der hereinbrechenden tiefen Nacht? Das Vaterland ist zerrissen, gedemüthigt; der Fremde hält die Wage seiner Geschicke in der barbarischen Hand, und Deutsche selbst sind es, die ihn dazu berufen und sich nicht entblöden, seines Spruches zu harren. Man führt die Schaaren jener Nationen gegen uns herauf, deren zerstörender Fuß wohl einst schon unsere Fluren zertreten und ein Gedächtniß des Schreckens hinterlassen. Der heute selbst gefühlte, morgen in künstliche Berechnung gebrachte Haß gegen das Deutschthum soll der Bundesgenosse seyn, um die Bahn zu ebnen zu einer „Neugestaltung" des Vaterlandes! Die nationale Idee soll vernichtet werden, eine Nation zu regeneriren! Eine Sündfluth von Begriffsverwirrung, Thorheit und Leidenschaft! Mit satanischem Lächeln lauert hinter allem Diesem jene finstere Partei, deren Waffe die geistige Nacht, um auf den Trümmern alles Rechts und Gesetzes, des verhaßten Fortschrittes von Neuem ihr finsteres, fanatisches Reich errichtet zu sehen. Darum wohl mag es nöthiger als je seyn, den entmuthigten Blick aus dem Streite widerstrebender Elemente nach den lichten Höhen zu richten, von denen herab uns die edlen Geister unserer Nation zu winken scheinen als Bürgen einer besseren Zukunft. Schon sind die Nebel des Vorurtheils gefallen, und über die Schlacken der Zeit hinweg durch die Verklärung des Todes findet der unbefangene Blick den Maßstab höherer Beurtheilung. Sind die Ideen im Volke erstorben, beginnt das Elend der Nationen. Laßt uns dem Kultus der Idee, der Freiheit und Vaterlandsliebe nicht untreu werden! Zwei Tage haben einst drei Männer geboren sehen, so verschieden in ihrem Wirken und ihren Erzeugnissen und doch so ähnlich; alle drei die wackern, unerschrockenen Kämpfer für geistige Freiheit, die Träger des deutschen Gedankens, dessen tiefe Kraft auf ihnen ruhte, — Luther, Schiller, R. Blum. Wie Luther, der kräftige Ausdruck seines Zeitalters, starken Gemüthes und unbeugsamen Charakters, von der Sache, der Idee selbst getragen, das fremde Joch gebrochen, das drückend auf den Geistern lag, das Banner vortrug in dem Kampfe des Lichts, so lebte in Schiller, der feurigschwärmenden Dichtergestalt, eine Welt der Ideen schönerer Menschlichkeit und Freiheit, höheren Friedens, von dem zarten Gewande der Poesie umgeben; so tritt uns in der dritten, ruhigbesonnenen und doch so opferfähigen Persönlichkeit wieder der Kampf gegen jene Macht entgegen, deren Grundfesten der eifrige Reformator einst wohl zum Wanken, aber nicht zu völligem Falle gebracht. Wir kennen heute wieder keine Partei, als jenen uralten großen Gegensatz, um den es abermals gelten soll: Nacht oder Tag, Finsterniß oder Licht! Drum bei den Kämpfen des Vaterlandes auf allen Gebieten, dessen Herrschaft sich Ormuzd und Ahriman streitig machen, in einer Zeit, wo Luther's Wort:

Der alt' böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein' grausam Rüstung ist —

uns mahnender, ernster als je nahe getreten, rufen wir auch mit dem Kämpen des „Worts, das sie sollen lassen stahn", über die empörten Wogen hinweg:

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen!
— — — — — —
Das Reich muß uns doch bleiben!

Digitized by Google

Pariser Volksgesänge.

Es gibt eine eigenthümliche Art Pariser Poesie — bemerkt ein Reisender —, deren Fragmente ich schon zu sammeln gedachte. Unter den Gesängen, welche ich während der ersten Zeit nach der Februarrevolution jeden Abend hörte, fielen mir einige auf, in denen sich eine außerordentliche Grazie, Kraft und Tiefe aussprach. Die Zeit hat bereits jene Worte hinweggespült, welche mich rührten, aber sie hat die Gefühle noch nicht vertilgt, welche sie in mir erweckten. Das Pariser Volk ist ein Volk von Sängern, aber in besonderer Weise. Es hat trotz Orpheus bis auf den heutigen Tag das göttliche Geschenk der Harmonie nicht empfangen; es singt schlecht. Die Echos Deutschlands und Italiens würden bei seinen Tönen fast ebenso zittern, wie bei dem Getöse seiner Kanonen und seiner Tambours; aber es versteht, was es singt und nimmt einen großen Antheil daran, der sich in jeder seiner Bewegungen, in jedem Worte kund gibt. Diese Gesänge sind von der mannichfaltigsten Art. Auf jene von Stolz und Hochmuth strotzenden Straßenhymnen, welche am Tage nach der siegreichen Erhebung vom aufgerissenen und blutigen Pflaster aufstiegen, folgten Bauern- und Soldatenlieder voll Anstand, Großmuth und Naivetät, welche die kriegerische Miene, das ruhige Gesicht des Grenadiers und des Schnitters vor die Seele führen. Endlich gibt es noch eine Art Gesänge, die sich in diesen Zeiten unglaublich vermehrt hat; ich möchte sie die „socialistische Ballade" nennen: sie ist voll Trauer, Schrecken und Klagen und der Hunger vertritt die Stelle des Gespenstes in den deutschen Balladen. Sie läßt die Braut beim Hochzeitsfeste entführt werden, sie raubt, wie der Erlenkönig, das Kind seiner Mutter, überall verscheucht sie das Lachen, erschüttert die Liebe und erstarrt das Leben. Es ist bemerkenswerth, daß diese finsteren Lieder auf das Elend, welche fast immer mit Verwünschungen der Reichen endigen, sich alle von jener Zeit herschreiben, da man sich eingebildet hat, daß man, um Schätze zu finden, nicht mehr den Boden anbauen, sondern die Gesellschaft umstürzen müsse. Je mehr sich ihre Ruinen anhäufen, desto mehr verschwinden die Schätze und desto mehr kommt diese trübselige Poesie in Schwung. Nie hat der Hunger eine so große Rolle in den Volksgesängen gespielt, wie seit dieser letzten Revolution, die an einem bleichen Wintermorgen bei dem Scheine brennender Paläste ihr Verhängniß erfüllte.

Korrespondenz.

Pforzheim, 10. November.

Das Zusammenhalten der hiesigen deutschkatholischen Gemeinde ist auch für die vielen ihnen günstigen Protestanten, die nicht dem Rückschritt und der Frömmelei huldigen, erfreulich. In einer Zeit, wo man alle Hebel aufsetzt, um das Rad der Zeit mit Gewalt rückwärts zu drehen, gewährt der Anblick einer mit edlem Muthe vorwärts strebenden kleinen Schaar dem Menschenfreunde immer Vergnügen. Das Vertrauen auf eine höhere Macht belebt und stärkt dieselbe und sie dürfen sich wohl mit Recht in diesem schönen und erhabenen Sinne Christen nennen, mehr vielleicht als andere, die die Ueberreste der Juden- und Heidenthümer für Christenthum ansehen. Daß sie nach dem reinen und geläuterten Christenthum streben, erhellte auch heut wieder aus der vortrefflichen und kraftvollen Rede des Hrn. Dr. Brugger von Heidelberg, dessen Ankunft immer so viele Zuhörer mit Sehnsucht entgegenharren. Wenn doch nur nicht so Manche sich erdreisteten, über eine Sache abzusprechen, die sie kaum dem Namen nach kennen. Würden sie sich die Mühe nehmen und selbst in diesen gottesdienstlichen Versammlungen erscheinen, so möchte ihr Urtheil ganz anders ausfallen, wie wir von Vielen es schon vernommen haben, die mit ganz andern Ansichten aus der Kirche hinausgingen, als sie in dieselbe hineingegangen waren. Wer einen Begriff von ächter Religiosität und reinem, wahren Christenthum erlangen will, der soll sich einige Stunden Wegs nicht gereuen lassen, wie es Manche schon thun, um etwas zu hören, worüber er Wochen lang nachdenken kann.

Frankfurter Stadttheater.

Uebersicht der Vorstellungen vom 1. Nov. 1849 bis 1. Nov. 1850. Es wurden gegeben: 287 Vorstellungen im Abonnement; mithin 67 mehr, als die Abonnements-Bedingungen bestimmen; 53 Vorstellungen mit aufgehobenem Abonnement; zusammen 340. Neue Opern: 5; neue Vaudevilles und Possen mit Gesang: 11; neue Schau-, Trauer- und Lustspiele: 24; neu einstudirte Opern: 11; neu einstudirte Possen und Vaudevilles: 8; neu einstudirte Schau-, Trauer- und Lustspiele: 27. Opern wurden gegeben: 139; enthaltend 39 verschiedene. Possen mit Gesang: 22; enthaltend 9 verschiedene. Vaudevilles: 46; enthaltend 14 verschiedene. Schauspiele, die den Abend ausreichen: 116; kleinere 104; enthaltend 102 verschiedene Schauspiele. Gastspiele fanden statt: 30 verschiedene.

Programm des Museums.

Freitag, 15. November.

1) Symphonie in B dur von L. van Beethoven.
2) Erster Vortrag des Hrn. von Launitz: Eintritt in Italien.
3) Klavier-Konzert von Robert Schumann in A moll, vorgetragen von Fräul. Wilhelmine Clauß aus Prag.
4) Arie von W. A. Mozart, gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
5) a. Berçeuse von F. Chopin. b. Sonate von Scarlatti. — Vorgetragen von Fräul. Wilhelmine Clauß.
6) Schottische Ouverture von Niels W. Gade.

Der Anfang ist um 6½ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um 5½ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Berichtigung.

In dem Opernbericht in Nro. 271 lies: genialer Erfindung anstatt Empfindung.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nicolai.

Samstag, 16. Nov. (Neu einstudirt): Mirandoline, Lustspiel in 3 Abth. von Blum. Hierauf: Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth. von Lebrün.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 273. Freitag, den 15. November 1850.

Die Wanderuden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Fortsetzung.)

Ihr vaterländisches Streben nach der Einführung des deutschen Gesamtvolkes in die Reihen der Nationen wird täglich mehr Bundesgenossen finden, in gleichem Maße, als sich die auswärtigen Mächte gegen dasselbe verbünden. Wie so häufig, wird auch hier die Liebe erst durch ihren Begleiter, den Haß, zu Thaten angestachelt werden, indem das wachsende Volksbewußtsein auch den Schmerz der Nationalschande empfindet und unsere friedlichen Reisenden, wie unsere wohlgerüsteten Heere durch die politische Verachtung der, in andern Beziehungen tief unter den Deutschen stehenden, Völker zum Zorne gegen die Verächter draußen entflammt werden, und noch mehr gegen die eigenen Häupter und Glieder des deutschen Volkes, welche diese Mißachtung verschulden. Dann wehe den Zerstückern Deutschlands! Den ausländischen Feinden, wie den inländischen Rheinbündlern, mögen sie nun ihr Volk für Kronen und Scheinsouveränität, oder für Rothmützen und Scheinfreiheit an die Herrschbegier der Nachbarn verschachern!

Ich gebe zu, daß das volle mögliche Maß der Freiheit erst nach der Begründung der Einheit dem deutschen Volke zu Theile werden kann und wird, und zwar nicht als ein Geschenk von außen oder von oben, sondern als ein Erzeugniß der eigenen Triebkraft, die sich dann erst im gesicherten weiten Raume entfalten kann, ohne das diplomatische Gift oder das bewaffnete Interdikt des Auslandes zu fürchten. Ich halte es sogar mit Ihnen wahrscheinlich, daß diese Grundbedingung einer dauernden Freiheit, die Einheit, nur durch eine despotisch vernichtende und schaffende Kraft gewirkt werden kann, welche alle ihr entgegenwirkenden Einzelfreiheiten für jetzt aufhebt, um sie später im großen Ganzen wiederherzustellen.

Ich erkenne deßhalb jeder Staatsgewalt, die dieses hohe Ziel im Auge hat, das Recht und die Pflicht der strengen Oberaufsicht namentlich über das Vereinswesen zu, die in keiner Weise eine staatsgefährliche Klubbsherrschaft aufkommen läßt. Aber das Volk muß den Zweck der Beschränkungen, welche es mit Mißbehagen empfindet, wenigstens ahnen können, um allmälig selbst für das allgemeine Wohl erwärmt zu werden, welchem es sein besonderes, und deßhalb niederes, Wohlgefühl unterordnen soll. Sonst wird die wohlwollendste Gewalt an seinem Widerstande erlahmen.

Bis jetzt aber finde ich nirgends bei der Ueberwachung der Individuen, der politischen und religiösen Vereine, der Presse u. s. w. die Gerechtigkeit, die allein jenes Vertrauen des Volkes erzeugen kann. Die Regierungen verlieren selbst die äußere Achtung, welche dem Muthe, auch des Feindes, gezollt wird, indem sie aus Furcht vor Einer Gegenpartei in den Dienst der andern treten. Ihr etwaiger stiller Vorbehalt, die lästigen Verbündeten wieder zu unterjochen, wann sie einst mit deren Hülfe die Macht der Gegner gebrochen haben, wird von Ersteren errathen und verhöhnt, von Letzteren gar nicht geglaubt. Der Kern des Volkes läßt wohl dem Ausnahmszustande der unbeendigten Revolution das Recht, die ochlokratische und communistische Presse zu hemmen, die Bildungsvereine der Arbeiter, die Versammlungen der freien Gemeinden, die Turnplätze genau zu überwachen; aber sein Rechtsgefühl wird aufs Tiefste verletzt, wenn er die schamlosesten Blätter der wirklichen Reaction nicht bloß geduldet, sondern von den Behörden begünstigt, die Wühlereien der Mucker und Ultramontanen, den römischen Kirchenstaat im deutschen Staate, die Erziehung einer Prätorianermacht auf den Exercierplätzen privilegiert sieht. Das Schlimmste für die Regierungen ist, daß sie in allen diesen Pfleglingen sich selbst eine noch gefährlichere Gegenmacht, als die gegenwärtige der Beeinträchtigten, erziehen, und daß ihr Schein des Kraftbewußtseins und der Klughelt deren Gegentheil nur sehr durchsichtig übertüncht. Welche Zukunft harrt der Verblendeten! Hier der Undank, dort der Hohn mit dem Hasse! Kein Standpunkt mehr zwischen dem rechts und links weichenden Boden!

Dieser Heerauch der Selbstvernichtung, die sich als Selbsterhaltung bläht, erfüllt in so steigendem Maße unsern ganzen Dunstkreis, daß ich für den nächsten Zeitraum nur die zähe, auch in dem langsamsten Fortschritte unermüdete Kraft zur Vorbereitung des Kommenden fähig halte. Fassen wir sie als unsere Aufgabe, bis die Zeit eine andere gibt! Wir werden uns Viel gefallen lassen müssen: daß die müßig Zuwartenden uns zu ihrer versumpften Gemeinschaft zählen, daß die Putschläufer und selbst edlere Feuergeister dieß Urtheil bestätigen, daß die Conservatoren bis zur Sündflut uns Wühler schelten. Allerdings müssen wir, um Baugrund zu gewinnen, unterwühlen, aber nicht die mütterliche Erde, den Grund und Boden selbst, sondern die darauf aufgerichteten Festen und Tempel der Unnatur, der Volksverdummung, der blasphemischen Götterbeschwörungskunst. Unsere Verbündeten dürfen wir nicht innerhalb bestimmter Gesellschaftskreise suchen, wahrscheinlich am Wenigsten unter unsern Standesgenossen. Ihnen, mein Fürst, wird es nicht glücken, die Ihren zu Bürgern zu machen: mir nicht, meine ehemaligen Collegen abzuhalten, durch Darleihen den bewaffneten Frieden und die übrigen Krebsschäden der Völkergesundheit zu unterstützen. Das Geschlecht der Danaiden bereut erst im Orkus!

Helene an den Fürsten.

Das Vertrauen, das Sie in meine Freundschaft setzten, berechtigt mich, Ihren Gründen gegen eine Bewerbung um die Prinzessin noch andre zuzufügen, ohne daß ich befürchten darf, anmaßend zu erscheinen oder Sie durch mein Urtheil zu kränken.

Digitized by Google

Ich glaube an die Lauterkeit und Festigkeit Ihres Herzens in seinem Schlage für die Urbilder der Wahrheit und Schönheit und für das Glück der Menschen, mit welchen Sie sowohl Ihre Herrscherpflicht, als das engere Band persönlicher Freundschaft verbindet. Aber das Glück einer liebenden Frau zu gründen und zu wahren: dazu halte Ich Sie bis jetzt nicht, vielleicht nie, berufen, und schon deßhalb möchte ich, wenn Sie denn mein Frauenurtheil fordern, Sie und die Prinzessin noch warnend von einander entfernt halten, wann vielleicht einst Sie selbst in Ihren Gründen nicht mehr eine hinlängliche Scheidewand finden.

Nach Allem, was ich von der Prinzessin vernahm, halte ich sie einer seelenvollen, aber nicht einer in leidenschaftlichen Empfindungen auflodernden Liebe fähig. Ihr Herz scheint noch frei zu sein, der Zufall und ihre Erziehung ihr noch keine ihrem Ideale verwandte Männer zugeführt zu haben. Ich halte es nun möglich — warum soll ich es Ihnen verhehlen? — daß Sie dieses Kleinod gewinnen, auch ohne eifrig darum zu werben, vielmehr noch, wenn Sie seinen Werth empfinden und in seinem Besitze ein noch nie besessenes Glück zu erringen suchen — und auch dieß halte ich möglich.

Aber Sie würden sich beide täuschen, wenn Sie an die Dauer dieses Glückes glaubten! Berthas Bild auf seinem dunkeln Grunde kann vor der lichten Erscheinung in Ihrem Herzen zurücktreten und wird es ohnedieß vor den natürlichen Anrechten des Lebens, wenn auch nie verschwinden. Aber Was Sie mit Bertha verband, die Flammenglut der in gleicher Weise erwiederten Empfindung, dazu auch der mächtige Reiz des wechselnden Suchens und Fliehens: Das würden Sie immer wieder ersehnen und in dieser neuen Liebe vermissen, in der Fürstin Herzen, wie in Ihrem eigenen. Sie würden dann, befürchte ich, eine zweite traurige Erfahrung machen und das Welken einer zarten Blume verschulden.

Wenn ich Ihr von dem meinen so verschiedenes Wesen recht beurtheile, so würden Sie das Amt, welches Ihre Vaterlandsliebe übernommen hat, am Besten in priesterlichem Cölibate verwalten, auch wenn nicht Ihr besonderes Vorhaben dafür spräche. Die Kämpfe, die Ihnen bevorstehn, bedürfen einer gestählten, ausdauernden Manneskraft und einer nüchternen, durch keine heftigen Gemüthsbewegungen zerstreuten Wachsamkeit nach allen Seiten. Dieses Gleichgewicht Ihres Wesens würde in einem unbefriedigten Ehebunde durch nagenden Mißmuth, in einem Ihre heißen Wünsche erfüllenden durch die Uebermacht des Gefühlslebens gefährdet werden. Wenn meine Aufrichtigkeit Ihrem Selbstvertrauen zu nahe treten sollte, so denken Sie an Achilles, dessen Herz, noch schwächer als seine Ferse, seine Kraft in Liebesgluth und Liebeszorn verzehrte und ihn seine Heldenpflicht vergessen ließ.

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Dichterleben.

Der unter diesem Titel vor mehreren Jahren erschienene Roman von Otto Müller ist von der Kritik nach Verdienst gewürdigt worden und gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten Erzeugnissen unserer neuern novellistischen Literatur. Otto Müller versteht es, die Theilnahme gebildeter und sinniger Leser zu fesseln. Seine Welt- und Lebensanschauung ist edel und poetisch, sein Geist klar und sein Gemüth für alles Gute und Wahre innig erglüht. In seinen Novellen entfaltet er eine eben so vergeistigende Naturanschauung als ein liebliches und friedliches Stilleben, in welches man sich aus dem lärmenden Gewühl der rauhen Wirklichkeit gerne und nicht ohne Erhebung zurückzieht. Er hat die höheren Aufgaben des Romans in der ethischen und ästhetischen Bedeutung erkannt und das Streben, ihnen Geltung zu verschaffen, verdient um so mehr Anerkennung, je seltener es von der leichtfertigen Frivolität der meisten unserer modernen Novellisten beachtet wird. Dabei hat er nicht unterlassen, seinen anziehenden und seelenvollen Charaktergebilden unverkenndar sorgfältige Natur- und Kunststudien zu Grunde zu legen. Wer den Reiz einer Novelle mehr in deren Innerkeit und in der Entfaltung eines schönen Seelenlebens als in der Aeußerlichkeit einer spannenden Verwickelung von romanhaften Ereignissen und pikanten Intriguen sucht, der wird Otto Müller's gemüthvolle, unentweihte Muse liebgewinnen und ihr manche Stunde der Erheiterung und Erhebung zu danken haben. Dieß gilt ganz besonders von seinem deutschen Dichterleben, in welchem er den Göttinger Hainbund und dessen erste Größe, den deutschen Volksdichter G. A. Bürger, sowie die ganze Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit eben so wahr, als meisterhaft geschildert hat. Zur Lösung solcher Aufgaben ist der Roman jedenfalls weit geeigneter, als das Drama, einerseits: weil ihm größere Dimensionen zu Gebote stehen und er ein reicheres Material verarbeiten kann, anderseits: weil die Veranschaulichung hervorragender Dichter und Künstler auf der Bühne die Illusion nicht nur sehr beeinträchtigt, sondern weil sie auch ganz ausgezeichneter Darsteller bedarf, die doch nur selten vorgefunden werden. Hiervon abgesehen müssen wir dem dramatisirenden Bearbeiter des Müller'schen Romans, dem talentvollen S. H. Mosenthal, das Zugeständniß machen, daß er ein gutes und sehr wirksames Bühnenstück geliefert hat, welches schon darum seinen Weg machen wird, weil es Rollen enthält, welche für die Darsteller eben so ergiebig als dankbar sind.

Wir kommen nun zu der doppelten Frage, ob die Dramatisirung einer Novelle die letztere und deren Verfasser beeinträchtigt und inwiefern jene ihre Berechtigung hat? Was die erstere Frage betrifft, so scheint uns eine Dramatisirung für den Novellisten eher förderlich, da die Bühne das Werk des Letzteren nur populärer machen und ihm nur eine gesteigerte Theilnahme zuwenden kann. So ist Auerbachs „Frau Professorin" nach dem Birch-Pfeiffer'schen „Dorf und Stadt" ohne Zweifel weit mehr gelesen worden, als vorher, und haben Autor und Verleger dabei keinen Schaden genommen. Ist die Umarbeitung nicht gut, so wird darum das Original nicht schlecht, und der Vergleich bleibt immer anziehend. Was dagegen die Berechtigung solcher Arbeiten anbelangt, so dürfte hier die Entscheidung schon schwieriger seyn. Es ist Jeglichem verstattet, den vorliegenden, wir möchten sagen Rohstoff der Geschichte oder Biographie zu verarbeiten; liegt dagegen ein bereits künstlerisch gestaltetes Werk als Roman oder Novelle vor, so ist dessen Benutzung oder Umgießung aus einer Form in die andere nicht mehr unbedingt erlaubt. Selbstschaffen und Umgestalten, Erfinden und Zuschneiden, Produciren und Reproduciren sind doch sehr verschiedene Dinge. Es gehört allerdings ein gewisses Geschick, wir wollen selbst zugeben Talent dazu, einen Roman gut zu dramatisiren; aber nicht minder wahr ist es, daß solche Umformung zum Plagiat wird, wenn sie sich, wie es gewöhnlich geschieht, kühne Griffe erlaubt. Von solchen können wir Hrn. Mosenthal nicht freisprechen, wenn wir sein Drama neben den Roman von Otto Müller halten. Die Art, wie Mosenthal ganze Scenen und Stellen aus dem Müller'schen Roman fast wörtlich herübergenommen, wie er andere benützt, zugleich aber verstümmelt, wie er seine Charaktere denen des Originals nachgeformt hat, wir können sie unmöglich billigen. Hier gibt es doch gewisse Gränzen, und was einmal künstlerisch gestaltet, vollkommen fertig daliegt, was ganz entschieden von dem Einen producirt worden ist und ihm angehört, das sollte der Andere gehörig respektiren und nicht damit schalten und walten dürfen, wie es ihm gut dünkt. Wenn die Kritik Hrn. Mosenthal nach dieser

Digitized by Google

Seite hin zurechtweis't, so ist sie dazu um so mehr veranlaßt, als der Bearbeiter ein zu schönes Talent besitzt, um in die Fußtapfen einer Birch-Pfeiffer zu treten. Scharf, aber richtig sagt der Ref. der „Ostdeutschen Post": „Wir schlagen das Talent S. H. Mosenthals, dieses noch jungen Theaterdichters, nicht gering an. Er hat in seiner „Deborah" gezeigt, daß eine tüchtige schöpferische Kraft in ihm wohnt. Aber es scheint uns, daß Hr. Mosenthal auf dem Wege ist, das gute Stück Kraft, mit welchem ihn die Natur ausgerüstet, so leicht als möglich ausmünzen zu wollen, und auf die Quantität mehr zu sehen, als auf die Qualität. Auf diesem Wege wird Hr. Mosenthal die ehrlichen Kunstfreunde nicht zu den seinigen zählen dürfen. Dem Dichter aber, dem es ernst um seine Mission ist, dem jungen Dichter zumal, steht es schön, nach dem Höchsten zu streben, und wir begreifen seinen Abscheu, sich mit dem Fabrikanten in eine Reihe gestellt zu sehen." Hrn. O. Müller bleibt jedenfalls das Verdienst der Erfindung, der Charakterzeichnung und der Vorstudien, — Hr. Mosenthal hat dasjenige einer recht effektvollen Bühnenbearbeitung und einer sehr geschickten Zusammenstellung. Einen unseres Bedünkens wesentlichen Vorzug hat der Roman von O. Müller dadurch, daß er uns den Volksdichter Bürger nicht nur in seiner gedrückten Lage, in seinem trübseligen Kampf mit den äußern Verhältnissen, in seiner Schwäche und Erniedrigung vorführt, sondern daß er auch die späteren Lebensereignisse des Dichters entwickelt und somit der sittlichen, wie der poetischen Gerechtigkeit Genüge geleistet hat. Der Schluß des Drama's ist ungenügend, der des Romans dagegen vollkommen befriedigend, wenn auch eben nicht erhebend. Da es zu weit führen würde, Original und Bearbeitung bis in die Einzelnheiten zu vergleichen, so verweisen wir schließlich noch einmal auf O. Müllers ausgezeichneten Roman, unterlassen dagegen aber nicht, der Mosenthal'schen Bearbeitung überall, wo sie sich guter Darsteller zu erfreuen haben wird, einen entschieden günstigen Bühnenerfolg in Aussicht zu stellen.

Die hiesige Aufführung ist mit Recht ausgezeichnet zu nennen. Wir verweisen auf die Darstellungen der HH. Breuer (Bürger), Reger (Gleim), Schneider (Herzog von Weimar), Meck (Onkel Christian) und Haake (v. Ußlar), und die Damen Janauschek (Dora) und Hoffmann (Molly). Unser Schauspielpersonal vermag doch etwas Tüchtiges zu leisten.

W.

Zu Kinkel's Flucht.

In eines armen Mannes Haus
Bracht' ich den kärglichen Gewinnst;
Der Mann, der war auf Arbeit aus,
Sein Weib, die Waschfrau, mir zu Dienst.

Gar ärmlich sah es rings umher,
Auch reinlich — nicht was Ihr so nennt,
Ihr Reichen — die ihr nimmermehr
Die Reinlichkeit der Armuth kennt.

Ein Stübchen nur; drei Stühl', ein Tisch;
Ein Bett und Bettchen an der Wand;
Im Ofen kocht das Wasser frisch;
Und Wäsche ringsum aufgespannt.

Ich gab der Frau das Kupfergeld
Und sprach dem Kinde freundlich zu;
Da hört man, wie es eifrig schellt,
Und stürmt die Treppen auf im Nu.

Der Mann aus seinem Wochenfrohn
Tritt ein mit einem Freudenschrei:
„Der Gottfried Kinkel ist entfloh'n!
Der Züchtling Spandau's, er ist frei!"

„Frau, hörst du's? ich vernahm es schnell
Auf der Fabrik, und lief zu dir!" —
Da steht das Weib, in Thränen hell,
Als wär' befreit ein Bruder ihr.

Die Hände faltend: „Gott sey Lob!"
So fällt sie an des Mannes Brust.
Sie sah'n mich nicht — der Vater hob
Sein Kind empor in freud'ger Lust.

Dann sprach er: „Margreth, hast du Geld?
Ich kann von meinem Wochenlohn
Zwei Groschen missen, wie's auch fällt,
Wir haben ja die Kohlen schon.

Wie wär's, wenn wir den Armen auch
Was gäben an dem Freudentag?" —
Da sieht er mich — doch nicht nach Brauch
Bot er mir Gruß und guten Tag.

„Frei ist der Kinkel, glücklich fort!" —
Er sprach's, herzlich zu mir gewandt.
Ich aber, wundernd, frug das Wort:
„Habt Ihr den Kinkel denn gekannt?" —

— „Gekannt? Ich hab' ihn nie geseh'n;
Wem aber blutet nicht das Herz?
Mög' es ihm drüben wohlergeh'n,
Und mög' er grüßen heimathwärts!"

Da stürzte mir die Thränenfluth,
Nicht um den Mann von Spandau nur,
Auch um dieß Volk, deß heil'ge Gluth
Verweht, verlodert ohne Spur.

Mein Volk, wie Perlen tief im Meer,
Hegst du viel Herzen, göttlich rein;
Wer aber schlingt die Perlen, wer,
In's Diadem der Freiheit ein?

November 1850. A. Embdt.

Mannichfaltigkeiten.

Ein junger Mann, einziger Sohn angesehener Aeltern aus Remscheid, der seit einem Monate als Freiwilliger beim 16. Infanterie-Regimente zu Düsseldorf eingetreten war, hatte am 30. Oct. seine Kameraden zu sich eingeladen, um mit ihnen den Abend fröhlich zu verbringen. Die muntere Gesellschaft vergnügte sich bis gegen Mitternacht, und als — so wird erzählt — es Zeit zum Aufbruche ist, steht der junge Mann auf und sagt ganz ruhig: „Bringt mich hinauf, denn ich habe mich in diesem Glase Wein durch ein hineingeschüttetes Pulver vergiftet". Die bestürzte Gesellschaft führt ihn natürlich zu Bette, doch vergeht die Nacht ruhig, und man faßt schon Hoffnung in dem Gedanken, er habe sie Alle nur erschrecken wollen. Erst spät am Morgen stellten sich furchtbare Krämpfe ein, und die herbeigerufenen Aerzte fanden ihn schon als Leiche. Am 2. November ist die Obduction vorgenommen worden. Eine Ursache, die den Unglücklichen zu die-

Digitized by Google

sem verzweifelten Schritte getrieben hat, weiß Niemand zu ersinnen.

In Bezug auf Gemälde bemerkt Goethe bei einer Gelegenheit: Der Mensch ist überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an Dem, was ihm bekannt ist. Ein großer Kenner begreift ein Gemälde, er weiß das verschiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen und das Ganze wie das Einzelne ist ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewisse einzelne Theile, er fragt nicht, ob ein Gesicht garstig oder schön, ob eine Stelle hell oder dunkel, sondern er fragt, ob Alles an seinem Orte stehe und gesetzlich und recht sey. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, so werden wir sehen, wie ihn das Ganze unberührt läßt oder verwirrt, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abstoßen, und wie er am Ende bei ihm bekannten ganz kleinen Dingen stehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieser Helm oder diese Feder so gut gemacht sey.

(Alter englischer Staatsmänner.) Der Herzog von Wellington ist 81 Jahre alt, Lord Lyndhurst 78, Joseph Hume 73. Die 72jährigen sind: Lord Brougham und der Marquis von Londondery. Lord Denman und Lord Campbell zählen 71 und der Marquis von Lansdowne 70 Jahre. Zwei Earls sind 69 Jahre alt, Stanhope und v. Cottenham; einer 68, der Earl v. Rigou, und einer, der Earl von Aberdeen, 66 Jahre. Auch Lord Palmerston ist in seinem 66. Jahre. Sir Robert Inglis ist ein Mann von 64; ebenso Sir John Hobhouse, der Earl Fitzwilliam und der Herzog v. Sutherland. Sir James Graham und Lord John Russel sind in dem gleichen Alter von 58 Jahren. Sir Frederick Thesiger ist 2 Jahre jünger. Der sehr ehrenwerthe H. Labouchere zählt 52, Lord Stanley und Sir George Grey jeder 51 Jahre. Sir Charles Wood (der Chancellor des Erchecquer) ist 50 Jahre alt. 49 Jahre haben Fox Maule, Lord Ashley und Herr Roebuck; 48 der Earl v. Carlisle und Earl Grey. Herr Cobden ist 47 und Herr d'Israeli 45 Jahre alt, Herr Gladstone 41, Herr Sidney Herbert 40, Herr Bright 39 und Lord John Manners 32. Der jüngste der bekannteren Parlamentsmitglieder ist der Herzog von Argyle, 27 Jahre alt.

(Fürstliche Gesundheiten und Denksprüche.) „In 60 Jahren ist Europa kosackisch oder republikanisch": Napoleon I. — „Auf gute Freundschaft, meine Herren von Oesterreich und Preußen!": Kaiser Nikolaus. — „Dem Muthigen gehört die Welt": König von Preußen. — „Einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht": König von Würtemberg. — „Der Wittelsbacher läßt's auch bleiben": König von Bayern. — „Die Union ist der einzige Weg zur Rettung": Mai 49; „ich habe mich besser besonnen", Mai 50: König von Sachsen. — „Ich will nicht mediatisirt seyn": Kurfürst von Hessen.

Die „Dorfzeitung" schreibt: In unserer Nähe wird ein neues Werk in drei Bänden angekündigt: „Praktisches Handbuch der höhern Angelkunst, oder: Leben und Abenteuer der Lola Montez, oder: die Kunst, Könige, Gesandte und Goldfische in Einem Netze zu fangen, frei von ihr selbst beschrieben." — Zu dem vierten Band sammelt sie Materialien.

Literatur.

Dr. Lüdecking französisches Lesebuch. Mit einem Wörterbuch. Mainz, bei C. G. Kunze.

Die für die deutsche Jugend erschienenen französischen Unterrichtsbücher sind im Ueberfluß vorhanden, aber nicht so wie mit der Quantität verhält es sich mit ihrer Qualität, und insbesondere war seither Mangel an einem Lesebuch, welches nicht allein sprachlich, sondern auch durch seinen Stoff dem Bedürfniß genügte, wie einsichtsvolle Schulmänner es für nöthig erachten. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, auf dieses Thema näher einzugehen. Aber abgesehen von der Bearbeitung dieses Buchs, die selbst den strengsten Kritiker befriedigen wird, ist für den historischen Unterricht so Manches daraus zu erlernen, und namentlich für die deutsche Geschichte. Der Schüler wird dadurch allerlei Historisches, ganz gelegentlich, also ohne Mühe, und, da die Darstellung anziehend ist, mit Freuden erlernen. Dabei ist der Inhalt sittenrein und gibt, so weit es ein sprachliches Buch durch seine Auswahl seyn kann, auch für die religiöse Erziehung manches Treffliche; ferner interessante Züge aus dem Leben großer Männer, scherzhafte und ernsthafte Erzählungen, woran die Jugend sich erfreuen wird ꝛc. Nicht minder wird der Schüler durch das Lüdecking'sche Buch auf das wahrhaft Schöne in der poetischen Literatur aufmerksam gemacht. Kein anderes ähnliches Buch behandelt den poetischen Theil so sachgemäß für die Jugend und gibt Zeugniß von so richtigem und feinem Geschmack für das Schöne in der Literatur. Außerdem gewährt dasselbe alle Hülfsmittel, wie sie zum Sprachunterricht gehören. Möge ihm die größte Verbreitung zu Theil werden, wozu schöne Ausstattung und billiger Preis förderlich mitwirken.

Korrespondenz.

Neuyork, 17. September.

Die Logen halten hier öffentliche Aufzüge mit Fahnen, Emblemen u. s. w., so daß fast kein Tag vergeht, an dem nicht wenigstens eine an meiner Wohnung vorbeizieht. Ueberhaupt sind öffentliche Aufzüge an der Tagesordnung; bald eine Compagnie Feuerleute mit äußerst eleganten Spritzen und Schlauchwagen, an denen vergoldete und versilberte Räder und Deichseln und äußerst geschmackvolle Malerei, jede Compagnie sucht's der andern zuvorzuthun; bald eine Compagnie Freiwillige in den verschiedenartigsten Uniformen, in Uniformen aus den Zeiten Friedrichs des Großen bis auf die neueste Zeit, bald ein Gewerbe, bald eine Zunft, bald eine Loge, bald ein politischer Verein u. s. w., immer mit vorangehender Musikbande. Besonders sind die Aufzüge jetzt sehr häufig, da alle der neulich angekommenen Jenny Lind ihre Huldigung darbringen wollen. Eine Jenny-Lind-Sucht herrscht hier, die an's Lächerliche gränzt. Jenny Lind und nichts als Jenny Lind ist das Tagesgespräch. Barnum, der sie engagirt hat, macht gute Geschäfte und sie mit. Sie ist für 150 Vorstellungen engagirt, für deren jede sie 1000 Dollar und außerdem die Hälfte des Reinertrags jeder Vorstellung erhält. Nächstdem hat sie während ihres Aufenthalts in Amerika Alles frei. Sie bewohnt eine ganze Etage im New-York Hotel. Für das erste Konzert wurden die Billete öffentlich versteigert; den ersten Platz erstand ein Hutfabrikant-Genie, der Nachbar von Barnum, für 271 Dollar, die folgenden Billete kamen durchschnittlich auf 70 Dollar. Jetzt kann man welche schon für 1 Dollar haben. Der Unternehmer hat extra zu diesem Zwecke ein prachtvolles Konzerthaus bauen lassen, das Ende dieses Monats eröffnet wird und worin der Saal über 5000 Menschen fassen soll.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Nov. (Neu einstudirt): Mirandoline, Lustspiel in 3 Abth. von Blum. Hierauf: Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth. von Lebrün.

Sonntag, 17. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und neu einstudirt): Jessonda, große Oper in 3 Abth., Musik von Spohr. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rodm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 274. Samstag, den 16. November 1850.

Die Wandernden.

(Roman aus der Gegenwart von Lorenz Diefenbach.)

(Schluß.)

Hermann an Adelheid. (Einige Monate später.)

Wir haben uns wieder in unser Zelt eingewohnt, und noch hat der Samum, der bisweilen aus der ringsum nahen Wüste herüberstreift, seine Pfähle nicht auszureißen vermocht. Doch auf ein festes Haus muß man in dieser unheimatlichen Zeit verzichten und zum Weiterwandern stets gerüstet sein. Indessen werden wir nicht ohne dringende Noth aus dem Vaterlande weichen; es bedarf mehr als je seiner treuen Söhne und solcher Töchter, wie Sie und meine Helene sind. Wenn wir aber wieder wandern müßten, und sei es ganz aus der Erdenheimat weg, so werden wir nicht spurlos verschwinden. Die Pfennige im Gotteskasten des Vaterlandes werden einst ihre Zinsen tragen, wann vielleicht ihre Geber längst vergessen sind. Wer selbstsüchtig und ungeduldig nur säen will, was er mitzuernten denkt, wird wenig Gutes schaffen und genießen.

Der Fürst hält sich wacker, er ist viel steter und mannhafter geworden; doch weiß ich nicht, wie lange er noch in seiner Zwitterstellung aushalten wird. Seine alten Geheimräthe haben wenig zu thun und wühlen nach Kräften gegen seinen neuen geheimsten Rath, dessen wachsende Mitgliederzahl ohne Diplome und Amtssiegel bereits einen bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung übt, aus deren verschiedenen Schichten sie genommen ist. An seiner Spitze stehe ich mit dem Cabinetssecretär, der jetzt ganz mit des Fürsten Absichten und darum auch mit der Aufgebung seiner Vermählung einverstanden ist. Wir lassen uns bei der Wahl unserer Gehülfen durch die öffentliche Meinung leiten, doch nicht beherrschen; ihr Tastsinn muß durch die wohlbedachte Prüfung einzelner Menschen ergänzt werden. Der Erfolg muß dem Volke Zutrauen zu der Einsicht seiner Freunde einflößen; wo nicht, so reicht ihr guter Wille nicht aus, und sie müssen geduldig erwarten, daß ein Regenguß den spröden Boden zur Aufnahme ihrer Aussaat empfänglicher mache.

Ich will Ihnen nicht verschweigen, wie stolz ich auf den Antheil bin, den Helene an unserer Wirksamkeit hat. Ohne jemals die zarte Grenze des Frauenberufs zu überschreiten, steht sie mir und uns allen mit ermuthigender Heiterkeit und Lebensfrische zur Seite, und ihr bescheiden gesprochenes Wort erklingt uns nicht selten, wie der Spruch einer jugendlichen Norne. Ich sehe ohne die mindeste Unruhe dem Einflusse zu, den sie auf des Fürsten Stimmung und Haltung ausübt und dessen er sich wohlbewußt ist. Er hat mir sogar mitgetheilt, daß der neidische Spott der Aristokratie Helene seine Egeria nennt, und die Besorgniß ausgesprochen, daß gehässige Verleumdung uns unser Hiersein verleiden könne, ohne daß er in uns dringen dürfe, bei ihm auszuharren.

Helene antwortete mir, als ich ihr die Entscheidung anheimstellte: „Ein Weib sollte selbst in dem vollen Bewußtsein der Sittlichkeit die Sitte nicht übertreten, es müßte denn eine große Aufgabe der ersteren, wie sie nur selten in den Bereich weiblicher Kraft tritt, ein Gottesurtheil über jedes Menschenurtheil stellen. Hier aber würde ich nicht einmal einer Forderung der Sitte, sondern nur einer unverschuldeten und unabwendbaren Caricatur weichen und ihren hämischen Zweck verwirklichen, indem ich dich mit in meine Flucht zöge."

Ich hätte es früher unmöglich gehalten, daß ich mein Dasein so unauflöslich an ein Einzelwesen knüpfen könnte, wie es mir mit Helenen widerfahren ist. Manchmal fällt mir ein, ich sollte auf längere Zeit von ihr wegreisen, um Entbehrung zu lernen und meine Selbstständigkeit zu prüfen. Aber diese Selbstverbannung würde kein wirkliches Opfer, sondern nur Polykrates Ring sein, den ich mit der Vorfreude des Wiederfindens, also nur mit dem Scheine des Verlustes, hingäbe. Und doch bedarf der Glücklichste am Meisten der Kraft, zu entbehren; denn je leuchtender das Leben, desto nächtlicher dunkelt in seinem Hintergrunde die Gewißheit seines Endes. Freilich würde dieses sein Grausen verlieren, wenn das Dopelleben der Verbundenen nicht auseinander gerissen würde, sondern in Einem Augenblicke versänke. Aber wie selten gewähren die Götter die Gnade, die Philemon und Baukis genossen! Und ich weiß nicht, was am Härtesten ist: auf immer verlassen zu werden oder zu verlassen; denn der Sterbende fühlt zu dem eigenen Schmerze des unermeßlichen Verlustes auch noch die Oede mit, in welcher er das treue Herz zurückläßt.

Sagen Sie mir nicht strenge und auf meine Vergangenheit deutend, daß ich dieses Liebesglück nicht verdiene. Ich würde allerdings zugestehn müssen: es ist ein Glück, und ein solches kann nie eigentlich erworben und verdient werden; aber in seinem innigen Genusse selbst liegt das Zeugniß, daß wir seiner nicht unwürdig sind. Ich würde dieses Zeugniß nicht besitzen, wenn mir Agathe mit abgewandtem oder traurigem Antlitze — zürnend kann ich sie mir gar nicht denken — erschiene und ich diese Erscheinung nur durch zerstreuenden oder berauschenden Leichtsinn von mir abwehren könnte. Aber Agathens Bild tritt ungemieden und ungerufen in manchem stillen Augenblicke vor mich, und immer nur in der Verklärung jener letzten Tage, in welchen ihre himmlische Güte und Treue, die keiner Versöhnung mit mir bedurfte, mich mit mir selbst aussöhnte.

Helene hat den Schmerz über Barthas Schicksal durch den Gedanken überwunden, daß sie im Besitze eines Glückes starb, dessen Verlust wahrscheinlich das Mark ihres Lebens in langsamer Qual verzehrt hätte. Dennoch hat die unmittelbare Nähe jenes Ereignisses einen Eindruck auf Helenens Phantasie und Nerven gemacht, den sie immer noch nicht ganz verwinden kann.

Digitized by Google

Hovede hat die Trauerkunde mächtiger ergriffen, als ich und, wie es scheint, er selbst vermuthete; denn nach seiner Versicherung erwartete er in keinem Falle ein heiteres Geschick Berthas. Ein Brief, in welchem ich ihm die ganze Entwickelung der Katastrophe berichtete, genügte ihm nicht. Ich muste ihm ein persönliches Zusammentreffen gewähren und ihm ausführlich erzählen, was ich wuste. Er sprach mit dem wärmsten Ausdrucke seinen Dank gegen Helene und mich aus und sagte, als ich scheiden wollte: „Ich war immer einsam und fühlte es nicht so, wie ich es verdient hätte. Als mir meine selbstverschuldete Verödung zum Bewustsein kam, hoffte ich ihr zu entrinnen, wann meine Schwester einst zu mir flüchten würde. Sie flüchtete lieber vor der Ueberfülle ihres Herzens in die Vernichtung! Mein Leben aber ist so nichtig und leer, daß mir der Tod nicht einmal die Lockung des Wechsels bietet."

Ich entgegnete ihm mit wohlgemeintem Eifer, daß er die feige Schwäche von sich schütteln solle, deren Alpdruck auf seinem noch zu Besserem bestimmten Leben laste. Ich verwies ihn mit feurigen Worten auf das Heergebot der Zeit, welchem alle waffenfähigen Geister folgen sollen, und sprach ihm die Zuversicht aus, daß ein kräftiger Willensakt ihn aus einem Schuldner der Menschheit und seines Vaterlandes zu ihrem Gläubiger machen könne. „Ihr besseres Ich — rief ich ihm zu — war lange lebendig begraben; weg mit der Erde, die es deckt, daß Licht und Lebensluft erweckend zu ihm dringe!"

Er sah mich lange schweigend an; seine erloschenen Augen fiengen an zu funkeln, eine große Gährung gieng in ihm vor. Endlich faßte er meine Rechte und drückte sie an seine Brust: „Fühlen Sie diesen Herzschlag? — sagte er — Wenn er mein neues Leben bedeutet, so verdanke ich es Ihnen. Sie haben dem Schlafwandler den erweckenden Namen zugerufen — doch noch bin ich halb im Traume — leben Sie wohl, wach sehe ich Sie wieder!" Ich verließ ihn mit der Hoffnung, einen Mitarbeiter an dem Werke der Zukunft in ihm zu gewinnen.

Vielleicht hilft einst sein geübter und der Anfechtung weicher Gefühle nicht ausgesetzter Verstand unsere Zwecke wirksamer fördern, als Weilau mit seinem vorwiegenden Gefühlsleben. Doch ist auch Dieser von ganzem Herzen Einer der Unsern. Berthas Tod hatte ihn in schwermüthiges Grübeln versenkt. Er schrieb sich die erste Schuld an ihrem Unglücke zu und wies den freilich traurigen und ungenügenden Trost von sich, daß auch die Verbindung mit ihm kein Grundstein des Glückes für sie geworden sein würde. Helenens täglicher Umgang wirkte mehr dazu, als alle Vernunftgründe und Mahnungen, daß sein ganz herabgestimmter Geist sich dem Leben wieder zuwandte.

Er hat sich jetzt die wichtige Aufgabe gestellt, in unserem kleinen Heere eine würdigere Auffassung der Wehrpflicht, als die traditionelle, zu verbreiten und dem Soldaten den Menschen und den Bürger in ihm zum Bewustsein zu bringen. Er hat mit vielen Hindernissen zu kämpfen, theils mit dem Aristokratismus der meisten Officiere, theils mit der Lockerung der unerläßlichen Disciplin und Unterordnung, welche der Unverstand radicaler Propagandisten in den Massen zu bewirken sucht. Sie finden es vielleicht parador, daß er gerade von den Kanonen oder vielmehr von ihren Handhabern die Einsetzung des Völkerfriedens erwartet, und zwar nicht, indem sie schießen, sondern indem sie nicht schießen werden. Bisher haben sie, nach seiner Aeußerung, die Revolution mit Recht oder mit Unrecht niedergeschmettert; sie werden sie einst in ganz anderer Weise unmöglich und unnöthig machen, wann ihr Blitz den abgelebten Göttern den Dienst verweigert, durch welchen diese noch eine Zeit lange, nachdem der Glanz der Majestät auf ihren Stirnen die Kraft dazu verloren hatte, die Titanen vom Olympos zurückschreckten.

Lassen Sie mich mit der Versicherung schließen, daß ich Niemand freudiger zu den Unsern zähle, als Sie und alle Meister und Gehülfen, die in der großen Baumschule des jungen Geschlechtes thätig sind und zu deren Würdigsten ich auch meinen trefflichen Schwiegervater zähle. Umsonst würde der Himmel mit allem Glanze seiner Sonne, mit Thau und Regen die Erde befruchten wollen, wenn nicht in ihrem eigenen Grunde die bescheidene und geduldige Wirksamkeit liebender Geister die zarten Keime erst in dämmernder Verhüllung pflegte und dann die erstarkenden dem Lichte entgegenzöge.

Kommen Sie recht bald zu uns, liebe schwesterliche Freundin, nicht um unsern egoistischen Wünschen zu Liebe die Heimkehr in Ihren Fruchtgarten zu vergessen, sondern um mit alten und neuen Verbündeten Erfahrungen, Hoffnungen und Entwürfe auszutauschen. Wir wollen nicht eine Kolonie auf einer glückseligen Insel des Oceans bilden, wiewohl uns dort Polizei und Diplomatie noch am Ersten ungestört ließen, sondern —

So eben bittet mich Helene, die mir über die Schulter gelesen hat, ihr den Schlußsatz zu überlassen.

Wir wandern hier, wir weilen dort,
Sind Eins und Viele, Kettenglieder,
Durch die elektrisch hin und wieder
Ein Wille strömt von Ort zu Ort.

Wir sind nicht fremd und nicht zu Haus;
Wir mauern erst im Schooß der Erde
Den Grund zum heil'gen Heimatheerde,
Zum Pilgerziel der Völker aus.

Aller-Seelen.

Eine Wanderung über den Mainzer Kirchhof.

Wann die falben Blätter des Herbstes die ihres Blüthenschmuckes beraubte Erde bedecken; wann Bäume und Stauden, halbentblöst, dem feuchten Winde die letzten Blätter, durch die sie dem erlöschenden Lebensfunken die karge Luft zuführen, mühsam entziehen; wann rings die Natur Offenbarung des nahen Todes ist, dann feiert die katholische Kirche den Tag der Todten, dann wallen Tausende hinaus in die Stadt der Gräber, auf das Feld, wo dem Herrscher der Schatten seine Trophäen errichtet stehen, um den Heimgegangenen die Opfer des Angedenkens, der Thränen und Gebete zu bringen. Der neblichte Novemberhimmel, die beginnende Kälte, Mutter und Bild des Todes, die halbnackten Bäume und Sträuche, deren Blätter sich zu den bereits abgeschiedenen Brüdern niedersenken und in ihrem Todeskampfe unser Mitgefühl ansprechen und uns ein falbes memento mori zurufen, die verwesenden Blätter am Boden, die verdorrenden Gräser auf den Hügeln, in welchen unsere hingewelkten Brüder und Schwestern liegen, denen so häufig der Lenz und der hohe Sommer zum Herbste geworden — Alles stimmt harmonisch zu dem Tage der Trauer, des Geisterfestes der „Aller-Seelen". Viele Tausende von Wallfahrern nach theuren Gräbern wogen durch die mit prachtvollen Monumenten übersäte Gräberstadt, die heute festlich geschmückt ist mit den Blüthenresten des Sommers, mit Kränzen, Gewinden, Florhüllen und einem unzählbaren Heere von Kerzen, die ihr geisterhaftes Licht auf die Ruhestätten der Entschlafenen werfen. Mitten durch das Gewoge zieht die Prozession der Frommen, Trauerhymnen singend und mit Gebet der todten Mitbrüder gedenkend. Wehmüthig düster schallten zu mir die Töne des Grabgesanges her, als auch ich durch das eiserne Thor in die Todtenstadt eintrat, welche ihre fünfzigtausend Körper in weit engerem Raume beherbergt, als die benachbarte Stadt ihre vierzigtausend — Seelen. Neben mir rauschte der von Gebüschen verdeckte große Bach, der zwischen beiden Städten hinfließt,

Digitized by Google

der Styx, über den der beräderte Charonsnachen, bald einfach schwarz, bald mit silbernen, bald mit goldenen Zierrathen Alle zu gleichem Loose dem Staate zuführt, dessen unwandelbares Grundgesetz Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist. Gleich beim Eingang erfährst du, daß hier Links und Rechts seine Bedeutung verloren. Gleich links, wenn du das schwarzrothgoldne Thor der Freiheit und Einigkeit durchschritten, künden dir behelmte Monumente an, daß hier, fern von der Heimath, die Söhne Oesterreichs und Preußens ruhen, welche hier der unerbittliche Tod ereilt. Gehst du vorbei, wenige Schritte weiter, durch anmuthige Laubgänge, so triffst du, dicht von Gebüschen umhüllt, jenen gegenüber zur Rechten das Denkmal — Jean Bon St. Andre's, des Mannes der glühendsten Revolution, des Gründers des Revolutionstribunals, des stürmischen Vertheidigers des Antrags auf Hinrichtung seines Königs. Ehe du zu dieser Gruft gelangst, die ein bescheidener Stein dir anzeigt, dicht vor ihr, spendet der Brunnen sein klares Wasser, in welchen einst vor vierzehnhundert Jahren die Wuth der verheerungssüchtigen Vandalen unter Crocus den Bischof von Mainz, St. Aureus, geworfen. Ein Heiliger des Christenthums, ein Friedensbote neben einem Heiligen der französischen Vernunftreligion, einem Manne des Terrorismus. Abermals ein paar Schritte weiter in dem dichten Laubgang, und ein liegender Stein verkündet dir die letzte Stätte des früheren Regierungspräsidenten von Rheinhessen, des Hrn. v. Lichtenberg; also dicht nebeneinander die Repräsentanten der französischen und der hessischen Zeit, der erste und letzte Präfekt des Departements Donnersberg, St. Andre, und der erste hessische Regierungspräsident in Mainz. So liegen hier Zeiten, wie Menschen der verschiedensten Richtungen einträchtig nebeneinander. Das Denkmal des Reichen, die lucullische Familiengruft, das einfache hölzerne Kreuz und der einsame Rasenhügel decken dasselbe Loos; Armuth und Reichthum, Größe und Niedrigkeit, Stolz und Demuth, Ehrgeiz und Bescheidenheit, glühende Leidenschaften und philosophische Ruhe — Alles einigte sich in diesem Sammelplatz der Sterblichen zu der eisigen Parole: Ruhe und Friede! Ruhe und Ordnung! Beneidenswerthe Stätte für die Fanatiker der Ruhe!

Immer weiter, Wanderer, auf den Resten so manchen vielbewegten Lebens! Prachtvolle Gräber, von der Liebe geschmückt und heute vielfach mit Thränen begossen, halten deine Schritte an, um in goldnen Lettern die kurze Lebensgeschichte der hier Ruhenden und ihre Namen zu lesen; deine Blicke ruhen mit Wohlgefallen auf den tausend Zeichen liebevollen Angedenkens, dem der späte, blüthenarme Herbst und die Kunst des Gärtners lebendigen Schmuck leihen mußten für die theuren Gräber. Wir eilen vorbei an dem einsamen Hügel, den eine lebende Statue deckt. Die Braut, der der Bräutigam an der Schwelle des Altars, am Vorabende der seligen Vereinigung entrissen wurde, weint dem Geschiedenen herzzerreißende Thränen, Thränen, die das höhnische Schicksal verklagen. Jenes Grabmal, reich und schön, gibt dir Kunde von den Verlusten einer trostlosen Mutter, die ein unbarmherziges Geschick ihrer jugendlich blühenden Söhne auf tragische Weise beraubt. Dort lassen dich sinnreiche Denksteine den Wahn betrauern, der mit eigener Hand ein Leben endete, das Reichthum, Schönheit und Jugend schmückten. Jener Hügel birgt die müden Reste einer schönen Jungfrau, die auf geheiligtem Herde die Liebe gepflegt und namenlose Schmerzen geerntet. Sie selbst vollendete das Werk des finsteren Geschicks; sie ließ den langsamen Handlanger des Todes, der um Lebensquentchen Tage lang frohnet, den bleichen, schleichenden Gram, nicht sein grausames Werk vollenden, wie er es an vielen ihrer Schwestern that, deren Gebeine er unter benachbarte Hügel zerstreut, als Märtyrinnen treuer Liebe. Weiter, weiter über die namenlosen Gräber, über die, welche kein Freund, keine liebende Seele besucht, keine Thräne benetzt! Die von ihnen Bedeckten schlummern so süß, als ihre in Freundeserinnerung lebenden Brüder und Schwestern, denen Trauer, Etikette und Kunst verwesende Steine setzte. Weiter über die mit Staub besiegelte Leidensgeschichte von Tausenden! Vorbei an dem Armen, dem die Welt das Leben nicht gönnte, an dem alle menschlichen Freuden, als an einem Geächteten, vorübergingen; der, gesättigt von des Schicksals Wermuth, ungekannt, freundlos, unbeweint aus dem Leben ging, gegen das sich zu empören innere Würde und — Tugend ihn abhielten. Er konnte nicht über die Gränzen seines Gewissens, nicht über die innere Scham, sein Lohn ist, daß ihn kein Zuchthaus aufnahm und er nicht als Bettler starb.

(Schluß folgt.)

Wer will die Jesuiten kennen lernen?

Der lese das 1844 zu Paris vom Prof. F. Genin erschienene Buch, betitelt: Les jesuites et l'Université, ein Buch, das viel eher eine deutsche Uebersetzung verdient hätte, als manches andere. Da eben das so bornirte wie heillose System, welches sich mit dem ehrenwürdigsten Namen (Jesu) maskirt, eben wieder kecker wie je das Haupt erhebt, von dem Unglück der Zeiten profitirend, so ist es Pflicht, auf dieses in den letzten ungewöhnlichen Jahren unbeachtet gebliebene gründliche Werk Deutschland aufmerksam zu machen und mit dem Motto des Verfassers der Welt wiederholt zuzurufen: O Vos qui cum Jesu itis, nolite ire cum Jesuitis, deutsch: „O Ihr, die ihr mit Jesu wandeln wollet, gehet mir nicht mit den Jesuiten zusammen." Das Buch muß der ganzen Welt die Augen öffnen, besonders aber zwei Klassen: 1) den unbefangenen und ehrlichen Katholiken, 2) den Regenten und Staatsmännern. Die gutmüthigen Katholiken sehen hieraus sonnenklar, daß sie, ohne es zu wissen, die dümmsten Werkzeuge des heillosesten Planes sind, und daß sie dabei von den Jesuiten doch eben so als Ketzer angesehen werden, wie alle Nichtkatholiken, wenn sie nicht mit zur inneren jesuitischen Clique gehören. Car il est convenu que le jesuitisme est substitué désormais au nom et aux droits de la réligion catholique. Qui n'est pas Jesuite, n'est pas catholique. C'est l'article premier de leur charte. Wer Ohren hat, der höre! Das ist die Sprache der Jesuiten in Frankreich, wo die vernünftigen und aufgeklärten Katholiken doch schon längst eine historisch consolidirte, ja sogar die einzig gesetzliche Stellung haben, auf dem Grunde der vier Hauptpunkte der gallicanischen Kirche, welche lauten: 1) Die Könige und Souveraine sind gar keiner kirchlichen Macht unterworfen; 2) die Bischöfe sind unabhängig; 3) die Freiheiten der gallicanischen Kirche sind garantirt; 4) der Papst ist den Aussprüchen der Concilien unterworfen. — Diese Punkte wurden vom Könige zum Staatsgesetz erhoben und von den obersten Gerichtshöfen einregistrirt, und ein Privatschreiben des altersschwachen Louis XIV. an Papst Innocenz XII. hat sie nicht wieder vernichten können. — Wie weit habt Ihr noch dahin, ihr deutschen Protestanten, ihr deutschen Deutsch-Katholiken, ihr deutschen ehrlichen Katholiken! — Die Regenten und Staatsmänner, welche wenigstens ein Stück Wegs mit den Jesuiten gehen zu können und in Folge der Umstände zu müssen glauben, die mögen nur die 5 Artikel lesen, welche in dem 1623 erschienenen Buche des Jesuiten Tantarel stehen: 1) Der Papst hat eine zeitliche Macht über alle Fürsten; 2) Alle, welche die Staaten regieren, thun dieß aus speziellem Auftrag von ihm; 3) der Papst kann den Fürsten Vormünder geben, sie strafen, absetzen in Folge Ketzerei, Unfähigkeit, Nachlässigkeit oder aus jedem anderen Grunde; 4) er kann über ihre Staaten disponiren; 5) der Papst ist der Diener der Diener, aber auch der Herr der Herren und alle Macht unter dem Himmel ist von seiner Macht abhängig. — Diejenigen

Digitized by Google

Schulregenten namentlich, welche heut' zu Tage alles Unglück der Zeiten dem weltlichen Lehrstand zuschreiben und das Unterrichtswesen in diesem Sinne maßregeln, diese mögen besonders lesen, was unser Verf. von Seite 131 an über das Unterrichtssystem der Jesuiten sagt, und beherzigen, wohin es führt, und daß dieses System nicht bloß in katholischen Staaten herrscht, und nicht bloß in den eigentlichen Schulen der Jesuiten. Wer es fassen kann, der fasse es.

Der alte Fritz.

Der alte Fritz, der tolle Kauz,
Der schlimme Revolutionär,
Pflegt nur so lang der Ruh' im Grab,
Als der Rapport von oben her
Sein Blut in stolze Träume wiegt,
Daß Preußen kämpft, daß Preußen siegt.

D'rum hieb im Zorn sein Krückenstock
Des Sarges Marmor jüngst entzwei.
„Ist's", rief der Held, „mit meinem Ruhm,
Ist's mit dem Preußen-Volk vorbei!
Ich will nicht, daß der Preuß' sich schmiegt,
Will, daß der Preuße kämpft und siegt!"

„Habt ihr geseh'n, daß ich gezählt,
Gefragt, wie stark der Feinde Zahl!
Je mehr davon, je kühner, traun!
Ward Hieb und Roß von meinem Stahl.
Pfui, wer den Muth nach Quentlein wiegt!
Die Losung heißt: Schlagt drein und siegt!"

„Die Noten schrieb ich mit dem Schwert
Und Dinte war der Feinde Blut.
Pfui über euren Federkrieg,
Schmach eurem Telegraphen-Muth!
Pfui, daß dem Czaar zu Füßen liegt
Das Land, für das mein Schwert gesiegt!"

„Auf, Preußen, auf, erhebe dich!
Der alte Fritz trägt dein Panier.
Macht mit der Phrasenhelden Troß,
Macht, Kinder, flugs ein Ende mir!
Hurrah, mein siegreich Banner fliegt!
Hurrah, die deutsche Ehre siegt!"

Albert Lang.

Korrespondenz.

Leipzig, 9. November.

In diesen Tagen hat das Leipziger Publikum einmal wieder einen Akt der Lynch-Justiz begangen, wie ihn eben nur die vielköpfige und doch so kopflose Hydra „Publikum" begehen kann. Hr. Dorn, vom Hofburgtheater in Wien, gab einen Gastcyclus als Liebhaber. Er trat als Uriel Acosta, als Wladimir in „Isidor und Olga" und als Schiller in den „Karlsschülern" auf. Hr. Dorn leidet an vielen Fehlern: er hat ein schwaches, ich möchte fast sagen, schlechtes Organ, athmet falsch, spricht in sich hinein, statt hinauszusprechen, gesticulirt unschön und bewegt sich nicht gut. Das sind Alles üble Fehler, denen gegenüber er aber den großen Vortheil der Jugend, mithin der Möglichkeit hat, dieselben abzulegen. Er hat aber noch einen andern großen Vorzug: er ist ein begabter, talentvoller Schauspieler; er ist unter allen den Komödianten, die seit Wagner hier in Liebhaberrollen auftraten, wieder der erste Künstler, den wir gesehen haben. Er versteht seine Rollen aufzufassen, weiß ihnen das Gepräge eines Charakters zu geben und bringt den Geist, den der Dichter hineingelegt hat, zur Anschauung oder legt ihn selbst hinein, wo der Dichter es unterließ. Es ist unklug von ihm, daß er in drei schwachen Stücken auftrat; denn Uriel Acosta ist nichts als ein Ragout von Flosskeln, die Karlsschüler würden zu Staub verfallen, wenn der Held statt Friedrich Schiller — Friedrich Schultze hieße, und Isidor und Olga — nun, über dieß Stück hat Börne genügend gerichtet. Aber, ich wiederhole es, er ist ein Künstler in der besten Bedeutung des Wortes, und dasselbe Publikum, das dem Komödiantenwesen des Hrn. Linden-Rekowsky zujauchzte, gab sich das testimonium paupertatis in der Kunst, Hrn. Dorn nicht nur kalt zu empfangen, sondern ihn sogar auszupfeifen. Das Pfeifen ist die leichteste Art der Kritik, in der die Nachtwächter am Ende die competentesten Richter wären, denn ihre Pfeifen geben den schrillendsten Ton. Selbst Damen entblödeten sich nicht, ihr Urtheil auf diese musikalische Weise abzugeben, und wenn eine gewisse Dame, die im ersten Range saß, diese Zeilen liest, so wird sie wohl den Referenten wieder erkennen. Sie aber, Hr. Dorn, lassen Sie sich nicht irre machen auf Ihrer Bahn, legen Sie Ihre Fehler ab, und Sie werden, trotz der Ungunst des Leipziger Publikums, ein bedeutender Schauspieler werden.

Seligenstadt, 9. November.

Heute fand auf dem hiesigen Rathhause in dem großen Bürgersaale eine Feierlichkeit seltener Art statt. Die Ehefrau des hiesigen Schiffers Joh. Acker 5., welche bei einem Spaziergange am zweiten Pfingstfeiertage d. J. auf eine so edelmüthige Art und mit der größten Gefahr ihres eigenen Lebens das Leben eines Menschen aus den Fluthen des Mains errettete, hat in Anerkennung dieser schönen That von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog von Hessen das silberne Ehrenzeichen mit der Inschrift: „Zur Errettung von Menschenleben", erhalten, welche ihr heute von dem Hrn. Minister von Dalwigk mit einer sehr schönen Anrede überreicht wurde. Es hatten sich zu dieser Feierlichkeit sämmtliche hiesigen Beamten, die Geistlichkeit, der Ortsvorstand und eine große Anzahl hiesiger Einwohner eingefunden. Nach Beendigung der Rede des Hrn. Bürgermeisters Goy wurde dem geliebten Landesvater ein dreimaliges Hoch gebracht, worauf der Herr Minister seinen Dank aussprach. Möge die beherzte Frau dieses schöne Zeichen der Menschenliebe noch recht viele Jahre zur Zierde ihrer Vaterstadt tragen!

Frankfurt, 15. November.

In den nächsten Tagen wird Hr. Adolph Schlösser, als Pianist und Musiklehrer vortheilhaft bekannt, im Saale der Loge Socrates ein Vocal- und Instrumental-Konzert veranstalten, unter gefälliger Leitung des Hrn. Kapellmeister Schindelmeißer und Mitwirkung der Herren H. Wolff, Posch, Siedentopf und Rosenhain, sowie der Frau Behrend-Brandt. Das Programm bietet eine geschmackvolle Auswahl gediegener Musikstücke und bringt auch ein Klavier-Quartett, eigene Composition des Konzertgebers. Subscriptionslisten sind bereits in Umlauf gesetzt, auf welche wir die Kunstfreunde aufmerksam machen zu müssen glauben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Nov. (Neu einstudirt): Mirandoline, Lustspiel in 3 Abth. von Blum. Hierauf: Er sucht seine Braut, Lustspiel in 2 Abth. von Prechtler.

Sonntag, 17. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Rosenthal.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und neu einstudirt): Jessonda, große Oper in 3 Abth., Musik von Spohr. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 275. Montag, den 18. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

I.

Wenn ein reisender Maler vor etwa siebenzehn Jahren die mäandrischen Windungen des Geay, im Departement der Sarthe, verfolgt hätte, so würde der wilde Charakter der Landschaft, die erhabene Einsamkeit der Wälder und Haiden ihn gewiß überrascht haben. Die Rinder schwärmten rein verwildert umher; große Schafheerden schliefen unter der Obhut hagerer, doch wachsamer und kluger Hunde. Keinen Arbeiter erblickte man auf dem Felde, keinen Hausirer auf den Pfaden, keine Wäscherin am Bache; nur hier und dort gewahrte man einen Hirten, im Schatten eines Zaunes sitzend, in seinen groben Mantel gehüllt. Wenn man allgemach weiter gelangte, zeigten sich an den Fenstern der zerstreuten Hütten einige Bauern, die, beim mindesten Geräusche auf dem Wege, erschrocken aufblickten. Dann und wann sah man einige Gewehre zusammengestellt und eine Schildwache auf und nieder schreiten.

Es war im September 1832. Die Bewohner aller westlichen Distrikte lebten, nach den dort vorgefallenen unglücklichen Ereignissen, in tiefe Trauer versenkt. Das Gerücht lief, ein Dutzend Chouans sey vor den siegreichen Soldaten entflohen und hielte sich in den Wäldern verborgen; doch zwei Compagnien Infanterie, denen die Nationalgarde mehrerer Gemeinden sich angeschlossen, durchsuchten die Gegend und von Stunde zu Stunde sah man der Nachricht von dem Tode oder der Gefangennehmung der Chouans entgegen.

Am Ende jener Landzunge, wo die Bourbons ihre letzten Vertheidiger einbüßten, zeigte sich das Schloß Balestras. Hinter demselben dehnte sich ein bedeutender Park aus, und von dort, so weit das Auge reichte, endlose Haiden. Ein altes Lusthaus erhob seine bemoosten Mauern am Saume des Sartheflusses.

Während drei bis vier Schildwachen unten vor dem Schlosse auf und nieder schritten, waren zwei Frauen in einem großen Saale, dessen Fenster die Aussicht auf den Park gewährten, im Gespräche begriffen. Eine von ihnen saß in einem großen Armstuhl beim weiten Kamin, auf welchem, trotz des milden Wetters, ein großes Feuer brannte. Sie war bleich; ihr reizendes Gesicht hatte sie emporgerichtet; ihre Blicke schienen Trost von dem Allmächtigen zu erflehen. Die andere Frau, wie eine Bäuerin gekleidet, lehnte sich gegen den steinernen Balkon, der am Vordergiebel der Burg angebracht war.

In diesem Augenblicke ward die Stille durch das krächzende Geschrei einer Eule unterbrochen. Mechanisch wandte die Schildwache den Blick den Bäumen des Parks zu; die beiden Frauen sprangen empor.

„Sollte er es seyn?“ fragte die Erste, während ihre blassen Wangen plötzlich Purpurröthe überzog.

„Er ist es, Madame, so gewiß, als eine Vendeerin den Ruf eines Bruders von jenem einer Schildwache zu unterscheiden vermag!“ entgegnete das Bauernmädchen mit funkelnden Augen.

Die junge Dame erhob sich und begab sich an's Fenster. Ihre Wangen waren wieder todtenbleich, ihr Busen wogte ungestüm, und wiewohl ihre Thränen flossen, strahlten doch ihre Augen, wenn sie diese den Bäumen zuwandte. Sie ergriff den Arm der Bäuerin.

„Du sagst, er sey da!“

„Ja, und zwar so nahe, daß sein Leben jedem Landstreicher bloßgestellt ist, der zufällig durch das Gebüsch geht, welches ihn birgt: der arme Capitain George!“

„Aber, was soll ich thun?“ fragte die Dame, ihre Hand auf das Herz pressend.

„Ihn retten ... diesen Abend noch! Morgen ist es vielleicht zu spät .... morgen ist er vielleicht verloren!“

„George verloren!“ rief jene. „Nein, Pierrette! Gott wird Herrn von Vibray beschützen.“

„O, Madame!“ entgegnete Pierrette, beide Hände ihrer Gebieterin ergreifend, „lassen Sie uns dazu mitwirken. Er, der jetzt von den Soldaten gejagt wird wie ein Wolf, ist der Graf George von Vibray, der Sie stets liebte und dem Sie ihre Gegenliebe widmeten.“

„Schweige, schweige, um des Himmels willen, schweige!“ rief die Dame heftig aus. „Denkst Du, ich hätte ihn vergessen? Allein damals hieß ich Louise von Pirmil; ich durfte ohne Furcht und Gewissensbisse ihn lieben — jetzt aber bin ich Louise Champrod, jetzt die Gattin eines Andern, und Du sprichst von einer früheren Liebe!“

Und sie barg das reizende Gesicht in ihre Hände.

II.

Während Pierrette mit der mitleidsvollen Miene einer Schwester sich über ihre Gebieterin beugte, vernahm man aus der Ferne mehrere Flintenschüsse. Die beiden Frauen wechselten einen Blick des Schreckens und flogen auf den Balkon.

Dem dichten Gebüsche, welches die Ufer des Geay umsäumt, entstiegen kleine, weiße Rauchwölkchen, während das Flimmern der Schüsse zwischen den Zweigen durchschien und der Knall der Flinten über die Ebene rollte. Die Trommel rief die Soldaten ins Gewehr und bald drang ein Peloton Voltigeurs in das Gebüsch, wo das Scharmützel stattfand. Ihre Bajonnete wurden zur Seite des Parks sichtbar — als durch ein leises Pochen auf eine in der Tapete verborgene Thür die beiden Frauen zurückprallten. Langsam öffnete sich die Thür und in derselben zeigte

Digitized by Google

sich ein alter Forsthüter, der, mit dem Hut in der Hand, stehen blieb.

„Nun, Jérome, was bringt Ihr Neues?“ fragte Pierrette.

Louise sprach nicht, doch angstvoll hafteten ihre Blicke auf dem Forsthüter.

„Man macht draußen ziemlich viel Lärm, allein das Pulver wird bloß die Vögel bange machen; die Bäume fangen die Kugeln auf.“

„Wir hören den Lärm“, sagte Pierrette, „ohne sehen zu können, was vorgeht. Wißt Ihr nicht, wo der Anführer ist?“

„Vielleicht nahe hierbei.“

„Dann war er es wohl, der vor einer Weile den Sammelruf der Chouans vernehmen ließ?“

„Wohl möglich, denn — ich habe ihn gesehen.“

„Ihr habt ihn gesehen?“

„Wenn man, so wie ich, den Wald durchstreift, sieht man bald Dieß, bald Jenes“, fuhr der Förster fort, vor das Kaminfeuer sich stellend. „Ich war mitten im Park, als ich ganz in meiner Nähe im Gebüsche eine Eule krächzen hörte. Gut, sprach ich zu mir selbst, das ist gewiß ein Bekannter. Während ich mich umschaute, sah ich, wie die Gesträuche sich ein wenig bewegten; ich ging darauf zu, war jedoch darauf bedacht, von keinem Soldaten gesehen zu werden. Ein Mann kam nun zum Vorschein; er war in Hirtenkleidern. Es war Herr von Vibray.“

„Armer George!“ seufzte Louise leise.

„Was hat er Dir gesagt?“ fragte Pierrette eifrig.

„Nicht viel; wir hatten wenig Zeit zum Plaudern. Er schüttelte mir die Hand. Jérome, sprach er, Ihr könnt mir einen Dienst erweisen und das werdet Ihr gewiß: bringt Dieß Eurer Dame, und darauf schlich er wieder in seine Büsche, nachdem er mir dieß Papierchen gegeben, was wahrscheinlich für Sie ist, Madame.“

Bei diesen Worten bot der Förster der Frau Champrod ein Billet an, das sie zögernd annahm; sie öffnete es und ihre feuchten Augen vermochten nur mit Mühe die mit Bleistift geschriebenen Worte zu lesen:

„Wenn Madame Champrod frühere Tage nicht gänzlich vergessen hat, so bitte ich sie im Namen ihres Vaters, im Namen der armen Leute, welche mir so treu sind und deren einzige Hoffnung auf mir beruht, — ich bitte sie, mir eine Stunde, einen Augenblick Gehör zu schenken. Sie allein vermag Alle zu retten. Wird sie zögern, sie vom Tode zu befreien? George von Vibray.“

Louise gab das Briefchen der jungen Bäuerin, die es durchlas und dann ihre Blicke auf ihre Gebieterin heftete.

„Nun, Madame?“ fragte sie ängstlich.

„Wohlan“, sprach Louise lebhaft, „man soll nicht sagen, ein Vendéer habe die Hülfe der Tochter des Marquis von Pirmil in Anspruch genommen und sie habe ihn kleinmüthig seinem Geschick überlassen. Geht, Jérome, bringt den Grafen von Vibray hierher und sagt ihm, ich würde nie zögern, mein Leben zu wagen, um einen Verbannten zu retten.“

Pierrette ergriff die Hand ihrer Gebieterin und drückte sie schweigend an ihre Lippen; das Gesicht des alten Försters bezeichnete innige Rührung.

„Ihr habt mich verstanden“, setzte Frau Champrod hinzu, „eilet nun, denn es dunkelt bald; vor Allem aber traget Sorge, daß keine Schildwache Euch bemerke, wenn Ihr vom Park ins Schloß geht.“

„Der alte Jérome ist so thöricht nicht“, sagte der Förster, „er kennt die geheimsten Pfade und weiß einen Weg, der durch den unbewohnten Flügel des Schlosses und von dort ins Lusthaus führt. Auch legen die Soldaten bereits Feuer an; sie werden jetzt an nichts Anderes, als an ihre Suppe denken.“

„Ich wußte wohl, daß Sie noch immer eine Vendéerin wären“, sagte Pierrette, ihre großen schwarzen Augen zu ihrer Herrin erhebend.

„Ich weiß nicht, ob ich recht gethan, dem Feinde meines Gatten das Leben zu retten, allein ich folge der Eingebung meines Herzens. Gott wird meine Handlung richten!“

(Fortsetzung folgt.)

Das ewige Alte.

(Von Heinrich Zschokke.*)

Man spricht so viel vom Lauf der Welt;
Wo läuft sie denn, ihr Narren?
Wer die für galoppierend hält,
Hat wohl den größten Sparren.
Sie schleicht so leisen Schneckenschritt,
Daß man nicht Trott vernimmt noch Tritt,
Und bleibt beim ew'gen Alten.

Sie geht wie eine gute Uhr,
Und geht nicht von der Stelle;
Sie läuft und brauf't und sprudelt nur,
Wie eine starke Quelle.
Wie Wellen rinnen Jahr um Jahr,
Die Quelle quillet immerdar,
Und Alles bleibt beim Alten.

Herr Ohnekopf, von Stolz entbrannt,
Läßt sich zum Rathsherrn wählen;
Denkt: mit dem Amt kommt auch Verstand —
Das kann mir gar nicht fehlen!
Ist Rathsherr nun mit Zopf und Schopf,
Und ist doch immer ohne Kopf;
Denn Alles bleibt beim Alten!

Viel arme Narren glaubten schon
Die gold'ne Zeit vorhanden,
Die helle Weisheit auf dem Thron,
Das Vorurtheil in Banden;
Die Menschen wären aufgeklärt,
Und in vergang'ner Noth belehrt —
Gefehlt! Es blieb beim Alten!

Es lebt der alte Kukuk noch
Und heiliger Bocksbeutel;
Wer heller sieht, der muß in's Loch,
Philosophie ist eitel.
Da lauert Inquisition,
Die Jesuiten kommen schon —
Doch still! — — Es bleibt beim Alten!

Es gährt und tobt und stürmt und kracht,
Es wackeln viel Perücken;
Der klug und pfiffig ist, der macht
Dem Feinde gold'ne Brücken.
Denn was von heut' ist, was es sey,
Es ist nicht alt, es ist zu neu;
Glaubt's nur; es bleibt beim Alten!

*) Aus der bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinenden Sammlung der von H. Zschokke hinterlassenen Gedichte.

Digitized by Google

Der neue Singsang ist nicht alt,
Und kläng' er noch so artig;
Gewaltig ist zwar die Gewalt,
Doch allzu scharf macht schartig.
Der erste Hieb ist noch kein Sieg,
Wer kriegen will, dem wird auch Krieg —
Denn Alles bleibt beim Alten.

So geht die Welt im Ring herum
Und wird fürwahr nicht klüger;
Es ist viel Lärmens um und um,
Bald Der, bald Dieser Sieger.
Was Recht ist, will man nicht versteh'n,
Das Wahre will man nicht gern seh'n,
Und darum bleibt's beim Alten.

Das Neu' ist alter Schlendrian
Und nicht das alte Gute!
Mit Titeln ist's nicht abgethan,
Nicht mit der Kinderruthe;
Mit Wappen nicht und Narrethei,
Von allerhand Ceremonei,
Drum bleibt's beim lieben Alten.

Das Alte ist nicht alter Mist,
Den du nur willst erneuen;
Wenn Du den Schnupfen hast, mein Christ,
Magst Du Dich dran erfreuen.
Der Koth vergang'ner Barbarei
Ist unsern Tagen viel zu neu —
Drum sag' ich: bleibt's beim Alten.

Das Alte ist — und das ist klar,
So sehr es auch euch wundert —
Nicht, was gar schön und zierlich war
Im vorigen Jahrhundert;
Nein, daß ihr Narren nur es wißt:
Alt ist allein, was ewig ist,
Das Ew'ge bleibt bei'm Alten.

Und ewig ist der Wahrheit Licht,
Ihr könnt es nicht verlöschen;
Der Hokuspokus hilft euch nicht,
Als leeres Stroh zu dreschen.
Umsonst erklärt ihr den Verstand
Für Ueberfluß und Contreband',
Es bleibt, trotz euch, bei'm Alten.

Und ewig ist der Tugend Werth,
Das werdet ihr nicht ändern;
Der stolze Schuft bleibt ungeehrt,
Trotz seinen Prachtgewändern.
Wer edel denkt, ist Edelmann,
Des Abscheu's würdig der Tyrann,
So bleibt's bei'm ew'gen Alten.

Und ewig ist das heil'ge Recht;
Was recht ist, das muß bleiben.
Und was ihr auch dagegen sprecht
Und drucken laßt und schreiben:
„Was Allen wohl thut, das ist recht!
Was dir allein nützt, das ist schlecht!"
Das ist das ew'ge Alte!

Aller-Seelen.

Eine Wanderung über den Mainzer Kirchhof.

(Schluß.)

Fort über die weiten Familiengräber! Im Tode wird die engherzige Clique der Familie den niederen Brüdern nichts von der süßen Ruhe nehmen. Ha! trenntet ihr auch den Armen von den Gebeinen der Gattin, der Kinder; was im Leben sie oft so unglücklich machte, betrübt sie jetzt nicht mehr. Blicktet ihr auch im Leben mit vornehmem Schauder auf den Pöbel herab; verdammtet ihr den Jüngling, der, aufgewachsen in Elend und Schmutz, fern jeder sorgsamen Pflege, als Wüstling, als Verbrecher starb, das Mädchen, das im unbebauten Gemüthe den Keim des geistigen Verderbens aufnahm; hier ist ein anderer Richterstuhl, und an euch geht die anklagende Stimme der Gräber, ob ihr das Eure thatet, das Elend, die Quelle der Laster, zu mildern, die geistige Versumpfung durch Mittel der Bildung, den tiefwurzelnden Grimm durch menschenfreundliches Begegnen zu zerstören und unmöglich zu machen!

Weiter über die Gräber, die dir nichts verkünden von der großen, letzten Stunde der Einzelnen. Könnten sie's, auf mancher hochmüthigen Brust würde, von innerer Angst erschüttert, der Stern zittern; manche weiße Brust würde bebend anhalten im übermüthigen Aufwallen und auf die Andern nicht von so stolzer Höhe herabschauen. O Leben! Wann wird dich Jeder warm begrüßen, an deinem Busen gesunde Freuden saugen, so lange ihre Quelle ihm rinnt? Leben! Erschließe deine Weisheit! Menschen, studiret euren Kirchhof, und ihr werdet sie erkennen!

Wir sind über viele Gräber geschritten und stehen oben auf dem höchsten Punkte des Hügels, auf dem der Kirchhof sich hinaufzieht. Welch großartiger, anmuthiger Standpunkt! Das Taunusgebirge, in einem weiten Halbkreis den Horizont begränzend, unweit der Rhein mit dem malerischen Vordergrund und die Stadt mit ihren stolzen Thürmen. Dieser Aussicht gegenüber in einem lieblichen Thalkessel Zahlbach und die Trümmer aus der Römerzeit, die Pfeiler der alten Wasserleitung, schöne, gebüschreiche Hügel, der Friedhof der Römer mit den übriggebliebenen Denksteinen. Wo fände ich eine reichere Geschichte auf so engem Boden? Wo so großartige Conflicte? Drüben Drusus' Denkmal, die Grabsteine der römischen Krieger, und wo sonst ein Theil der lebensvollen römischen Bürgerstadt Mainz war, jetzt die Stadt der Todten! Zwischen beiden der Platz, wo einst die Römer ihre Verbrecher vom Leben zum Tode brachten, und später das berühmte Dahlheimer Kloster stand, an welches die Geschichte Herforts und Klärchens erinnert. Doch der heutige Kirchhof selbst, gegründet im Jahre 1803, birgt eine große Geschichte. Drei große Perioden liegen hier begraben, in sich schließend viele gewichtige Epochen. Hier schlafen Säulen des Churfürstenthums; hier ruhen die Männer der ersten Revolution von ihren Exaltationen aus; hier liegen Hunderte von Waffenbrüdern der großen Armee und neben ihnen ihre einstigen Feinde, Krieger, die für Deutschlands Sache fochten und bluteten. Hier schlafen Glieder aller Nationen Europa's; hier sehen wir in Ueberresten die deutsche Reichszeit, das Churfürstenthum, die kurze Zeit der Mainzer Republik, die große französische Republik, das Kaiserreich, das Provisorium und das Hessenthum. Die glänzendste dieser Epochen, das Kaiserreich, verherrlicht ein großes Monument, welches die hiesigen Veteranen aus dieser Zeit den unter Napoleons Fahnen gefallenen Mainzern weihten, und auf dem sich abgegränzte Zwischenräume befinden, in welche die Namen aller dieser Veteranen, so wie sie zu ihren auf dem Schlachtfelde gefallenen Kameraden hinübergegangen, in Gold eingegraben werden, mit Angabe des Geburts- und Sterbetages, der

Digitized by Google

einstigen militärischen Charge und des Regimentes, in dem jeder gedient. Schon sind 98 dieser Räumchen ausgefüllt und etwa 200 noch offen für Die, welche als Zeugen einer thatenreichen Zeit noch unter uns wandeln und die Stürme von 1830, wie die größern von 1848 miterlebten und von den mächtigen Hoffnungen und den fürchterlichen Täuschungen der letzten Jahre mitergriffen wurden. Die frühen Gräber dieser großen Hoffnungen trägt nicht die enge Todtenstadt, für diese Gräber siehst du keine Kränze gewunden, keine Kerzen brennen, und dennoch flammt ihnen an tausend Stätten ein lebendiges Licht, das mehr als verklärendes Andenken den Verblichenen verheißt. O, noch andern unsichtbaren Gräbern rannen Thränen an dem heutigen Tage. Die Märtyrer ihrer Idee, die geblutet seit dem großen März, die verbannt, arm und freudlos auf fremder Erde umherirren, die in Kerkern schmachten, sie Alle leben heute in dem Gedächtnisse so Vieler und empfangen als Opfer treuer Liebe das neubelebte Mitleid und die aus Thränen ersprießenden Vorsätze — ihrer nie zu vergessen. A. S.

Mannichfaltigkeiten.

„Das ist Bürgerkrieg!" So schließt Johannes von Müller eines seiner erschütterndsten Schlachtkapitel. Aus dem Bürgerkrieg in Schleswig wird folgender Fall gemeldet: Eine Frau in Flensburg hat sieben Söhne im Felde, drei bei den Dänen und vier bei uns. Als kürzlich durch die Straßen Flensburgs ein Wagen fuhr, auf welchem ein dänischer Soldat saß, der einen schleswig-holsteinischen verwundeten Militär pflegend im Arme hatte, springt ein fanatisch dänisch-gesinntes Weib auf ersteren mit den Worten zu: „Las den verdammten Ditske fahren!" Der Angeredete antwortete: „Lad miz hier, er ist min Broder (laß mich, er ist mein Bruder). Es waren zwei Söhne einer Mutter, jener Frau in Flensburg. (Den Einen zwang der Herzog, den Andern der König zum Bruderkrieg! Und Herzog und König saß unterdeß in einer Person gemüthlich bei Mamsell Rasmussen!)

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

Börne hat sehr wahr bemerkt: Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgültigkeit zu verbergen.

Heinrich Wolff's Quartett-Unterhaltungen.

Diese haben am 9. d. wieder begonnen und damit sind die wahren Nachtigallen unseres hiesigen Musikfrühlings wieder bei uns eingekehrt. Je rauher und düstrer die Tage — nicht dieß in der Luft, sondern auch in den Zuständen —, um so lieblicher und trostvollee die Abende, an denen die tiefen und seelenvollen Geheimnisse unserer größten musikalischen Meister unter den Zauberstrichen des wackeren Künstlers H. Wolff und seiner Freunde sich vor uns enthüllen. Wir begrüßen die Wiederkehr dieser holdseligen Genüsse mit dee ganzen reinen Freude, die die wahre, edle, ihres höheeen Ursprungs und Zweckes sich bewußte Kunst dem unverdorbenen Gemüthe bereitet. Die Wolff'schen Quartettabende haben sich — und wir sagen dieß der Frankfurter Bildung zum vorzüglichen Ruhme nach! — einen festen, unvergänglichen Boden hiee eeworben und sie gehören zu denjenigen Zieeden unserer kleinen, aber immerhin bedeutenden musikalischen Welt, um welche uns manche größere Städte beneiden dürfen. Und dieß Verdienst gebührt dem edlen, wahehaft hingedenden Streben Wolff's und seiner Freunde, ein Steeben, welches nue in der Erfüllung der höhern Kunstzwecke, in der oeredelnden Wiksamkeit seine wahre Befriedigung findet. Wir glauben heutzutage, wo die sogenannte Kunst leider nur zu sehe und allzu zudeinglich dem Beode nachläuft, den deaven und verdienstvollen Männern, denen wir die Genüsse der Quartett-Abende verdanken, diese öffentliche Aneekennung nicht versagen zu dürfen. Um kuez von der ersten Quaeiett-Soieée zu berichten, so gab uns dieselbe drei hereliche Kunstwerke oon Mozaet, Mendelsohn und Beethooen (letzteres ein Quintett). Füe wen sollten wir den stahlenhellen Glanz diesee leuchtenden Sterne erst noch erkläeen müssen? Und für wen, der der Aufführung dieser deei Tonschöpfungen beiwohnte, brauchten wir erst hier nochmals das in der That teeffliche und von dem lebendigsten Geiste der Tondichter ergriffene und durchdrungene Spiel der ausführenden Künstler auseinanderseꝛzend zu vermitteln? Wenn uns eine Bemerkung gegen früheee Jahre noch mehr erfreute, so wae es die stets wachsende Feeudigkeit unseeer Künstler an dem Genius ihrer Muse, ihre noch lebhaftere Hingedung an die höchsten Fordeeungen einer Kunst, die sich in iheer waheen Weihe nur den Auserwählten offenbaret. Und daß dieß höhere Steeben, welches diesen Quartett-Unterhaltungen zu Geunde liegt, begriffen und gewürdigt wird, dafür düege Hen. Wolff die stets ungeschwächte Theilnahme seiner zahlreichen kunstsinnigen Zuhörer!

Frankfurt a. M.

Von der Schweighauser'schen Verlagshandlung in Basel ist uns eine Erklärung in Bezug auf den in Nro. 260 d. Bl. enthaltenen Artikel, das noch immer verzögerte Ceicheinen des Supplementbandes zu W Wackernagel's deutschem Lesebuch beteeffend, zugegangen, dem wir nachstehend Dasjenige, was zue Sache gehöet, entnehmen. In besagter Ewiedrrung wird demeekt: „Es ist wahe, wir haben uns veepflichtet zur neuen Ausgabe des oben erwähnten Weekes in Heften eine Literaluegeschichte des Hrn. Veefassers zu liefern; die erste Lieferung deeselben ist erschienen und den Abnehmern richtig zugesandt woeden; seither ist das fernere Erscheinen in Stocken gerathen; wir bestreiten alle dieie Thatsachen durchaus nicht; nur gegen das Eine müssen wir reclamiren, daß die Schuld daran an uns liege. Wir haben gethan, was wie konnten, um das Erscheinen diesee Abtheilung zu beschleunigen; es wae uns selbst am peinlichsten, in die Lage versetzt zu seyn, dem Publikum gegenüber unseren Verpflichtungen nicht nachkommen zu können, aber es lag einmal nicht in unserer Macht. Der Herr Verfasser, duech schweee häusliche Unglücksfälle betroffen, lill in Folge deeselben zu sehe, um Aebeiten irgend einer Art vorzunehmen; die Herstellung seiner Gesundheit erforderte einen längeren Aufenthalt in Südeuropa; erst in diesem Sommer war es ihm möglich, an die fernere Ausarbeitung der angefangenen Literaluegeschichte zu gehen Breits haben wie für ein zweites Heft Manuscript erhalten und hoffen wir daffrde in spätestens 3 — 4 Wochen versenden zu können. Daß wir keine Anzeige über das feenere Erscheinen dem Publikum übermachten, ist unrichtig. Allerdings haben wir eine deraetige Anzeige in einem öffentlichen Blatte unterlassen; es geschah dieses adee in der Hoffnung, dee wir uns hingaben und in der wir genug getäuscht worden sind, die Fortsetzung schnellee erscheinen lassen zu können. Auf Anfeagen, die uns durch Buchhändlerwege zukamen (anderweitige erhielten wir nicht), haten wir stets geantwortet, indem wie die Geünde des Stockens angaben und zugleich mittheilten, wie sehr uns die Fortsetzung am Heezen liege. Auch haben wie das Gleiche zu wiederholten Malen im Buchhändler-Börsenblatte angezeigt."

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Nov. (Zum Vortheil des Hen. Caspari und neu einstudirt): Jessonda, große Oper in 3 Abth., Musik von Spohe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 19. Nov. Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth. von Ledrün. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt, Musik von Mehül.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 276. Dienstag, den 19. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

III.

Vom Balkon herab sahen beide Frauen, wie Jérome, das Gewehr unter dem Arme, dem Park zuging; doch sie gewahrten nicht, wie ein Mann, unter dem Gesträuche versteckt, auf der Erde fortkriechend, dem Forsthüter nachschlich. Bald verschwanden Beide im Schatten der Bäume. Eine angstvolle Stunde verging den Frauen; endlich vernahmen sie das Krachen einer Thüre und den Laut von Fußtritten. Bald trat Jérome ein und in der geöffneten Thüre blieb eine männliche Gestalt stehen.

Frau Champrod, leichenblaß, wollte sich erheben, doch schweigend sank sie zurück auf ihren Sessel, an dessen Lehne Pierrette, eben so ergriffen, wie ihre Herrin, sich festhielt.

„Treten Sie nur ein," sagte Jérome, „ich wußte wohl, daß die Soldaten keine Spur von uns erblicken würden."

Ein junger Mann, dessen von der Sonne gebräuntes, von Strapatzen und Entbehrungen abgemagertes Gesicht den Ausdruck eines edeln, ruhigen Stolzes darbot, trat ins Zimmer. An seinem ledernen Gürtel hing ein Hirschfänger und selbst unter seinem groben Gewande war noch sein schlanker Wuchs bemerkbar.

„Pierrette," sagte der Forsthüter, des jungen Mädchens Arm ergreifend, „sieh' doch einmal, wer mit dem jungen Anführer gekommen ist!"

Pierrette erhob den Kopf und ihr erster Blick fiel auf einen jungen Bauerburschen, der stocksteif an der Thüre stehen blieb, ein doppelläufiges Jagdgewehr in seiner starken Faust haltend.

„Alexis, mein Bruder!" rief das Mädchen, ihm um den Hals fallend.

Auf diesen Ausruf erwachte Frau Champrod aus ihrer Schwermuth. Sie erhob sich und begrüßte Herrn von Vibray mit ruhiger Würde.

Dieser folgte ihrem Beispiel. Die Veränderung in seinem Gesichte gab seine tiefe Rührung zu erkennen; Louisens Anblick hatte tausend Erinnerungen, tausend Gefühle bei ihm geweckt. Die junge Frau begriff diese Empfindungen wohl. Sie trat näher und reichte ihm die Hand.

„George," sprach sie mit mildem Ernste, „lassen Sie durch keine Erinnerungen an eine Zeit, deren ich nicht gedenken darf, Ihren Muth schwächen. Unterwerfen Sie sich Gottes Willen, wie auch ich es gethan, und lassen Sie uns Beide unsere Pflicht erfüllen!"

George zitterte. Während er seine Lippen auf Louisens Hand preßte, gewahrte er ein Armband von rothen Korallen, ein Anblick, der ihm eine Thräne in die Augen lockte.

Nach den ersten Herzensergießungen der geschwisterlichen Liebe hatte Pierrette sich zur Seite der Frau Champrod, Alexis neben seinen Chef gestellt.

„Sie haben meine Hülfe in Anspruch genommen, Herr von Vibray," fuhr Louise in festerem Tone fort, „was kann ich für Sie thun?"

„Sie können uns retten, Madame!" war die Antwort. „Sie wissen, daß wir von einer weit stärkeren Macht eingeschlossen sind; die Flüsse Geay und Sarthe umschließen uns in einem Dreieck, dessen Mittelpunkt dieses Schloß bildet. Es gibt eine durchwatbare Stelle hinter den Mauern des Parks, an der Sarthe; wenn wir diese, ohne Vorwissen des Obersten, in dieser Nacht passiren können, werden wir im Walde von Vadre einen sichern Zufluchtsort finden. Um jedoch jene Stelle zu erreichen, welche Jérome eben so gut bekannt ist, als mir, müssen wir unvermeidlich durch den Garten längs des Pavillons gehen; Sie können dessen Thüren öffnen, es steht dort keine Schildwache. Diesen Abend habe ich an den Gebüschen am Ufer des Geay einen falschen Angriff gemacht, um den Feind irre zu führen und die meisten Truppen dahin zu locken; das Schloß ist seiner Vertheidiger beraubt und unsere Flucht ist gesichert, wenn Sie uns behülflich seyn wollen."

„Ich habe es Ihnen versprochen und werde meine Zusage halten," erwiederte Louise. „Allein dagegen verlange ich von Ihnen ein Versprechen: Sie sehen, ich lasse mir meine Dienste bezahlen, mithin bedarf es von Ihrer Seite keines Dankes. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie gleich nach Betretung des Waldes von Vadre Ihre Leute auseinander gehen lassen und einen jetzt nutzlosen Kampf beenden wollen."

„Was soll ich aber thun, wenn ich den Degen in die Scheide stecke?" rief der Jüngling heftig.

Louise suchte ihre Empfindlichkeit über den Ton seiner Stimme zu verbergen.

„Weßhalb wollten Sie kämpfen, wenn es unmöglich ist, zu siegen?"

„Glauben Sie denn, Madame, ich kämpfte, um zu siegen?"

Louise war außer Stande zu antworten.

Plötzlich vernahm man unter dem Balkon das Stampfen mehrerer Gewehrkolben, die auf das Pflaster gesetzt wurden. Pierrette und Jérome flogen ans Fenster und sahen eine Reihe von Bajonnetten längs des Parks glitzern; vor dem Schlosse stand ein von einem Offizier befehligter Trupp Infanterie, während der Oberst Champrod, von einem Manne in Jagdkleidung begleitet, auf dem Schloßhofe vom Pferde stieg.

Einen Augenblick verweilte der Oberst, um einige Befehle zu ertheilen. Drei oder vier Gensd'armes jagten im Galopp davon,

Digitized by Google

„Das Schloß ist umringt!“ sagte der Forsthüter. „Es sind Spione im Felde!“

Die beiden Frauen erblaßten. Einen Augenblick danach vernahm man auf der Treppe das Geräusch von Fußtritten. George zog seinen Hirschfänger zur Hälfte aus der Scheide. Alexis griff zu seinem Jagdgewehre.

„Fliehen Sie, Vibray! fliehen Sie!“ rief Louise zitternd.

„Fliehen? wenn mein Feind mir naht!“ antwortete von Vibray düster und keck.

„Dieser Feind ist der Oberst Champrod, mein Gatte! Sollte ich denn seinem Mörder einen Zufluchtsort bewilligt haben?“

Diese Stimme, dieser Blick vermochten so viel über George, daß er seine Waffe einsteckte.

„George“, fuhr Louise fort, „George, fliehen Sie! wenn Sie einiges Mitleid mit mir hegen, o so fliehen Sie! Wenn hier Blut vergossen würde, müßte denn nicht auch mein Herz bluten?“

Von Vibray drückte Louisens Hand an seine Brust, und in dem Augenblicke, wo die Thüre des Zimmers geöffnet ward, verschwand er nebst Alexis und dem Förster in die durch die Tapeten verborgene Thüre.

Erschöpft sank Louise in einen Sessel.

IV.

Der Oberst Champrod trat ein mit einem wohlgebildeten jungen Manne, dessen zierliches Jagdgewand seine Gestalt sehr vortheilhaft hervortreten ließ und der ein schönes doppeltes Jagdgewehr in der Hand hielt.

Frau Champrod vermochte nicht, einen angstvollen Blick zu verbergen, als sie des Jünglings Auge im Gemache umherschauen sah; ein kaum bemerkbares Lächeln trat auf seine Lippen, als der Oberst seiner Gemahlin die Hand küßte; er grüßte leichthin und blieb an der Thüre stehen, wo ein Unteroffizier und drei Gensdarmes sich aufgestellt hatten.

Bei Gewahrung dieser Uniformen wechselten Louise und Pierrette einen bedeutsamen Blick.

„Verzeih', meine Liebe“, sagte der Oberst, „daß ich Dich störe; doch Du wirst es einem alten Soldaten nicht verübeln, daß er pünktlich seine Pflicht erfüllt.“

„Ich würde es Dir Dank wissen, wenn Du allein gekommen wärest“, entgegnete Louise, „aber alle diese kriegerischen Zurüstungen haben mich etwas erschreckt, wenigstens sehr überrascht.“

„Ja, das ist eine von den Unannehmlichkeiten unseres Standes“, sagte der Oberst mit herzlichem Lachen, „doch, wenn Du jetzt schon erschrocken bist, was wirst Du sagen, wenn Du vernimmst, daß ich mit diesen Gensdarmes hier Haussuchung halten werde?“

„Haussuchung! hier?“ rief Louise, gleich einer Leiche erblassend.

„Ich schwöre Dir, daß ich vor einer Stunde noch nicht daran dachte.“

„Und wer brachte Dich denn auf den Gedanken?“

„Mein Freund Philipp Cazal“, antwortete der Oberst, zu dem Jäger sich wendend.

„O, so! Hat Herr Cazal Dir angerathen, selbst Dein eigenes Haus zu durchsuchen?“ erwiederte Louise.

„Das mußte ich thun, Madame“, sagte der Jäger, Louisens verächtlichen Blick ertragend. „Vor einer Stunde sah einer meiner Forsthüter, Noël, als er durch den Park kam, zwei Chouans durch die Bäume in das Schloß schleichen. Das Getöse des Gefechts hatte die Soldaten von dort entfernt. Noël führte nur ein schlechtes Gewehr bei sich, die Chouans waren von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet; er folgte ihnen und sah, wie sie in das Schloß schlüpften, wovon er mir Nachricht zukommen ließ. Sie haben das Schloß nicht verlassen, denn Noël blieb hinter einem Baume als Wache stehen.“

„Er hat wohlgethan“, sprach der Oberst; „die beiden Leute gehören gewiß zu der Bande, welche wir verfolgen; ihre Mittheilungen können uns von großem Nutzen seyn. Aber“, setzte er in sanfterem Tone hinzu, „Du bist eine Vendeerin, Louise, und hegst vielleicht, wenngleich Gattin eines Patrioten, Mitleid mit den Chouans; sie wissen es, und vielleicht haben Jene, die Noël gesehen, Dich um einen Zufluchtsort gebeten. Wenn Dem so ist, würde ich dann eine Großmuth tadeln können, welche jede Frau an Deiner Stelle geübt hätte? Sprich, Louise, verhält sich die Sache so, dann verspreche ich Dir, zu thun, was ich vermag, um diese Leute zu retten.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Morse'sche (amerikanische) und Siemens'sche (preußische) Telegraphensystem.

Eine Parallele.

Bei dem gegenwärtigen Stand des elektro-magnetischen Telegraphenwesens sind es vorzüglich die Apparate des Hrn. Professor Morse in New-York und des Artillerielieutenants Hrn. Siemens in Berlin, welche den Bedürfnissen und Forderungen einer sichern und gewandten telegraphischen Mittheilung am Meisten zu entsprechen scheinen, unbeschadet der Verdienste anderer Männer in diesem Fache.

Morse's System ist das in Amerika allgemein eingeführte; nach Siemens ist die preußische Staatstelegraphie eingerichtet. Ich habe in einem früheren Aufsatz in No. 132 vom 6. Juni 1850 des Frankfurter Intelligenz-Blattes über Ober- und Unterleitungen geschrieben. Diesem Aufsatz schließe sich nun nachfolgende Parallele über das amerikanische und preußische Telegraphensystem an.

Hrn. Morse's Apparat ist Drucktelegraph, seine Schrift eine Zeichenschrift, nur aus Punkten und Strichen bestehend. Ein langer Papierstreifen wird durch zwei von einem Uhrwerk in Bewegung gesetzte Walzen langsam hindurchgeschoben. Ein Handhebel, welcher, niedergedrückt, die Kette schließt, zerreißt dieselbe wieder, sobald er zurückgelassen wird. Auf die sorgfältige und geübte Behandlung dieses Hebels kommt es wesentlich an, eine lesbare Depesche zu erhalten. Wird nämlich die Kette geschlossen, so zieht ein Elektromagnet vermöge seines durch den eben eingetretenen Strom entstandenen Magnetismus einen Ankerarm an, welcher einen spitz-stumpfen Stahlstift trägt. Dieser Stift wird in dem Moment der Ankeranziehung gegen den Papierstreifen gedrückt und markirt auf demselben einen Punkt. Nun ist leicht begreiflich, daß durch längeres Geschlossenhalten der Kette ein Strich entstehen muß; haftet ja die Spitze doch so lange auf dem Papierstreifen, als die Kette geschlossen, mithin der Anker angezogen ist; der Papierstreifen aber, in stetem Fortschritt, zieht sich über die Stahlspitze hin.

Hieraus entspringt denn ein aus Punkten und Strichen bestehendes Alphabet, oder besser: die freiwillige Kombination von Punkten und Strichen untereinander macht erst ein Alphabet aus. Zufolge seiner eigenthümlichen Konstruktion ist dieser Apparat vorzüglich bei sehr großen Entfernungen und mit sehr geringem Strombedarf anzuwenden, gewiß ein bedeutender Vortheil. Aber auf der andern Seite ist leicht aus dem Vorangeführten über die Entstehung seiner Zeichenschrift ersichtlich, daß ein sehr hoher Grad technischer Fertigkeit bei dem Telegraphisten vorausgesetzt werden muß, welcher mit diesem Apparat arbeitet. Aber auch bei dem gewandtesten Manne sind Irrungen durch ungleichför-

Digitized by Google

mige Behandlung des Hebels unvermeidlich. Dadurch entsteht denn gar nicht selten eine Depesche, welche sehr schwer zu entziffern ist.

Für Amerika, sein Geburtsland, ist Morse's Apparat von weit höherer Bedeutung, als für uns. Dort überwiegt der Vortheil der direkten Mittheilung durch sehr entfernte Strecken mit schwachen Strömen bei weitem den Mangel zeitweiser Undeutlichkeit. Man bedenke nur die kolossalen staatlichen und geographischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten. Dort ist gebieterische Nothwendigkeit, was bei uns zu Lande Eigensinn genannt werden dürfte.

Anders mit dem Apparat des Hrn. Siemens. Preußen und Nordamerika, welcher Kontrast! Hier die Diplomatie mit ausführlichen Depeschen, — Siemens Apparat befördert sie mit der größten Pünktlichkeit.

Derselbe ist vorzüglich Stationstelegraph. Was kann man aber auch bei uns entfernt nennen im Vergleich zu Amerika's ausgebreiteten Distrikten? Hier drängen sich wichtige Punkte oft sehr eng zusammen.

Wenn die Thronrede wegen vieler Stationen fünf Stunden von Berlin nach Frankfurt am Main braucht, was ist dabei verloren, sie kommt früh genug. Hat man aber beispielsweise von Albany nach Buffalo zu sagen: „Ein Bahnzug ist verunglückt, sendet Hülfe!" so hat man 350 engl. Meilen direkt zu sprechen und solche Dinge eilen.

Siemens Apparat scheint mir aber für uns der allerentsprechendste zu seyn. Er ist im Gegensatz zu Morse's Buchstabir- und Zeigertelegraph. Seine innere Einrichtung ist etwa folgende:

Ein Elektromagnet, von welchem die Bewegung des Zeigers abhängig ist, eine Kontakt- oder Stromübergangsstelle und ein Zahnrad von 30 Zähnen, so viel als er Felder hat, sind seine Haupttheile. Außerdem ist noch eine Spiralfeder besonders zu erwähnen. Sie hat den Anker des Elektromagneten im Augenblick des aufgehobenen Magnetismus zurückzuziehen, einen Stahlarm, auf der Ankerare befindlich, nach der Kontaktstelle zu bewegen und die Kette zu schließen, worauf der Stromdurchgang beginnt. Der hergestellte Magnetismus im Elektromagneten zieht den Anker an, dreht den Stahlarm von der Kontaktstelle wieder ab, unterbricht den Stromdurchgang u. s. w.

Am Ende des eben angeführten Stahlarmes befindet sich ein Federsperrhäckchen, welches in die Seele des Apparats, in das Zahnrad eingreift. Bei jedesmaliger Bewegung des Ankers wird dieses durch das erwähnte Häckchen um einen Zahn herumgedreht. Auf der Zahnradare aber sind zwei parallel übereinander stehende Zeiger aufgesteckt. Der obere, sichtbare, zeigt über den Buchstabenkreis weg, der innere hingegen läuft dicht unter den zum Buchstabiren bestimmten Knöpfen und Stiften der Buchstabenplatte hin. Das Buchstabiren geschieht folgendermaßen: Sobald der Strom hergestellt ist, läuft das Rad mit den Zeigern in rascher Folge um. Will man signalisiren, so drückt man einen Knopf oder eine Taste mit dem entsprechenden Stiften (jedes Feld hat seinen besonderen) nieder. Diese Stiften greifen genau so tief, daß der innere Zeiger, und mit ihm der obere, anhalten muß, sobald derselbe an diesen niedergedrückten Stiften angekommen. Durch dieses Aufhalten des Zeigers wird aber zugleich der Strom, vermöge besonderen Mechanismus, unterbrochen, also muß auch in dem korrespondirenden Apparat der Zeiger sebendaselbst wegen plötzlichem Mangel an Strom still stellen. Läßt man den Stiften wieder zurückgehen, so wird der innere Zeiger befreit, die Ankerspirale hat volle Wirkung, zieht den Anker nebst Stahlarm zurück, schließt die Kette von neuem, der Strom dringt durch und wirkt nach bekannter Weise.

Der Mechanismus ist einfach und solid, die Stellung eine horizontale, die Apparate sind endlich überall anzubringen.

Fassen wir nun alles bereits Gesagte zusammen, so finden wir, daß Morse's Apparat sich für unseren Eisenbahndienst nicht besonders eignet. Siemens Apparat dürfte dagegen zu Handels-, Staats- und Eisenbahndiensten besonders passend erscheinen. Leichte Behandlungsweise, sicheres und deutliches Signalisiren empfehlen denselben ganz besonders.

Wenn es sich aber darum handelt, eine Staatslinie recht gut zu organisiren, dann möge man auch hierin Preußens Beispiel im Auge behalten. An den Endstationen ist dem Siemens'schen Apparat noch einer nach Morse beigegeben worden. Ersterer arbeitet mehr stationsweise, letzterer hingegen mit Ueberspringung der Stationen nach wichtigen entfernten Punkten. So hat auch die hiesige königl. preuß. Telegraphenstation jüngstens einen Apparat nach Morse erhalten, welcher meist nur von Frankfurt nach Berlin direkt arbeitet. Schließlich gehört noch zu Siemens Apparat ein Glockenwerk, welches sowohl in denselben direkt, als auch für sich allein, in beliebigen Dimensionen in einem besonderen Gehäuse angefertigt werden kann.

Und nun noch einige Schlußbemerkungen.

Bei der immer wachsenden Intelligenz der Nationen ist auch die Telegraphie berechtigt, eine der ersten Stellen zur Förderung der Humanität einzunehmen, wenn erst eine deutsche Telegraphenverbindung allgemein geworden ist, wo jedem Staatsbürger das Recht der uneingeschränktesten Benutzung gegen billige Vergütung zusteht. Keine Eisenbahn aber sollte noch länger ohne eine Telegraphenlinie bestehen. (Hierbei muß gesagt werden, daß die Direktion der Taunusbahn schon in frühester Zeit den Werth einer Telegraphenanlage erkannt und ausgeführt hat; dieselbe ist bis jetzt noch die einzige.) Wohl mancher Reisende wird schon erlebt haben, daß Gepäck ꝛc., kurz Sachen von Werth auf einer Station zurückgeblieben sind, die man wieder erhalten hätte, wenn sogleich die nöthige Mittheilung per Telegraph hätte gemacht werden können, welche aber bis zur Ankunft des nächsten Zuges abhanden gekommen waren. Man bedenke ferner die hohe Wichtigkeit für den Bahndienst selbst. Wirklich segensreich erwiesen sich dieselben in neuester Zeit auf der Main-Weserbahn, als sich das bekannte Unglück in der Nähe von Kassel ereignete, wobei viele Menschen verwundet, zwei unserer Landsleute, zwei Postkondukteure, aber lebensgefährlich verletzt worden sind. Die Katastrophe ging in einer Gegend vor sich, wo wenig Hülfe, am allerwenigsten aber ärztliche Hülfe geleistet werden konnte. Nur dem preußischen Staatstelegraphen hatte man es zu danken, daß sogleich von Kassel, als der nächst gelegensten Stadt, Aerzte herbeigerufen werden konnten.

Dieses Faktum reicht allein hin, den Werth telegraphischer Anlagen auf Eisenbahnen vollständig zu begründen.

Frankfurt a. M. Julius Diehn, Mechaniker.

Mannichfaltigkeiten.

Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der als Karl der Siebente den deutschen Kaiserthron bestieg, lebte während der Zeit, als seine Generale nicht sehr zu seinen Gunsten gegen Maria Theresia Krieg führten, in geringem Ansehen in Frankfurt am Main. Sein Zeitgenosse Moser erzählt seltsame Anekdoten von der Art, wie man ihm dort begegnete. Einst wurde ihm ein arges Pasquill in den Hut gelegt; er setzte einen Preis von tausend Ducaten auf die Entdeckung des Verfassers; anderen Tages lag wieder ein Zettel im Hute, worauf stand: wenn der Kaiser Caution stellen werde, wo man die tausend Ducaten erheben könne, wolle der Verfasser sich selbst nennen.

Digitized by Google

(Braunschweig, 15. Nov.) Gestern Abend ereignete sich dicht vor dem hiesigen Bahnhofe ein Unfall. Der von Oschersleben kommende Güterzug war etwas spät von Wolfenbüttel abgegangen, und, wie es scheint, etwas langsam von daher gefahren. Bald darauf ging der Personenwagen ab, holte jenen gegen 8 Uhr Abends vor dem hiesigen Bahnhofe ein und stieß mit solcher Gewalt auf denselben, daß vier Wagen mehr oder weniger zertrümmert, andere beschädigt und viele Frachtgüter verloren gingen oder doch beschädigt wurden. Einer von den Güterwagen ist so in die Höhe geschleudert, daß er geradezu auf den vor ihm zu stehen gekommen ist. Personen sind gottlob nicht beschädigt. Der Schaden wird vorläufig auf 12 bis 15,000 Thaler angeschlagen, und der Unfall soll dadurch verschuldet seyn, daß der Bahnwärter, der den Personenzug so rasch dem Güterzuge folgen sah, jenem kein Warnungszeichen gegeben hätte. Wir können dieß jedoch nicht verbürgen.

(Die Parlamentsgebäude.) Die während der letzten Session eingestellten Arbeiten an den neuen Parlamentsgebäuden sind jetzt wieder aufgenommen worden und werden mit Thätigkeit fortgesetzt. Im Oberhause sind die Künstler mit den noch unvollendeten historischen Malereien beschäftigt. In dem Sitzungssaal des Unterhauses nimmt man die nöthig befundenen akustischen Verbesserungen vor. Die St. Stephanspforte oder der Eingang zum Unterhause ist ganz fertig; man gelangt zu ihr auf einer großartigen Treppe, die sich in ihrer ganzen Breite fünfzig Fuß in das Innere der Westminster-Halle hineinzieht. Die Restauration des prächtigen Daches und des inneren Theils der Halle ist schon begonnen, die Piedestale und Statuen des „königlichen Einganges" im Victoria-Thurm sind vollendet, und man glaubt, daß, sobald die Königin das Parlament wieder in Person eröffnet, sie sich durch diesen Eingang dahin verfügen wird.

Das Jahr 1848 hat Verschiedenes möglich gemacht. In Nieder-Oesterreich waren vormärzlich 7200 Beamte im juristisch-politischen Fache angestellt, und nachmärzlich thun 1550 eben dieselbe Arbeit.

Ist es nicht möglich, zu tadeln ohne zu spotten, und zu spotten ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheeren gleich seyn, die nur helle machen, indem sie schneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an Leben. Ein Demant ist mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

Korrespondenz.

Heidelberg, 17. November.

Unser Theater erfreut sich der fortdauernden Theilnahme des Publikums. Oefter schon wurden Wiederholung der gegebenen Stücke verlangt. Zu diesen gehört „das letzte Fensterlin" und „Peter im Frack". In diesem sprach besonders das ausgezeichnete Spiel des Hrn. Spahn als Jacob Hammer an. Die Stellen, in welchem die politischen Auswüchse der Gegenwart kaerikirt sind, haben großen Beifall gefunden. Eine recht günstige Aufnahme wuede auch dem neuen Lustspiele von Putlitz: „Familien-Zwist und Frieden", zu Theil. Die komische Rolle des Jägers Patzig ward durch Hrn. Spahn besetzt.

Köln, 14. November.

Die edle „Rh.-Westph. Zeitung" im Wupperthale behauptet, wo sie von den Erfolgen der Jesuiten-Predigten (am Sonntage wird wahrscheinlich die letzte in der St. Ursula Kirche gehalten) spricht: „Es kommen auch zuweilen Verzückungen vor, in denen die betreffenden Individuen, besonders weiblichen Geschlechts, ihre Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Herrn zum lauten Ausdruck beingen", wogegen die wakkere deutsche Volkshalle in so fern peotestirt, als sie berichtet, daß sie dergleichen Ereignisse noch nicht in Erfahrung gebracht. Dagegen haben wir uns die Ueberzeugung des letzten Blattes, „daß in den nunmehr verflossenen Wochen der Mission der Bevölkerung Kölns eine wunderbare Erneuerung bevorstehe", innerhalb der Mauern unserer Stadt noch nicht veeschaffen können. Wenn wir strikte bei dee Wahrheit verbleiben sollen, dann müssen wir berichten, daß die Predigten recht zahlreich besetzt waren und die Frauenwelt, weniger die der Männer, gefesselt wurden. Diese ließen sich nicht berücken durch einen lauteeen Vortrag, durch außerordentliche Lebhaftigkeit und Drohungen vor der Hölle, — sie finden die Peedigten unseree meisten Geistlichen dem Inhalte nach eben so werthvoll, wie die dee Jesuiten.

Konzert-Anzeige.

Frankfuet a. M., 18. Nov.

Am 21 d. M. wird Hr. Ed. Aug. Schmitt im Saale des Holländischen Hofes ein Konzert veranstalten. Der Konzertgeber ist unser Landsmann und Sohn des verstorbenen, hier noch in gutem Andenken stehenden ersten Oboisten Schmitt. Seit einer Reihe von Jahren ist ee als Konzertmeister und Lehrer der Obde an der königl. Musikschule im Haag angestellt und hat in dieser langen Zeit keine Gelegenheit gehabt, sich in seiner Vaterstadt hören zu lassen. Auf einer Kunstreise begriffen, ist ihm nun Veranlassung geboten, einem längst gehegten Wunsche nachzukommen, und zweifeln wir nicht, daß er bei seinem Vorhaben ein freundliches Entgezenkommen finden wird. Herr Musikdirektoe Messee hat die Leitung des Konzertes übernommen und findet dasselbe unter Mitwirkung der Herren Bockmühl, Henkel und Siedentopf, sowie von Mitgliedern des philharmonischen Vereines statt. Durch geschmackvolle Auswahl des Programms ist den Kunstfreunden ein anziehendes Konzert in Aussicht gestellt.

Das alljährliche geoße Vocal- und Instrumental-Konzert des Hrn Eliason wird demnächst im Saale des Weidenbusches stattfinden. Eliason's Konzerte erfreuen sich wie ihr Veranstalter eines so begründeten Renommées, daß das bevorstehende keiner besondern Anpreisung bedarf. Dießmal werden den Kunstfreunden die nachstehenden Musikstücke geboten: das große, eben so gediegene als brillante Violinkonzert von Mendelsohn, vor einigen Jahren vom Konzertgeber zum ersten Mal in Frankfurt gespielt, — verschiedene dee schönsten und zum Theil hier noch nicht gehörten Gesangspieces, — ein Konzertanto für zwei Klaviere von Moscheles und Mendelsohn über Themas aus Preciosa, mit Orchesterbegleitung, von Rosenhain und Lutz exeeutirt, — Finale aus „cosi fan tutti" von Mozart, — Sonate pathetique von Beethoven für Klavier, von Hrn. Schindelmeiser für das Konzert besonders instrumentirt u. A. — Wenn auswärtige Künstler und Virtuosen bei unserm kunstsinnigen Publikum so oft freundliche Aufnahme finden, so darf solche ein hiesiger in nicht geringerem Maße ansprechen, wenn er, wie Hr. Eliason, duech anerkannte Vorzüglichkeit und würdige Kunstrichtung sich auszeichnet und bei jeder Veeanlassung bereit ist, auch andern Konzertanten sich gefällig zu erweisen. Mit Interesse sieht man dem hier angezeigten und gewiß höchst genußreichen Konzertabende entgegen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Nov. Humoeistische Studien, Schwank in 3 Abth. von Lebeün. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Opee in 1 Akt, Musik von Mehül.

Mittwoch, 20. Nov. Die lustigen Weibee von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nikolai.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 277. Mittwoch, den 20. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Doermann.)

(Fortsetzung.)

Louisens Herz klopfte heftig. Wäre sie allein gewesen, sie hätte gewiß dem Obersten Alles offenbart; doch Philipp Cazal war zugegen, und der Chouan, den sie ausliefern sollte, war George von Vibray. — Sie schwieg.

„Ich habe Madame keinen Augenblick verlassen," sagte Pierrette muthig, „es ist Niemand hier gewesen. Noël hat sich versehen."

„Das ist möglich," fiel Cazal kalt ein, „doch dieß ist leicht zu ermitteln, und wenn der Oberst es gestattet, werde ich bald mit diesen Gensd'armes das Schloß durchsucht haben."

„Das ist unnöthig!" rief George von Vibray, die Thür aufstoßend. Vergebens hatte der Flüchtling mit Jérome das Schloß durchlaufen: alle Ausgänge waren besetzt, und da er einsah, daß er nicht entweichen könne, war er zurückgekehrt.

Bei seiner Erscheinung entfuhr Louisen ein Schrei. Der Oberst schlug die Hand an seinen Degen und die Gensd'armes traten ein. Philipp Cazal blieb lächelnd und unbeweglich, die Arme über das Gewehr gekreuzt, auf seinem Platze stehen.

„Wir sind Ihre Gefangenen, mein Herr!" sprach George zum Obersten, seine Waffen ihm vor die Füße werfend. „Was Sie betrifft, mein Herr!" fuhr er, zu Philipp gewendet, fort, „so danken Sie Gott, daß Sie noch leben! wären wir nicht unter dem Dache der edelmüthigen Frau, die uns retten wollte, wahrlich, ich hätte Sie durchbohrt, ehe ich meinen Degen abgab."

„Nach mir, wenn ich bitten darf," sagte Aleris; „meine Kugeln würden dem Spion das Gehirn zerschmettert haben!"

Cazal's hochmüthiges Gesicht erblaßte ein wenig; seine Augen funkelten, doch keine Muskel bewegte sich.

„Ein Gefangener kann ohne Gefahr drohen," entgegnete er; „wenn der Gerichtshof Sie freispricht, reden wir näher mit einander!"

Der Oberst winkte den Gensd'armes, näher zu treten, als Pierrette plötzlich auf ihn zuflog.

„Wenn Sie einiges Mitleid mit einem Mädchen fühlen, welches der Krieg ihrer Aeltern beraubte," sprach sie, „so werden Sie meinen Bruder, den Einzigen, den die Kugeln Ihrer Soldaten schonten, nicht in den Tod führen lassen."

„Dein Bruder?" sagte der Oberst gerührt. „Ich will ihn retten, wenn ich es vermag. Welcher von Beiden ist es?"

„Dieser ist mein Bruder!" entgegnete Pierrette, indem sie todtenbleich die Hand auf George's Schulter legte.

„Pierrette!" rief dieser und wollte sich abwenden, als eine Stimme ihm zuflüsterte:

„Aleris soll nicht sterben, ich schwöre es Dir!" sagte Louise.

„Wer ist der Andere?" fragte der Oberst, der, bekannt mit Louisens Anhänglichkeit an die Familie Pierrette's, ihrer Milchschwester, nicht auf Das achtete, was Louise begann.

Jetzt trat Jérome näher, der bei der allgemeinen Verwirrung unbemerkt hereingekommen war.

„Das ist meiner Schwester Sohn," antwortete er, „das Bürschchen ist in den Wald gelaufen, unter dem Vorwande, er sey zu schwach, ein Soldatengewehr zu tragen."

„Deßhalb trägt er jetzt eine Jagdflinte mit zwei Läufen," sprach der Oberst lachend. „Ich vertraue Dir Deinen Bruder an," sagte er zu Pierrette, „Du bürgst mir für ihn. Was Euren Neffen betrifft, Jérome, den wollen wir morgen nach Mans senden; für jetzt schließt ihn in den untern Saal des Schlosses ein."

„Er wird dort nicht lange bleiben," murmelte Jérome in den Bart, „morgen könnte man Lunte riechen!"

„Und jetzt," fuhr der Oberst fort, „will ich die Posten inspiziren, die ich am Geay aufstellte, und morgen wird ein letzter Streifzug uns den Rest der Chouans in die Hände liefern."

Indeß Georg an Pierrette's Arm das Gemach verließ, näherte sich Philipp der Frau Champrod.

„Dünkt es Ihnen nicht auch, Madame," sagte er leise, „daß dieser Bruder, welchen Pierrette so edelmüthig rettete, eine große Aehnlichkeit mit dem Grafen George von Vibray hat? — Ich muß wissen, wie sich dieß verhält und werde mit dem Obersten darüber sprechen."

„Schweigen Sie!" sagte Louise hastig.

„Gut! Doch diese Nacht um zwölf Uhr erwarte ich Sie im Pavillon am Park."

„Ich werde dort seyn!" entgegnete Louise mit kaum vernehmbarer Stimme.

V.

Nicht lange nach 1830 ließ ein Oberst von der Infanterie, Heinrich von Champrod, sich zu Noyen an der Sarthe nieder. Er hatte in Algier zwei Wunden davon getragen, seinen Abschied nachgesucht und erhalten. Nach der Juli-Revolution würde er vielleicht wieder in Dienst getreten seyn, hätte nicht eine andere Neigung ihn davon zurückgehalten. Ungeachtet seiner fünfundvierzig Jahre war er noch lebhaft, und mit den Reichthümern, welche sein Vater, ein General Napoleons, ihm hinterlassen, wußte er eigentlich nichts anzufangen, als ein Zufall ihn mit dem Fräulein von Pirmil zusammenführte. Der Oberst besaß keine nahen Verwandten; es war ihm gleichgültig, wo er wohnte, und er wünschte, in der Nähe des Fräuleins zu bleiben, die ihm beim ersten Blick gefallen hatte. Er kaufte daher in der Nähe von Noyen ein Schloß mit ansehnlichen Ländereien, neben dem Schlosse Balestras, das Herr von Pirmil mit seiner Tochter bewohnte.

Digitized by Google

Als der Oberst seine neue Wohnung bezog, war Fräulein von Pirmil, oder — wie die Landleute sie meist nannten — Fräulein Louise, zwanzig Jahre alt, obwohl ihre Heiterkeit und kindliche Naivität sie kaum als eine Sechzehnjährige erscheinen ließen. Begleitet von Pierrette, ihrer Milchschwester, streifte sie vom Morgen bis zum Abend in der Gegend umher, bei Kälte und Hitze, bei Regen und Sonnenschein, einen großen Strohhut auf dem Kopfe und singend wie eine Amsel. Gewöhnlich ging sie aus mit einer vollen Börse kleiner Münze für die armen Leute. War die Börse erschöpft, so schleppte sie Diejenigen, denen sie nichts mehr hatte geben können, mit auf das Schloß, indem sie die alten Leute stützte und die Kinder an den Händen mitzog. So ausgestattet mit einem Dutzend Kinder, die an ihren Kleidern hingen, begegnete sie auf dem Fahrwege dem Obersten Champrod, während sie mit dem Einen murrte, dem Andern zulächelte und am Ende Alle liebkoste. War sie ermüdet oder hungerig, so trat sie in die erste beste Hütte; sie wußte, daß sie überall willkommen sey und allenthalben eine Bank zum Ausruhen und eine Schale Milch zur Erfrischung finden würde. Man begreift leicht, daß dergleichen Gewohnheiten sie allgemein beliebt machten, und dieß war sie denn auch auf mehr als zehn Meilen in der Runde, und obgleich ihre Wanderungen sich nicht weit erstreckten, so reichten doch ihre Wohlthaten viel ferner.

Bereits seit fünf Jahren wohnte Louise, nach dem Tode ihrer Mutter, bei dem Vater. Dieser beschäftigte sich ausschließlich mit ausgedehnten Unternehmungen, um sein eingebüßtes Vermögen wieder zu gewinnen; er ließ sie leben, wie es ihr gefiel, unter dem Beding, daß sie sein Hauswesen besorgte und ihn Abends mit heiteren Gesprächen aufmunterte. Edelmüthig verschaffte der Vater ihr stets die Mittel zur Befriedigung ihrer Mildthätigkeit und sie empfand in ihrem Stilleben nur dann einen Verdruß, wenn sie manchmal ihre Börse leer fühlte, während sie gegen Abend noch Etwas darin zu finden glaubte. Pierrette, ihre Milchschwester, die sie zärtlich liebte, kam um diese Zeit auf das Schloß und ward hier ihre Gesellschafterin, ihr Kammermädchen und ihre Vertraute.

Als Louise noch in der Pension sich befand und bloß dann und wann einige Wochen auf dem Schlosse weilte, begegnete sie hier oft einem Jüngling, den sie George, sowie er sie Louise nannte. Beide vertrieben sich die Zeit damit, Vogelnester zu suchen, im Flusse zu fischen und den Heerden auf die Weide zu folgen. Als Louise wieder auf dem Schlosse wohnte, fand sie George wieder, der mit seinem Vater, dem Grafen von Vibray, in der Nähe seine Wohnung genommen. Die Liebe schlich sich in Beider Herzen, ohne daß sie es gewahrten; endlich aber gestanden sie es sich und schwuren sich eines Abends ewige Treue. George umschlang Louisens Arm mit einem Korallenbande, das von seiner Mutter stammte und Louise reichte ihm einen Kuß. Am folgenden Tage bemerkte man, daß Pierrette leichenblaß war, als wäre sie von einer schweren Krankheit erstanden.

Kurz darauf reiste George nach Paris ab, wo sein Vater ihm eine Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vermittelt hatte und Louise blieb allein mit Pierrette auf dem Schlosse zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Patentwesen der Vereinigten Staaten.*)

Die Schöpfer der Constitution für die nordamerikanischen Freistaaten haben in ihrem Werke die Bedingungen, welche das Wohl eines Staates und Volkes begründen, im Allgemeinen, wie im Besondern auf die geistigen Produkte angewandt, indem sie Erfindern und Autoren irgend einer Verbesserung, irgend einer neuen Schöpfung durch Patente das Recht des Eigenthums gewährleisteten, und schon im Jahre 1790 wurde das erste Patent auf eine amerikanische Erfindung ertheilt. Die Patentgesetze waren aber zu jener Zeit noch sehr unvollkommen; man gab Patente auf alle Arten von angeblichen neuen oder alten Erfindungen, und sogar wiederholt auf eine und dieselbe Maschine oder andere Sache, wodurch sich natürlich eine Menge von Prozessen unter den Patentträgern entspannen und einerseits die Anzahl der Patente, andererseits die der Modelle und Zeichnungen mit jedem Jahre sehr bedeutend vermehrte, bis zum Jahre 1836, wo durch einen Unglücksfall eine neue Epoche für das amerikanische Patentwesen eintrat, nämlich das Gebäude, in welchem sich das Patentbureau befand, wurde ein Raub der Flammen. Das Feuer griff so schnell um sich, daß Nichts gerettet werden konnte, und sowohl die amtlichen Bücher, in welchem die Beschreibungen der patentirten Erfindungen aufgezeichnet waren, als auch die Zeichnungen, Modelle, kurz Alles, was vorhanden war, verbrannte.

Der Congreß jedoch, von der Wichtigkeit dieser Anstalt überzeugt und in richtiger Erkenntniß Dessen, wo nicht gespart und gezaudert werden dürfe, bestimmte sogleich eine bedeutende Summe zur Aufführung eines neuen, feuerfesten Prachtgebäudes, welches allein für dieses Bureau bestimmt seyn sollte, machte verschiedene Abänderungen und Zusätze in den Gesetzen und setzte überdieß die nöthigen Summen aus, um die durch's Feuer verloren gegangenen Zeichnungen, Beschreibungen und Modelle wieder herstellen lassen zu können.

Schon im Jahr 1840 war der Haupttheil des neuen Gebäudes fertig, und es wurden die in der Zwischenzeit gesammelten Modelle u. s. w. darin aufgestellt. Seit der Zeit sind diese Sammlungen, welche für Denjenigen, der sich für den Fortschritt des Maschinenwesens interessirt, höchst wichtig und belehrend sind, ungemein vermehrt worden und erhalten jährlich sehr bedeutenden Zuwachs.

Die Patente auf neue Erfindungen werden in den Vereinigten Staaten auf den Zeitraum von 14 Jahren ertheilt, und nicht allein Eingeborene oder naturalisirte amerikanische Bürger, sondern auch Ausländer können solche für ihre Erfindungen erlangen; der einzige Unterschied, der zwischen den verschiedenen Nationen gemacht, d. h. der einzige Vorzug und die einzige Erleichterung, die den Bürgern der Vereinigten Staaten gewährt wird, besteht in einer niedrigeren Patentgebühr. Eingeborene sowohl als solche Personen, welche ein Jahr in den Vereinigten Staaten anwesend waren und die Erklärung abgegeben haben, Bürger des Landes werden zu wollen, bezahlen für ein Patent 30 Doll. — Engländer dagegen müssen 500 D., Deutsche, Franzosen u. s. w. 300 D. bezahlen.

Nur der Erfinder selbst kann ein Patent erhalten, auch muß er durch einen Eid bestätigen, daß er wirklich Dieser ist. — Einführungspatente, wie in England oder Frankreich, werden hier zu Lande nicht ertheilt.

Wenn ein Erfinder, sey er Eingeborener oder Ausländer, um ein Patent nachsucht, so muß er eine ausführliche Beschreibung seiner Erfindung in englischer Sprache einreichen, in welcher die Maschine oder das Fabrikat so genau beschrieben ist, daß der Gegenstand von einem jeden Sachverständigen darnach angefertigt werden kann. Die Beschreibung muß, wenn die Erfindung von einem Einheimischen herrührt, vor einem Richter, von einem Ausländer dagegen vor einem Consul oder diplomatischen Agenten der Vereinigten Staaten beschworen, in allen Fällen aber von zwei Zeugen unterzeichnet werden.

Dieser Beschreibung muß, wenn eine Zeichnung überhaupt

*) Aus des amerikanischen Consuls Fleischmann: „Erwerbszweige, Fabrikwesen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika." Stuttgart, F. Köhler. 1850.

Digitized by Google

nöthig ist, eine Duplikat-Zeichnung beigelegt werden, wovon ein Exemplar beim Bureau hinterlegt, das andere aber dem Patente beigelegt wird.

Ist die Erfindung eine Maschine, oder irgend eine Sache, bei welcher ein Modell nöthig ist, um sie besser zu erläutern, so muß ein gutes Modell, bei dem alle Theile genau angegeben sind, welche auf die Erfindung oder Verbesserung Bezug haben, der Beschreibung beigefügt werden; dieses Modell darf nicht zu groß und kann von Holz oder Metall gemacht seyn, wenn es nur genau darstellt, um was es sich handelt. Ist die Erfindung ein chemisches Präparat oder etwas Derartiges, so müssen Muster und Proben mit eingesandt werden. Zugleich legt man ein Schreiben an den Commissioner des Patent-Bureaus bei, in welchem man um das Patent nachsucht, und dem auch der oben bezeichnete Geldbetrag beizufügen ist.

Ehe man ein Patent ertheilt, wird vorher eine Untersuchung darüber angestellt, ob die Erfindung auch wirklich neu und nützlich, und im Falle es sich um ein Präparat oder eine Medizin handelt, ob nichts der Gesundheit Schädliches dabei ist. Zu diesem Zwecke sind vier Examinatoren mit vier Gehülfen aufgestellt, von denen jeder seine gewissen Zweige zur Untersuchung hat. — Findet man nun, daß die Beschreibung, daß der Eid und das Modell oder die Zeichnungen den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen und die Sache, oder ein Theil davon, wirklich neu ist, so wird das Patent ausgefertigt, und betreffenden Falls das Duplikat der Zeichnung demselben beigefügt. Stellt es sich jedoch aus den amtlichen Büchern, oder aus den Sammlungen von Modellen, Zeichnungen und gedruckten Werken heraus, daß eine ähnliche Erfindung bereits existirt, so wird der Erfinder davon benachrichtigt, und er kann alsdann hierüber weitere Erörterungen einsenden, oder, wenn er sich von den Angaben des Bureau hinlänglich überzeugt fühlt, daß er nichts Neues erfand, so muß er seine Absicht, das Gesuch zurückzunehmen, dem Commissioner anzeigen; es werden hierauf dem Eingebornen wie dem Ausländer zwei Drittheile seiner eingesandten Summe zurückbezahlt. Das Modell oder die Zeichnung aber wird von dem Bureau zurückbehalten.

Hat ein Ausländer sich für seine Erfindung ein Patent in einem anderen Lande verschafft, ehe er um ein solches der Vereinigten Staaten nachsuchte, so wird die Dauer des hierländischen Patentes von dem Tage an, von welchem sein erstes Patent, sey es von seiner eigenen oder einer anderen Regierung, datirt ist, gerechnet.

Das Gesetz verlangt, daß ein Ausländer seine patentirte Erfindung entweder selbst in Ausführung bringe, oder sie in den Vereinigten Staaten zum Verkauf ausbiete, was durch Kundmachungen in den hiesigen Zeitungen geschehen muß, um nachweisen zu können, daß er den Vorschriften des Gesetzes nachgekommen ist. Der Erfinder kann auch seine Erfindung gleich an eine oder mehrere Personen zusammen verkaufen, oder auf irgend eine Weise abtreten, ehe ihm das Patent von dem Bureau ertheilt wurde.

Hat Jemand eine wichtige Erfindung gemacht, und wünscht er dieselbe noch mehr zu vervollkommnen, ehe er um ein Patent darauf nachsucht, glaubt aber das Geheimniß derselben in Gefahr, so kann er bei dem Patent-Bureau ein Caveat hinterlegen, in welchem er die Erfindung zu beschreiben hat, um, im Falle Jemand dieselbe abgelauscht haben und selbst ein Patent zu erschleichen suchen sollte, durch das deponirte Caveat nachweisen zu können, daß hievon das Patent-Bureau schon unterrichtet ist und die fraglichen Parteien haben die Priorität der Erfindung nachzuweisen; dem Caveat sind 20 Dollars Gebühr beizulegen. Dieser Caveat ist nur für ein Jahr gültig, und macht der Erfinder vor dem Ablauf dieses Termins Application, so wird ihm die Summe von den Patentkosten zu gut gerechnet. Ausländer können jedoch keine Caveats deponiren.

Der Ausländer thut am Besten, sich in Patentangelegenheiten an einen Agenten in den Vereinigten Staaten zu wenden, *) welcher alle nöthigen Geschäfte besorgt, und im Falle sich von Seite des Bureaus Anstände ergeben sollten, mit dem Erfinder korrespondiren kann, um die Schwierigkeiten zu beseitigen.

Die Anzahl der Applicationen, welche im Jahre 1847 an das Patent-Bureau der Vereinigten Staaten gerichtet wurden, betrug 1531; hievon wurden aber nur 572 als wirklich neu und nützlich erfunden und Patente dafür ertheilt; 959 aber wurden verweigert. Die Zahl der hinterlegten Caveats betrug 533, und 580 Patente sind in demselben Jahre erloschen.

Die Einnahme für Patente, Caveats u. s. w. betrug 55,102 Dollars 77 Cts., die Ausgaben für Gehalte u. s. w. 33,559 D. 92 C. Demnach blieb ein Ueberschuß von 21,542 Dollars 84 Cts.

Da schon eine Reihe von Jahren her die Einkünfte des Patent-Bureaus immer viel größer sind, als die Ausgaben, so beläuft sich der ganze Ueberschuß, mit Einrechnung des obigen Betrages auf 207,797 Doll. 98 Cts., welche Summe, nach einem hierüber erlassenen Gesetze des Congresses, ausschließlich zur Disposition dieses Bureaus, jedoch mit Vorbehalt der Genehmigung des Congresses in Betreff der Verwendung, gelassen wird.

Die folgende Tabelle zeigt die Anzahl der Patente, welche vom Jahre 1790 bis 1849 ertheilt wurden, und wie sie sich auf die verschiedenen Staaten vertheilen; ferner ersieht man daraus, daß in den nördlichen Staaten, wo die Industrie auf einer hohen Stufe steht, die meisten Erfindungen gemacht wurden.

Maine	483
New-Hampshire	297
Vermont	310
Massachusetts	2161
Rhode-Island	234
Connecticut	1156
New-York	3382
New-Jersey	461
Pennsylvanien	2167
Delaware	52
Maryland	660
Virginia	631
North-Carolina	137
South-Carolina	122
Georgia	80
Alabama	65
Mississippi	23
Louisiana	77
Arkansas	0
Tenessee	108
Kentucky	185
Ohio	749
Michigan	51
Indiana	114
Illinois	71
Missouri	40
Florida	1
Texas	4
Jowa	2
Wisconsin	8
Distrikt of Columbia	224

Der Commissionär ist verpflichtet, jährlich einen Rapport an den Congreß zu machen, in welchem die finanziellen und admi-

*) Hr. Charles M. Roller in Newyork hat als Patentagent den größten Ruf und ist in jeder Beziehung zu empfehlen.

Digitized by Google

nistrativen Zustände des Bureaus nachgewiesen, sowie die Fortschritte in allen Zweigen der Industrie und Landwirthschaft mit statistischen Belegen erörtert werden. Diese Rapporte werden vom Congresse veröffentlicht und sind immer höchst interessant. — Früher war das Patentbureau dem Ministerium des Aeußern, seit 1849 aber, von wo an auch ein Ministerium des Innern durch Congreßakte ins Leben gerufen wurde, ist es letzterem untergeordnet.

Mannichfaltigkeiten.

(Coburg, 24. Nov.) Das geht doch über'n Spaß. Wir Coburger hätten beinahe für die ganze Union, die schon im Sarge liegt und nur der Leichenrede des Fürstencollegiums erwartet, büßen müssen. Wir sahen von unserer nicht mehr jungfräulichen Festung von den 30,000 Oesterreichern und Bayern viele, die nicht da waren, und die da waren, sahen uns und die Festung auch. Sie behaupteten, die Festung sey Unionsfestung gewesen und jetzt herrenloses Gut und sie hätten vom Jahr 1562 her alte Ansprüche auf den Unionsnachlaß. Da zog unser Herzog die preußische Kürassiersuniform an, wir Coburger zeigten die Zähne und unsere drei Lärmkanonen ihren gähnenden Schlund durch die Schießscharten. Holt Euch den Vertrag von 1562 selbst, er liegt auf der Festung! riefen wir, und nach drei Tagen zogen die eingeschüchterten Bayern-Oesterreicher ab. Jetzt aber tragen wir die Festung ab, um künftigen Verwechslungen vorzubeugen. Von preußischen Regimentern, die uns an der Gränze schützen sollen, wissen wir hier nichts. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Stuttgart, 18. November.

Thalia's Tempel ist hier wieder eröffnet und mancherlei Gäste aus nah und fern wallen zu uns heran. Unter den berühmteren nenne ich zuerst die Rachel, jene galvanische Erscheinung, die als Phädra das Publikum verblüffte, erschütterte, entsetzte, wohl auch enttäuschte; dann aber als Adrienne Lecouvreur alle Herzen gewann, alle Vorurtheile besiegte und zur Begeisterung hinriß. Duprez, als der später Kommende, fand ein wenigee zahlreiches Publikum, das ihm jedoch, in Anbetracht seiner ausgesungenen Stimme, noch genügenden Beifall zu Theil werden ließ. Mehe gefielen seine Schülee, besonders der Baritonist und Lucie Duprez, welche viel an unsere unoergeßliche Waldhauser erinnerte. Sontheim von Karlsruhe hatte das Unglück, sich mit Rachel und Duprez zu kreuzen, und fand deßhalb erst drei Mal Gelegenheit, sich zu produziren. Seine frische, kräftige, klangreiche Stimme macht trotz dem etwas zu gehäuften Tremolo einen wohlthuenden Eindruck nach so manchen gar zu antiken Tönen, die wir hier zu hören bekommen. Man wünscht von vielen Seiten, daß er für unsere Bühne gewonnen werde. Der Violinist Walther aus München, ein zweiter Paganini, setzt Kenner und Laien in Extase. — Unter den Novitäten nimmt Otto Ludwig's „Erbförster" die erste Stelle ein, nicht sowohl wegen des Beifalls, den das Stück beim Publikum fand — denn die zahlreichen, manchmal ans Komische streifenden Schrecknisse, aus denen es zusammen gesetzt ist, haben in den Augen der Meisten die größtentheils treffliche Charakteezeichnung veewischt — als vielmehe wegen des meisteehaften Spiels, woduech Grunert als Erbförster das Publikum zu ununterbrochenem Beifall zwang. Grunert hat dieß Stück gerettet, wie frühee den Königslieutenant. An solchen Abenden erkennen wir tief, was wir an ihm besitzen, und söhnen uns durch seine Vermittelung mit manchen Mißgriffen dee Poeten aus. Deßhalb geschah es auch, daß zue Zeit der Anwesenheit dee Rachel gar Viele unwillkürlich an ihn dachten und von ihm sprachen, als Demjenigen, an den sie trotz manchee äußerlichen Verschiedenheiten durch das geniale Spiel der Französin erinnert wurden. „Wir möchten Beide zusammen spielen sehen", hieß es von vielen Seiten; — ich will nicht entscheiden, wer hierin mehr Genugthuung finden kann. „Jacobäa" von Kugler hat interessirt, aber nicht tiefer gepackt, mochte nun die noch sehe junge Darstellerin der Jacobäa odee die kühle Temperatur des ganzen Stückes und seine tempoeirten Menschen mit ihren verhaltenen oder gebrochenen Leidenschaften daran Schuld seyn. Von unsern übrigen Schauspielern ein andermal; die guten werden leider alt, und die jungen nicht gut. Am tiefsten empfinden wie den Mangel in den weiblichen Rollen, den selbst die kostspielige Entdeckungsreise von Intendant und Regisseue nicht zu heben vermochte. . . . . r.

Darmstadt, 12. November.

Dee in dem aufgegrabenen Römerbad bei Vilbel gefundene große Mosaik-Fußboden bildet nun einen werthvollen Bestandtheil des großh. Museums und wird seit seiner glücklich vollendeten Zusammensetzung aus seinen einzelnen Theilen von Kennern und Liebhabern der Kunst fleißig in Augenschein genommen. Der bei weitem größere Theil dieses Fußbodens ist gut erhalten. Man zählt darauf gegen 30 Figuren, welche theils der mythologischen Fabelwelt, theils dee Naturgeschichte angehören, als Tritonen, Pferde und Löwen, welche in Fischschwänze endigen, Knaben mit Delphinen dahin schwimmend, Enten, Schlangen ꝛc, Alles mit einer Richtigkeit der Zeichnung und Lebendigkeit des Ausdrucks, daß man die geschickte Hand, welche dieses Kunstwerk schuf, achten und bewundern muß. Außer dem großen Fußboden ist noch ein kleineree aus demselben Römerbade aufgestellt, der dambrettartig geformt ist. Daneben ist die größtentheils gut erhaltene, nur in einzelnen Theilen ergänzte Feuerungsanlage aufgestellt. Von dem ganzen Römerbad, wie man es bei der Ausgrabung aufgefunden hat, ist zugleich ein Grundriß angefertigt worden, der in demselben Zimmer aufgehängt ist und von der Lokalität dieses alterthümlichen Bauwerkes eine klare Anschauung gibt. — Wissenschaft und Kunst haben entschiedene Ansprüche an eine römische Antiquität der Art, welche, genau genommen, Gemeingut für beide seyn sollte Mit Befriedigung haben wir in diesee Beziehung vernommen, daß Hr. Gallerie-Inspector Seeger damit beschäftigt ist, eine Zeichnung des Ganzen und seiner Theile herauszugeben und damit den nöthigen erläuternden Text zu verbinden. Diese verdienstliche Arbeit über einen in Deutschland so höchst seltenen römischen Kunstgegenstand wird von der Literatur gewiß mit vielem Interesse entgegen genommen werden. — Bei diesem Anlaß mag zugleich bemerkt werden, daß in dem Museum mehrere neue Kunsteezeugnisse in Wachs, nämlich zwei Fruchtstücke (weiße und blaue Weinteauben) und drei Blumenstücke aufgehängt sind, welche sich durch naturgemäße Nachbildung und Farbenfrische so vortheilhaft auszeichnen, daß sie als Kunstwerke in ihree Art füglich zu betrachten seyn dürften. Diese interessanten Blumen- und Fruchtstücke sind das Produkt der kunstfertigen Hand des Hrn. Regisseur Birnstil dahier, dee seinen künstlerischen Beruf auch außer der Bühne mit Glück zu verthätigen weiß. D.

Frankfurt, 17. November.

Von Gottfried Kinkel's Gedichten ist so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Prachtausgabe in zweiter veemehrter Auflage erschienen, die gewiß den zahlreichen Verehrern des so hart geprüft gewesenen Dichters eine willkommene Erscheinung seyn wird. Die Vorrede ist von Kinkel's Gattin, Johanna Kinkel, geschrieben. Sie sagt u. A. darin, daß es ihrem Gatten, von dem nur Wenige wüßten, was er gelitten, nicht gestattet geworden sey, die Druckbogen dieser neuen Auflage seiner Gedichte durchzusehen. Dadurch erkläre es sich auch, daß Fragmente in derselben aufgenommen worden. Jedes diesee Fragmente hebe, einem unmündigen Kinde gleich, ein paar bittende Hände zu der öffentlichen Stimme empor und rufe: „Hilf mie, daß mein Vatee und Erzieher frei werde!" Und er ist frei. —

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Nov. Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeaees gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nikolai.

Donnerstag, 21. Nov. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Freitag, 22. Nov. Der Prophet, große Opee in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeeau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 278. Donnerstag, den 21. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

VI.

In der Gegend des Schlosses wohnte ein junger Mann, dessen weitläufige Güter ihm, wie man behauptete, jährlich siebenzig bis achtzig Tausend Franken einbrachten. Louise begegnete ihm häufig auf ihren Ausflügen, allein, wie wohlgebildet und sogar schön von Angesicht er auch war, so mißfiel ihr dennoch Philipp Cazal außerordentlich. Vergebens suchte sie, diese unbegreifliche Abneigung zu erklären oder zu überwinden, alle ihre Bemühungen dienten nur dazu, sie zu vergrößern.

Vielleicht lag der Hauptgrund dieses Gefühls in Philipps Herkunft und in den Bemerkungen, welche darüber unaufhörlich geäußert wurden und deren Louise, die sie schon als Kind vernommen, sich sehr wohl erinnerte.

Philipp Cazal war der Sohn eines Geistlichen, der zur Zeit der Revolution seinem Stande Lebewohl gesagt und mit einer für das Kloster bestimmten Dame im Jahre 1793 bloß bürgerlich, nicht auch kirchlich, sich verheirathet hatte. Eine von den Republikanern aufgehobene Abtei war früher im Besitze der Güter gewesen, die sein Vater darauf von der Republik gekauft hatte. Doch mit diesem bedeutenden Erbgute hatte Philipp zugleich den Haß und die Verwünschungen geerbt, die an seinem Vater hafteten. Vergebens hatte er diesen Fluch von sich abzuwenden gesucht. Die allgemeine Stimme schmähte ihn mit dem Namen: „Bastard des Priesters“, wenngleich man diese Benennung, die er immer getragen, sich jetzt einander nur noch in's Ohr flüsterte, denn seine Kräfte und sein Muth waren allenthalben bekannt und gefürchtet. In seinen Kinderjahren besaß er keine Gespielen, in seiner Jugend keine Freunde. Die Bauern wichen ihm aus, wo sie ihn trafen; daher hatte schon früh sein Charakter eine düstere Färbung erhalten und er den Abscheu Aller mit glühendem Hasse erwiedert.

Ein einziges, weibliches Wesen war von diesem Hasse ausgenommen; Philipp hatte sie nicht erblicken können, ohne von ihrer Schönheit getroffen zu werden; allein, als er, nach vollendeten Studien, von Rennes zurückkehrte, liebte Louise bereits George, und Philipp war den Beiden, wenn er sich auf der Jagd befand, zu oft begegnet, er hatte zu oft gesehen, wie sie Hand in Hand und leise flüsternd, obgleich sie allein waren, zusammen wandelten, als daß er sich darin hätte täuschen können. Er begann den Wunsch zu hegen, dem begünstigten George mit dem Degen in der Faust gegenüber zu stehen. Doch ehe hierzu eine Gelegenheit sich ergab, war George abgereist.

Ein paar Jahre danach lief das Gerücht, Herr von Pirmil stehe auf dem Punkte seines Untergangs, da mißlungene Spekulationen sein bereits schwankendes Vermögen gänzlich verschlungen hätten. Philipp Cazal erachtete jetzt den Augenblick für günstig zur Ausführung eines Planes, den er schon damals entworfen hatte, als er Louisen zum ersten Male begegnete. Zwar sah er wohl ein, welche Hindernisse seine Herkunft darbot; allein er glaubte, dieselben mit Hülfe seines Reichthums und durch edelmüthige Anerbietungen beseitigen zu können. Er hielt daher bei Herrn von Pirmil, dessen große Geldverlegenheit er kannte, um die Hand seiner Tochter an.

Der Marquis von Pirmil schlug diesen Antrag mit einem Hohn ab, den er sich kaum die Mühe nahm, zu verhehlen. Philipp fühlte, während er ohne viele Komplimente seinen Abschied erhielt, daß diese Täuschung seine Liebe nur anfeure. Er wollte, ehe er die Hoffnung aufgab, einen Versuch auch bei der Tochter machen: schon längst war George abgereis't und er konnte annehmen, diese habe ihn vergessen.

Eines Tages begegnete er Louisen, die, gleich einer Nachtigall singend, ihren Weg verfolgte. Er redete sie an. Trotz ihrer wenigen Jahre besaß Louise dennoch einen edeln Stolz; sie erhob das Haupt und vernahm kalt Philipps Erklärung.

„Sie hätten wohl einen geeigneteren Ort wählen können, um mich von Ihrer Neigung zu unterhalten,“ sagte sie; „doch es ist jetzt nicht die Zeit, mich über die Schicklichkeit derselben zu erklären. Ich wünschte bloß zu vernehmen, ob Sie mit meinem Vater darüber gesprochen.“

„Dieser hat mir mit einer Weigerung geantwortet.“

„Was verlangen Sie denn, mein Herr? Ihr Benehmen ist sehr vermessen, ich weiß nicht, wie ich es bezeichnen soll!“

„Diese Weigerung kann nur durch die Ihre vervollständigt werden.“

„Mein Vater kennt meine Wünsche; er weiß, daß ich Herrn von Vibray liebe.“

„Herr von Vibray kann sterben!“ sagte Philipp mit kräftiger Stimme.

„Wenn das Gottes Wille ist, so werde ich mich ihm unterwerfen; doch möge sich ereignen, was da wolle: nie wird Louise von Pirmil Frau Cazal heißen, das schwöre ich Ihnen.“

Und ohne ihn eines Grußes zu würdigen, entfernte sich das junge Mädchen.

Kurz nach dieser Begegnung reis'te Philipp nach Paris, wo er sich in einem Strudel von Vergnügungen mit leichtsinnigen jungen Leuten zu zerstreuen suchte, die sein Reichthum in seinen Kreis zog. Er traf zu Paris eine jener verdorbenen und verführerischen Frauen, auf die man dort nur zu häufig stößt; doch ein Jahr danach ergriff sie die Flucht in Begleitung eines angeblichen italienischen Grafen, der mit ihr in die Bäder ging, um dort mit dem Reste Dessen zu glänzen, was Philipp Cazal geraubt worden. Dieser Lebensweise überdrüßig, kehrte Philipp

Digitized by Google

auf sein Landgut zurück. Hier fand er Louisen schöner und spröder als je, und rund um sich her die Einsamkeit, welche die allgemeine Feindschaft um ihn gezogen und in welcher seine Liebe und sein Haß in gleicher Stärke emporwuchsen.

VII.

Die Juli-Revolution brachte dem Marquis den Untergang; sein Vermögen verschwand gleichzeitig mit einem Kapitalisten, der zu Anfang des folgenden Jahres fallirte und den Rest mitnahm. Herr von Pirmil, erschöpft von Sorgen und Kummer, vermochte diesem letzten Schlage nicht zu widerstehen; noch in den letzten Zügen beschäftigte er sich mit der Aufstellung einer Urkunde, welche zwar seine Tochter ihres letzten Besitzthums beraubte, wodurch er jedoch seinen Namen rein und fleckenlos erhielt.

Durch das Gerücht hiervon benachrichtigt, eilte der Oberst Champrod, der mit dem Marquis Bekanntschaft angeknüpft hatte, zu diesem und bot ihm mit der Treuherzigkeit eines Soldaten eine Summe an, welche hinreichte, seine sämmtlichen Schulden zu decken.

„Ich weiß nicht, was ich mit dem Gelde anfangen soll," sagte der Oberst, „Sie mögen mir es zurückgeben, wann Sie können."

„Das werde ich nie vermögen!"

„Auch gut; dann behält doch Ihre Tochter dieß alte Schloß."

Als der Marquis seine Tochter nennen hörte, fühlte er, daß die Thränen ihm über die Wangen rannen. Er ergriff die Hand des Obersten und fragte ihn in einem so erschütternden Tone, ob er ihr Beschützer seyn wolle, daß Champrod sich unter einem verstellten Husten umwandte, um seine Rührung zu verbergen.

„Ich werde ihr Alles seyn, was Sie wollen!" antwortete er, mit der Hand über das Gesicht fahrend.

Während dieß in Balestras sich ereignete, war der Graf von Vibray in Brasilien, wo er eine diplomatische Sendung erfüllte. Durch die Nachricht von der Revolution war er aus seiner Laufbahn gerissen und zugleich war seine Zukunft vernichtet, denn ihn traf dasselbe Unglück, das Herrn von Pirmil erreicht hatte. Louise vernahm dieß aus einem Briefe Georges, den sie bald darauf aus Toulon von ihm erhielt und wenige Tage danach empfing George ein Schreiben aus Paris, das ihm die Nachricht von der Vermählung des Fräuleins von Pirmil mit dem Obersten Champrod brachte.

Louisens Brief war einfach, aber erschütternd. Sie meldete ihm, wie der Marquis, ihr Vater, wenige Tage vor seinem Tode sie zu sich rufen lassen und mit thränenden Augen sie beschworen habe, den Obersten zum Gatten zu nehmen. Er hatte geäußert, der Tod würde ihm minder schwer fallen, wenn er ihr einen Beschützer, einen Freund hinterlassen könne, der ihn von Unehre und Schande gerettet. Louise hatte sich bereden lassen, vor ihrer Heirath aber dem Obersten gestanden, welche Gefühle sie bisher für Herrn von Vibray gehegt. Von Champrod hatte ihr für diesen Beweis von Zutrauen, das er zu verdienen glaubte, gedankt; weit entfernt, seine Neigung für Louisen zu vermindern, stieg seine Achtung für sie durch dieses Geständniß, und auf ihre Treue zählend, hatte er sie gebeten, ihre Vermählung zu beschleunigen.

Louise bat ihren Freund George, ihr das Leid, das sie ihm bloß deßhalb verursacht habe, um ihres Vaters letzte Augenblicke zu erleichtern, zu vergeben und ersuchte ihn, sie nicht wieder zu sehen, um nicht durch seine Gegenwart das Gefühl ihrer Aufopferung zu erschweren.

George kam ihrem Wunsche nach und Louise verlebte ein Jahr mit Pierrette, welche sie nie verlassen und in ihren Leiden ihr stets Muth eingesprochen hatte, mit dem Obersten, dessen zarte Gutmüthigkeit ihm täglich mehr Recht auf ihre Zuneigung gab, und mit Philipp Cazal, mit welchem der Oberst geglaubt hatte, vorzugsweise Freundschaft schließen zu müssen, um, wie er sagte, dem Vorurtheile dieses Landes entgegenzutreten.

Während der Unruhen von 1831 wählten die Nationalgarden der Dörfer in der Umgegend von Balestras einstimmig den Obersten Champrod zu ihrem Befehlshaber. Wie sehr es ihn auch anwiderte, seinen Degen gegen seine Landesgenossen zu ziehen, glaubte er dennoch, sich jener Pflicht nicht entziehen zu dürfen.

Seine eifrigen, doch stets menschenfreundlichen Bemühungen waren von großem Nutzen bei den militärischen Operationen in den Umgebungen seines Schlosses. Philipp Cazal blieb als Parteigänger an seiner Seite; an der Spitze eines Dutzend Forstbeamten, welche er aus den nördlichen Provinzen hatte entbieten lassen, durchsuchte er die Umgegend und verfolgte die Vendeer, als seine persönlichen Feinde, mit eben so vieler Unerschrockenheit als Kaltblütigkeit. Dieses Benehmen, in welchem alle Eigenschaften eines Soldaten sich vereinten, vermehrte die Achtung, die der Oberst für ihn hegte, während er in seiner biedern Aufrichtigkeit Cazal's geheime Zwecke nicht ahnte.

Bei dem ersten Aufruf der Herzogin von Berry war der Graf von Vibray zu ihr geeilt, unter Ueberreichung einer bedeutenden Summe, die er vor kurzem von einer Tante geerbt hatte. Louise besaß daher bei jeder der politischen Parteien des Landes einen Gegenstand, für den sie fürchtete, während Philipp Cazal, den sie noch mehr haßte, seitdem er ihr zuweilen von seiner Leidenschaft sprach, das edelmüthige Vertrauen des Obersten mißbrauchte und sich beständig in ihrer Nähe aufhielt.

Diese Erläuterungen waren erforderlich, um unsere Leser mit den handelnden Personen bekannt zu machen. Wir nehmen daher den Faden unserer Erzählung dort wieder auf, wo wir ihn verließen.

(Fortsezung folgt.)

Die Volksvergnügungen in München.

(Von C. D—l.)

Wo sich aus des Volkes Mitte
Frei gestaltet Art und Sitte,
Ohne Zwang und ohne Scheu —
Mußt du mit dem Volke leben,
Um zu wissen, was hier eben
Für Gebrauch und Sitte sey.

Das öffentliche Leben und Treiben eines Volkes ist der Spiegel seines Charakters. Es gibt wohl kein Volk, welches so viel inneren Trieb zur Lustbarkeit und Freude besitzt, als der Münchner. Eben darum hat München ein wahres Volksleben, welches sich aus dem Volke selbst und durch dasselbe gestaltet, während in andern nordischen Städten das Volk gleichsam dazu eingeladen wird. Es wird den Lesern daher nicht uninteressant seyn, wenn ich hier einige kurze Skizzen von dem Münchener Leben und Treiben wiedergebe, die ich mir bei meinem Aufenthalt in jener schönen Stadt gesammelt habe. Bevor ich nun hierzu übergehe und die Vergnügungen der Münchner der Reihe nach einzeln verfolge, will ich nur kurz Einiges über Lage und Klima sagen.

München liegt im Norden der bayerischen Alpengebirge, ungefähr 9 Stunden von ihnen entfernt, an dem linken Ufer der in Tyrol entspringenden Isar und 1589 Pariser Fuß über dem

Digitized by Google

mittelländischen Meere, in einer großen unfruchtbaren Hochebene Die Vegetation ist äußerlich sparsam, und wenn nicht die sich in langer Kette malerisch dahinziehenden Salzburger-, Tyroler- und Vorarlberger-Alpen einen angenehmen Anhaltspunkt gewährten, würde die Gegend sehr wenig Reizendes besitzen. Die schönen Sommertage und Abende, wie wir sie am Main und Rhein haben, kennt man in München nicht, indem dort die Temperatur viel rauher ist, da es durch seine offene Lage den zuweilen heftig stürmenden Nordwest-, Südwest- und Westwinden ausgesetzt ist, und die Nähe der Schneeberge, zumal im Sommer nach Gewittern, eine oft schnell veränderte Temperatur herbeiführt. Ich fand wenig schöne erquickende Sommertage. War es zwei Tage schönes Wetter, so konnte man am dritten mit Sicherheit auf ein Gewitter zählen, und es gab dann oft drei Wochen lang eine so empfindliche Kälte, daß man ohne Mantel das Zimmer nicht verlassen konnte. Durch diese schnell abwechselnde Temperatur ist es daher auch für den Fremden im Anfange sehr unbehaglich, indem er durch allerlei kleine Krankheiten fortwährend geplagt wird. Hauptsächlich ist es die scharfe Luft, welche der Fremde nicht vertragen kann. Dafür hat aber München ein gutes Ersatzmittel, nämlich das vorzüglich starke Bier. Wenn man diesem Labetrank tüchtig zuspricht, so kann man schon besser mit der scharfen Luft harmoniren. München ist dagegen gegen die so lästigen und erschlaffenden Südwinde durch die Gebirgskette geschützt, daher das Klima im Ganzen gesund zu nennen ist, was auch der kräftige Schlag der Bewohner bekundet.

In München, wie in dem größten Theil von Bayern, den ich durchreiste, fand ich eine unverkennbare bei allen Belustigungen und Festen eigene Gemüthlichkeit, eine derbe, aber um so wahrere, Biederkeit unter dem Volke; das Gemüth übt hier, fern von dem kritischen, Alles herabsetzenden und vergleichenden kalten Verstande des deutschen Nordens eine unbedingte Herrschaft. Der Münchner zählt eben so viel Tage zum Genusse seines Lebens, als Tage im Jahre sind, und rechnet davon nur die gebotenen Fast- und Freitäge; die übrigen sind einer ununterbrochenen Kette fröhlicher Veranlassungen geweiht.

Die eigentlichen Belustigungen nehmen mit dem Karneval ihren Anfang. Dieses uralte Herkommen wird auch in München, wenn auch nicht in der Art und Weise des Südens auf öffentlicher Straße, doch in den vielen bestehenden Gesellschaften durch Tanz und verschiedene Fastnachtsspäße sehr fröhlich gefeiert. Eine wahre Karnevalslust, wie in den rheinischen Städten, fehlt in München aber ganz; es ist nichts wie das Durcheinanderwogen einer großen Menschenmenge in gewöhnlicher Kleidung, unter denen einige einzelne verschleierte, und aus Gründen maskirte Schönheiten wie Schatten auftauchen und wieder verschwinden. Vergnüglicher sind die Bälle und scherzhaften Maskeraden in den geschlossenen Gesellschaften. Hier kann man sich sehr gut unterhalten, da selbst der Fremde, bei der Ungezwungenheit, die in ihnen herrscht, sich schnell bekannt machen kann. Dieß ist ein bedeutender Vorzug vor den meisten größeren Städten, in welchen das steife Wesen allen wahren Vergnügen hemmend entgegentritt. München macht hiervon eine wahrhaft ehrenvolle Ausnahme. Der Fremde wird darum nie Langeweile empfinden, er wird sich bald wie in seiner Heimath fühlen. Der talentvolle Musikmeister vom Leibregiment, Hr. Streck, arrangirt jährlich um diese Zeit zwei große Maskenbälle oder Redouten im königlichen Odeon-Gebäude, welche wegen ihrer Pracht und Großartigkeit zu bewundern sind, und die man nur in Paris wiederfinden kann. Eine alte Sitte, welche aus dem 16. Jahrhundert stammt, ist der am Fastnachtsmontage vorkommende Metzgersprung. Ein langer Zug von Gesellen und Zunftmeistern setzt sich von ihrer Herberge aus mit Musik in Bewegung. Voran mehrere kleine in altväterisch rothe Tracht gekleidete Knaben zu Pferd, dann die ebenfalls mit rothen Jacken und Schürzen versehenen Lehrlinge, die bei dieser Gelegenheit freigesprochen werden, der Altgeselle und Wortführer, in rothem reich mit Tressen besetztem Gewande, den Degen an der Seite, und der Träger der Innungspokale. So bewegt sich der Zug durch die Straßen auf den mit Menschen überfüllten Schrannenplatz, an den Fischbrunnen, wo die eigentliche Ceremonie des Freisprechens vor sich geht. Die Lehrlinge haben sich umgekleidet und erscheinen in weißen Schafspelzen mit Kälberschwänzen benäht, und nach mehreren ausgebrachten Gesundheiten springen die Freizusprechenden in den Brunnen und bespritzen die Umstehenden mit Wasser, worauf sie, dem Bade entstiegen, als freie und ehrsame Metzgergesellen angesehen werden.

Nach den Karnevalsfreuden folgt der Aschermittwoch und die schrecklich graue Fastenzeit; da bei der untern Volksklasse gewöhnlich alles Geld verjubelt wird, so bezeichnet ein altes Herkommen diesen Tag mit dem Worte „Beutelwaschen". Man glaube aber ja nicht, daß die Fastenzeit diesen Namen in der That verdiene: im Gegentheil nehmen jetzt, da die rauschenden Vergnügungen vorüber sind, die Freuden der Tafel ihren Platz ein. In vielen Gast- und Weinhäusern werden großartige Fastendiners veranstaltet. Da heißt es nun nicht fasten, sondern es ist den Gourmands ein reiches Feld von Speisen eröffnet, bis auch sie, erschöpft oder übersättigt, zur Ruhe oder gar zum Arzt ihre Zuflucht nehmen müssen.

Kaum hat der Winter sein weißes Kleid abgelegt, der Schnee ist theilweise geschmolzen und der April nahet, so sieht man überall Gruppen auf den Straßen stehen und das Gespräch bildet dann meistens die Frage: wird heuer Salvator-Bier gebraut? Eine sichtbare Freude glänzt auf dem Gesichte eines ächten Münchners, wenn er nun die Gewißheit hat, daß dieser Trank mit dem Anfange des Monats April geschenkt wird. Es dauert aber nur 8 bis 10 Tage, wo die Quellen dieses Bieres fließen. Das Salvator-Bier — auch Gott-Vater-Bier und Zacherlöl genannt — hat die Farbe eines dunkelrothen Weines und einen süßen Geschmack. Wenn dieses Bier längere Zeit in einem offenen Glase steht, so kann man es mit den Fingern auseinander ziehen. Es führt seinen Namen nach dem jetzigen Brauer Zacherl in der Vorstadt Au, welcher nur allein das Recht hat, dieses Bier zu brauen.

Da der Zeitraum sehr kurz ist, wo dieses malzreiche Doppelbier geschenkt wird, so wogen in dieser Zeit Ströme von Menschen über die Isarbrücke, um keinen Tag des Genusses dieser herrlichen Quelle zu versäumen, welche durch ihre geistige Kraft oft ein wahrhaft bachantisches Treiben herbeiführt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, wurde von einem gewissen Fleischer, einem Deutschen, unterrichtet. Einst hatte er die Fürstin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Klaviernote mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen *verfluchten* — — *durchlauchtigen* Finger weg!" rief er im Ausbruche seines Zorns. . . . Man sieht, der Deutsche kann wohl straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber *fallen* kann er nie.

Digitized by Google

Börne sagt: „Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!"

Robert Blum ist nun auch der Held eines von August Schrader verfaßten und in Leipzig im Verlage der C. Berger'schen Buchhandlung erscheinenden Romans geworden. Das erste Bändchen, aus vier Lieferungen bestehend, und den Prolog zum Ganzen abgebend, ist bereits versendet. Dieser Prolog greift in die Familiengeschichte der Eltern Blum's zurück und schildert namentlich das nach Köln geflüchtete jesuitische Pfaffenthum; er geht vorläufig bis zur Geburt seines Helden. Es wäre voreilig, schon jetzt ein Urtheil über den Werth dieses Buches abgeben zu wollen und wir bemerken daher nur, daß die Zeit- und Sittenschilderungen lebendig, sowie die Darstellung frisch und volksthümlich gehalten sind.

Ein Extrazug für eine Mütze. Die ließ nämlich der Kaiser von Oesterreich im Eisenbahnwagen in Myslowitz liegen. Kaum ward's bemerkt, weil der Kaiser im bloßen Kopf ging, so wurden Locomotiven geheizt, der Wagen sauste im Sturm fort und holte nach ein paar Stunden den Kaiser ein. Die Aufmerksamkeit hat ein paar hundert Gulden gekostet, das Macherlohn und den Verdienst-Orden für den Beamten, der die Mütze überreichte, für nichts gerechnet.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politische Apoplexie.

Korrespondenz.

Köln, 14. November.

Seit vielen Monaten wurden zum ersten Male wieder Unterschriften zu einer Adresse an das Staatsministerium gesammelt und zwar für das Fortbestehen des Stollwerk'schen Theaters, das auf Allerheiligen geschlossen wurde, weil demselben die Concession entzogen ist. Was man eigentlich gegen die Anstalt einzuwenden hat, hat außer der Behörde kein Auge gesehen und kein Ohr gehört; man hat oft darnach gefragt, auch der Gemeinderath den Oberbürgermeister in öffentlicher Sitzung, aber vergebens. Der Hauptgrund mag wohl in der Ansicht begründet seyn, daß das städtische Theater gefährdet sey, ein Motiv, das durchaus entkräftet wird im Hinblick auf die Theaterverhältnisse anderer Städte; denn in Berlin, Hamburg, Dresden, Brüssel zählt man circa 40,000 Einwohner für eine derartige Anstalt und in Magdeburg mit 53,000 und Hannover mit 44,000 Seelen finden wir in jeder Stadt zwei Theater, — und Köln dagegen hat ungefähr 94,000 Bewohner nebst einem außerordentlichen Fremdenverkehr. Daß jene Ansicht vorherrscht, leuchtet aus einem Kampfe klar hervor, der zwischen den Anbetern des städtischen und denen des Vaudeville-Theaters in der kölnischen Zeitung gekämpft wurde, wo diese den Beweis führten, daß Hr. Stollwerk ein ganz anderes Publikum habe wie Hr. Löwe und daß bei einer geschickten Direktion in einer so großen Stadt zwei Theater existiren könnten, welche Behauptung von Seiten der städtischen auf dirselbe Weise angefochten wurde, wie die Frau des Dorfpredigers von Wakefield stritt, die nämlich da, wo ihre Gründe schwach wurden, die Stimme erhöhte und verstärkte, und wo der Witz ausging, ihre Zuflucht zu Persönlichkeiten nahm, — weßhalb die Ausfälle beim Publikum nicht allein ihren Zweck verfehlten, sondern auch noch allgemeine Indignation hervorgerufen, nur nicht bei den Actionären des städtischen Theaters und bei deren Freunden, die gewiß nicht Legion heißen, da die Petition mit ungewöhnlich vielen Namen bedeckt ist, die in Köln zu den ersten gehören. Wenn es auch gelingen sollte, das zweite Theater niederzuhalten, so ist das andere, wo zur Zeit, da es noch das einzige war, vier oder fünf Direktoren der Reihe nach sich in ihrer Rechnung betrogen fanden, noch lange nicht aus der Traufe, wenigstens von vorne herein hat der neue Direktor nicht den rechten Ton angeschlagen; denn es war gewiß ein Mißgriff, wenn er eine Zeit lang fast ausschließlich nur Schiller'sche Stücke brachte, denen dazu noch seine Truppe nicht gewachsen ist — und eine neue Oper ist, so viel wir uns entsinnen, noch nicht gegeben worden. Gesetzt aber auch, Herr Löwe würde das Geheimniß ergründen, die Wünsche des Publikums zu erkennen und zu befriedigen (wozu er Befähigung besitzen soll), so ist er doch so lange noch nicht vor dem Ruin gesichert, als die Gemeindevertretung den wahrhaft enormen Zins bestehen läßt, den Jener für das Haus und an die Armen zu entrichten hat. Hier mag die Verwaltung den Krebsschaden suchen, nicht im Stollwerk'schen Saale. Die Vergangenheit hat es gezeigt und die Zukunft wird jene nicht der Lüge zeihen.

Stockach im Großh. Baden, im Nov.

Am 22. Sept. feierte die hiesige deutschkatholische Gemeinde die Einweihung ihres Bethauses. Von allen Seiten angefochten, vielfach bedrängt und verfolgt, beschloß sie schon vor einigen Jahren Geld und Materialien zum Bau eines Andachtshauses zu sammeln, zu welchem eines der rührigsten Mitglieder der Gemeinde einen schön gelegenen Platz herschenkte. Von nah und fern steuerte die Liebe der Schwestergemeinden und der Reformfreunde ihr Schärflein bei, wofür hiermit zugleich der innigste Dank abgestattet wird. Schon war der Bauriß entworfen und der Regierung zur Genehmigung vorgelegt, als der März des Jahres 1848 sehr bald den hiesigen Deutschkatholiken das bisher gar nicht gebrauchte Lorettokirchlein eröffnete. Von den Folgen der Revolution ward jedoch auch die hiesige Gemeinde hart betroffen. Das Kirchlein wurde ihr wieder genommen; Niemand konnte oder wollte, ohne Nachtheil zu fürchten, ein Lokal hergeben. Die Gottesdienste wurden vielfach behindert, der Prediger Früh verfolgt, so daß er endlich sich entschloß, sein Vaterland ganz zu verlassen. Doch die Gemeinde verlor den Muth nicht. Das Unglück eines Gemeindemitgliedes, welches bei einer Feuersbrunst Haus und Habe verlor, reifte den alten Entschluß. Man baute das Bethaus auf den dazu hergeschenkten Platz und erlaubte dem Abgebrannten seine Wohnung darauf zu bauen So ward Beiden geholfen; der Eine gewann den Grund und die Keller und die Gemeinde gewann das Dach und den obern Stock. Pfarrer Albrecht aus Ulm, der nun regelmäßig alle vier Wochen unsern Gottesdienst leitet, hielt bei gedrängt vollem Hause die Einweihungsrede, bei welcher auch eine Anzahl hier in Kantonement liegender Preußen — aus der Provinz Sachsen und zum Theil der Uhlich'schen Gemeinde angehörend — zugegen war. Gottesdienste und Religionsstunden, die ebenfalls im Betsaal gehalten werden, finden die regste Theilnahme von Alt und Jung. Möchte dieß Beispiel von Glaubenskraft und Ausdauer, das die hiesige Gemeinde gab, auch weiterhin segensreich wirken und zugleich eine Erinnerung seyn, was ein kleines Häuflein auch unter den ungünstigsten Verhältnissen vermag, wenn es fest zusammenhält und nicht müde wird, an den Sieg der Wahrheit und des Rechtes zu glauben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Nov. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Freitag, 22. Nov. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Samstag, 23. Nov. (Zum ersten Male): Ein Mann der Gesetze, Volks-Drama in 4 Aufzügen nach einer alten Tragödie von Zschokke, frei bearbeitet von E. Hassner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 279. Freitag, den 22. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

VIII.

Man erinnert sich, daß George der jungen Pierrette anvertraut und Alexis der Obhut des Forstwächters Jérome übergeben worden war. Der Oberst hatte das Schloß verlassen, um die Posten an den Flüssen Geay und Sarthe zu inspiziren: Alles schien zu ruhen, außer den Schildwachen, welche auf ihren Posten auf und ab schritten. Doch im Schlosse Balestras konnte man ein junges Mädchen sehen, das, auf den Zehen fortschleichend, voll Unruhe alle Winkel eines dunkeln Ganges durchsuchte. Dann öffnete sie, eine Blendlaterne in der Hand haltend, ein kleines Kabinet. Nach genommener Ueberzeugung, daß Niemand da sey, wandte sie sich an einen hinter ihr gehenden jungen Mann, und nachdem sie ihm einige Worte zugeflüstert, schritten Beide längs der Mauer einer am andern Ende des Ganges befindlichen Treppe zu.

Daß die Beiden Pierrette und George waren, werden unsere Leser wohl schon errathen haben.

Die Treppe endete an einer Thüre, die beim Oeffnen in ihren verrosteten Angeln knarrte. Das Echo wiederholte einen dumpfen, durch das Gewölbe ertönenden Laut und Pierrette fuhr rasch zurück, denn sie erblickte durch die halbzerbrochenen Fenster eines untern Ganges, in dem sie sich befanden, eine Schildwache, welche, ein Liedchen summend, an der Mauer auf und nieder schritt. Bei dem Krachen der Thüre wandte der Soldat den Kopf, doch Pierrette hatte sich gebückt und George genöthigt, dieß ebenfalls zu thun.

„Diese verfluchten alten Schlösser!" brummte der Soldat, „man hört darin jeden Augenblick unheimliche Töne, bei denen man an Gespenster glauben möchte!" Einen Augenblick danach schulterte er sein Gewehr und setzte seinen Spaziergang fort.

Bald darauf hatten unsere beiden Nachtwandler das Gartenhaus erreicht. Pierrette öffnete behutsam ein Fenster. Man vernahm nichts, als die Schildwachen in der Ferne und unter sich das Murmeln des Flusses.

„Sie können jetzt unbesorgt hinübergehen," sagte Pierrette, „dort, wo die Weiden über dem Flusse hängen, ist er zu durchwaten."

„Ich weiß es," antwortete George; „allein dort sind meine Getreuen; sie erwarten mich und ich muß mich ihnen anschließen."

„Bei so vielen Gefahren noch mehr zu wagen, hieße Gott versuchen!"

„Es wäre eine Niederträchtigkeit, mich allein zu retten, und ich bin nicht im Stande dazu. Ueberdieß bin ich persönlich mehr, als die Gefahr es vermöchte, dazu geeignet, sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Doch sprechen wir nun von Deinem Bruder, Pierrette! weißt Du auch gewiß, daß Jérome ihn befreit hat?"

„Vor einer Stunde sind sie weggegangen; die Schildwachen kennen Jérome und Alexis erwartet Sie dort unter den Weiden. Kommen Sie!"

George zögerte noch, als die Thüre des Pavillons aufging und Louise hereinflog. Heftig ergriffen beim Anblick Georges, erstarb ein Schrei ihr auf den Lippen; sie wankte. George eilte ihr zu Hülfe. Pierrette ergriff das Wort.

„Dieser Weg war der einzige, der uns offen stand; alle übrigen Ausgänge sind auf's Strengste bewacht. Noël hat erst spät das Schloß verlassen, und als ich zur Gartenthüre herausgehen wollte, sah ich ihn, das Gewehr auf der Schulter, im Mondschein hin und her gehen; ich mußte zurückkehren."

„Aber Sie sind blaß .... Sie zittern," redete George Louisen an, „sollte etwa eine neue Gefahr Sie bedrohen? ... sollte Philipp Cazal bemerkt haben ..."

„Philipp Cazal — wie thöricht!" rief Frau Champrod erröthend, „er wußte nichts ... er hat nichts gesehen."

„Und doch zittern Sie ... es ist Ihnen ängstlich zu Muthe!"

„Nein ... ich bin ruhig; aber entfernen Sie sich jetzt; gehen Sie!"

„O, nur noch einige Augenblicke lassen Sie mich Ihrer Gegenwart genießen, Louise! nur noch Eine Minute!"

„Eine Minute — sie bringt Ihnen vielleicht den Tod! Und überdieß," setzte sie in fieberhafter Erregtheit hinzu, „was könnten Sie mir zu sagen haben? Daß Sie mich lieben? Weiß ich denn das nicht? Brauchen Sie mir das noch zu sagen? Besitze ich nicht noch Ihr Korallen-Armband?"

Pierrette hatte den Pavillon verlassen, sich unter einen Baum geworfen und hier ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. In diesem Augenblicke schlug die Schloßglocke die Mitternachtsstunde. Pfeilschnell trat Pierrette in's Gartenhaus.

„Fliehen Sie, fliehen Sie!" rief sie, „es kommt Jemand."

„Fliehen Sie!" wiederholte Louise, „fliehen Sie, Georg! um meinetwillen, fliehen Sie!"

Pierrette drängte ihn mit Gewalt der Thüre zu.

Kaum waren sie unter den Bäumen am Flusse verschwunden, als Philipp Cazal auf der Schwelle des Pavillons erschien.

Mit leichenblassem Antlitz, mit vorübergebeugtem Haupte, stand Louise und horchte.

Eine Weile blieb Philipp stehen, seine Blicke dem Park zuwendend; ein mattes Krachen dürrer Zweige ward vernehmbar; ein bitteres Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen; er schritt der Frau Champrod näher.

Digitized by Google

„Wie bleich sind Sie, Madame", sagte er, sie artig grüßend; „sollte etwa meine Gegenwart Ihnen Schrecken einflößen?"

„Nein", antwortete Louise, welche sich zwang, ruhig zu scheinen, „doch Ihre plötzliche Erscheinung hat mich erschreckt."

„Wirklich?" fuhr Philipp fort. „Sie scheinen so ergriffen zu seyn, daß ich geglaubt hätte, eine neue Gefahr bedrohe Denjenigen, welchen Sie so unvorsichtig empfingen."

„Wie!" rief Frau Champrod mit verstellter Heiterkeit, „denken Sie noch an den thörichten Argwohn, den Sie blicken ließen? Eine auffallende Aehnlichkeit hat Sie getäuscht."

„Ich habe vor mehreren Jahren Herrn von Vibray einige Male gesehen; allein ich hasse ihn eben so sehr, als ich Sie liebe. Ueberdieß, Madame, wenn Pierrette's sogenannter Bruder nicht der Kapitän Vibray wäre, so würden Sie nicht hier seyn. Nur eine wichtige Angelegenheit hat Sie veranlassen können, zu dieser Stunde hier zu erscheinen, und ich bin nicht so vermessen, mich selbst für so wichtig zu halten. Hören Sie mich daher an. Sie zittern für George's Leben und Sie haben Ursache dazu. Wenn ich Ein Wort spreche, so ist er verloren; von Ihnen hängt es ab, mir Schweigen aufzulegen."

Louise zitterte bei dem Tone, in dem Philipp dieß sprach, indeß er seine glühenden und durchbohrenden Blicke auf ihr ruhen ließ; aber der Gedanke, daß George gerettet werden könne, stärkte ihren Muth.

Philipp fuhr fort: „Sie wissen, Madame, daß ich Sie liebe."

Louise vermochte eine Miene des Abscheues nicht zu unterdrücken.

„O, ich begreife Sie!" rief Philipp, indem seine schwarzen Augenbrauen drohend sich runzelten, „diese Liebe flößt Ihnen nur Haß und Verachtung ein. Und dennoch müssen Sie mich hören. Ich habe Ihnen meinen Namen und mein Vermögen angetragen; Sie wissen, mit welcher Verachtung der Marquis von Pirmil diesen Antrag aufnahm. Er hat mich auf die ärgste Weise beschimpft, und er trug graue Haare .... Sie haben mich noch grausamer zurückgestoßen, und sollten Sie nun verlangen, daß ich mich nicht rächte?"

„Was habe ich denn gethan, um diese Rache zu verdienen?" sagte Louise, entsetzt über den schneidenden Ton, womit er sprach.

„Sie liebten den Grafen von Vibray, Sie prahlten mit Ihrem Glücke, während ich unglücklich und allein war. Als ich Sie am Arm des Obersten Champrod erblickte, fühlte ich mich von höllischer Eifersucht gequält, und ich habe es mir selbst zugeschworen, daß Sie mir einst angehören sollten, sey es früh oder spät, koste es, was es wolle. Doch warum immer von Haß und Rachsucht reden?" setzte Philipp in sanfterem Tone hinzu; „lassen Sie mich hören, daß einst meine Worte ein geneigtes Ohr bei Ihnen finden und eben so hartnäckig, als ich George von Vibray *verfolgte*, mit eben solcher Ausdauer will ich ihn *retten*."

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksvergnügungen in München.

(Von C. D—l.)

(Fortsetzung.)

Noch ist der Rausch von dem Salvator-Biere nicht verschlafen, so öffnet mit dem 1. Mai der Bockkeller seine, mit magnetischer Anziehungskraft begabten Hallen und schließt sich mit der feierlichen Frohnleichnamsprozession. Kommt man um diese Zeit nach München, so bildet der Bock nur das Tagesgespräch; „wo ist der beste Bock?" hört man Bekannte untereinander fragen; „beim Oberzollinger"; „oh geh'ns — sagt ein Anderer — do müssens ins Hofbräuhaus gehn, dös is'n Böckchen". Der ächte Bock wird nur im Hofbräuhaus gebraut, und in dem Bockkeller, in dem abgelegensten Winkel der Stadt gelegen, geschenkt. Doch wird auch noch von vielen andern großen Brauereien ein Bock gebraut, welcher aber nur ein gutes Doppelbier genannt werden kann. Beide sind übrigens für den Fremden sehr berauschend, und man muß sich hüten, daß man von diesem Bock nicht zu hart gestoßen wird, was mir im Anfang oft passirt ist. Der Bock ist ein reiches Malzbier, süß und lieblich, ebenfalls dunkel von Farbe. Er wird von Jung und Alt gefeiert und gepriesen, und von Bock-Dichtern besungen in einer eigenen in dieser Zeit herausgegebenen „Bockzeitung". In dem Bockkeller selbst ist nun den ganzen Tag ein lustiges Treiben und der Jubel und die Freude nehmen kein Ende. Die Musik spielt dazwischen in fröhlicher Weise den Bockwalzer. Freunde, die sich das ganze Jahr nicht sehen, treffen sich hier. Da der Zudrang ein ungeheurer zu nennen ist und die Menschen bis auf die Straße stehen, so wäre es auch unmöglich, alle diese Gäste zu bedienen. Besucht man diesen Platz, so muß man sich das erste beste Glas zu Gemüthe ziehen, es selbst am Brunnen reinigen und an der Quelle füllen lassen. Das „Schießen" eines Bockglases gehört um diese Zeit zu dem guten Ton, und wird, so lange man sich nicht von den argusäugigen und sehr handfesten Bocknechten erwischen läßt, für kein Verbrechen gehalten. Einer meiner Freunde, welcher eine besondere Gewandtheit hierin hatte, besaß ganze Jahrgänge von geschossenen Bockgläsern zum Andenken. Der Bock wird auch von den Aerzten als eine Frühlingskur anempfohlen, da er, mäßig genossen, höchstens zwei Halbe den Tag, eine reinigende Kraft besitzt. Dieses Gebot wird aber meistens überschritten, da aus 2 Halben oft 24 gemacht werden.

Auf den Frohnleichnamstag fließt der letzte Tropfen Bockbier. Nun beginnt die Eröffnung der Sommerbierkeller. Von des Morgens früh bis spät in die Nacht strömt Alles hinaus vor die Stadt, um sich an dem edlen Gerstensaft zu laben. Hier kann man recht das Leben und Treiben des Münchner Volkes kennen lernen. Tausende von Menschen aller Stände sitzen im bunten Gemische durcheinander und schlürfen den edlen Trank aus steinernen Maßkrügen. Flink und behendig springen die meist schönen Kellnerinnen in ihrer Landestracht mit silbernem Schnürmieder und Ringelhäubchen von einem Tisch zum andern und fragen: „Was schoffens?" Es ist dieß eine eigenthümliche Sitte Münchens, daß die Bedienung, mit Ausnahme weniger Gasthäuser, durchgängig von jungen schönen Mädchen in ihrer Nationaltracht besorgt wird. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß sie ihr Geschäft viel schneller besorgen, als eine männliche Bedienung. Für die Gäste ist es auch weit angenehmer, sich von einem freundlichen Mädchen bedienen zu lassen, als von einem Ansprüche machenden Kellner.

Eben so trägt es wesentlich zur Charakteristik von München bei, daß sich der Fremde und jeder Gebildete, welchem Stande er auch angehören mag, an diesen öffentlichen Orten, die nur zum Vergnügen des Volkes bestimmt sind, aufhalten kann, ohne sich und seiner Würde etwas zu vergeben; hier sieht man häufig die höchsten Civil- und Militärbeamten unter dem Volke, seine Fröhlichkeit, seine Lust theilend, die nur äußerst selten durch ein kräftiges Aufeinanderstoßen zweier oder mehrerer verschieden Denkender auf Augenblicke gestört wird, welche, ohne daß sich die Polizei dazwischen legt, ihren Streit auf ihre eigene Art ausfechten, und dann nach abgethaner Sache sich friedlich wieder die Hände reichen. Das Bier ist der Gegenstand, um welches sich Alles dreht, Jung und Alt. Ohne Bier wäre der Münchner unglücklich, es wäre für ihn nur ein halbes Leben. Wenn er einen Krug Bier vor sich stehen hat, nebst Rettig, Brod und Salz, so ist er glücklich und verschmähet die besten Speisen und

Digitized by Google

Getränke. Die ungemeine Billigkeit des Bieres gewährt es auch, daß selbst der ärmste Mann täglich sein Bier trinken kann. Die Maß gutes Bier, denn schlechtes gibt es gar keins, kostet im Sommer $4^1/_2$ Kreuzer und im Winter 5 Kreuzer.

Es wäre überflüssig, hier in einen Lobgesang dieses herrlichen Getränkes, besonders wie es in München produzirt wird, einzustimmen; sein Ruhm ist begründet und durch die ganze Welt bekannt. Um einen Begriff von der ungeheueren Consumirung des Bieres zu geben, bemerke ich, daß jährlich circa 400,000 Eimer Sommerbier und eben so viel Winterbier gebraut werden, wobei die ansehnlichen Quantitäten des Bock- und Salvator-Bieres noch ungerechnet sind. Nach allen Weltgegenden wird dieser edle Trank verschickt und selbst das Weltmeer schaukelt auf seinen Wogen Fässer mit Münchner Bier. Großartig und riesenhaft sind in jeder Beziehung die Brauereien von Pschorr auf der Kaufingerstraße, Hacker auf der Sendlingerstraße, und Knorr auf der Briennerstraße, eben so auch ihre Sommerbierkeller.

Eine Festlichkeit reihet sich an die andere. Obgleich München keine Handelsstadt ist und durch seine geographische Lage auch nie dazu kommen wird, so finden doch jährlich vier Messen, oder wie es da genannt wird, Dulten statt. Die Jakobi-Dult, welche den 25. Juli ihren Anfang nimmt, ist die größte. Die große Zahl der Bretterbuden ziehen sich von dem Marxplatz bis zum Carlsplatz herauf. An Sehenswürdigkeiten aller Art fehlt es da nie. Das Geschrei der Ausrufer, der Seiltänzer, Jongleurs, der Affen- und Hundetheater ist ein ohrenzerreißendes Durcheinander. Alles spekulirt auf den Geldbeutel der Vorübergehenden. Zwischen allem diesem Getöse singt der Leierkastenmann seine „Moritha" ab, und eine Menge Marionettenspieler versammeln ihr Kreuzerpublikum um sich herum. Es herrscht ein grausenhaftes Durcheinander, und der Münchner versäumt nicht, dem Staube und der Hitze zum Trotz, sich hier zahlreich einzufinden.

Es gibt wohl keine Stadt, welche so viele Vergnügungsplätze zählte, als München. Die vielen schönen öffentlichen Gärten in der Stadt selbst nehmen den ersten Rang ein, und diese sind in den Sommerabenden die Sammelplätze der Münchner. Die herrlichsten Musikchöre verschönern die Abende durch ihre Produktionen. Bei prachtvoller Illumination und Feuerwerk in den Gärten erschallen Pauken und Trompeten bis tief in die Nacht. Ein jeder Abend gleicht einem Feste. Durch ihre vortrefflichen Leistungen rühmlichst bekannt nenne ich die Musikgesellschaften à la Gungel, à la Rech, die Wittelsbacher, die Deutschen und die der bayerischen Schützen. Ein jeder Fremde, der zur Sommerzeit das schöne München besucht, versäume ja nicht, folgende der schönsten öffentlichen Gärten zu besuchen, wo er Freude und Genuß in Hülle und Fülle findet. Als die beliebtesten nenne ich den Frühlingsgarten, welcher sich durch seine schöne Lage, geschmackvolle Einrichtung und besonders durch sein gutes Bier auszeichnet. Ferner den Maigarten, den Buttermelchergarten, den Glasgarten und den romantischen, auf einer von der Isar gebildeten Insel gelegenen Prater mit herrlichen Anlagen, in deren Schatten und bei dem Rauschen der über das Wehr stürzenden Isar der Aufenthalt an einem heißen Sommerabend um so erquickender ist. Dieser herrliche Garten ist sehr besucht, zumal am Freitag Abend, wo mehrere Musikchöre spielen und prachtvolle Feuerwerke abgebrannt werden.

(Schluß folgt.)

Die Harfe der Königin Marie Stuart.

Während des letzten Besuches der Königin Victoria und ihres Gemahls in den schottischen Hochlanden kam auch die Harfe der unglücklichen Maria Stuart zum Vorschein, worüber ein Correspondent der „Lond. News" Folgendes berichtet: In den jüngeren und glücklicheren Tagen der Königin Maria scheinen die Schottländer ihrer schönen Monarchin um die Wette gehuldigt zu haben, und in der Familie des General Robertson zu Leede, in den Hochlanden von Perthshire, besteht die mündliche Ueberlieferung, daß bei Gelegenheit einer großartigen königlichen Jagd nebst Banquet, welche der Earl von Athol zu Ehren Ihrer Majestät veranstaltet, eine Vorfahrin des Generals die Auszeichnung genoß, mit der königlichen Harfe, die noch in der Familie aufbewahrt wird, und wovon Gunn in seinem „Historical Enquiry" eine Beschreibung nebst Abbildung gegeben hat, beschenkt zu werden. Bei jener ächt caledonischen Jagd, die Barclay als ein Augenzeuge schildert und gegen welche unsere heutigen Ergötzlichkeiten dieser Art höchst unbedeutend erscheinen, waren allein zweitausend Hochländer als Treiber thätig. Es wurden 360 Hirsche und 5 Wölfe erlegt. Das darauf folgende Banquet war sehr reich und ganz im Styl der alten gälischen Dichter: „Der Becher kreiste, die Barden sangen und die zarten Hände von Jungfrauen zitterten über die Saiten der Harfe." Damals war es, wo Ihre Majestät (Maria Stuart) selbst Virtuosin auf der Harfe und eine leidenschaftliche Verehrerin der Musik und Dichtkunst, entzückt von den trefflichen Leistungen des „Berg-Mädchens" im Rausche des Augenblicks Beatrix Gardyn für die Königin des Gesanges und allein würdig des Besitzes der königlichen Harfe erklärte. Diese ausgezeichnete junge Dame war eine Tochter von George Gardyn, dessen Familie jetzt durch die Gardens repräsentirt wird. Die Harfe zeigt am obern Arme vorn das Portrait der Königin und das schottische Wappen, beide von Gold; der vordere Arm oder Bügel war früher mit Edelsteinen von beträchtlichem Werthe verziert, diese sind aber während der Revolution im Jahr 1745 abhanden gekommen.

Mannichfaltigkeiten.

(Deutsche Lehrer und Schneider in Nordamerika.) Die deutschen Lehrer von New-York haben kürzlich eine Association gebildet; der Zweck derselben soll hauptsächlich der seyn, deutsche Bildung auf amerikanischen Boden zu verpflanzen und zu verbreiten. Bisher haben sich noch nicht alle Lehrer betheiligt, aber dennoch ist so ziemlich schon jeder Zweig der Wissenschaft vertreten, besonders Sprachstudium u. s. w. Dr. Körner ist Präsident, Reichs-Kanarienvogel Rösler ist protokollirender, Hr. Arens korrespondirender Sekretär und der Ungar Breisach Rechnungsführer. Von den eigentlichen Deutschen in New-York ist für das Unternehmen wenig oder gar nichts zu hoffen, weil die meisten von ihnen wenig Sinn für wahre Bildung haben. Es ist also mehr Aufgabe des Vereins, auf die Anglo-Amerikaner zu wirken und die Achtung, welche deutsche Kunst und Wissenschaft bei ihnen genießt, die jetzt aber durch allerlei eben angekommene untaugliche Eindringlinge mitunter wankend gemacht wird, zu fördern. — Die große deutsche Schneider-Association in New-York, von der man den bethörten Arbeitern goldene Berge versprach, ist bereits in voller Auflösung begriffen. Jedermann will Vorsteher, Werkmeister oder Zuschneider seyn, und wenn das nicht geht, dreht er fluchend dem ganzen „Concern" den Rücken. Der berühmte Weitling lebt in erklärter Fehde mit dem Arbeiter-Congresse und ist namentlich bei den deutschen Arbeitern sehr unpopulär geworden.

Digitized by Google

Gustav Schwab, der Sagensänger, ist nicht mehr! In der Nacht vom 3. auf den 4. Nov. hat ihn, wie bekannt, der unerbittliche Tod ereilt. Geboren am 19. Juni 1792, legte er seine ersten lyrischen Versuche in seinem 20. Lebensjahre in Kerner's „Poetischem Almanach" und Uhland's „Deutschem Dichterwald" von 1813 nieder, die seinen poetischen Ruf alsbald außer Zweifel setzten. Seit 1815 weihte er sein schönes Talent vorzugsweise Romanzen, deren episch gediegene Toneinfachheit, verbunden mit lyrischer Innigkeit, ihm bald eine solche Berühmtheit gaben, daß er in dieser Gattung der Dichtkunst neben Uhland fast ohne Nebenbuhler dastand. Seine Beiträge in einer großen Reihe Taschenbücher sind bekannt.

In Wien hat sich ein provisorisches Comité zur Gründung einer Akademie der Tonkunst gebildet und sein Programm bereits ausgegeben. Das Institut hat den Zweck, den Kunstsinn für Musik zu beleben, die deutsche Schule in der Tonkunst wieder zu heben und den musikalischen Unterricht talentvollen Schülern zugänglich zu machen. Subscribenten, welche sechs Jahre lang einen Unterstützungsbeitrag von wenigstens fünf Gulden und einen Fondsbeitrag von zwanzig Gulden bei der Subscription leisten, werden als Gründer in die Akademiematrikel eingetragen. Der geringste Fondsbeitrag ist mit zehn Gulden, der geringste Unterstützungsbeitrag jährlich mit fünf Gulden bestimmt, doch kann jeder derselben allein subscribirt werden.

Korrespondenz.

Berlin, 14. November.

Wenn ich Ihnen in Kürze einen Bericht über das musikalische Leben und Treiben während des Octobers in unserer Residenz übersende, so darf ich denselben nach den während der Wintersaison üblichen Leistungen und den stehenden Instituten abtheilen. Außergewöhnliches, [illegible] Virtuosen und alles durch den Zufall Bedingte zähle, ist bis jetzt noch nicht vorgefallen, denn der eigentliche Beginn der Saison fällt in einen späteren Monat. Ich beginne mit den Darstellungen bei der königlichen Oper. Das Wichtigste, was hier zunächst herausgehoben zu werden verdient, sind die vollendeten Darstellungen der Frau Dr. Köster. Sie begann am 1. Oct. mit der Donna Anna im Don Juan, erschien dann als Jüdin in Halevy's großer Oper und später als Fidelio. Frau Köster ist eine bedeutende Künstlerin und eine Zierde unserer Oper. Der Adel ihres Spiels, der edle Klang ihrer Stimme entzücken jedes Mal, wenn sie erscheint. Diesen Gaben, die in den genannten Opern vorzugsweise zur Geltung gelangen, fügte sie endlich als Norma, obwohl sie keine Verehrerin der neueren italienischen Kunst ist, die glänzenden Schätze der Coloratur, die sie meisterhaft beherrscht, bei. — Von neuen Erscheinungen brachte die Oper am Geburtstage des Königs Balfe's „Zigeunerin", auf anderen deutschen Bühnen bekannt, bei uns zum ersten Male aufgeführt. Die Aufnahme war im Allgemeinen kalt, und in der That beanspruchen Text wie Musik keinen sonderlichen Ruhm. Das dem Componisten eigene compilatorische Talent gestaltet hier wie im Mulatten einzelne hübsche Melodien und Ensembles, im Ganzen aber fehlt dem Werke poetischer Impuls wie gediegene Arbeit. Viel günstiger darf in dieser Beziehung über Otto Nicolai's „lustige Weiber von Windsor" geurtheilt werden, deren Aufführung kürzlich drei Mal hinter einander stattfand und jedes Mal nicht bloß eine bedeutende Anziehungskraft ausübte, sondern auch mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen wurde. Wir zählen diese Oper zu dem Besten, was in den letzten Jahren von neueren Werken über unsere Bühne gegangen ist. v. Flotow's neueste Oper: „Die Großfürstin", kommt am Geburtstage der Königin zur Aufführung. — Die italienische Oper an der Königsstadt begann mit einem ziemlich schwachen Personal ihre erste Darstellungen, indem eine Prima-Donna, wie Signora Viola, zwar große Kunstfertigkeit an den Tag legte, den Wohlklang der Stimme aber gänzlich vermissen ließ, während Signora Bertrand, so eben dem Mailänder Conservatorium entwachsen, hübsche Stimme und Fertigkeit im Gesange zeigte, aber gar zu unbeholfen auf der Bühne sich bewegte.

(Schluß folgt.)

Konzert in Homburg vor der Höhe.

Unser jüngstes Konzert war um so genußreicher, da wir endlich das Glück hatten, nach oft getäuschten Erwartungen Frau Anschütz-Capitain aus Frankfurt, die bei der Elite unserer Kurgäste noch im besten Andenken steht, wieder hören zu können. Die Künstlerin sang die erste Arie der Nachtwandlerin und entwickelte darin so korrekte Bravour als eine zum Herzen dringende Lyrik, welche Vereinigung bei Coloratursängern nur selten angetroffen wird.

In den Liedern „am Meere", von F. Schubert, „die Heimath", von Krebs und in Spohr's „Rose" wußte Frau Anschütz die Kontraste, welche diese Gesänge unterscheiden, mit künstlerischem Esprit hervorzuheben. Die Klavierbegleitung nur hätten wir dem poetischen Vortrage angemessener gewünscht.

Die kleine Virtuosin Paul. Höfflmayr, ebenfalls aus Frankfurt, aber eine Schülerin des Pariser Conservatoire, hat das berühmte erste Konzert von de Beriot bei dem Meister selbst einstudirt, und machte ihrem Lehrer alle Ehre. In Betracht, daß das Violinspiel besondere Kraft und einen männlichen Nerv erfordert, was beim Piano nicht sowohl der Fall ist, kann man es keinem Kinde zumuthen, diese Erfordernisse auf diesem Instrumente geltend zu machen. Davon abgesehen, gehört Pauline Höffmayr jedenfalls zu den ausgezeichneten weiblichen Talenten des Violinspiels und wir können ihr ein schönes Prognosticon stellen, wenn sie so fortschreitet, wie wir bisher zu bemerken Gelegenheit hatten. Auch spielte sie Mayseder'sche Variationen, und zwar in einer Art, die auf ein tieferes Eindringen in den Geist der Composition schließen läßt. Es konnte mithin nicht fehlen, daß das Spiel und die jugendliche Erscheinung des Kindes Sensation erregte.

Das fertige und geschmackvolle Flötenspiel des Hrn. Zöhler (Mitglied unseres Kurorchesters) erntete in Variationen von Heinemeyer großen Beifall. Ton und Vortrag des jungen Mannes waren ausgezeichnet. Die Ouverture aus der Stummen von Portici ging dem Ganzen nur und gab Zeugniß von der Kraft und Präcision unseres kleinen aber wohl einstudirten Orchesters. Garde ist ein sehr intelligenter Musikdirektor. Nur war es gewagt, die cadenzenreiche Arie der Somnambula ohne Probe zu begleiten, was so leicht kein anderes Orchester sich erlauben dürfte. **

Frankfurt a. M.

Samstag, den 23. Nov. 1850. Zweite Quartett- und Quintett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Andante aus E dur und Scherzo aus A moll von Mendelsohn (Nr. 9 der nachgelassenen Werke). 2) Quartett aus Es dur von Spohr. 3) Quartett aus F dur (Op. 59) von Beethoven. — Abonnementskarten zu fl. 4, sowie einzelne Karten zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. Nov. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer.

Samstag, 23. Nov. (Zum ersten Male): Ein Mann der Gesetze, Volks-Drama in 4 Aufzügen nach einer alten Tragödie von Zschokke, frei bearbeitet von E. Haffner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 280. Samstag, den 23. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Während Philipp sprach, schaute Louise ihn mit unaussprechlichem Hohne und Verachtung an. Als er ihre Hand ergreifen wollte, legte sie ihm durch eine bloße Miene Schweigen auf.

„Und wenn wir gemeinschaftlich eine edelmüthige Handlung verrichtet hätten, wovon Sie einen niederträchtigen Gebrauch zu machen gedenken," sprach sie, „hoffen Sie denn so gewiß, ich würde endlich den Kampf gegen Ihre schändliche Leidenschaft aufgeben? und mir, der Tochter des Märquis von Pirmil, der Gattin des Obersten Champrod, dürfen sie so etwas antragen? Sie müssen mich für sehr niederträchtig halten, wenn Sie glauben, ich würde zu solchen Schandthaten die Hand bieten. Wissen Sie nicht, daß ich lieber den Tod als Sie wählen würde, Sie, Priester-Bastard."

Philipp Cazal zitterte bei diesen Worten wie Jemand, der plötzlich mit einem glühenden Eisen berührt wird. Bleifarbe bedeckte seine Wangen.

„Madame!" sagte er, „nehmen Sie sich in Acht!"

„O, was störe ich mich an Ihre Drohungen?" fuhr Louise fort, die ihren Stolz wieder aufleben fühlte, „jetzt sollen Sie mich anhören, nun ich allein mit Ihnen bin und George gerettet ist!"

Diese Worte schienen Philipp zu besänftigen. Ein bitteres Lächeln umzog sein Antlitz, mit einem eisernen Willen unterdrückte er alle Kennzeichen der Wuth und sagte, mit einer Verbeugung:

„Glauben Sie das, Madame? Wenn Sie es wünschen, wollen wir doch sehen, was Wahres daran ist!"

Mit diesen Worten begab er sich zum Fenster, das die Aussicht auf den Park gewährte, nahm ein silbernes Pfeifchen, das er auf der Jagd für seine Hunde gebrauchte, und pfiff einige Male stark.

Dieß wurde sofort durch ein Pfeifen aus dem Walde und vom Ufer der Sarthe erwiedert. Ohne zu fassen, welche Gefahr vorhanden, zitterte Louise an allen Gliedern. Philipp blieb unbeweglich mit verschränkten Armen stehen.

Plötzlich ward die Stille durch einen Flintenschuß im Park unterbrochen; es folgten mehrere Schüsse und man vernahm die Hörner der Soldaten unter den Mauern des Schlosses.

Louise sank nieder auf die Knie.

„Glauben Sie immer noch, daß George von Vibray gerettet sey, Madame?" fragte Philipp in dem nämlichen ruhigen, sanften Tone. „Meine Maßregeln waren gut getroffen: wenn Ihre Liebe mir entging, war meine Rache gewiß; eine Kette von Schildwachen umringte den Park; meine Forsthüter bewachten alle Ausgänge. Es bedurfte nur eines Signals meinerseits, und die Flüchtlinge waren umzingelt oder todt. Dieses Signal habe ich gegeben. Der Graf von Vibray ist todt: Sie haben es gewollt!"

Frau Champrod hörte kaum, was Cazal gesprochen; bei jedem neuen Schusse zitterte sie, und sprachlos, halbtodt, erhob sie flehend die Hände zu ihm.

In diesem Augenblicke stürzte George keuchend, blutig, mit zerrissenen Kleidern in den Pavillon. Sein erster Blick traf Philipp. Louise stieß ein Angstgeschrei aus und stürzte in Georges Arme.

George begriff, was vorgefallen war.

„Elender! ich will nicht ungerächt sterben!" rief er, erhob ein Pistol, das er in der Hand hielt, und legte auf Philipp an.

Doch Louise hing an seinem Arm und die Kugel flog in die Wand, nachdem sie Cazals Haar gestreift hatte.

Auf das Hören dieses Schusses liefen von allen Seiten Soldaten herbei.

„Vertheidige Dich!" rief George, indem er sich von Louisen loszumachen suchte und seinen Hirschfänger zog.

„Anstatt einen nutzlosen Widerstand zu bieten, Herr Graf!" sagte Philipp Cazal, dessen Kaltblütigkeit ihn keinen Augenblick verlassen hatte, „thäten Sie besser, auf Frau von Champrod zu hören, welche Sie dringend bittet, sich zu ergeben. Wollen Sie, daß sie mit Ihnen sterbe?"

Und da mittlerweile die Soldaten durch die Fenster eingestiegen waren, setzte er hinzu:

„Verhaftet den Capitain von Vibray!"

George ließ sich entwaffnen; Louise fiel ohnmächtig zu Boden und in diesem Augenblick betrat der Oberst den Pavillon.

IX.

Bei dem ersten Schusse, der auf Cazals Pfeifen gefolgt war, hatte George gefühlt, daß er entdeckt sey. Er drückte dem wackern Alexis, den er bei den Weiden traf, die Hand, umarmte Pierretten, und als er spürte, daß alle Ausgänge besetzt seyen, drang er in sie, ihn zu verlassen und auf ihre eigene Erhaltung bedacht zu seyn.

„Ich kann nur mein Leben auf's Theuerste verkaufen!" sagte er, „eilt nach dem Schlosse, noch ist es Zeit genug, und wenn Ihr mich nicht wiedersehet, so betet für meine Seele!"

Bei diesen Worten war er im Dickicht des Parks verschwunden. Alexis wollte ihm folgen, verlor jedoch bald seine Spur. Einige Soldaten bemerkten ihn und bald sah Pierrette ihn von Baum zu Baum zurückweichen. Am Flusse angelangt, wandte er sich um, um seinen Verfolgern noch einen Schuß zu senden, als er selbst von einer Kugel getroffen ward. Alexis sprang auf wie ein angeschossener Hirsch und fiel ins Wasser. Dahin flog

Digitized by Google

Pierrette; doch schon hatte der Strom ihn weggeführt. Bald zogen auch die Soldaten ab.

Louisens Anwesenheit im Gartenhause in dem Augenblicke, in welchem man Georg von Vibray gefangen nahm, setzte natürlicherweise den Obersten in Erstaunen. Er ließ seine Gemahlin in ihr Zimmer bringen und vertraute den Gefangenen einem Offizier an. Allein geblieben mit Philipp Cazal, forderte er von diesem eine Erklärung darüber, was vorgefallen, als das Schießen ihn nach dem Schlosse gelockt habe.

Philipp glaubte, der Augenblick sey gekommen, seinen Haß und seine Rachsucht zu befriedigen. Mit aufs Aeußerste getriebener Verstellung erzählte er ein Märchen in der arglistigsten Weise aus Wahrheit und Lüge zusammengesetzt. Nach seiner Erzählung hatte er den Grafen bei Frau von Champrod im Pavillon getroffen, als die ersten Schüsse ihn aus dem Schlosse gelockt; doch weit entfernt, Louisen unmittelbar zu beschuldigen, gab er ihrem Wunsche, des Vendeers Flucht zu begünstigen, tausend listige Deutungen, schlaue Bemerkungen, welche seine Behauptungen zu unterstützen schienen, erinnerten an die Neigung der beiden jungen Leute, ehe der Oberst dort wohnte; an ihre gegenseitigen Gelübde der Treue; er glaube nicht, daß bei einem so reinen Charakter als dem der Frau Champrod, jene Eindrücke gänzlich verwischt seyn sollten; seine dunklen Worte schienen zu erkennen zu geben, daß der Kapitän von Vibray bereits mehrmals zur Nachtzeit das Schloß besucht habe, dessen geheime Gänge ihm alle bekannt seyen. Außerdem sey das Interesse, welches Louise für ihn an den Tag gelegt, als sie sich herabließ, an einer Verschwörung zu seiner Rettung Theil zu nehmen, leicht aus ihrer Denkweise zu erklären, die sie in jedem Vendeer einen Bruder erblicken lasse.

Mit teuflischer Gewandtheit stürzte Philipp durch seine Worte allmälig Verdacht, Mißtrauen und Ueberzeugung in Champrod's Herz; auch war ja aller Schein gegen Louisen. Ein Zufall steigerte seine vorgefaßte Meinung zur Gewißheit.

George hatte während seines letzten Kampfes ein Miniatur-Portrait fallen lassen, das er auf seiner Brust getragen. Philipp hatte es bemerkt, ließ es jedoch liegen; er wartete, bis des Obersten Auge darauf fallen würde. Ein matter Schein des anbrechenden Tageslichtes traf das Gemälde; der Oberst hob es auf und erkannte das Portrait seiner Gattin. Wie sehr er auch seine Entrüstung zu verbergen suchte, so bemerkte Philipp sie doch; seine Lippen bebten; Leichenblässe umzog sein Gesicht. Mit Ungestüm ergriff er Philipp's Hand.

„Mein Entschluß ist gefaßt", sagte er, „ich weiß, was ich zu thun habe."

„Was denn?"

„Was jeder Mann von Ehre an meiner Stelle thun würde. Folgen Sie mir!"

Beide verließen den Pavillon und begaben sich nach demjenigen Theile des Schlosses, wo man George gefangen hielt.

Einige Minuten später sah man den Obersten, gefolgt von George von Vibray und vier Offizieren, sich mit eiligen Schritten in den Park begeben.

Philipp hatte seinen Zweck nicht erreicht, vielmehr verfehlt. Seine Berechnung war Folge der wilden Eingebungen eines rachgierigen Gemüthes; allein er hatte mit einem Charakter zu thun, der auch in seiner Wuth noch Edelmuth behauptete. Der Oberst, die Politik bei Seite setzend, sah in dem Gefangenen nur den Mann, der ihn an seiner Ehre verletzt hatte. Er wollte die Rache an seinem persönlichen Feinde nicht den Gerichten überlassen.

Mit der fast ritterlichen Gesinnung, die man so oft bei Militärpersonen antrifft, hatten die Offiziere, an welche der Oberst Champrod sich gewendet, die Kriegsgesetze aus den Augen verloren und sich dem Wunsche ihres Befehlshabers gefügt. Die Worte „Beleidigung" und „Genugthuung" hatten jedem Zögern ein Ziel gesetzt und Alle dem Obersten ihre Dienste angeboten, welcher die beiden Aeltesten und die zwei Jüngsten von ihnen ersuchte, ihn zu begleiten.

Das war es nicht, was Philipp verlangte: er hatte eine Militär-Kommission und ein Todesurtheil gewünscht. Da nun aber seine Hoffnung vereitelt war, so suchte er von dem Lauf der Ereignisse auf andere Weise Nutzen zu ziehen und begab sich nach dem Zimmer der Frau Champrod.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksvergnügungen in München.

(Von C. D—l.)

(Schluß.)

Ich gehe nun zu einem Hauptvergnügen des lebenslustigen Münchner Publikums über, welches auch hier bei uns auf dem Lande hoch gefeiert wird. Ich meine hiermit die Kirchweihen. Diese bilden den Schluß der Sommervergnügungen. Wo es lustig hergeht, ist der Münchner dabei, daher er gewiß bei keiner Kirchweihe der Umgegend fehlen wird. Ist die Witterung nur einigermaßen günstig, so sieht man ganze Caravannen zu diesem Feste eilen, um sich theils an dem vortrefflichen Biere, theils an den bayerischen Nudeln, die eine Hauptrolle spielen, zu laben. Hier kann man mit Recht sagen, daß dieses ursprünglich kirchliche Fest von dem lebenslustigen Volke zum weltlichen gemacht wurde. Gut essen und viel trinken sind auch hier die Hauptgrundsätze, die geltend gemacht werden. Auch bei diesem Feste bildet das Bier wieder das einzige Getränke. Der Wein, wie jedes andere warme Getränke, ist gänzlich verbannt. Führt der Liebhaber seine Dulzinea zum Tanze auf, so reicht er ihr nach Beendigung desselben statt, wie bei uns, ein Glas schlechten gewässerten Weines, den steinernen Maßkrug mit Bier hin.

Das Tanzen gehört mit zu den Hauptvergnügungen der Münchner; es wird sowohl in München selbst, als auch in der Umgegend, mit wahrem Feuer betrieben. An allen Vergnügungsorten sind Tanzplätze für die untere Klasse errichtet. Aber auch in den höheren Gesellschaften kann man mit Genüge die Beobachtung machen, wie gerne und wie leidenschaftlich die Münchner Damen tanzen; es scheint diese Vorliebe ihnen schon angeboren zu seyn. Nirgends sah ich aber charakteristischer tanzen, als im bayerischen Hochgebirge; das ist noch ein wirklicher Tanz, bei welchem Hände und Füße in Bewegung sind, und wo besonders der Tänzer alle seine Geschicklichkeiten in den verschiedenen Biegungen des Körpers mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit aufbietet. Bei günstiger Witterung sind bei solchen Gelegenheiten die Wirthshäuser überfüllt; man zahlt oft, um nur einen leeren Krug zu erhalten, das Vierfache, was dessen Inhalt an Bier kostet. Fröhliche Spiele, Musik und Gesang wechseln bis zum Abend ununterbrochen ab, wo man vergnügt wieder nach der Stadt zurückzieht.

Der Sommer neigt sich frühzeitig seinem Ende und räumt dem Herbste, der beständigsten Jahreszeit in München, den Platz ein. Das schönste aller Feste sollte nun bald beginnen. Mit Sehnsucht sieht man dem ersten Sonntage im October entgegen. An diesem Tage nimmt das weit und breit bekannte Octoberfest seinen Anfang.

Dieses, alle Jahre wiederkehrende, Fest wurde zur Feier der Vermählung des Königs Ludwig, damals noch Kronprinz, 1810 gestiftet, und war ursprünglich ein landwirthschaftliches, hat aber nunmehr den Charakter eines wahren Nationalfestes angenommen. Dabei besteht aber die landwirthschaftliche Tendenz nach wie vor, und von allen Seiten kommen die Landleute zu der, einige Tage

Digitized by Google

vorher stattfindenden Ausstellung von Vieh mit ausgezeichneten Pferden, Stieren, Kühen, Schafen, Ziegen, und mit Erzeugnissen des Landbaues nach der Stadt, wo auf dem freien Platze vor der königlichen Reitschule die schiedsrichterliche Entscheidung über das Preiswürdigste gehalten wird. Auf der Theresienwiese, dem eigentlichen Schauplatze des Festes, auf deren Anhöhe gegenwärtig die Ruhmeshalle mit der Riesenstatue Bavaria steht und welche bei dem dießjährigen Feste enthüllt wurde, sind schon mehrere Tage vorher in einem Halbmonde eine Menge Buden, einem kleinen Dorfe gleichend, errichtet, in welchen alle mögliche Arten von Erfrischungen zu haben sind. Eine lange Reihe von Schießständen für Scheibe, Hirsch, Adler und Pistolen schließt sich an diese an, hohe Stangen mit Fahnen und grüne Tannenbäume umgeben den Platz. An dem ersten Sonntage, dem Tage der Eröffnung, ziehen Knaben in altdeutscher Tracht in langem Zuge, die Preisfahnen tragend und unter Musik, auf die Theresienwiese, wo die Landwehr die Ordnung aufrecht erhält; fast die ganze Bevölkerung Münchens und Tausende von Fremden, aus allen Gegenden herbeigeströmt, füllen in dichtem Gewühle die Anhöhen und die Wiese.

Bei Eröffnung des Festes nimmt der König unter dem Donner der Kanonen seinen Platz in dem königlichen Zelte, wo auch noch die Behörden und die Schiedsrichter gegenwärtig sind; von den Tribunen der Musik erschallen fortwährend die fröhlichsten Weisen. Auf ein gegebenes Zeichen öffnen sich nun die Thore der Rennbahn und die flüchtigen Rennbuben stürzen in dichtem Knäuel hervor, die Bahn entlang, welche eine halbe Stunde im Umfang beträgt und viermal umritten werden muß, wo sich dann bei dem letzten Male der Sieg entscheidet und die ausgesetzten Preise gewonnen werden; mit großem Jubel werden immer die ersten begrüßt. Vorher findet schon unter dem Schall der Trompeten und dem lauten Ausruf der Namen die Vertheilung der Preise und Fahnen für die besten Erzeugnisse der Viehzucht und des Landbaues statt, welche vor dem königlichen Zelte vorübergeführt werden.

Am zweiten Tage ziehen die Schützen mit ihren Fahnen von dem Rathhause auf die Wiese und das Schießen beginnt, welches fast die ganze Woche dauert, und wobei man die ungemeine Virtuosität der bayerischen Schützen, da Alles aus freier Hand auf 150 Schritte geschossen wird, bewundern kann. Von Nah' und Fern strömen zu diesem Preisschießen die renommirten Schützen, namentlich aus dem Gebirge, in ihrer Nationaltracht herbei, um Ruhm und Geld davon zu tragen. Während dieser ganzen Woche herrscht ein ungewöhnliches Leben auf diesem Platze; das Donnern der Büchsen und Böller, das Jauchzen der Zieler, das Schreien der Kegelbuben, das Anpreisen der unzähligen Verkäufer, das Durcheinanderwogen der schaulustigen Menge, die Kraftäußerungen der Bierseligen, die eigenthümlichen Trachten der verschiedenen Gebirgsbewohner, die sich überall aussprechende Fröhlichkeit, Alles dieses zusammen gibt ein Bild eines wahren Nationalfestes.

Am zweiten Sonntage des Octoberfestes findet ein zweites Pferderennen statt, und ein großes Feuerwerk am Abend bildet den Schluß dieses schönen Festes.

Der Herbst verstreicht unter Scheibenschießen und Pferderennen in der nächsten Umgegend, bis endlich die Christfeiertage das fröhlich verlebte Jahr mit seinen Gaben beschließen. Auch ich schließe nun mit den Worten: daß Alles dieses gewiß ein gutes Recept gegen jede Melancholie und ihr trauriges Gefolge ist.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Mosenthals: „Ein deutsches Dichterleben" nach Otto Müllers gleichnamigem Roman bearbeitet, hat auch auf der hiesigen Bühne festen Fuß gewonnen. Bei der zweiten Aufführung, welche an einem Sonntage stattfand, war das Haus zu überfüllt, daß das Orchester ausgeräumt werden mußte. Gleichfalls zahlreich besucht und nicht minder beifällig aufgenommen war die dritte Vorstellung. Mag das Drama der strengen Kritik auch nicht in allen Theilen genügen, mag der Inhalt desselben auch theilweise einer rasch fortschreitenden und drastischen Handlung ermangeln, und ist auch der Schluß mit Recht als unbefriedigend und der poetischen und sittlichen Gerechtigkeit ungenügend zu bezeichnen, so haben wir doch jedenfalls ein ganz verdienstliches Bühnenstück gewonnen, dem wir um so aufmunternder entgegen kommen, als die gegenwärtige Armuth an dramatischer Produktivität nicht in Abrede zu stellen ist. Die hiesige Aufführung ist so ausgezeichnet, daß sie allein schon hinreichen würde, dem Stücke seinen Erfolg zu sichern. In Folge dessen wird Otto Müllers Roman hier so stark gelesen, daß unsere Leihbibliotheken denselben drei bis vier Mal anschaffen müssen, um den Anforderungen ihrer Abonnenten nur einigermaßen genügen zu können. Dieß zur Beruhigung von Autoren und Verlegern, deren Romane durch eine Bühnenbearbeitung stets einen gesteigerten Absatz gewinnen.

In J. D. Sauerländers Verlag ist nun die von uns bereits wiederholt angezeigte Ausgabe von H. Zschokke's hinterlassenen Gedichten erschienen. In höchst geschmackvoller Ausstattung erscheint dieß inhaltreiche und treffliche Büchlein, um als eine andere und poetische Selbstschau der frühern und namentlich dem ersten Theile derselben: „Das Schicksal und der Mensch" sich anzureihen. Die hier mitgetheilten Gedichte hat Zschokke eigenhändig in ein seiner Gattin zum Geburtstag gewidmetes Album niedergeschrieben, welche Sammlung durch andere, die sein Sohn unter hinterlassenen Papieren vorfand, noch vermehrt wurde. In dem kurzen Vorworte sagt der Herausgeber (Emil Zschokke): „Die Herausgabe der gesammelten Gedichte des verewigten H. Zschokke bedarf keiner Rechtfertigung. Sie sind ein Vermächtniß an seine Freunde, und seine Freunde, zerstreut durch alle Gauen, in denen die deutsche Zunge klingt, werden sie wohlwollend aufnehmen. Den bescheidenen Titel „Feldblumen" wählte Zschokke selbst." Die Sammlung zerfällt in vier Abtheilungen — Jugendjahre, Wanderjahre, Mannesjahre und Familienleben. Sie führt dem Leser ein getreues Bild der Empfindungen, Gedanken und Bestrebungen eines geistvollen und edlen Mannes vor, welcher in tausend Herzen in dankbarer Erinnerung fortlebt und solcher Huldigung um so würdiger ist, als er stets der Wahrheit, Tugend und Schönheit geopfert und für das Wohl und Wehe seines theuern Vaterlandes bis ins höchste Greisenalter hinauf die volle Frische und Wärme einer ungeschwächten Begeisterung bewahrt hat. Wir galuben diese „Feldblumen" als ein schönes und besonders geeignetes Festgeschenk bestens empfehlen zu dürfen.

Saphir, der lange genug Witze gemacht, steht soeben im Begriff, sich mit einem jungen, reichen, schönen und geistreichen Mädchen zu verheirathen. Von allen den genannten Eigenschaften seiner Braut hat Saphir bekanntlich nur die letzte ebenfalls.

Digitized by Google

Der Mensch und das Schicksal.

Das Schicksal lau'rt an jedem Wege,
Ob es nicht einen Mann erspüre,
Den, ungewärtig seiner Schläge,
Der Zufall diese Straße führe.

Und kommst du glücklich unbefangen:
Erspähet es dich schnellen Blick's
Und kommt verräth'risch d'rein gegangen,
Dich fassend plötzlich hinterrücks.

Und wirst du des Verrathes Händen
Dich nicht mit Muth und Kraft entwinden,
So wird's dir Streich auf Streich versenden
Und dich mit hundert Stricken binden.

Vergebens wirst du Klagen stöhnen
Hinauf bis vor des Himmels Thor:
Der alte Zeus wird dich verhöhnen — —
Er hilft dem Starken nur empor.

German Mäurer.

Korrespondenz.

Berlin, 14. November.

(Schluß.)

Unter den männlichen Stimmen sind die schon seit Jahren hier bekannten Tenore Pardini und Labocette, der eine für Heldenpartien, der andere für das lyrische Fach in der That höchst schätzenswerth. Außerdem verdient der frische Bariton Guiccardi alle Anerkennung. Sie vermochten indeß nicht, der Oper jene Theilnahme im Publikum zu verschaffen, obgleich einzelne Opern, wie der Belisar und Montechi und Capuleti recht gut und präcis ausgeführt wurden, wie im vergangenen Jahre. Damals bildete Signora Fiorentini, gleich ausgezeichnet durch Schönheit wie durch Stimme, einen mächtigen Magnet. Sie war auch für diese Saison engagirt, ist aber der Direktion contractbrüchig entlaufen. Inzwischen wandte die Direktion alle Mittel an, ihr Repertoir zu vervollständigen. Es trat die Gräfin Tasca-Toccani auf, um nach dem Vorgange der Rossi die eigenen zerrütteten Finanzverhältnisse zu reguliren, war aber, wenn auch fertige Coloratursängerin, von zu kleiner Figur und zu wenig belebtem Spiel, um entschiedenen Beifall zu finden. Für die nächste Zeit werden wir eine junge Ungarin, Mari Laszlo, zu hören bekommen, die eine wunderbar mächtige Stimme besitzen soll. Außerdem ist von Paris die berühmte Castellan engagirt. Demnach scheinen die Aussichten sich günstig zu gestalten. — Die Singacademie, deren Ruf bekannt genug ist, pflegt alljährlich einen Cyclus von Aufführungen zu veranstalten, die aber erst in die spätere Winterzeit fallen. Inzwischen fand sie Gelegenheit, bei der hier stattfindenden Versammlung deutscher Philologen, zu Ehren derselben Händel's Saul zur Aufführung zu bringen. Die fremden Gäste und ein großer Theil von Kunstfreunden war dazu eingeladen. Der Eindruck dieser Aufführung war im Allgemeinen günstig, ließ sie auch im Einzelnen Manches zu wünschen übrig. Eben so widmete das Institut dem Geburtstage unseres Königs eine würdige Feier durch die Ausführung eines Salvum fac regem von Grell und des schönen Te Deums von Graun. — Von den hiesigen Instrumentalinstituten, unter denen die Simfonie-Soiréen, das Zimmermann'sche Quartett und die Trio-Soiréen der Herren Löschhorn und Gebr. Stahlecht die erste Stelle einnehmen, haben die ersteren ihren Cyclus eröffnet und zwar mit der Ouvertüre zur Euryanthe, Haydn's B dur-Simfonie, der Ouverture zur Genoveva von R. Schumann und Beethoven's zweiter Simfonie. Die Theilnahme an diesen Soiréen ist sehr lebhaft, wie ein stets wiederkehrendes und mit jedem Jahre sich mehrendes Publikum beweist. Die Aufführungen, unter Leitung des Kapellmeisters Tanbert, sind ausgezeichnet und gehören zu dem Glänzendsten und künstlerisch Werthvollsten, was unsere Residenz aufzuweisen hat. Joseph Gungl ist mit seiner Kapelle von Petersburg hier eingetroffen und hat unter endlosem Beifallsjubel seine Konzerte im Sommersalon begonnen.

G B.

Frankfurt a. M.

Die dießjährige Kunstausstellung im Städel'schen Institut hat den Beweis geliefert, daß die Direktion des Kunstvereins auf die zur Verloosung bestimmten Gegenstände eine besondere Sorgfalt verwendet und dabei namentlich hiesige Künstler berücksichtigt hat. So sahen wir unter den dießjährigen Bildern solche von Professor Schrödter, Professor Becker, Saal, Dielmann, Morgenstern und Burger, lauter Bilder von wirklich künstlerischem Werth, und ferner von den fähigsten Schülern des Instituts schöne Proben ihres Talentes und ihrer Fortschritte, wie die von Maurer, Becker, Schreyer und Masler. Diese auf die Einkäufe verwendete Sorgfalt wird hoffentlich nicht verfehlen, dem Kunstverein neue Mitglieder zuzuführen, was um so wünschenswerther ist, als die letzteren Jahre eben nicht vortheilhaft auf denselben eingewirkt hatten. Die frühere Anzahl von 1000 Actionären hatte sich im Jahre 1846 wesentlich verringert. Die Gesammtausgabe des Kunstvereins in dem Zeitraum von 1830 bis 1849 betrug fl. 86,291. 51 kr. Es wurden gekauft für die Verloosungen 291 Oelgemälde, 36 Zeichnungen und Aquarelle, 4 Glasgemälde, 60 plastische Werke und 1100 Kupferstiche und Lithographien für fl 56,599. 25 kr. Im Vergleich zu den Düsseldorfer, Kölner und Münchner Kunstvereinen sind die Actien des hiesigen Vereins zu niedrig im Preise, wobei man wohl von dem Wunsche ausging, die Betheiligung recht Vielen möglich zu machen und zugleich darauf rechnete, daß die Bemittelteren den Verein mit mehreren Actien unterstützen würden, anstatt sich mit einer einzigen abzufinden. Auch ein plastisches Werk, welches zu der dießjährigen Verloosung gekommen, haben wir noch zu erwähnen: Gruppe einer Bäuerin mit ihrem Kinde, Original von Petry, Schüler des Instituts H. Petry hat sich vor drei Jahren der plastischen Kunst gewidmet und es unter Leitung seines Lehrers, des Professor Zwerger, so weit gebracht, daß seine Arbeiten lobende Anerkennung gefunden. Außer der genannten hessischen Bäuerin ist von demselben auch eine sehr gelungene naturgetreue Figur des jungen Hrn. Reger ausgestellt. Es wäre wohl zu wünschen, daß die Direktion des Städel'schen Kunstinstitutes hinfort Veranlassung nehmen möchte, talentvolle Schüler der Plastik, für die bis jetzt noch wenig gethan wurde, zu deren weiterer Ausbildung in höhere Kunstanstalten ins Ausland zu schicken. — Zu besonderem Danke ist man der Direktion des Kunstvereins noch dafür verpflichtet, daß es ihr gelungen, den Actionären einen Kupferstich nach einem Bild von Professor von Schwind in München darbieten zu können. Der Stich, von Göbel dahier ausgeführt, ist vollkommen gelungen und ganz im Geist des Gegenstandes gehalten. Wir schließen unsern Bericht mit dem Wunsche, daß das hiesige Publikum an unserm Kunstverein eine immer wachsende Theilnahme nehme und daß dadurch die Zahl der Actien sich mit dem folgenden Jahre so erweitern möge, wie es der guten Sache würdig ist.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Nov. (Zum ersten Male:) Ein Mann der Gesetze, Volks-Drama in 4 Aufzügen nach einer alten Tragödie von Ischokke, frei bearbeitet von C. Haffner.

Sonntag, 24. Nov. Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nikolai.

Montag, 25. Nov. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Druck und Verlag von Heller und Kodm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 281. Montag, den 25. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Oveemann.)

(Fortsetzung.)

X.

Der nächtliche Lärm hatte sämmtliche Bewohner des Schlosses auf den Burghof gelockt; die Dienstboten umringten die Soldaten, welche die Todten und Verwundeten begleiteten. Einige Chouans waren getödtet, andere gefangen genommen und einer kleinen Anzahl war es gelungen, sich durch die Flucht zu retten Bei Louisen war bloß ein kleines Mädchen geblieben; Philipp schickte es unter irgend einem Vorwande fort und das Kind, von Neugier gestachelt, eilte von dannen.

Kaum war Louise aus ihrer Ohnmacht erwacht und bemühte sich, ihre verwirrten Gedanken zu sammeln, als ihre Blicke auf Philipp Cazal fielen. Sie schauderte zusammen, wie Jemand, der ganz unerwartet auf eine Schlange tritt; doch plötzlich ihr völliges Bewußtseyn wieder erlangend, erhob sie sich.

„Sie hier?" sagte sie. „So kühn, nach so vieler Feigheit!" Zugleich zog sie heftig an der Klingelschnur.

Philipp nahm einen Sessel und ließ sich nieder. Bei diesem kaltblütigen Benehmen fühlte Louise ein Zittern der Furcht.

„Sie mögen schellen, so viel Sie wollen," sagte er, „es wird Niemand erscheinen!"

„Himmel! was ist geschehen?" rief Louise, auf das Sopha zurücksinkend.

„Nichts, als daß in diesem Augenblick der Oberst Champrod sich mit dem Grafen von Vibray schlägt."

„Ein Zweikampf also?"

„Nichts Anderes; ein Zweikampf, der nur mit dem Tode Eines von ihnen enden wird. Sie sind Beide so erfahren in der Behandlung des Degens, daß man nicht wohl vermuthen kann, wer fallen mag."

Bei diesen schrecklichen Worten barg Louise ihr Haupt in den Händen. Philipp fuhr in gleichgültigem Tone fort:

„Was auch geschehen möge, Sie sind jedenfalls verloren. Fällt von Vibray, so wird der Oberst, der Sie für schuldig hält, Sie verstoßen; Sie wissen, daß er, trotz seines guten Herzens, unerbittlich ist, wo es seine Ehre gilt"

„Ich bin unschuldig!" rief Louise. „Ich will ihm die ganze Wahrheit sagen; er wird mir glauben!"

„Er wird Ihnen nicht glauben. Denken Sie denn, die Leidenschaft sey so schwer zu verblenden? George's Anwesenheit bei Ihnen in dieser Nacht; Ihre frühere Liebe; ein Miniaturgemälde, das Sie selbst ihm gegeben, und das der Oberst in dem Pavillon fand, wo Sie so sehr zur Unzeit in Ohnmacht fielen: alle diese Beweise, von mir erläutert und erklärt .... Sie sehen wohl ein, Madame! das ist mehr als hinreichend, einen mit Vorurtheil erfüllten Geist zu überzeugen."

Kalter Schweiß stand auf Louisens Stirne.

„Angenommen nun," fuhr Philipp fort, „der Oberst stürbe, dann bleibe ich allein hier. Glauben Sie, Vibrays Sieg würde ihn retten? glauben Sie, ich würde die Folgen des Kriegsgesetzes von seinem Haupte abwenden? Ich hatte es Ihnen versprochen, Madame! Sie wollten nicht auf mich hören: ich habe mich gerächt. Werden Sie auch jetzt eben so wenig mich anhören?"

„Abscheulich! abscheulich!" rief Louise aus.

„Es ist doch das Einzige, was Sie thun können. Sie wissen, wie sehr ich Sie gebeten und gefleht habe; Sie wissen, daß diese Liebe, die bis in meine Seele eingewebt ist, Allem Trotz bot, um Ihnen nahen zu können; daß sie sogar Ihrem Hasse trotzte! Alle Hindernisse, die sich mir entgegenstellten, habe ich vernichtet. Glauben Sie, ich würde jetzt zurücktreten, nun ich bei Ihnen und hier Gebieter bin? Sprechen Sie nur Ein Wort, Louise, und mein ganzes Leben ist Ihnen geweiht; mein Herz, dessen unbezwingliche Stärke sie kennen, mein Vermögen — Alles lege ich Ihnen zu Füßen! Sprechen Sie Ein Wort und ich führe Sie weg von hier. Was ist erforderlich zum Glücke? Unabhängigkeit, Gold, Liebe. Folgen Sie mir und Sie haben das Alles."

„Ihnen folgen? ich, Ihnen folgen? nimmermehr!"

„Louise, haben Sie Mitleid mit sich selbst," sagte Philipp drohend.

„Ihnen folgen? Lieber den Tod!" rief die junge Frau aus.

„Und dennoch werden Sie müssen!" fuhr Philipp kalt fort. „Lange genug habe ich gebeten, als daß ich nicht endlich befehlen dürfte."

Er war aufgestanden. Sein Gesicht deutete auf eine so unerschütterliche Festigkeit des Entschlusses, daß Louise einsah, sie sey verloren.

Doch mit der Gefahr stieg auch ihr Muth. Zu stolz, sich zum Flehen oder Heucheln zu erniedrigen, flog sie, ehe er sie zurückzuhalten oder ihre Absicht zu ahnen vermochte, auf einen kleinen, über der Sarthe hervorragenden Balkon. Des Flusses schneller und tiefer Strom bespülte den Fuß der Mauern.

„Nun, so kommen Sie und holen mich!" sprach sie, während ihr Antlitz einen ungewöhnlichen und erhabenen Ausdruck annahm.

Unwillkürlich streckte Philipp die Arme aus, um sie zurückzuhalten.

„Louise!" rief er aus.

„Noch Einen Schritt und Sie mögen meine Leiche aus den Flusse holen."

Philipp Cazal wich zurück. Einen Augenblick schauten sie

Digitized by Google

einander an; die Eine ruhig und entschlossen, der Andere düster, schwankend.

Endlich behielt seine kalte Spottsucht die Oberhand.

„Sie erinnern sich wohl des „Ivanhoe?“ sagte er mit bitterem Lächeln. „Sie haben Lust, die Rolle der „Rebekka“ zu spielen; doch ich bin kein „Brian de Bois Guilbert“, und es wird Zeit, daß dieses Possenspiel ein Ende nehme.“

Er trat an's Fenster. Louise richtete einen Blick gen Himmel und — verschwand.

Philipp stieß einen Schrei aus und beugte sich über den Balkon.

Das Wasser war in Bewegung. An der Stelle, wo Louise gefallen, erblickte man einige Kreise, die bald vom Strome mit hinweggerissen wurden.

XI.

Während dieß auf dem Schlosse sich ereignete, hatte der Oberst Champrod den Grafen von Vibray in Freiheit gesetzt und dieser war ihm in den Park gefolgt. Als sie nahe an der Weide vorüber gingen, wo Alexis den Tod gefunden, erhob Pierrette, die in hinbrütender Verzweiflung dort auf den Knieen geblieben, unwillkürlich das Haupt beim Geräusch der nahenden Schritte. Der Tag begann zu grauen. Eine Weile starrte Pierrette, wie besinnungslos, auf die Gruppe, welche eiligst das Gehölz durchschritt; endlich aber erkannte sie George und den Obersten. Unwillkürlich stand sie auf und folgte ihnen; doch auf dem Wege blieb sie, ohne sich über den Grund Rechenschaft geben zu können, hinter den Bäumen und Gesträuchen ihnen aus dem Gesichte. Es schien sich ihrer die Ahnung eines neuen Unglücks bemächtigt zu haben.

Bald hielten die Offiziere an den Ufern des Geay auf einer offenen, ebenen Stelle.

Der Oberst warf seinen Mantel ab und zog seinen Degen.

„Erklärungen zwischen uns Beiden sind unnöthig“, sprach der Oberst zu George; „Einer dieser Herren wird Ihnen seinen Degen reichen. Wir werden fechten und Einer von uns muß auf dem Platze bleiben. Ich vertraue, Sie werden mit diesen Zeugen zufrieden seyn; wir können daher unsere Stellungen einnehmen.“

Schweigend hörte der Graf von Vibray auf den Obersten; zwar war der Gedanke an einen Zweikampf in ihm aufgestiegen, als Champrod ihn aus seinem Gefängnisse abholte; doch bei der Vorstellung, daß er Kriegsgefangener sey, hatte er sich dieß alsbald wieder aus dem Kopfe gesetzt. Das, was er vernahm, ließ ihm zwar jetzt keinen Zweifel mehr darüber; allein vergeblich suchte er nach einem Grunde zu dieser sonderbaren Herausforderung.

Ein Offizier schnallte seinen Degen ab und bot ihm denselben an. Während George den Degen annahm, bemühte er sich, eine Erklärung zu erhalten. Der Oberst fiel ihm ins Wort:

„Die Sache, die uns hierher führt, ist ernsthaft genug, daß sie Einem von uns das Leben kosten wird; diese Herren haben meiner deßfallsigen Versicherung geglaubt. Sie begreifen mich besser, als Jemand; die Beleidigung, die Sie mir angethan, muß Blut kosten. Daher keine unnützen Worte. Aber indem ich Sie herausfordere, will ich nicht, daß, wenn Sie Sieger bleiben möchten, Ihr Leben vor Gericht Gefahr laufe, wo diese letzte That Ihre Verurtheilung gewiß herbeiführen würde. Sobald der Kampf beendigt ist, können Sie abreisen; diese Herren haben ihr Ehrenwort ertheilt, daß sie schweigen werden. Sie dagegen werden mir Ihr Wort geben, daß Sie auf der Stelle das französische Gebiet verlassen wollen, ohne Jemanden wieder zu sehen.“

Die Miene, mit welcher dieß gesprochen ward, ließ von Vibray einsehen, daß des Obersten Entschluß unerschütterlich feststehe; er zweifelte nicht, daß dieses unerwartete Zusammentreffen durch eine teuflische List Philipp Cazal's veranlaßt worden. Allein es war unmöglich, den Obersten über seinen Irrthum zu belehren, und eine Weigerung, mit ihm zu fechten, wäre Feigheit gewesen. George versprach daher, was Jener von ihm forderte und der Kampf begann.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vorurtheile.

(Nach Dumarsais von Wilhelm Wagner.)

II.

Es ist, wie wir schon nachgewiesen haben, eine eben so verkehrte, als traurige Politik, die Völker in der Unwissenheit erziehen und erhalten und ihnen nie das Licht der Wahrheit vergönnen zu wollen. Nach dem System verkehrter Staatsklugheit müssen die Völker betrogen und zu ihrem eigenen Heile in der Blindheit des frommen Aberglaubens bewahrt werden. Wäre es wahr, daß man gewisse Irrthümer den Menschen nicht nehmen darf, so wäre das eben so, als wenn der Arzt für gewisse Krankheiten des Körpers kein Mittel zu ihrer Heilung anwenden wollte. Wir möchten hiernach die Frage aufstellen, ob der Zustand roher und wilder Völker dem von gebildeten und gesitteten vorzuziehen sey? Ist denn das Menschengeschlecht zu einem ewigen Unglück und zu ewiger Dummheit bestimmt? Darf man den Versuch nicht wagen, es zu einem immer hellern und schönern Geistesleben emporzutragen? Die Vernunft ist uns Allen gegeben, und die Natur hat bei Vertheilung derselben nach keinem Standesunterschiede gefragt; mit welchem Rechte wäre es daher verstattet, sie zum ausschließlichen Eigenthume einiger besonders Glücklichen und Bevorzugten zu machen? Wo läge hier die Gränze, wo der Verstand anfangen und der Unverstand aufhören dürfe? Wenn man solche Fragen einem Selbstherrscher und seinen Ministern vorlegt, so erwiedern sie, daß eine gewisse Aufklärung auch von ihnen zugestanden würde, daß solche sich aber nicht bis auf die Angelegenheiten der Regierung und Staatsverwaltung erstrecken dürfe. So sollen wir also nach Diesem und Jenem fragen dürfen, nur nicht nach Demjenigen, was uns gerade am wichtigsten ist und wovon unser Wohl und Wehe am meisten abhängt! In gleicher Weise behaupten die Priester, daß das Volk über Religion und Kirche nicht grübeln dürfe, und die Rechtsgelehrten sagen, daß Recht und Gesetz heilig und unantastbar seyen. Diese guten Leute haben freilich Ursache genug, ihr Thun und Treiben in geheimnißvolles Dunkel einzuhüllen und den Mantel, der ihre Blößen deckt, nicht abziehen zu lassen. Wenn die Natur oder die Gottheit, wie wir es nun nennen wollen, ganze Nationen nur dazu bestimmt hat, das Spielzeug der Könige, Minister und Pfaffen zu seyn, der Selbstsucht und den Leidenschaften derselben zu dienen, sich von ihnen unterdrücken und verdummen zu lassen, so haben diese Fürsten allerdings sehr Recht, jeder Regung der Freiheit, jede Sehnsucht nach Licht, jeden Wunsch nach Verbesserung schon im Keime zu ersticken; — wenn dagegen der Mensch von der Natur das Recht erhalten hat, an seiner Erhaltung und Verbesserung zu arbeiten, sich aus dem Zustande der Rohheit und Dummheit emporzuheben, so darf er auch verlangen, daß man ihm den Weg, der zu diesem Ziele führt, nicht versperre; daß man den beglückenden Sonnenstrahl der Wahrheit seinem prüfenden Geiste nicht vorenthalte. Tief eingewurzelt in uns liegt der Drang nach Wahrheit, und wie Alles sich nach dem Licht der erwärmenden Sonne drängt, so auch der Mensch. Wer ihm hier feindselig entgegen tritt, der hat sich an dem Edelsten und Heiligsten, was es gibt, versündigt, der verdient, verachtet und geschlagen zu werden. —

Digitized by Google

Der Mensch ist in allen Dingen groß, in welchen es ihm verstattet ist, zu forschen und zu prüfen; er ist nur da klein geblieben, wo man ihm nicht vergönnt hat, mit seinen eigenen Augen zu sehen. Er hat die weitesten Fernen des Himmels durchmessen und die Gesetze der Bewegung in den Weltkörpern, wie in dem Wassertropfen erforscht; er hat die Meere überschifft und ist in die Eingeweide der Erde hinunter gestiegen; er hat die Elemente und Kräfte der Natur seinem Willen und seinem Bedürfniß unterthan gemacht und die Stürme und Revolutionen der Natur besiegt; er hat mit der Urkraft seiner Gedanken alle Hindernisse beseitigt und sein Daseyn immer verbessert, wenn es ihm darüber nachzudenken verstattet war; dagegen aber ist er in der Finsterniß geblieben, wo er nur mit Zittern fragen und seiner eigenen Augen sich nicht bedienen durfte.

Die heranwachsenden Geschlechter übernehmen das traurige Erbtheil ihrer Vorfahren. Sie fürchten sich vor den Gespenstern des Aberglaubens, weil ihre Väter sich davor gefürchtet und weil sie von den Aposteln des Betrugs und der Verblendung nur Irrthümer überkommen haben. Sie schmachten nur deßhalb unter dem Joch grausamer Despoten und willkurlicher Gesetze, weil sie das Heilmittel noch mehr fürchten, als die Krankheit, an die sie nun einmal gewöhnt sind. Hätten die Menschen seit Jahrtausenden nur einen kleinen Theil derjenigen Zeit und Mühe, die sie auf schulgelehrte Untersuchungen, dogmatischen Unsinn, juristische Spitzfindigkeiten verwendet haben, auf die wirkliche Verbesserung ihres Daseyns gerichtet, wären sie eben so muthig gewesen, als sie feig waren, wie anders und besser würde es jetzt aussehen! Hätten sie nur ein Zehntheil jener ungeheuren Summen, welche zu prachtvollen Hoffesten, zu unsinnigen Kirchenceremonien, zu blutigen Kriegen, zur Abfütterung von Höflingen und Pfaffen schmählich vergeudet wurden, auf gemeinnützige Unternehmungen, Schulen, Hebung des Handels und der Gewerbe und anderer nützlicher Dinge verwendet, so würden sie jetzt unendlich reicher und glücklicher seyn. Aber die Völker sind immer ihren Fürsten und Göttern gegenüber Kinder geblieben, haben es nie gewagt, nach der Begründung und dem Recht von jenen zu fragen, und haben des Muthes ermangelt, weil ihnen stets die rechte Einsicht gefehlt hat. Das alte System der Unterdrückung und Verdummung darf uns nicht in Erstaunen setzen, aber es ist fast unbegreiflich, wie es möglich gewesen, es Jahrhunderte lang so consequent und siegreich durchzuführen.

Die ererbten, von den Vorfahren uns überkommenen Meinungen sind eine Krankheit, von welcher man glaubt, daß sie nicht ohne Gefahr und nicht ohne ein Verbrechen zu begehen, geheilt werden könne. An den Glauben gewöhnt, daß die Uebel eine vom Himmel verhängte Strafe sind, an den Gedanken gewöhnt, ihre Fürsten und Priester für von den Göttern besonders begnadigte Wesen und sich selber dagegen für arme Stiefkinder der Gottheit zu halten, endlich die Erde nur als ein Thal des Jammers und eine Stätte der Unvollkommenheit zu betrachten, scheint es dem größten Theil der Menschen gleichsam eine Sünde, eine Empörung, nur daran zu denken, sich der Strenge und Härte ihres Schicksals entziehen zu wollen. So gibt besonders die Religion den menschlichen Irrthümern und Vorurtheilen eine ewige Dauer. In Folge jener nun einmal geheiligten Meinungen widerstreben die Menschen der Vernunft und dem Hang ihrer gesunden Natur, um sich blindlings den Lehrsätzen ihrer Priester zu unterwerfen. In Folge derselben Vorurtheile entäußern sich ganze Nationen ihrer Würde, ihrer Kraft und ihrer Rechte, um sich den unsinnigsten Neigungen von Eroberern, welche sie zur Schlachtbank führen, hinzugeben. In Folge derselben Vorurtheile wird ein großer Theil der Gesellschaft zum beständigen Opfer des Luxus, des Geizes, des Eigennutzes einer kleinen Anzahl von gierigen Höflingen, die nur durch die tiefe Versunkenheit der von ihnen Unterdrückten groß sind, während sie selber in knechtischer Unterwürfigkeit den Launen ihrer Herren fröhnen, deren Macht und Titel auf Vorurtheile und Befangenheiten aller Art gestützt sind. Die Achtung vor uns selbst dürfen wir nicht verlieren, denn ohne diese können wir weder thätig, noch muthvoll seyn. Sollen wir aber das Vaterland lieben, Regierung und Gesetze achten, so müssen sie uns wirkliche Vortheile bieten. Solche können nur da hervortreten, wo nicht das Interesse eines Fürstenhauses, einer mit ihm zusammenhängenden Camarilla, einer Priesterkaste und eines überzähligen Heeres von Beamten und Kriegern alle andern überwiegt, sondern wo die Wohlfahrt aller Stände und die große Gemeinschaft, die auf Gleichheit und Brüderlichkeit beruht, gesichert und über alles Andere gestellt wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Bai von San Diego am stillen Meer.) San Diego ist schon von Natur der schönste Hafen in Californien und wird im Laufe der Zeit eine große Bedeutung erlangen. Die Bai von San Diego, das heißt ihr Fahrwasser, das 30 bis 40 Fuß tief ist, hat eine Länge von 18 (engl.) Meilen und eine Breite von $^1/_2$ bis 3 (engl.) Meilen. An manchen Stellen dieser Bai sind die Ufer so steil, daß die größten Schiffe dicht anlegen können. Es ist ein Hafen, der sich zu Anlegung von Docks und zum Handel ganz vortrefflich eignet. Die Bai von San Pedro ist nicht tiefer, als daß Schiffe, die über 8 Fuß tief gehen, nicht hinein können. Zwischen San Diego und San Francisco ist kein Hafen an der Küste, denn San Pedro, Santa Barbara und Monterey sind bloß Rheder- oder Ankerplätze, sehr unsicher in der Zeit, wenn hier die Südostwinde häufig orkanmäßig wehen. San Diego ist für eine große Eisenbahn der natürlichste Bahnhof, der in der westlichsten Welt zu finden ist.

Je dicker das Buch, je dünner sein Geist! Wenn man die ganze neue Literatur könnte wie Wein einfrieren machen, so würden kaum zwei Druckbogen voll neue Wahrheiten übrig bleiben! —

Junge Leute, die Worte und Phrasen zusammenflicken und ein paar Zeitungsartikel fabriziren können, gerathen heutzutage öfters in Versuchung, sich für große Köpfe anzusehen. Es sind die Schneiderjungen der geistigen Welt, welche sich an Lappen in der Nähekunst üben.

An Bewegung fehlt's der Menschheit nicht. Die österreichische und preußische Menschheit ist fortwährend auf den Beinen. Doch ist auch für das Sitzen gesorgt; in Wien und Berlin haben die Minister täglich und oft noch bei Nacht Sitzungen.

(Die deutschen Volkslieder, gesammelt von Karl Simrock.) Endlich haben wir eine Sammlung der deutschen Volkslieder, wie wir sie brauchen. Wir? das heißt das Volk, nicht die Gelehrten, nicht die sogenannten Gebildeten, auch nicht die deutschen Aesthetiker, die Literaten für sich, sondern Alle zusammen, der Bauer, der Bürger, der Soldat und der Handwerksbursch, der Bettelmann und der König, ja selbst der Edelmann, wenn es noch einen solchen Stand in Deutschland gibt. Wer nur lesen kann, wird oder kann sich an diesem Buch ergötzen, er wird hier nur Aechtes finden, unmittelbare Naturpoesie, wie sie aus Herz und Nieren des Volkes hervorgeht. Wer konnte es auch besser machen als Karl Simrock? Wer vereint so viel Fleiß für deutsche Literatur mit so viel Kenntniß der Poesie, mit

Digitized by Google

so vielem ausschließlichem Geschmack für deutsche Dichtkunst, so viel Naturfrische und Kritik, so viel bewährte Lust und Liebe zum Werke mit nordischer Dauerbarkeit?

Was war das für eine Freude unter den Kroaten, als sie neulich von ihrem Kaiser und Ban Jellachich wieder nach Wien gerufen wurden! Gegen Wien wie 1848, meinten sie, gehe es und marschirten flugs aus Agram und Keiner hatte den großen, leinenen Sack vergessen, den sie 48 voll von Wien zurückgebracht hatten.

Deutsche Pflicht.

Gibt's ein Deutschland? Nun so zeigt es,
Deutsche Männer, jung und alt!
Schaut nach unserm deutschen Norden —
Gibt's ein Deutschland, zeigt es bald!

Zeiget es, daß deutsche Herzen,
Deutsche Treue, deutsches Recht
Noch verstehn das Schwert zu schwingen
Gen Verräthers feigen Knecht;

Zeigt es, daß der Stahl noch spaltet
Jedes Frevler's tück'sche Brust,
Der das Vaterland zerreißet
Höhnisch und mit frecher Lust.

Ist noch nicht die Kraft gebrochen,
Deutsches Volk, dann zeig' es bald —
Hört den Hülferuf der Brüder,
Der vom Norden zu uns schallt!

Laut ertönt die ernste Mahnung:
Deutsches Land ist in Gefahr,
Gen Tyrannenmacht nur kämpfet
Holstein's kleine tapfre Schaar.

Und verlassen von den Fürsten,
Die sich einstens deutsch genannt,
Die für Schleswig-Holsteins Rechte
Eingesetzt ihr Wort und Hand,

Kämpfen uns're nord'schen Brüder
Treu mit Gott für's Vaterland! —
Und sie haben mit Vertrauen
Ihren Blick nach uns gewandt;

Nach uns, die zum heil'gen Kampfe
Sie bestärkt mit Wort und Rath —
Zeigt nun auch, daß deutsche Männer
Fähig sind zur kräft'gen That!

Auf! beweis't, daß deutsche Herzen,
Deutsche Ehre, deutsches Recht,
Noch verstehn, das Schwert zu schwingen
Gen Verräthers feigen Knecht!

Zeiget, daß der Stahl noch spaltet
Jedes Frevlers tückisch Herz,
Daß ihr deutsches Recht noch schützet
Ueberall und allerwärts.

Laßt es nicht beim Wort bewenden,
Rasch zur That, wer helfen kann!
Denn Versprechen zu erfüllen,
Steht dem deutschen Manne an!

B. R.,
ein nassauer Soldat.

Korrespondenz.

Dresden, 16. November.

Seit langer Zeit hat unsere Residenz nicht so viel Vergnügungen, Kunstgenüsse und Schaustellungen geboten als gegenwärtig; namentlich aber sind es Kappo's Theater academique in der neuerbauten, nobel eingerichteten Arena auf dem Postplatze und G. W. Cassidy's Riesencyclorama im Saale der Kunstausstellung, welche das Interesse des Publikums vorzugsweise in Anspruch nehmen. Hrn. Kappo's Academien bestehen gewöhnlich aus drei Abtheilungen (Olla podrida, Atelier lebender Bilder und komische Pantomime), und schwerlich möchte hier schon etwas Vollendeteres und Vorzüglicheres gesehen worden seyn, als diese in reicher Abwechselung stattfindenden Productionen. Die lebenden Bilder, auf beweglichem Piedestal und von dreißig Herren und Damen dargestellt, finden insbesondere ungetheilten Beifall, wie denn überhaupt der Besuch seither ein recht zahlreicher war. In anderer Weise erfreuen und belehren die beweglichen Cycloramen, die, auf 27,000 Quadratfuß Leinen gemalt, eine Strecke von 2300 Meilen amerikanischer Sceneerie zur Beschauung bieten. — Der Klaviervirtuos Julius Schulhoff aus Prag gab in voriger Woche noch ein zweites sehr besuchtes Konzert, in welchem sowohl seine Compositionen, wie die geistdurchdrungene Technik seines Spieles von Neuem die lauteste Anerkennung fanden. Die kritischen Stimmführer, wie z. B. der geistvolle Carl Banck, sprechen sich außerordentlich zufriedenstellend über den jungen Künstler aus. Im Hoftheater bewährt das prachtvolle Ballet: „Das hübsche Mädchen von Gent", immer noch seine Anziehungskraft; es soll vorläufig zwölf Mal wiederholt werden, ehe Fräul. Lucile Grahn von uns scheidet. Konzertmeister Franz Schubert, der die Kapelle dirigirt, wird uns alsdann auch auf einige Zeit verlassen, um in Berlin (zunächst am Hofe) zu conzertiren. Auf dem zweiten Theater begann vorgestern He. Böener, der bekannte Kluckdarsteller, einen Gastrollencyclus. — Um schließlich noch ein Wort über hiesige literarische Thätigkeit zu berichten, sey erwähnt, daß Berthold Auerbach mit einem Buche über Nicolaus Lenau beschäftigt ist, während Julius Hammer und Otto Ludwig Eisfeld (Verfasser des „Erbförsters") an Dramen schreiben. Vielleicht bald ein Mehreres über Dresdener Literaturzustände.

Konzert-Anzeige.

Das von uns bereits angezeigte Konzert des Hrn. Adolf Schlösser findet heute, Montag den 25. d. M., im Saal der Loge Socrates unter Mitwirkung der Herren Wolff, Rosenhain, Dettmee u. A. und der Frau Behrend-Brandt statt. — Anfang um 7 Uhr. Billets sind im Haus Mozart und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Nov. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Dienstag, 26. Nov. Jessonda, große Oper in 3 Abth. von J. Gehe, Musik von L. Spohr.

Mittwoch, 27. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Meinhold, unter Mitwirkung der Fräul. Osterste, Solotänzerin, und des Hrn. Dornewaß, Solotänzer vom Hoftheater zu Darmstadt, neu einstudirt): Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt von d'Alayrac. Hierauf (zum ersten Mal): Hans und Grete, Genrebild von L. Schneider (komische Scene.) Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen. Tänze in den Zwischenakten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Hettee und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 282. Dienstag, den 26. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Ovemann.)

(Fortsetzung.)

Da George einen Widerwillen fühlte, das Blut eines Mannes zu vergießen, dessen Güte und Edelmuth er kannte, wovon er sogar in diesem Augenblicke einen Beweis erhielt, so war er bloß bemüht, die auf ihn gerichteten Stöße abzuwehren. Seine Fertigkeit im Fechten erleichterte ihm dieß, wenigstens in diesem Augenblicke, wo er es mit Jemanden zu thun hatte, den die Wuth gänzlich verblendete.

Von der Stelle aus, wo Pierrette sich verborgen, konnte sie das Gefecht vollkommen übersehen; allein die Entfernung gestattete ihr nicht, die Worte zu vernehmen, welche der Oberst und der Graf wechselten. Unaufhörlich starrte sie auf die beiden Degen, die in der Morgendämmerung wie glänzende Schlangen sich durcheinander zu winden schienen. Mehrmals stellte der Oberst in seiner ungestümen Ungeduld seine Brust dem Stahle des Vendéers bloß. Endlich müde eines Kampfes, der ohne Erfolg blieb, und vorzüglich in der Absicht, jedes Blutvergießen zu vermeiden, benützte der Graf einen mißlungenen Ausfall, um seinen Gegner zu entwaffnen.

Mit Einem Sprunge hatte der Oberst seinen Degen aufgenommen und stand wieder kampffertig, ehe die Zeugen hatten dazwischen treten können.

„Einer von uns muß hier bleiben!“ rief er, den Kampf wieder aufnehmend.

Einen Augenblick danach ward ihm der Degen zum zweiten Male aus der Hand geschlagen und George's Waffe stand auf seiner Brust, ohne daß dieser zustieß. Zum zweiten Male hob der Oberst seinen Degen auf und hielt einen Augenblick das Gefäß krampfhaft in der Hand; dann warf er ihn wieder hin und wandte sich zum Grafen.

„Sie haben mich besiegt,“ sprach er, „und mit grausamer Großmuth haben Sie sogar ein Leben verschont, das mir fortan zur Last ist. Der Kampf soll beendigt seyn, obgleich wir Beide noch leben. Entfernen Sie sich, mein Herr, Sie sind frei. Erinnern Sie sich bloß Ihres gegebenen Wortes!“

George entfernte sich. Pierrette lief durch den Wald, um Louisen zu erzählen, was vorgefallen. An einer offenen Stelle am Saume des Parks angelangt, gewahrte sie auf einem Balkon die Gestalt ihrer Gebieterin, die einen Augenblick danach von ihm herab sich in den Fluß stürzte. Pierrette flog an's Ufer; während sie ihre Blicke über die ebene Wasserfläche umherschweifen ließ, sah sie Philipp Cazal todtenbleich herbeilaufen. Sein Blick sagte ihr Alles und sie ging schnell weiter den Fluß entlang. In einiger Entfernung sah sie etwas Weißes treiben: es war Louise, die noch durch ihre Kleider über dem Wasser gehalten ward. Auf Pierrettens Hülferuf liefen die Müller aus einer am Flusse stehenden Mühle hinzu: sie sprangen hinein und brachten Louisen bewußtlos an's Land.

Alle drängten sich um sie herum. Es ward nach einem Arzte geschickt und bald schlug Louise die Augen auf. Ihr erster Blick traf Pierretten; sie warf sich in ihre Arme und fiel aufs Neue in Ohnmacht, als sie Philipp neben ihr stehen sah. Der Arzt verordnete, sie vorsichtig in die Mühle zu tragen. Als man sie aufhob, löste sich ihr Korallen-Armband und fiel auf das Gras. Philipp sah dieß und hob es auf.

Mit einem gebieterischen Wesen, das Pierrette in ihrem Zustande sich anmaßte, befahl sie Philipp, sich zu entfernen, und dieser, begierig, den Ausgang des Zweikampfes zwischen dem Obersten und George zu vernehmen, verließ das Gemach.

Mit kurzen Worten theilte Ersterer ihm den Vorgang mit. Bitter war Philipp getäuscht, als er vernahm, daß der Graf seinem Hasse entgangen sey; doch gewöhnt, seine Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, ließ er den Obersten davon nichts merken und erzählte nun seinerseits, wie seine Gattin aus einem Fenster des Schlosses in die Sarthe gesprungen sey und daß die Müller sie gerettet.

Der Oberst fragte nach den Gründen, welche Louisen zu diesem verzweifelten Entschlusse bewogen. Das gerade war es, was Philipp wünschte, um jede Erklärung zwischen dem Obersten und seiner Gemahlin unmöglich zu machen.

„Wie weiß ich's?“ sagte er. „Frau von Champrod hat sich erst nach einigen Stunden von der Ohnmacht erholt, die bei Vibray's Gefangennehmung sie befiel. Da machte sie ihrer Trauer durch Thränen und Schluchzen Luft. Sie wollte aufstehen, sank jedoch erschöpft auf ihr Ruhebette nieder. Als sie vernahm, der Gefangene sey mit Ihnen zum Zweikampf gegangen, sprang sie plötzlich auf. „Ich werde es nicht überleben!“ rief sie und stürzte sich zum Fenster hinaus.“

Mehr noch als seine Worte, gaben Philipps Ton und Blicke zu erkennen, welchen Sinn man, nach seiner Meinung, Louisens Ausruf unterlegen müsse. Der Oberst erklärte ihn auf ähnliche Weise.

„Sie kann jetzt am Leben bleiben,“ sagte er mit bitterm Lächeln, „er ist ja frei!“

Er begab sich sodann in sein Kabinet, schrieb einige Briefe und stieg eine Stunde später zu Pferde, als ob er einen Ritt in die Umgebungen des Schlosses machen wolle.

XII.

Gegen Abend, als Louise ihr Denkvermögen wieder erlangt hatte, verwunderte sie sich, daß ihr Gemahl gar nicht erschienen war. Pierrette begab sich auf das Schloß und eine eigenthümliche Unruhe bemächtigte sich ihrer, als sie vernahm, der Oberst

Digitized by Google

sey nicht zurückgekehrt und Philipp ihr einen Brief an die Adresse der Frau Champrod einhändigte. Mit diesem Briefe begab sie sich zur Mühle.

Louise erbrach das Schreiben. Der Oberst theilte ihr mit, daß es Beiden unmöglich sey, mit einander zu leben; daß er sich daher für immer von dem Orte entferne, der ihm stets das Vergehen Derjenigen ins Gedächtniß zurückrufen würde, die er eben so sehr geachtet habe, als er sie noch liebe und der er ihre Freiheit zurückgebe. Wenn der Tag der Reue erscheint", schrieb er, „werden Sie sich des Mannes erinnern, den Sie betrogen haben und der für Ihr Glück sein Leben hingegeben hätte. Dann werden Sie weinen: diese Thränen sollen meine Rache seyn; sie sollen an Ihrem Leben nagen, ehe ich Ihnen vergebe."

Diesem Briefe waren verschiedene Papiere angeschlossen, welche Louisen's Unterhalt reichlich sicherten.

Frau Champrod verlor keinen Augenblick; sie begab sich vielmehr, ungeachtet ihrer Schwäche, sogleich nach dem Schlosse. Niemand wußte, was aus dem Obersten geworden. In ihrer Herzensangst ließ sie Philipp zu sich entbieten.

Mit rohem Lächeln theilte dieser ihr mit, daß der Oberst sich nach Noyen begeben habe und dort einen Wagen und Postpferde genommen habe. Bei seiner Abreise habe er seinem Rentmeister eine Vollmacht zurückgelassen, da er nicht Willens sey, nach Balestras zurückzukehren.

Louise preßte die Hand auf die von Fieber glühende Stirn. Sie fragte sich selbst, ob nicht ein schrecklicher Traum sie täusche; sie fühlte, daß es ihr unmöglich sey, ihre Gedanken gehörig zu ordnen.

„Es haben schändliche Verläumdungen stattgefunden", sagte sie dem nichtswürdigen Cazal; „Sie haben sich der Waffen des Feiglings bedient; von Ihnen konnte ich nichts Anderes erwarten."

„Sie haben den Krieg gewollt", antwortete er kalt.

„O, ich werde ihn wiedersehen!" rief sie aus. „Gott, der meine Unschuld kennt, wird zulassen, daß er auf meine Worte höre."

„Versuchen Sie es, Madame!"

Frau Champrod war zu schwach, um, wie sie beabsichtigte, sogleich abzureisen; allein sie schrieb dem Obersten, der sich nach Paris begeben hatte. Ihre Briefe wurden ihr uneröffnet zurückgesandt bis zu dem Tage, wo sie vernahm, ihr Gemahl sey wieder in Dienst getreten und nach Algier abgegangen. Nun stellte sie ihr Schreiben an ihn ein; ihr beleidigter Stolz rieth ihr, zu warten.

Mittlerweile erhielt sie Nachrichten von George. Seinen Freunden war es gelungen, seine Flucht nach England zu bewirken. Da er in contumaciam vom Gerichte zum Tode verurtheilt war, sagte er ihr auf ewig Lebewohl.

Louise blickte nun um sich und gewahrte, daß sie mit Pierrette allein sey, während alle Bande, welche sie an die Welt fesselten, zerrissen waren. Tiefe Niedergeschlagenheit ergriff ihr Gemüth und zuweilen stieg der Gedanke an den Tod in ihr auf. Doch die Religion schützte sie gegen derartige Versuchungen; sie beschloß, ihr Leben und alle ihre Hoffnungen der Vorsehung anheim zu stellen.

Philipp schlich um sie her, düster und schweigend, wie ein Geist der Hölle. Die Gegenwart dieses Menschen machte ihr das Blut in den Adern gerinnen.

Eines Tages, als sie es abgelehnt hatte, ihn zu empfangen, entfernte er sich, bleich vor Wuth.

„Sie sind jetzt allein", sagte er auf der Thürschwelle, „seyen Sie auf Ihrer Hut."

Louise wußte, daß Philipp Cazal einen Trupp Menschen in seinen Diensten hatte, die zu Allem fähig waren; er selbst war keck genug, vor keiner Unternehmung zurückzuschrecken. Sie beschloß daher, das Schloß Balestras, wo ihr Aufenthalt zugleich unangenehm und gefährlich war, zu verlassen. Da sie von Dem, was Ihr Gemahl ihr geschenkt, Nichts mitnehmen wollte, so waren ihre Vorbereitungen bald getroffen. Pierrette half ihr und Tags darauf waren Beide verschwunden.

Es war dem schändlichen Philipp Cazal, trotz seiner eifrigsten Bemühungen, nicht möglich, den Flüchtigen auf die Fährte zu gelangen. Louise war verschwunden, ohne irgend eine Spur, als die ihrer Wohlthaten, zurückzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Gustav Schwab.

— „Behalten Sie mich in freundlicher Erinnerung, und wenn Sie wieder einmal des Weges ziehen, sprechen Sie ja bei mir vor!" — So hatte in den letzten dreißiger Jahren ein rüstiger Vierziger von einnehmendem Wesen zu einem Bürschchen, das noch sehr grün war, im herzlichsten Tone gesprochen. Er stand auf der Flur seines Hauses und verstärkte die nachhaltige Wirkung seines Scheidespruches durch kräftigen Handschlag, durch zum Herzen dringendes Aufleuchten seiner seelenvollen Augen. Das Bürschchen in der Tracht fahrender Schüler neigte sein bartloses Milchgesicht vor dem Sprecher und drückte in sprachloser Bewegung die schwarzsammtne Studentenmütze an's Herz, welch' Gestus vielleicht sagen mochte: Herr, ich werd' Sie nie vergessen. Dann trennten sich die Beiden, der Eine schritt in's Haus zurück, der Andere in die Welt hinaus und dieser Andere murmelte noch gar oft, den Ziegenhainer schwingend: „Das war wieder einmal ein göttlicher Tag! — Welch' herrlicher Mann!" —

Der Vierziger war der Dichter Gustav Schwab, Pfarrer zu Gomaringen bei Stuttgart, das grüne Bürschchen — ich.

Und doch hatte ich, Mann geworden, des stillen, friedlichen Gomaringens vergessen. Jüngere Eindrücke entfärbten die älteren, und die jüngste dreijährige Sturm- und Drangperiode entfremdete mich vollends dem „goldnen Fabelland" schwäbischer Dichter, und Allem, was darauf hinwies, bis die Tageschronik berichtete: Gustav Schwab ist in der Nacht vom 3. auf den 4. November in Stuttgart gestorben.

Es ist traurig, wenn erst der Tod eines theuren Menschen das Gedächtniß des Theuren in uns zu erneuern vermag; traurig, wenn wir uns dann gestehen müssen: schau, mit dem Menschen hättest du noch gerne ein freundliches Wort gewechselt! — So geht es mir nun mit dem todten Dichter Gustav Schwab, dem ich so gerne noch einmal im Leben vor's Antlitz getreten wäre, fragend: „Erinnerst Du dich noch des Tages in Gomaringen, wo ich Dir gegenüberstand? damals warst Du in Deiner Nachsicht mit mir zufrieden; bist Du es noch?" —

Nun wird aber auch der Tag von Gomaringen in mir wieder lebendig, die verschleiernden Nebel der Zeit wälzen sich von der Bühne und ein liebtrautes Landschaftsbild im warmen Farbenschmucke fesselt mein Auge. Ein weichgewelltes Hügelland mit Waldgrün, wogenden Saaten und Weinpflanzungen, überwölbt vom klaren Morgenhimmel, ist mit hundert friedlichen Dörfern vor mir aufgebreitet. Es ist der Neckargau, durch dessen Burgen und Städte ich ziehe, dessen Sagen und Menschen mir gleich alten Bekannten entgegentreten.

Eine Kirchthurmspitze guckt aus Aepfelbäumen hervor. — „Wie heißt das Dorf?" frage ich eine vorüberwandelnde Schwabenmaid. — „Gomaringen!" schallt die Antwort zurück. — „Gomaringen? da ist ja Herr Gustav Schwab Pfarrer?" — Meine Frage wird von dem Mädchen, dessen schelmische Augen von schwarzen Spitzen verschattet sind, bejaht, und ich strebe so

Digitized by Google

rastlos dem nahen Dorfe zu, daß ich das Geschlängel des Feldweges verlasse und in kürzester Richtung über Wiesen und Ackerland meinem Ziele entgegenschreite, ungeachtet des schwäbischen Kernspruches:

„Geh mir nit über mein Aeckerle,
Geh mir nit über mein Wies,
Oder i prügl di wäckerle,
Oder i prügl di gwies."

Da stehe ich nun mitten in Gomaringen, und bevor ich mich noch recht besinne, bin ich auf dem Pfarrhof und poche bescheiden an der Schreibstube des Herrn Pfarrers. — „Herein!" heißt es vernehmlich. Ich drücke an der Klinke und stehe mit einer steifen Reverenz in der Stube. Ein Mann in bequemem Hausrock tritt mir mit einem Fragezeichen im Gesichte entgegen, und nun ich über das „Von winnen und von wannen" meines Besuches Auskunft geben soll, bin ich bei dem Gedanken, daß ich, ein ungeleckter Bär aus dem Karpathus, einem leibhaftigen Dichter gegenüber stehe, ganz befangen, und suche stotternd nach Phrasen und Wendungen, um mein Erscheinen gehöriger Maßen zu motiviren.

„Entschuldigen, daß ich Sie störe," — so beginne ich endlich die Conversation — „aber meine Verehrung für Sie ist so gränzenlos, daß ich — —" — der Pfarrer unterbricht meine ungelenke Rede mit der Bemerkung: „Sie sind kein Landeskind?" — „Nein; ein Deutschungar." — „Von so weit her?" wird mir erstaunt entgegnet. — „Nun, seyen Sie mir herzlich willkommen und machen Sie sich's vor Allem möglichst bequem!" — Ich lege Ranzen und Stock bei Seite, und da der Dichter wie ein anderes Menschenkind spricht, so schwindet meine Scheu und ich schwimme behaglich im Strome herzlicher Mittheilung.

Zunächst muß ich von Ungarn und seinen Verhältnissen, von mir und meinen Verhältnissen erzählen und mit Theilnahme folgt mein Wirth dem Sinn meiner Worte. — „Wir „Deutschungarn" — spreche ich — träumen noch viel „vom Reich", und werden wir flügge, so drängt es uns da hinaus, um die Poesie, oder weiß Gott was zu suchen. Thüringen mit seinem Weimar, Schwaben mit seinem Stuttgart, wird uns zum Mekka und Medina." — „Ich glaubte, Halle und Berlin werden am zahlreichsten von den Herren Ungarn besucht?" — „Ganz recht, um da zu studiren — entgegnete ich —, nach Weimar, Marbach u.s.w. wallfahrten wir." — „Sie, mein lieber, junger Freund sind also gegenwärtig auf einer solchen Wallfahrt begriffen?" — „So ist es; ich habe Oesterreich und Bayern durchzogen und gefalle mir in Schwaben sehr gut. Ich kenne Stuttgart, Marbach und all' das schöne Land am Neckar hinab; das Beste des Landes kenne ich aber doch noch nicht, oder bin erst jetzt daran, es kennen zu lernen!" — „Und das ist?" — „Die Literaturgrößen. Stuttgart leidet keinen Mangel daran; aber ich fühlte mich in der Stadt so klein und winzig, daß ich durchaus nicht den Entschluß fassen konnte, einen der Heroen anzusprechen!"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Es naht die Zeit der holden Weihnacht und mit ihr für Manchen die Sorge, was er seinem Freunde, seiner Geliebten als Geschenk geben soll. Wir empfehlen ihm zu diesem Zwecke zwei allerliebste Büchelchen, die soeben in vierter Auflage in dem Verlage von F. L. Herbig in Leipzig erschienen sind, und sich sowohl durch Eleganz und Zierlichkeit der äußeren Ausstattung, als durch ihre längst allseitig anerkannte Gediegenheit auszeichnen. Beide sind Werke des bekannten österreichischen Dichters Alfred Meißner. Das eine enthält dessen „Gedichte" und das andere seinen „Zizka". Um einen Beweis von der Beliebtheit dieses Dichters zu geben, brauchen wir bloß anzuführen, daß nach noch nicht Jahresfrist diese neue Auflage nöthig wurde.

(Notizen aus Kalifornien.) Die ganze Küste von Kalifornien und Oregon ist jetzt im Auftrage der Regierung durch eine eigens dazu gebildete Kommission untersucht und aufgenommen. Man hat verschiedene Hafenplätze entdeckt, die als vorzügliche Ankerplätze gerühmt werden, und auch die Mündung des Columbia untersucht. Aus den südlichen und nördlichen Minen sind alle Berichte übereinstimmend und mehr als befriedigend, sowohl bezüglich des Gesundheits-Zustandes der Ansiedlungen, als der Gold-Ernte selbst. In einzelnen Minen arbeitet man jetzt mit Maschinen, und vorzüglich sollen sich die Rockers, bei denen Quecksilber angewendet wird, bewähren. Die neuen Minen am Trinity-, Shaste- und Klamath-Flusse, welche in die Humboldt-Bai fallen, sollen an Ergiebigkeit alle anderen übertreffen. Tausende von Goldjägern sind daselbst in Thätigkeit. In den südlichen Minen ist die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Die Merikaner und Chillaner sind abgezogen. Durch energische Maßregeln hat man die aufrührerischen Squatters in Sacramento bezwungen; drei derselben wurden getödtet, mehrere verwundet und gefangen, die übrigen zerstreut. Man hat die Gefangenen sofort aufknüpfen wollen, den vernünftigen Einsprüchen des Sheriffs aber nachgegeben und beschlossen, dieselben vor Gericht zu stellen. — Die Ueberland-Einwanderung wird Kalifornien in diesem Jahre wenigstens 50,000 neue Bürger, wenn nicht noch einmal so viel, zuführen; denn man kann annehmen, daß nur ein Fünftel sich einschreiben ließ. Die Listen zählten 42,000 Personen mit 9000 Schafen, 23,000 Pferden, 7000 Kühen, 3000 Ochsen und 8000 Maulthieren. Unbeschreiblich sind die Mühseligkeiten, welche diese Karawanen von Missouri bis ins Sacramento-Thal in den Prairieen zu ertragen hatten, meist aus Mangel an Nahrung und durch den Verlust ihrer Lastthiere.

In Berlin finden die Spielwaaren einen ungemein großen Absatz nach Amerika. Eine einzige Handlung verkaufte für 32,000 Thlr. und hätte noch mehr anwerden können, wenn sie größere Vorräthe gehabt hätte.

Korrespondenz.

Leipzig, 20. November.

Ein vollständiges Bild der Leipziger Theaterzustände werden Sie erhalten, wenn ich den beiden ersten Abschnitten (über das Repertoir und die Mitglieder) noch folgende zwei hinzufüge: „Direktion und Regie" und „Kritik der Leipziger Theaterkritik"; beides sehr wichtige Punkte, aber doch in wenigen Worten erschöpft. — Der Direktor, Hr. Wirsing, ist ein guter Geschäftsmann. Zu seinem Eifer, „Geschäfte" zu machen, unermüdlich, wie die Trödler, die hier während der Messe Straß' auf, Straß' ab laufen und „Was zu handeln?" schreien, am Ende jedoch nur einen alten Hut oder ein Paar zerrissene Beinkleider als Lohn ihrer Mühen nach Hause bringen, würde er Sie voller Verwunderung anstaunen, wenn Sie bei seinen Bestrebungen nach einer künstlerischen Tendenz fragten. Er leitet das Kunstinstitut rein vom kaufmännischen Standpunkte aus, ist in dieser seiner Wirksamkeit unermüdlich und bestrebsam, wie irgend Einer, und das Leipziger Theater ist deßhalb nie in allem Aeußerlichen so glänzend gewesen, wie eben jetzt. Decorationen, Costüme, Ballet, Knall effekte aller Art sind auf eine hier bisher nicht gekannte Höhe gesteigert, und die Ausstattung läßt

Digitized by Google

nichts zu wünschen übrig. Daß dieß Alles aber nicht die Kunst ist, daß es den Geschmack des Publikums verdirbt, statt ihn zu bilden — das erkennt He. Wiesing nicht, oder wenn er es erkennt, so beachtet er es nicht; ihm ist, wie ich schon früher sagte, die Kunst „die Kuh, die ihn mit Butter versorgt", und mit dem Wahlspruche: „Après moi le déluge", wird er so lange „buttern", wie es ihm gefällt, und sich dann, wie ein früherer, hiesiger Direktor, auf seine Güter zurückziehen. Aber der Mann hat Recht, wenn das Publikum es sich gefallen läßt, und das Publikum läßt es sich gefallen. — Der Oberregisseur, He. Barthels, hat eine schlimme Stellung. Er war früher ein untergeordneter Schauspieler, spielt nun schon lange nicht mehr und ist eben seinem ganzen Wesen nach Theoretiker. Zwischen den Direktor und die Schauspieler hineingezwängt, entfremdet er diese beidrn Elemente einander, statt sie zu verbinden, nimmt eine, den letztren gegenüber feindliche Stellung ein, ist bei ihnen allgemein verhaßt und als Schauspieler natürlich nicht geachtet, und schadet dadurch eben nur der Kunst. Daß dieß der Fall ist, sieht man ganz besonders bei allen klassischen Stücken, bei denen von einem Zusammenspiele, einem harmonischen Verständnisse der Dichtung bis in die kleinsten Nuancirungen gar nicht mehr die Rede ist. Früher, wo das Ballet so schlecht war, daß man nur darüber lachte, wenn es erschien, war das Schauspiel vortrefflich abgerundet; jetzt beklatscht man das Ballet und lacht das Schauspiel aus. Dieser Vorwurf fällt natürlich hauptsächlich auf den praktischen Direktor des Instituts, den Regisseur. Würde er seine Stellung dessen erkannt haben und im freundlichen Verkehre mit den Schauspielern stehen, so würden diese mit Lust sich seiner Leitung anvertrauen, und die Folge wäre, daß das Schauspiel in künstlerischer Beziehung gewänne, und die glänzendsten Kostüme und Decorationen durch die Kunstleistungen in den Hintergrund gedrängt würden. Das sind die Mängel unseres Theaters hinter den Coulissen; aber auch vor denselben gibt es schlimme Feinde der Kunst. Den ersten Platz unter diesen nimmt das indolente Publikum ein, das sich Alles gefallen läßt, ohne einen Protest dagegen einzulegen. Es macht sich dadurch zum Mitschuldigen der Direktion.

(Schluß folgt.)

Daemstadt, 23. Novembre.

Seit Beginn der dießjährigen Theater-Saison sind hier bei dreimaligee Vorstellung in der Woche neu zur Aufführung gekommen im Schauspiel: Deborah, die Mönche, ein deutschee Krieger, Glück und Talent, Dornen und Lorbeee und Maria Theresia; in der Oper: Nebucadnezar; in Vaudevilles: die Versuche und die weibliche Schildwache. Ferner wurden neu einstudirt: Die junge Pathe, Vicomte de Letorieres, Jungfrau von Orleans, und die Opern: Montechi und Capuleti, Dom Sebastian, Freischütz, Maurer und Schlossee. Dieß als Beirg für die Thätigkeit der Bühne. Alle diese benannten Stücke und Opern, sowie verschiedene ältere, sind mit viel Sorgfalt einstudirt, scenirt und aufgeführt worden, namentlich ist die Oper Nebucadnezar mit einem Prachtaufwand in Decorationen, Maschineeie und Arrangements der Scenerie gegeben worden, wie sie wohl schwerlich bei iegend einer Bühne zur Aufführung kommen dürfte — Unser Maschinenmeister Brandt hat abermals dewiesen, welch schönes Talent ee desitzt. Die Opee fand auch, namentlich in der zweiten Vorstellung, großen Beifall. Dee dritte Akt ist der Glanzpunkt derselben. Die hängenden Gärten von Babylon mit den natürlichen Fontainen, die malerisch arrangirten Gruppen auf denselben, sowie die Ballrts haben einen überraschenden Anblick gewährt und das Publikum zu lebhaftem Beifall hingerissen. Das Bendemann'sche Bild, welches wie mit einem Zauberschlag sichtbar wurde und eben so wieder verschwand, hat einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Die Hauptpartieen der Oper wueden von Hrn Pasque, Fräul. Schneider, Hrn. Reichel und Hrn. Pecz ausgeführt und halten sich oerdienter Anerkennung zu erfreuen. Wir besitzen in diesen Mitgliedern und den Damen Neukäufler, Pirscher und Lachenwitz, sowie den Herren Breiting, Scharpff, Cramolini, Birnstill und Döring ein Opernpersonal, welches die Aufführung großer Tonwerke möglich macht, wie es die Vorstellungen dee Opern: Prophet, Hugenolten, Robert, Cortez, Vestalin, Norma, Jüdin u. A. bewiesen haben. In den oben genannten Schauspielen haben die neu engagirten Mitgliedee debütirt und uns den Beweis geliefert, daß wie in ihnen gute Acquisitionen gemacht haben. In der Teagödie haben sich Fräul. Franke, Hr. Knore und Hr. Schnur als tüchtige Darsteller bewährt und im Lustspiel ist Fräul. Stromeyee eine sehr angenehme Erscheinung. Für Muttereollen haben wie in Frau Geißler eine routinirte und brave Darstellerin gefunden und im Verein mit den älteren Mitgliedern besitzen wir ein Schauspielpersonal, wie es bisher hier noch nicht so vollständig gewesen ist. Auch für Gäste ist auf das Beste gesorgt woeden. Im Dezember wird die berühmte Tänzerin Fel. Lucile Grahn, im Januar Carl Grunert, Regisseur von Stuttgart, und im Frühjahr Emil Devrient vom Hoftheatee in Dresden auftreten.

Frankfuet, 26, November.

In dem morgen stattfindenden Benefiz des Hrn. Meinhold wird die rühmlichst dekannte Ballettänzerin Ost vom Hoftheater zu Stuttgart mitwirken. Ihr Gastspiel in Darmstadt, wo sie im Maekendall, in der Stummen als Fenella u. A. mit großem Beifall aufgetreten, veranlaßt ein dortiges Blatt zu nachstehendem Refrrat: „Die neue Solotänzerin Fräul. Ost aus Stuttgart ist ausgezeichnet durch Gewandtheit, Sicherheit und Grazie der Stellungen und Bewegungen. Sie führte einen pas de deux mit Hrn. Dornewaß mit hoher Kunstfeetigkeit aus."

Aufruf.

In allen Städten und größeren Orten der Herzogthümee Schleswig-Holstein haben sich Frauen und Jungfrauen vereint, um auch ihrerseits durch Handarbeiten ihren verwundeten Landsleuten wie den Wittwen und Waisen der gefallenen Kriegrr eine Unterstützung zu verschaffen. Die Frauenvereine der einzelnen Städte haben durch ihren Centralverein in Glückstadt sich an die Unterzeichneten mit der Bitte gewandt, einen Theil der von ihnen gefertigten Arbeiten in Frankfurt zu verkaufen. Mit Freuden unterziehen sich die Unterzeichneten diesem Auftrag. Um aber für so großes Unglück wie das, welches Schleswig-Holstein heimgesucht hat, ein annähernd entsprechendes Ergebniß zu erzielen, richten sie zugleich an die Bewohner und Bewohnerinnen Frankfurts das Ersuchen, ihnen zu gleichem Zweck weibliche Handarbeiten oder Erzeugnisse ihres Gewerbe- und Kunstfleißes zuzusenden. Bei diesem mildthätigen Unternehmen schmeicheln sie sich, sicher nicht vergebens, allseitige Theilnahme zu finden.

Die sowohl von Schleswig-Holstein, als von Frankfurt eingesandten Gaben sollen Mitte Dezember in einem Bazar zum Verkauf gebracht werden. Ort und Tag werden noch näher bekannt gemacht.

Frankfurt, 24. Nov 1850.

Frau Andreae-Goll, vor dem Schaumainthor.
„ Sophie Donner, Taunusanlage 9.
„ Sophie Elissen, Bleichstraße 72.
„ G. H. Engelhard, Roßmarkt, Rosenapotheke.
„ Moritz Grunelius, Gallengasse 16.
„ Hauck-Gogel, Gallengasse 31.
„ Hoff-Pitgram, Hochstraße 23.
„ Dr. Heinrich Hoffmann, Beckenquai 1.
„ W. Humser, Paulsplatz 10.
„ Oberinspektor Lamm, Eschenh. Chaussee 10.
„ J. Quilling, Schäfergasse 18, auch Liebfrauenberg 33.
„ De. M. Reiß, neue Mainzerstraße 51.
„ Schrödire, Mainzergasse 73.
„ Adelheid Schuster, Taunusanlage 4.
„ Dr. Souchay, Sandgasse 4.
„ Suchsland, Taunusstraße 12.
„ Mathilde Varrentrapp, Hochstraße 4.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Nov. Jessonda, große Opee in 3 Abth. von F. Gehe, Musik von L. Spohr.

Mittwoch, 27. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Meinhold, unter Mitwirkung dee Fräul. Ost, erste Solotänzerin, und des Hrn Dornewaß, Solotänzer vom Hoftheater zu Darmstadt, neu einstudirt): Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt von d'Alayeac. Hierauf (zum ersten Mal): Hans und Grete, Genrebild von L. Schneidee (komische Scene.) Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen. Tänze in den Zwischenakten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rodm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 283. Mittwoch, den 27. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

XIII.

Wir bitten unsere Leser, uns jetzt in eine andere Provinz zu folgen, und zwar in eine ärmliche Herberge in einem Dorfe der Normandie, an der Küste, nicht weit von Cherbourg. Zwei Jahre waren seit dem Verschwinden der Frau Champrod verflossen, es war mithin im December 1834.

An einem wackelnden Tische saßen zwei Fischer in ihren groben Jacken, jeder eine große Kanne Aepfelwein vor sich. Der Regen prasselte gegen die Fenster, durch welche man die Meeresbrandung erblickte. In der Ferne sah man auf den schäumenden Gipfeln der hochgehenden Wogen zuweilen eine Schaluppe sich erheben.

Der ältere der beiden Fischer schaute durch's Fenster.

„Bei solchem Wetter kann kein Zollbeamter ausgehen," sagte er, „die See ist gewaltig hohl!"

„Sieh' doch," fuhr der andere fort, „wie jene Schaluppe stampft; es scheint, daß sie auf den Strand anhält, anstatt das weite Meer zu suchen, wie wir thun würden. Sie kann vielleicht eher auf dem Strande sitzen, als man denkt. Ich möchte wohl wissen, wer dort den Befehl führt."

„Gewiß ein Schmuggler!"

„Denkst Du das, Vater Landry? Dann könnten wir wohl morgen die Ladung mit unsern Netzen fischen. Doch die Schmuggler halten eben so wenig auf den Sturm als wir! Vielleicht ist es die Schaluppe mit dem General, der gestern hier war und zu Wasser nach Cherbourg gehen wollte, oder auch das Boot des alten Yvon, mit welchem die beiden fremden Damen so gern eine kleine Fahrt machen."

Während er noch sprach, trat Jemand, der seinen durchnäßten Mantel abwarf, in's Gemach. Beim Anblick der Epauletten des Offiziers erhoben sich die beiden Fischer.

„Behaltet Platz, Freunde!" sagte der General, der kein Anderer war, als der ehemalige Oberst Champrod, welcher in Algerien einen höhern Grad errungen hatte und jetzt wegen einer Inspektion nach der Normandie berufen war. „Ich habe, so gut wie Ihr, die Herberge aufsuchen und meine Abreise auf morgen aussetzen müssen."

Der General stellte sich vor das Feuer, ergriff ein Glas und trank mit den Fischern. Der Kummer hatte eine Menge tiefer Furchen auf sein offenes, männliches Antlitz gegraben; man sah, daß durch anhaltenden Gram diese Stirne gerunzelt, diese Wangen eingefallen waren, während seine frühere gesunde Gesichtsfarbe einer kränklichen Blässe gewichen war.

„Es scheint, meine Freunde!" sagte er mit trübem, doch leutseligem Lächeln, „daß Ihr, vorsichtiger als Euer Kamerad, ein Glas Aepfelwein dem Seewasser vorzieht!"

Der alte Landry schaute durch's Fenster und schüttelte den Kopf. Der Regen hatte zwar aufgehört, allein der Wind war stärker geworden und hatte die am Horizont hängenden Nebel vertrieben.

„Vater Landry glaubte, es sey die Schaluppe eines Schleichhändlers," sagte der andere Fischer; „ich aber meine, die beiden Fremden von Eculleville, die eine kleine Wasserfahrt haben machen wollen, sind in dem Boote."

„Geh' doch, Du sprichst wie ein Narr!" entgegnete Landry, „denkst Du denn, ich würde hier auf der Bank sitzen bleiben, wenn die guten Damen in jener Nußschale umhertanzten? — Hören Sie nicht auf ihn, Herr General! es ist gewiß ein Schmuggelboot, so wahr ich lebe. Die guten Damen sollten in Todesgefahr schweben und Landry sollte in einer Ecke des Kamins sitzen und trinken! Wenn das wahr wäre, so könnten Sie sagen, daß ein Schelm hierunter stecke," setzte er, seine Mütze abnehmend, hinzu.

„Ich würde auch in See stechen, um ihnen Hülfe zu bringen, wenngleich ich wüßte, daß ich den Tod darin fände," sprach der Andere, „und das würde jeder Fischer an der Küste thun!"

„Wer sind denn diese beiden Fremden?" fragte der General, dessen Neugier durch diese Worte erregt ward.

„O, das ist eine ganze Geschichte," entgegnete Landry, „wir kennen sie wohl, aber wie sie heißen, wissen wir nicht."

„Und Niemand im Dorfe hat sie darum gefragt," fuhr der Andere fort. „Als sie vor zwei Jahren im Spätherbst hierher kamen, waren sie gewaltig niedergeschlagen. Da es kurz nach der Gefangennehmung der Herzogin von Berry war, so dachte man, ihre Brüder oder Männer wären vielleicht in der Sache betheiligt, und aus Ehrerbietung für sie und um ihre Traurigkeit nicht zu vermehren, hat man sie nicht darum gefragt."

„Das war brav gehandelt!" rief der General.

„Sie haben eine Wohnung bei einer armen Wittwe am Eingange des Dorfes bezogen, und während sie den Schein annahmen, als ob sie bloß ihre eigene Kost bezahlten, unterhielten sie die arme Wittwe und deren beide Kinder," sagte der alte Fischer. „Bald lernten alle Armen in der Umgegend sie kennen: es gab keine Hütte, wo man sie nicht fand; wo nur Kranke zu pflegen oder Unglückliche zu trösten waren, da brachten sie Hülfe. Sie scheinen nicht sehr reich, allein sie geben Alles, was sie haben, so gutherzig hin, daß Einem die Thränen in die Augen treten. Wenn sie nichts hatten, weinten sie mit den Unglücklichen und beteten für sie. Man kann alles das Gute, was sie gethan, nicht aufzählen. Sie sind ein wahrer Segen für das Land!"

„Seit der Zeit nennt man sie „die guten Damen," rief der Andere, „und Jeder würde sein Leben für sie hingeben.

Digitized by Google

Doch ist es ein wahrer Jammer, sie so niedergeschlagen und so bleich zu sehen. Diejenigen, welche diesen guten Damen Böses gethan, müssen kein menschliches Herz oder Gefühl besitzen!"

„Wißt Ihr denn nichts von ihrer Geschichte?" fragte der General, gerührt von dem Tone, in welchem der Seemann sprach.

„Nein", antwortete Landry, „es scheint, sie haben in ihrem früheren Wohnort viel Unglück erfahren. Als man einmal mit ihnen vom Krieg in der Vendee und von den armen Leuten sprach, die dort ihr Leben ließen, fingen sie an, bitterlich zu weinen. Seitdem darf man nicht mehr darüber reden, wenn sie zugegen sind."

„Die Eine scheint die Gebieterin der Andern", setzte sein Genosse hinzu, „denn sie wird immer „Madame" genannt, doch habe ich sie zu der Kleineren, mit den schwarzen Augen, „Pierrette" sagen hören."

„Pierrette!" rief der General, todtenbleich und zitternd sich an den Kamin lehnend.

Seine Blicke fielen auf das Fenster. Der Sturm war jetzt ausgebrochen. Dunkle Wolken umhüllten den Horizont und die See war, so weit das Auge reichte, mit Schaum bedeckt. Das Boot flog über die Wogen dahin, indeß die Fluth es der Küste zutrieb, gegen welche die See mit donnerndem Getöse brandete.

„Sieh' doch, was mag dem General fehlen?" sagte Vater Landry leise zu seinem Kameraden, „er ist ja so weiß geworden wie eine Leiche."

Der General begab sich ans Fenster.

„Freunde", sprach er, „jene Schaluppe steht auf dem Punkte, zerschmettert zu werden. Eilt zum Strande und sucht die darin befindlichen Leute zu retten. So viel Geld als Ihr verlangt..."

„Ich danke Ihnen", entgegnete der ältere Fischer. „Für die Rettung von Christenmenschen lasse ich mir nichts bezahlen."

Der General Champrod drückte ihm die Hand.

„Nun denn, so geht, geht schnell! Vielleicht sind die guten Damen in der Schaluppe."

„Nein", meinte der andere Fischer, „das kann ich besser sehen. Das Boot ist nahe genug; es sind nur drei oder vier Matrosen darin; aber wenn es auch englische Schmuggler wären, ich will es doch wohl versuchen, ihnen zu helfen. Es sind ja *auch Menschen*."

Die beiden Fischer gingen. Der General schaute ihnen nach, so lange er sie zu sehen vermochte. Was er vernommen, hatte ihn bis ins Innerste seines Gemüthes erschüttert. Auf einem entlegenen Fischerdörfchen fand er Diejenige wieder, der er fluchte und die er zugleich noch liebte; er fand sie dort arm, trauernd und allein!

XIV.

Während der General, von tausend Gedanken bestürmt, sein Haupt auf den Händen ruhen ließ, ward die Thüre der Schenke heftig geöffnet und eine weibliche Gestalt, in einen Mantel gehüllt, trat ein.

„Noch Niemand!" rief sie aus, ihren Mantel abwerfend.

Auf das Geräusch hatte der General sich umgewendet.

„Pierrette!" rief er.

Pierrette sank auf einen Stuhl hin, als sie ihn so unerwartet vor sich sah.

„Herr Oberst! *Sie, Sie* hier?" fragte sie.

„Pierrette, was machst denn Du hier? Bist Du allein? Ist Louise nicht bei Dir? Wo hast Du sie gelassen?"

Eine Weile starrte das junge Mädchen den General an; doch bald stieg das Blut wieder in ihre Wangen, welche die Ueberraschung entfärbt hatte.

„Was Sie hierher führt, weiß ich nicht", rief sie aus, „aber gewiß hat der Himmel Sie gesandt. Hören Sie, Herr General, wenn ich meiner Ahnung glauben darf, so werden Sie die Ruhe einer unglücklichen Frau wiedergeben, welche das Leid nicht verdiente, das Sie ihr zufügten. — Sie fragen mich, was ich hier thue? — Ich komme, um auf den Grafen von Vibray zu warten."

„Von Vibray?" rief der General erbleichend.

„Von Vibray", wiederholte Pierrette, „welcher der Frau Champrod geschrieben hat, er werde am dreizehnten, Mittags zwölf Uhr, hier in diesem Dörfchen eintreffen."

„Hier, wohin Deine Gebieterin ihn gewiß gerufen hat?"

„Hier, wo ein neuer Fallstrick ihn sicher erwartet. Meine Gebieterin ist heute eben so schuldlos, als damals, wo Sie sie verdammten, ja eben so schuldlos, als sie es immer war. Es sind jetzt zwei Jahre her, seitdem Sie leidet und für Sie zu Gott betet, für *Sie*, der so ungerecht sie strafte. Es ist Zeit, daß Das ein Ende nehme."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Gustav Schwab.

(Schluß.)

Mein Wirth lächelte und mit leichtem Erröthen spreche ich weiter: „Einmal bin ich zwar W. Menzeln in der „Königsstraße" begegnet; der Mann machte jedoch ein so bitterböses Gesicht, daß ich eingeschüchtert, ohne Muck zu machen, an ihm vorüberzog!" — „Nu, der Mann ist nicht so böse, als er aussieht," meint der Dichter lachend und setzt dann hinzu: „Wenn Sie nach Tübingen gehen, so gebe ich Ihnen ein paar Zeilen an meinen Freund Uhland mit!" — „O, das ist herrlich!" erwiedere ich voll Jubel, „Uhland wollte ich kennen lernen und Sie. Sie beide verehre ich als Lieder- und Romanzensänger hoch. Und was ich an Uhland oft bedauern mußte, sein allzu starres Kleben an der „engeren" Heimath, finde ich bei Ihnen auf das Glücklichste vermieden. Ihr Gesichtskreis ist ein unbegränzter, Sie schauen noch nach der weitesten Ferne und auch Leiden und Kämpfe fremder Völker finden in Ihren stolzen und prächtigen Dichtungen den entsprechenden Ausdruck; Ihre Griechen-, Ihre Polenlieder beweisen es!" — Der Dichter nickt ein klein wenig mit dem Kopfe und fragt mich: „Haben Sie meinen Namen noch in Ungarn kennen gelernt?" — „Kennen und lieben; besonders hat mich Ihr „der Reiter und der Bodensee" und „das Gewitter" entzückt!" — Gustav Schwab nimmt das Lob mit echter, ungekünstelter Bescheidenheit entgegen und spricht: „Wenn ich nur mit dem Versemachen innehalten könnte! Aber werden Sie mir's glauben, das Reimen ist mir Lebensbedürfniß!" — „Deutschland kann sich glücklich preisen, daß dem so ist!" — „Bah, meine jetzigen Verse taugen nicht mehr viel; aber ich muß dichten — ich muß! — doch, kennen Sie meine „Dichterbitte"?" — „Nein!" — „Lesen Sie's und entschuldigen Sie dann „den Mann, dessen Herz noch Blüthen treibt". — Ein Buch wird aufgeschlagen und mir überreicht. Ich lese:

„Wenn zum andernmal ein Baum
Spät im Sommer lächelnd blüht:
Werfet Ihr den Stein auf ihn,
Weil er nicht in Früchten glüht?

Dünkt Euch nicht der duft'ge Glanz
Lieblicher als Fleisch und Saft,
Rührt Euch die Vergeudung nicht
Hoffnungsloser Lenzeskraft?

Nun, dann scheltet nicht den Mann,
Dessen Herz noch Blüthen treibt,
Keinen, der im Spätling noch
Fruchtvergessen, Lieder schreibt."

Digitized by Google

Nach einer Pause lenke ich das Gespräch auf die „schönsten Sagen des klassischen Alterthums", deren erster Band unlängst erschienen. — „Eine neue, eine schönere Welt — sage ich unter Anderem — haben Sie mir da eröffnet!" — „Schöner als die Welt des Christenthums, wollen Sie sagen?" — „Allerdings!" — „Nein, nein, das ist ganz irrig und höchst gefährlich; die Griechenwelt war nicht schöner!" eifert mit großer Lebhaftigkeit der Dichter und läßt bei dieser Gelegenheit eine bestimmt ausgesprochene orthodoxe Frömmigkeit zu Tage treten, welche mir an dem klassisch durchbildeten Mann etwas befremdlich erscheint. Höher stelle ich den warmen Patriotismus des Dichters, welcher die meisten seiner „Zeitgedichte" als rother Faden durchzieht und auch seinem Schwanengesang die rechte Weihe gibt. Dieser ist der am 2. Nov. im Bürgermuseum zu Stuttgart gesprochene Prolog: Für Schleswig Holstein.

So durchglühte Begeisterung für Ruhm und Größe des Vaterlandes den Dichter bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, und glücklich mögen wir ihn preisen, daß sich das Auge des Edlen vor all' Dem, was sich in Deutschland vorzubereiten scheint, geschlossen hat.

Doch, wo bin ich plötzlich aus dem stillen Gomaringen hingerathen? — Nun, ich bin schon wieder zurück, habe aber nur wenig mehr zu berichten. Ich blieb bis spät Abends auf dem Pfarrhof, heiteres Gespräch wechselte mit einem Ausflug auf einen nahen Bühel und mit einem gastlichen Mahl, bei welchem leckere „Knöpfle" nicht fehlten. Als der Eingangs erwähnte Scheidespruch gesprochen war, wanderte ich durch die Abendlandschaft weiter und weiter. Stiller Friede breitete seine Schwingen über die Dörfer, wo allgemach die Lichter erloschen. Hin und wieder bellte noch ein Dorfhund und endlich begann der Nachtwächter seine Runde. Bald blies er da, bald sang er dort und der Abendhauch wehte mir zu:

„Loset, was i Euch will sagge!
D'Glocke het Zehni gschlagge,
Jez bättet und iez gönd in's Bett,
Und wer e rüehigs Gwisse het,
Schloaf sanft und wohl. Im Himmel wacht
E heiter Augg di ganzi Nacht!"

Die Miniaturausgaben der deutschen klassischen Belletristik und Ferdinand Freiligrath.

In diesen Blättern ist jüngst der zweiten Auflage von Gottfried Kinkels Gedichten gedacht worden, welche die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in prachtvoller Miniaturausgabe, gleich den vorausgegangenen Ausgaben der Gedichte von Schiller, Goethe, Uhland, G. Schwab, Freiligrath, N. Lenau, J. Kerner, den Juniusliedern von Geibel, Hölderlin, Platen u. s. w. und von vielen einzelnen dramatischen Dichtungen Schiller's und Goethe's erscheinen ließ. Der Cotta'schen Buchhandlung, deren rastlose Thätigkeit mit den ihr zu Gebot stehenden großen Mitteln fortdauernd Hand in Hand geht, gebührt das Verdienst, diese Gattung eleganter Ausgaben zuerst in Deutschland eingeführt und andere Verleger klassischer Belletristik zur Nachahmung angespornt zu haben. So u. A. Weidmann in Leipzig, dem wir die höchst eleganten Miniaturausgaben von Grimm, Arndt, Chamisso u. s. w. verdanken, J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. mit seinen Ausgaben von Rückert, Zschokke u. A. Es ist allerdings wahr, daß die äußere prachtvolle Ausstattung den innern Werth eines Buches nicht heben kann, aber sie ist denn doch eine dem nationalen Lieblingsdichter gebührende Huldigung, und die sich mit jedem Jahre vermehrenden Miniaturausgaben beweisen, daß sie ein Bedürfniß der Gebildeten geworden, wie sie zugleich dem Dichter die klingende Belohnung in reicherm Maße bieten. — Von Ferd. Freiligraths Gedichten erscheint in der Cotta'schen Buchhandlung soeben die fünfte Miniatur- oder zwölfte Ausgabe überhaupt. Die erste Auflage dieser Gedichte erschien 1838 und seitdem also jedes Jahr eine neue, bald in Octav, bald in Miniatur, und zwar jedesmal in der starken Auflage von 1250 Exemplaren. So konnten also selbst die Revolutionsjahre und die Mißliebigkeit, welche sich Freiligrath durch sein entschiedenes Auftreten bei der Gesellschaftsklasse erworben, welche zumeist Sinn und Geld für schönwissenschaftliche Lectüre hat, diesem Verhältnisse keinen Abbruch thun. Um so wünschenswerther ist es aber, daß auch von den gleichfalls in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Freiligrath'schen Gedichten: „Zwischen den Garben" entweder eine Miniaturausgabe erschiene, oder sie mit den älteren Gedichten zu einem vermehrten Bande vereinigt würden. Denn auch „Zwischen den Garben" enthält treffliche Gedichte. Wir weisen nur auf das historische Gedicht „Kreuzigung" hin, das wahrhaft groß das Hereinbrechen einer neuen Weltaera in gewaltiger Allegorie zur Anschauung kommen läßt. Welche bedeutende Stelle Freiligrath unter den Dichtern als Uebersetzer einnimmt, ist schon vielfach und noch jüngst in verschiedenen Blättern gebührend anerkannt worden und namentlich in Bezug auf seine Uebertragungen aus dem Englischen. Um so mehr ist auch von den von Freiligrath aus dem Englischen übersetzten und gesammelt erschienenen Gedichten zu wünschen, daß sie in der so ansprechenden Form in die gebildete Welt eingeführt werden. Es sind Sachen darunter, welche sich als Gedichte und Uebersetzungen dem Besten an die Seite stellen. In dieser Sammlung ist namentlich ein wahrer Juwel, das einfach große Gedicht von Tennyson: „Ulysses". — Von den politischen Gedichten Freiligraths sey hier nicht die Rede. Es sind im Sturme erzeugte, zwar mannichfach angefeindete, aber dennoch gewaltige Recken, denen es aber wahrscheinlich noch lange nicht gegönnt werden wird, in dem Panzerhemde in das Cotta'sche Heereslager einzumarschiren und den Purpur der Edition anzulegen.

r.

Mannichfaltigkeiten.

So unangenehm ist selten eine Hochzeitsgesellschaft gestört worden, wie neulich in Königsberg. Braut und Bräutigam hatten kaum das Ja am Altare gesprochen, so lud ein Polizeimann die ganze Gesellschaft, Braut und Bräutigam und die Brautjungfern in die bereit stehenden Wagen ein und führte sie in das Gefängniß. Die Hochzeitskleider waren nämlich alle gestohlen und die ganze Gesellschaft bestand aus Dieben, die man so mit einem Griff faßte.

Was ist zu predigen in diesen Tagen? Mit dieser Frage betrat ein blinder Greis in Kiel, dessen beredter Mund seit Jahren verstummt war, zum ersten Male wieder die Kanzel, um in erschütternder Weise Zeugniß von seinem holsteinischen Bekenntniß abzulegen und zu trösten und zu ermuntern. Was ist zu predigen in diesen Tagen? fragte er und antwortete: „Kühnes Wagen, kein Verzagen, kräftig Tragen, das ist zu predigen in diesen Tagen!" Claus Harms war der greise blinde Prediger.

Digitized by Google

Es gibt eine Menge Versmacher, aber wenig Poeten, wenig Zedern und viele Tannen!

Die große Masse von Wissen, welche über die Welt verbreitet ist, steht in keinem Verhältniß mit der sparsam verbreiteten gesunden Vernunft.

Jeder Narr hält seine Kappe für ein Heiligthum, welches Niemand berühren darf. Daher gibt es auch in der literarischen Welt so viele Heiligthümer.

Die Phrasenmacher sind eben so wenig Philosophen, als die Kräuterweiber Botaniker.

Korrespondenz.

Leipzig, 20. November.

(Schluß.)

Ein zweiter und großer Feind der künstlerischen Entwickelung unserer Bühne ist — die Leipziger Theaterkritik, die ich Ihnen zum Schlusse mit wenigen Strichen zeichnen will. Die hiesige Kritik ist für den Augenblick durch die „Theater-Chronik", „Deutsche Allg. Zeitung" und das „Tageblatt" vertreten, denen sich zuweilen die „Grenzboten" und neuerdings die „Neue Leipz. Zeitung" anschließen. Die „Theater-Chronik" ist ein Geschäftsblatt für Bühnen und Schauspieler und kratzt deßhalb weder den Direktoren, noch den Regisseuren oder den Mitgliedern die Augen aus. Der Referent der „Deutschen Allg. Ztg." ist, wenn man der öffentlichen Stimme glauben darf, der beste Kritiker unter den Landwirthen und der beste Landwirth unter den Kritikern; ein Mann, der viel besser thäte, bei seinem Fache, der Agronomie, zu bleiben, als sich auf das schlüpfrige Gebiet der Kunstkritik zu wagen. Das „Tageblatt" enthält die Autobiographien der Direktion, die natürlich auch nicht sehr streng zu Gerichte gehen. Der Redakteur der „Gränzboten", Hr. Julian Schmidt, erinnert mich in seiner ganzen kritischen Thätigkeit an die Geburt des Homunculus im zweiten Theile des Goethe'schen Faust:

„Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir crystallisiren.

. . . . . .

Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.
Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; also muß es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden."

So entstand der Homunculus Julian Schmidt, und deßhalb besitzt er Alles, Alles; nur fehlt ihm Eines:

„Die holde Kraft, die aus dem Innern drang."

Er ist kalt und gemüthlos, wie ein trüber Herbstmorgen, und wo wir andern gewöhnlichen Menschenkinder von Rührung ergriffen werden und manche Thräne des Mitgefühls sich uns in Auge schleicht, da secirt und destillirt er so lange, bis er uns ganz klar bewiesen hat, daß die Regung, die uns erfaßte, eigentlich unphilosophisch und unästhetisch, mithin unmotivirt sey. Wie andere Männer sich davor scheuen, für feig gehalten zu werden, so würde dem Homunculus ein Grauen ankommen, wenn man ihn in dem Verdacht hätte, Gemüth zu besitzen. Die Retorte, in der er crystallisirt worden, schützt ihn vor jeder solchen Schwäche, er ist unnahbar. Daß ein solches Wesen sich nicht zur künstlerischen, leitenden Kritik eignet, ist begreiflich, und so müssen wir denn auch die Kritik in den Grenzboten verwerfen, von denen die unparteiischeren aus der Feder des Genannten, die parteiischeren jedoch aus der des andern Redakteurs, Gustav Freitag's, des Verfassers der „Valentine", fließen. Jener beurtheilt oft Leistungen der Schauspieler, Dieser nur dramatische Arbeiten, die alle verworfen werden. — Die „Neue Leipziger Zeitung" hat erst wenige Kritiken gebracht; aber diese wenigen sind harm- und farblos wie Rollett's Liebeslieder, und es scheint ihnen weniger an einem richtigen Urtheile, als an einer pikanten Form zu liegen. Der Verfasser sollte Lessing und Börne studiren, er sollte denken, sehen und beobachten lernen und dann erst Kritiken schreiben. Das ist die Leipziger Kritik! Sie werden ausrufen:

„Kommst Du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?"

und ich muß wieder mit Mephisto darauf antworten:

„Nein, Herr, ich find' es doch, wie immer, herzlich schlecht —"

und ich kann mir nicht einmal den geistreichen Trost des Hrn. G. L., des Kritikers der Neuen Leipziger Zeitung zuflüstern, der für die Zukunft eines Schauspielers Tüchtiges hofft, weil derselbe für jetzt eine vollständige tabula rasa alles Guten und Schlechten darbietet. — Es ist einiges Gute und vieles Schlechte bei uns, aber seitdem die Augiasställe sich vermehrt haben, sind die Halbgötter wie Herkules verschwunden, und der Unrath wächst auf schreckenerregende Weise.

Mannheim, 25 November.

Welche Sympathien auch hier noch immer für Schleswig-Holstein herrschen, bewies das gestern Abend ausgeführte große Konzert, dessen Ertrag für unsere an der Eider blutenden Brüder bestimmt ist. Die Theilnahme war so bedeutend, daß die weiten Räume des großen Theatersaales überfüllt waren. Lauter Beifall folgte dem trefflichen Prolog, sowie der eigens zu diesem Zwecke von Kapellmeister Vinzenz Lachner componirten Cantate. Die Herren Pauer, Musikdirektor von Mainz, und Schmidt, Konzertmeister aus dem Haag, trugen nicht wenig zur Erhöhung des Kunstgenusses bei. Möchten nur nicht die Kanonen deutscher Brüder bald, im entgegen gesetzten Sinne, den Contrebaß zu diesen Harmonien abgeben!

Vorläufige Theater-Anzeige.

An Neuheiten werden vorbereitet:

a) „Die Großfürstin, oder: Sophie Katharina", romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Flotow.

b) „Tartuffe, oder: Der Scheinheilige", Lustspiel in 5 Akten nach Molière von Schmidt.

c) „Das Haus des Baraveldt", Trauerspiel in 5 Akten von Dingelstedt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Meinhold, unter Mitwirkung der Fräul. Ost, erste Solotänzerin, und des Hrn. Dornewaß, Solotänzer vom Hoftheater zu Darmstadt, neu einstudirt): Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt von d'Alayrac. Hierauf (zum ersten Mal): Hans und Grete, Genrebild von L. Schneider (komische Scene.) Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen. Tänze in den Zwischenakten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 28. und Freitag, 29. Nov.: keine Vorstellung.

Samstag, 30. Nov. (Zum ersten Male): Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Akten nach dem Französischen von Th. Hell. Hierauf: Der reisende Student, Operette in 2 Akten von Schneider.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 284. Donnerstag, den 28. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Pierrette sprach mit einem Feuer, wie der General es nie an ihr bemerkt hatte. Ergriffen von der Mittheilung der Fischer, empfand er um so mehr den Eindruck dieser Worte.

„Schuldlos?" sprach er. „War sie nicht im Pavillon mit dem Grafen von Vibray, als ich sie überraschte?"

„Mit Philipp Cazal, müßten Sie sagen, mit dem Bastard, der durch seine Drohungen ihr Furcht eingeflößt hatte; mit dem einzigen Schuldigen, den es an jenem unglückseligen Tage gab, an welchem meine theure Gebieterin ihre Ruhe, und an dem ich meinen guten Bruder einbüßte. Sie wissen es nicht, daß Philipp Cazal Liebe zu Ihrer Gemahlin fühlte, wenn man jene niedrige Leidenschaft, die vor keinerlei Schandthat zurückbebt, Liebe nennen darf."

„Er? Philipp Cazal?"

„Wenn meine arme Gebieterin Ihnen nie davon sprach, so geschah dieß, weil sie es scheute, einen Mann zu beschuldigen, den Sie Ihren Freund nannten. Und mußte sie nicht auch die Folgen Ihrer Wuth, Ihrer Entrüstung, einen Zweikampf zwischen Ihnen Beiden befürchten, wenn Sie die Wahrheit vernommen hätten? — Seitdem haben Sie nie einen von den Briefen geöffnet, welche Sie Ihnen schrieb, worin sie sich rechtfertigte, ohne jedoch Jemanden zu beschuldigen. Und wo hat sie seitdem gelebt? sagen Sie, wissen Sie das?"

„Ich weiß es!"

„O, Sie wissen nicht, welche Frau Sie verdammten und verachteten! Aber ihre Handlungen sollen lauter reden, als meine Worte. Verbergen Sie sich hier in diesem untern Gemach, hinter dieser Thüre werden Sie Beide sehen und hören können. Vielleicht werden Sie mir dann glauben!"

„Mich verbergen? Das sähe ja fast dem Spioniren ähnlich!"

„Ihrer Gattin Rechtfertigung zu hören, heißt nicht spioniren. Seit zwei Jahren hat man darauf gewartet. Wollen Sie etwa immer ungehört verurtheilen?"

Während Pierrette noch sprach, sah man Louise mit den beiden Fischern am Fenster vorbeigehen. Pierrette ergriff den Arm des Generals und drängte ihn in ein unteres Zimmer.

„Treten Sie hier ein," sagte sie; „oder soll etwa die Wahrheit nicht an's Licht kommen?"

Der General gab dem Drange ihrer Stimme Gehör und trat in das bezeichnete Gemach.

XV.

Die Thüre der Schenke ward geöffnet und Louise trat ein, gefolgt von dem alten Landry und seinen Kameraden, welche George von Vibray unterstützten, aus dessen Kleidern, von denen das Seewasser herabtröpfelte, hinreichend zu ersehen war, auf welche Weise er den Strand erreicht hatte.

„Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht!" sagte Louise zu Pierretten. „Eine innere Stimme sagte mir, daß er auf jener Schaluppe sich befinde. Ohne den Beistand dieser wackern Leute wäre er verloren gewesen!" Sie reichte den Fischern die Hand.

„O, dafür müssen Sie uns nicht danken," sagte Einer von ihnen, „wir sind hinlänglich bezahlt, wenn dieß Ihnen Freude macht. Als ich Sie so nahe am Meere laufen sah, daß die Wellen Sie erreichten, da würde ich, glaube ich, eher selbst ertrunken seyn, als daß ich diesen armen Mann hätte untergehen lassen. Aber es war auch hohe Zeit, er hätte es nicht lange mehr ausgehalten!"

„Komm' Schwätzer," sagte Landry, „am Strande gibt's vielleicht noch mehr zu thun. — Siehst Du nicht," setzte er flüsternd hinzu, als sie der Thüre zuschritten, „daß der Eine ihr Mann oder ihr Bruder ist. Wir müssen sie allein lassen. Ich habe das gleich gemerkt."

Voll Erstaunen über seines Kameraden Scharfsinn, stierte der Andere ihn an und folgte ihm schweigend.

Pierrette hatte sich neben George, der allmälig sein Bewußtseyn wieder erlangte, auf eine Bank vor dem Feuer niedergelassen. Bald wieder zu sich selbst gekommen, drückte er Beider Hände an seine Brust, doch das erste Wort, das seinen noch bleichen Lippen entschwebte, war: Louise.

Louise war zu sehr ergriffen, als daß sie die Thränen hätte verbergen können, welche über ihre Wangen flossen. Pierrette schwieg, doch ihre Augen funkelten.

„George! warum sind Sie hierher gekommen?" fragte Louise endlich.

„Das fragen Sie mich?" antwortete er erstaunt.

„Wissen Sie nicht, daß alle Gensd'armes Ihr Signalement besitzen?" fuhr sie fort. „Weßhalb setzten Sie sich einem fast gewissen Tode aus?"

„Konnte ich zögern, wenn Sie mich riefen?"

„Habe ich Sie denn gerufen?"

„Waren Sie nicht krank? Haben Sie nicht gefühlt, wie der Tod Ihnen nahete und ließen Sie mir damals nicht durch Pierretten schreiben, ich möge mich hierher begeben, wo Sie mir, vor Ihrem Tode, ein letztes Lebewohl sagen wollten?"

„Ich bin nicht krank gewesen und Pierrette hat Ihnen nicht geschrieben!"

„Wer kann mir denn jenen Brief gesandt haben?" rief George, ein durchnäßtes Papier aus seinem Busen hervorziehend.

Digitized by Google

„Vor zwei Tagen habe ich diesen erhalten. In dieser Nacht bin ich abgereist; todt oder lebend wollte ich am Dreizehnten hier seyn, und mit Händen voll Goldes habe ich einen Schleichhändler beredet, trotz des sich erhebenden Sturmes unter Segel zu gehen."

„Ich habe keinen Brief geschrieben", sagte Pierrette, „dahinter steckt Verrath."

„Ich war zu Portsmouth, als ein Mann mich aufsuchte. Ich komme aus Frankreich, sprach er, und habe den Auftrag, Ihnen Dieß einzuhändigen. Er übergab mir eine Schachtel, welche folgenden Brief enthielt:

„George, ich sterbe! Erschöpft durch eine langwierige Krankheit, will ich, ehe ich den Geist aufgebe, Sie noch einmal wiedersehen. Kommen Sie! Pierrette schreibt Ihnen, weil ich selbst zu schwach bin; doch eilen Sie, wenn Sie Diejenige noch lebend sehen wollen, welche Sie stets liebte."

„Damit ich an der Wahrheit nicht zweifeln möge, war diesem Briefe beigefügt — denken Sie sich, Louise!— das Armband von Korallen, was ich Ihnen einst gab, als Sie noch ein junges Mädchen waren, und welches Sie noch an dem Tage trugen, an welchem ich zu Balestras erschien, um einen Zufluchtsort und Schutz mir zu erbitten."

„Ich habe aber dieses Armband an dem Tage verloren, wo ich in den Fluß mich stürzte, um Philipp Cazal's abscheulichen Anschlägen zu entfliehen."

Bei diesen Worten bemerkte Pierrette, wie die Thüre des unteren Zimmers sich bewegte. Sie erhob sich.

„Haben Sie gehört?" sagte sie leise und stellte sich vor die Thüre.

Eine eiskalte Hand kam zum Vorschein und drückte die ihrige.

„Jetzt begreife ich Alles", sagte Louise seufzend, „derselbe Haß verfolgt uns Beide. Philipp Cazal ist mir auf die Spur gekommen. Gestern fand sich ein Mann — gewiß der nämliche, der Sie in England aufsuchte — bei mir ein und behändigte mir dieses Billet."

„Das habe ich ihm gegeben", sprach Georg, einen Blick darauf werfend.

„Sie schreiben, daß Sie heute kommen würden."

„Ich bin gekommen."

„Sie sind in Ihr Verderben gerannt. O, Philipp wußte wohl, was er that, als er sich meines Namens bediente. Doch Sie sehen es, George, man hat Sie getäuscht; ich habe Sie nicht gerufen; entfernen Sie sich daher und kehren Sie zurück in das Land, das Sie nie hätten verlassen sollen."

„Sie rathen mir also, auf's neue zu fliehen?"

„Was wollen Sie sonst thun?" rief Louise.

„Bleiben!"

„Wollen Sie denn sterben?"

„Louise, ein Leben ohne Ruhe, ohne Hoffnung, ist mir zur Last; ob ich hier oder dort sterbe, ist mir gleichgültig. Seit zwei Jahren lebe ich drüben, während mein Herz in Frankreich, bei Ihnen, ist. Ich bin zurückgekehrt, ich will es nicht wieder verlassen, es wenigstens nicht allein verlassen!"

„George!"

„Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können. Ihre Tugend, Ihr Stolz haben Sie abgehalten, mich zu hören, mir zu schreiben, selbst auf Ihrem Sterbebette würden Sie meiner nicht einmal gedenken!" rief der Graf mit Bitterkeit. „Werden Sie aber immer unerbittlich seyn? Ihr Gatte hat Sie verstoßen; Sie stehen allein; fliehen Sie mit mir, wir wollen einen Zufluchtsort suchen, der uns vor der ganzen Welt verbirgt. Ich will gehen, wohin Sie wollen. Louise, gehen Sie mit mir!"

„George, Ihre Leidenschaft verblendet Sie. Ich will bleiben. Mein Gatte hat mich verstoßen, sagen Sie; wohlan! ich will es als eine Buße dafür betrachten, daß meine Pflicht mich nicht hinderte, alle Erinnerungen zu verbannen. Ich werde warten."

„Hören Sie?" fragte Pierrette leise.

Ein unterdrückter Seufzer ward ihr zur Antwort.

„Dann bleibe auch ich!" sagte George. „Ich habe kein Vaterland mehr, auf meinem Namen lastet eine Verurtheilung; nur Eine Hoffnung blieb mir und diese einzige Hoffnung rauben Sie mir! Auch ich will warten, wie Sie. Mag Philipp Cazal kommen!"

„George", rief Louise, sich erhebend und verzweiflungsvoll die Hände ringend, „Gehen Sie, um Gotteswillen, gehen Sie!"

„Mit Ihnen, geh' ich; ohne Sie, bleib' ich!"

„So laß mich sterben, mein Gott!" rief das junge Weib, auf die Kniee sinkend.

„Dort kommt Jemand", sagte Pierrette, „eilen Sie, Herr Graf!"

Louise erhob sich. Es kam ein Mann der Schenke näher. Bei diesem Anblick erstarrte das Blut ihr in den Adern.

„Gehen Sie!" stammelte sie in abgebrochenen Sätzen, „zu dieser Thüre hinaus. Eilen Sie nach Jean Legny's Wohnung: Pierrette wird Sie dahin begleiten; doch verlassen Sie jene nicht, bevor Sie mich gesehen!"

Pierrette zog den Grafen zur Hinterthüre hinaus, als plötzlich ein Mann ins Zimmer trat.

(Fortsetzung folgt.)

Hessenlied.

Auf! Wach' heraus, geschultert dann
Und präsentirt's Gewehr!
Vor wem? Ein schlichter Bürgersmann
Kommt seinen Weg daher.

Es hat der schlichte Bürgersmann
Ein Zeichen auf dem Hut,
Das Zeichen, Kameraden, ist's,
Dem ihr die Ehr' anthut.

Das Zeichen ist auch wohl bekannt,
Weil es der Hesse trägt,
Wenn er für Fürst und Vaterland
Und für sein Recht sich schlägt.

Der Bürger spricht: Ach, laßt das seyn,
Mich geht's ja nichts mehr an,
Der Waffenrock ist nicht mehr mein,
Ich hab' ihn ausgethan.

Das Trommelspiel, der Krieger-Zug,
Erfreuen mich nicht mehr;
Mein Schlachtenroß geht an dem Pflug
So traurig vor mir her.

Und bist du, lieber Hauptmann, auch
Ein schlichter Bürgersmann,
Wir ziehen doch nach altem Brauch
Die Waffen vor dir an.

Und gabst du deine Waffen her,
War's edler Sinn, nicht Zwang,
Dein ernster Schwur, er galt dir mehr,
Als Sold und hoher Rang.

Digitized by Google

Dein Eid, der dich dem Fürsten band,
Den Eid von gleichem Werth,
Den du geschworen Volk und Land,
Die hast du gleich geehrt.

Gib, Gott, den Herrschern guten Rath,
Durch Männer von Verstand;
Unfrieden nie gefruchtet hat
Dem Fürsten und dem Land.

Die Hessentreu, sie ist nicht neu,
Sie dauert ungeschwächt;
Der Hess' ist seinem Fürsten treu,
So lang der Fürst dem Recht.

Drum Wach' heraus! geschultert dann
Und präsentirt's Gewehr,
Der Hauptmann war ein braver Mann,
Ein Mann von Pflicht und Ehr'!

— r

Ein neues Lustspiel Scribe's.

Glückliches Paris! Glückliches Volk, das wie die Winzer, die ihre Hütten am Vesuv gebaut, unbekümmert darum, daß sie alle Augenblicke von einer glühenden Lava überströmt werden können, sorglos seine Feste feiert. Die Aufführung eines neuen großen Intriguenstückes von Scribe, das lang erwartete: „Les contes de la Reine de Navarre", welchem auch Legouvé, der schon der „Adrienne Lecouvreur" sein Talent widmete, einige glückliche Inspirationen lieh, war in der That ein Fest und wurde wie ein solches vom Théâtre français nnd seinem Publikum begangen. Dieß Publikum holte sich dießmal nicht an der Kasse seine Plätze, denn lange vorher waren dieselben unter die Celebritäten der großen Stadt vertheilt worden, deren es so viele gibt, daß der schöne Saal, in Weiß, Purpur und Gold schimmernd, damit gefüllt werden konnte. Von derselben ernsten Eleganz wie der Saal waren denn auch die Gäste und von gleich europäischer Bedeutung. Viele von den vierzig Unsterblichen, den Collegen Scribe's, waren anwesend, wie Alfred de Vigny, Ch. de Rémusat, Saint-Beuve, Molé, Victor Hugo ꝛc.; ferner die schönsten und berühmtesten Frauen, und dieß feine, glänzende Auditorium gestaltete sich doch nur zu einem furchtbaren Tribunal für ein junges zitterndes Mädchen. Ein Fräulein Madeleine Brohan, das nie früher die Bühne betreten, sollte wagen, was man bei uns einen ersten Versuch zu nennen pflegt, was aber auf jenen berühmten Brettern leicht zu einer ersten und letzten Tollkühnheit werden kann. Eine doppelte Spannung kündigte sich im Saale mit jenen eigenthümlichen Zeichen und Lauten an, welche die Sprache einer versammelten Menge von elegantem Anstrich sind.

Der Vorhang geht in die Höhe; man befindet sich in Madrid, am Hofe Kaiser Karls V., der Kaiser hütet den König Franz I. von Frankreich als Gefangenen nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Pavia. Die Versuche, welche der französische Hof macht, um den König zu befreien, an der Spitze seine Schwester, die schöne Margaretha von Navarra, die Verfasserin noch jetzt berühmter, aber etwas leichtfertiger französischer Novellen, die Intriguen, die zu diesem Zwecke gesponnen werden müssen, bilden den vielverschlungenen Inhalt des fünfaktigen Stückes. Margaretha setzt alle Künste der Verführung, der süßesten Schmeichelei in Bewegung, um, bis auf den Kaiser selbst, Alle für sich zu gewinnen, und sie erringt damit, ihren Bruder wenigstens sehen zu dürfen.

Franz I. ist so gedemüthigt von seiner Gefangenschaft, daß er sich entschlossen hat, Hungers zu sterben. Margaretha kömmt, und diese Absicht errathend, weiß sie den Bruder, bald ihm von seiner Mutter, Louise von Savoyen, bald von seinem kleinen Sohne sprechend, vor Allem aber von den schönen Frauen seines Hofes, von welchen sie ihm zärtliche Nachrichten bringt, allmälig zu bewegen, das Fasten aufzugeben, er kann nicht widerstehn mit ihr zu trinken, seine Erinnerungen zu feiern. Diese ganze Scene soll von einem wunderbaren Effekte seyn. Mit der seltensten Vollendung von der Brohan gespielt, hat sie mit dem Erfolg des Stückes auch den der jungen Schauspielerin für immer begründet.

Ein Fluchtversuch mißlingt, durch die plötzliche Erscheinung des Kaisers Karl V. selbst, was zu einer Scene Veranlassung gibt, in welcher den übrigen Effekten des Stückes sich noch eine wirksame Appellation an das französische Nationalgefühl beigesellt.

Wenn nicht die effektvollste, doch die dramatischste, alle Geschicklichkeit der Hand Scribe's im Anknüpfen und Verschlingen der Fäden verrathende Scene mag jene seyn, welche auch dem Stück den Namen gegeben hat. Margaretha hat eine neue Geschichte erfunden, eine der reizendsten ihres „Heptameron". Sie bittet Karl V., die Erzählung: „Ce qui plait aux Dames" betitelt, an ihre Mutter senden zu dürfen, was jener mit aller ordentlichen Höflichkeit bewilligt. Das verschmitzte Weib weiß jedoch der Erzählung eine Abdankungsakte Franz I., zu Gunsten seines Sohnes, unterzuschieben, wodurch die ganze Gefangenschaft eine nichtige für den Kaiser würde, da er statt des Königs nur einen einfachen Edelmann in der Gewalt hätte. Ganz allerliebst wendet sich nun die Scene, in der der Kaiser selbst die Depesche siegelt, welche die wichtige Akte enthält und seinem Courier zur Besorgung übergibt. Auch diese Intrigue mißlingt, andere schlingen sich daran, bis zuletzt, wie gewöhnlich bei Meister Scribe, sich die Verwicklung in dem Augenblicke, wo sie am unentwirrbarsten scheint, sich auf die einfachste Weise von der Welt löset.

Die Franzosen, nicht nur so amüsant, auch so amusable, so empfänglich für jede angenehme Täuschung, so dankbar für jede Grazie der Kunst und der Menschen, ist es möglich, daß sie es im Theater, welches ihnen alles dieß bietet, gutwillig ertragen, ehe noch das Stück zu Ende, an den keuchenden Erwerb, an die geldgierige Prosa des Lebens gemahnt zu werden! Und doch ist es so! Eben jetzt taucht eine eben so originell erdachte als kunstprosanirende Mode in Paris auf, man bemalt und beklebt nämlich Theatervorhänge und Courtinen mit allen Ankündigungen, wie sie nur immer die vierte Seite der Journale aufzuweisen hat. In den Zwischenakten, statt durch Musik oder durch syrenenhafte Blicke aus und in Logen die Trennung von der Aufführung ertragen zu lernen, in den Zwischenakten gibt man sich einem mühsamen Studium des heruntergelassenen Vorhanges hin, um in den pomphaften Ankündigungen eines Zahnarztes oder Coiffeurs alle Illusionen zu verlieren. Wir hoffen, diese Mode wird nicht bei uns Eingang finden, es müßte denn bei den politischen Vorstadtkomödien der Fall seyn, wo allerdings eine auf den Vorhang geklebte und in den Zwischenakten gelesene Zeitung uns den Anblick des folgenden Aktes zuweilen ersparen könnte. (Wiener Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Ausschuß des in Berlin bei Goethe's Jahrhundert-Feier für eine Goethe-Stiftung gebildeten Vereins hat in der Versammlung vom 31. v. M. einstimmig den für das Jahr 1850

Digitized by Google

ausgesetzten Preis von tausend Thalern auf das bedeutendste Werk der bildenden Kunst, dem von Rauch zu Goethe's Jahrhundert-Feier modellirten Standbilde Goethe's, in einer mit Schiller verbundenen Gruppe, zuerkannt und beschlossen, die baldige Ausführung desselben (am füglichsten wohl in Erz) fortwährend auf alle Weise zu fördern, und so zum würdigen Denkmal der beiden in Leben und Kunst so innig vereinten größten Dichter Deutschlands mitzuwirken.

Einem Privatbriefe aus Kurhessen entlehnt die „Neue Preuß. Ztg." folgende hübsche Anekdote: Während des Waffenstillstandes verkehrten häufig die preußischen und bayerischen Offiziere mit einander auf den Vorposten. Bei einer solchen Unterhaltung nahm ein bayerischer Offizier mit den prahlenden Worten Abschied: „Na, Herr Camerad, zu Weihnachten werden wir im Berliner Opernhause seyn!" — „Ich bedauere", lautete die Antwort, „wir pflegen unsere Gefangenen ohne Weiteres nach Spandau zu schicken!"

(Obstbäume in Sibirien.) Nach einer von der russischen „landwirthschaftlichen Zeitung" (Semledjeltscheskaja Gaseta) mitgetheilten Notiz, hat ein Herr Sensinow einen gelungenen Versuch mit Anpflanzung von Obstbäumen in Nertschinsk gemacht. Er ließ aus dem kaiserlichen botanischen Garten zu Odessa mit der Post zehn Kirschbäume kommen, die, in Kübel gepflanzt, sich mit Blättern bedeckten und jetzt von den Bewohnern jener nördlichen Stadt als Seltenheiten bewundert werden.

Korrespondenz.

Berlin, 22. November.

Wir sind leider daran gewöhnt worden, daß Paris, gleich wie in der Politik, so auch in der Kunst, einen vorherrschenden Einfluß ausübt. Um so erfreulicher ist es, den Erfolg eines deutschen Kunstwerkes zuerst in einer deutschen Hauptstadt entschieden und festgestellt zu sehen. Dieß ist der Fall mit v Flotow's neuer romantisch-komischer Oper: „Sophia Katharina, oder: Die Großfürstin", welche am 19. November zum ersten Male im Berliner Opernhause aufgeführt worden und den glänzendsten Succes davon getragen hat. Wir erinnern uns nicht, daß eine neue Oper sogleich im ersten Akte so gezündet hätte, wie diese. Frau Birch-Pfeiffer, längst als Meisterin schlagender Bühnenwirkung anerkannt, hat dem Komponisten auf's Glücklichste in die Hände gearbeitet; die Scene im ersten Akt, wo die beiden ersten Sängerinnen als Rekruten unter des Fürsten Augen einexercirt werden, setzt das Publikum von vorn herein in die heiterste Laune. Wir zweifelten, daß es dem melodienreichen Komponisten möglich seyn würde, die hier erreichte Wirkung in dem nämlichen Akte noch zu überbieten. Es gelang ihm durch das Tenorlied: „Ein Fähnrich kam zum Regiment", welches das Publikum mit einem Sturm von Beifall Dacapo verlangte. Am Aktschlusse wurde der Componist einstimmig hervorgerufen und erschien inmitten der Damen Köster und Herrenburger, um den freiwilligen Tribut, der allgemein seinem Talente gezollt wurde, zu empfangen. Der zweite Akt wirkt nicht so rauschend nach Außen, entschädigt aber dafür durch eine Fülle lyrischer Schönheiten, durch einen Reichthum von Melodien, deren zum Herzen sprechende Anklänge ohne Zweifel bald von der Bühne in den Salon, aus dem vollen Orchester an das traute Piano übergehen werden. Im dritten Akte ist es besonders das ergreifende Finale, in dem Flotow als dramatischer Tondichter den schönsten Ehrenkranz gewinnt. Die Musik ist hier nur die feurige Zunge der Handlung, und der Komponist berechtigt, nach diesem herrlichen Finale zu urtheilen, zu den schönsten Hoffnungen auch auf dem Felde der großen tragischen Oper. Der vierte Akt, im Rahmen einer blendenden Dekoration (Eissaal auf der Newa), fesselt Auge und Ohr zugleich, gewährt den dankbarsten Spielraum für das im Kostüm des Nordens gehaltene Ballet und erreicht im äußeren Effekt die hinreißende Wirkung des ersten Aktschlusses. Die besten Kräfte der königl. Oper verschmolzen sich im gelungensten Ensemble zu diesem ungewöhnlichen Erfolge. Frau Köster und Frau Herrenburger wetteiferten in glänzender Durchführung der weiblichen Hauptpartien; die Herren Pfister, Mantius und Salomon gefielen nicht minder in den männlichen Rollen. Somit hat die Oper sich gleich am ersten Abend Bahn gebrochen; sie wird ihren Weg fortsetzen und gewiß, wie sie es als vaterländisches Werk von Allen verdient, die Runde machen über die deutsche Theaterwelt.

Frankfurt a. M.

Konzerte.

Wenn die befiederten Sänger des Waldes und der Flur uns verlassen haben, so kommen die Künstler und Virtuosen, um uns die langen Abende im hell erleuchteten Konzertsaale zu verschönern. Die Welt hat Sang und Klang stets geliebt und wird nicht aufhören, ihnen gerne zu lauschen. Auch wird man es Denen, welche die Kunst zum Beruf und Lebenserwerb gemacht haben, nicht verargen dürfen, wenn sie ihrem natürlichen Anrecht auf Anerkennung und materielle Belohnung ihres Talentes und Fleißes Geltung zu verschaffen suchen. Konzerte können und dürfen in dem bunten Repertoir unserer Wintervergnügungen nun einmal nicht fehlen und wie sie den Veranstaltern unter sonst günstigen Verhältnissen ersprießlich sind, so bereiten sie den Theilnehmern Erheiterung, Anregung und nicht selten auch geistige Erhebung. Der Mißbrauch und die allerdings häufige Ueberdietung können den Gebrauch und die gute Verwendung künstlerischer Kräfte und Leistungen nicht aufheben. — Unsere dießjährige Konzertsaison ist bis jetzt nicht überhäuft gewesen und darum konnten Künstler und Publikum zufrieden seyn. — Ueber die glänzenden Erfolge der noch jugendlichen Pianistin Wilhelmine Clauß haben wir bereits berichtet und müssen noch beifügen, daß sie auch im Schauspielhause, wo sie ihr zweites Konzert gab, wie in der letzten Soirée des Museums den ungetheiltesten Beifall fand. Sie leistet in Wahrheit Vorzügliches und ganz besonders im Vortrag solcher Musikstücke, in welchen es die Entfaltung eines anmuthigen, geschmackvollen und brillanten Salonspieles gilt; hier dürfte sie nicht leicht übertroffen werden, sowohl was Abrundung und Sicherheit der Technik, als was Ausdruck und Feinheit der Nuancirung betrifft.

Der kaum 12jährige Ferd. Kaiser, Sohn eines hiesigen Orchestermitgliedes, ließ sich in einem von ihm veranstalteten Konzerte hören und bewährte, wie schon früher, eine für sein Alter nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit. Er überraschte sowohl durch die Eleganz seiner Bogenführung, wie durch die Reinheit und Bravour seines Spiels. Lebhafter Beifall wurde ihm gespendet und selbst von Kennern, welche hier zu urtheilen competent sind. Möge ihm dieß eine Aufmunterung seyn, in seinen Studien eifrig fortzufahren. Seine Leistung erweckte bei allen Kunstfreunden den Wunsch, daß diesem befähigten Knaben Gelegenheit verschafft werden möge, sein Talent in geeigneter Weise weiter auszubilden und zu jener Vollendung hinleiten zu können, welche zu gewinnen er im Stande seyn wird.

Im Saale des „Holländischen Hofes" gab unser Landsmann Ed. Aug Schmitt, Sohn des verstorbenen und hier noch in gutem Andenken stehenden ersten Obolisten Schmitt, ein geschmackvoll arrangirtes und sehr zahlreich besuchtes Konzert. Hr. Schmitt darf mit Recht den gediegenen Virtuosen der Oboe beigezählt werden, denn er vereinigt Schönheit und Reinheit des Tones mit ausdrucksvollem Vortrag und technischer Fertigkeit und Sicherheit. Er spielte ein Konzertino von H. Lübeck und Variationen für die Oboe von Hummel; besonders sprachen die letzteren an durch ihren gefälligen und leichten Melodienfluß, sowie durch den schönen und anmuthigen Vortrag des Konzertanten, dessen Kunstleistung durch reichlich gespendeten Beifall belohnt wurde. Wie wir vernehmen, hat Hr. Schmitt ein Engagement nach Petersburg, wohin er demnächst abgehen wird, erhalten.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. und Freitag, 29. Nov.: keine Vorstellung.

Samstag, 30. Nov. (Zum ersten Male): Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Akten nach dem Französischen von Th. Heil. Hierauf: Der reisende Student, Operette in 2 Akten von Schneider.

Sonntag, 1. Dez. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. von Meyerbeer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 285. Freitag, den 29. November 1850.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

XVI.

Es war Philipp Cazal. Louise hielt sich am Tische fest, um nicht umzusinken.

Philipp benahm sich, wie immer, mit kalter, höhnischer Ruhe. Er grüßte sie eben so, wie er sie früher auf ihrem Schlosse begrüßt hatte.

„Wenn ich es nicht bereits wüßte, Madame! so würde Ihre Unruhe mir sagen, daß Herr von Vibray hier war."

Entrüstung färbte mit dunkler Röthe Frau von Champrods Wangen. Sie warf dem Nichtswürdigen einen Blick voller Verachtung zu.

„Ich täuschte mich also nicht!" sagte sie. „Sie waren es nochmals!"

„Ich war es nochmals. Doch, ich bitte Sie, ersparen Sie mir diese Wuth, wodurch wir unsere kostbare Zeit einbüßen können. Sie hatten Ihre Vorsichtsmaßregeln sehr gut getroffen, Madame, als Sie das Schloß Valestras verließen. Während ich Sie nahe und ferne suchen ließ, waren Sie kaum eine Viertelstunde weit, bei armen Landleuten, wo Niemand Sie vermuthete, und erst einen Monat später, als man Sie zu vergessen begann, reis'ten Sie ab. Allein Sie wissen doch, wie viel das Gold vermag: ich habe es mit vollen Händen ausgestreut und endlich, nach zwei Jahren fruchtloser Nachforschungen, Sie gefunden. Sie hatten einen Wohnort an den Küsten der Normandie gesucht, gewiß deßhalb, um näher bei England zu seyn, wo Herr von Vibray sich befand. Sie mögen sich bei mir bedanken: ich war es, der Sie Beide zusammenführte.

„Hören Sie mir nun wohl zu: Der Graf ist in contumaciam zum Tode verurtheilt; sein Signalement ist allenthalben. Wird er ergriffen, so ist er verloren. Es bleibt Ihnen bloß ein Mittel zu seiner Rettung. Hinter der Kirchhofmauer, ein Stündchen vom Strande, steht ein Reisewagen. Es ist der meinige. Der Postillon sitzt bereits im Sattel. In meinem Portefeuille habe ich einen Paß in bester Ordnung. Sehen Sie selbst! Ich sagte Ihnen, daß man mit Geld Alles erlangen kann. Dieser Paß ist für ihn. Er kann dann Frankreich unter einem angenommenen Namen verlassen, wann er will. Ich gehe zur Kapelle und werde dort eine Stunde auf Sie warten. Wenn Sie kommen, wird dieser Päß dem Grafen von Vibray eingehändigt werden und er ist gerettet. Bleiben Sie aber aus, so gebe ich nach Verlauf einer Stunde seinen Aufenthaltsort an — und Sie wissen, was seiner wartet. Wählen Sie!"

Frau Champrod rührte sich nicht. Aus ihrer Leichenfarbe, aus der Unbeweglichkeit ihrer Glieder hätte man schließen können, das Leben habe sie verlassen, wenn nicht ein krampfhaftes Beben ihrer Finger und Lippen ihre Empfindungen verrathen hätten. Ihr ganzes Wesen deutete dergestalt auf die hoffnungsloseste Verzweiflung, daß selbst auf Philipp Cazals hochmüthigem und strengem Gesichte eine Spur von Mitleid sich zeigte. Beim Anblick des durch seine Schuld bewirkten Unheils runzelte sich in peinlichen Gedanken seine kalte, marmorbleiche Stirn; seine Augen wurden feucht; er trat näher. Louisen überfiel ein Schauder; sie wich zurück mit einer Miene, die ihre Verachtung und ihren Abscheu stärker ausdrückte, als irgend ein Pinsel es hätte darstellen können.

Philipp sprang auf, gleich einem verwundeten Tieger.

„Sie haben mich an meine Rache erinnert, als ich sie vergessen wollte", sprach er. „Um das letzte Fünkchen des Mitleids in meinem Herzen zu ersticken, bedurfte es nur noch dieser Geberde. Dergleichen Mienen, Madame, haben mein Herz verhärtet. Ich flöße nur Haß oder Verachtung ein; von meiner Wiege an hat man mir einen entehrenden Schimpfnamen beigelegt und Sie erinnern mich daran. Ich werde dieß nicht mehr vergessen, das schwöre ich Ihnen, und auch Sie sollen es nie wieder vergessen! Meine Kindheit und meine Jugend hat man damit vergiftet, alle meine guten Eigenschaften durch Verachtung erstickt, unter Schimpf und Demüthigung hat man mich erzogen, mich stets unter die Füße getreten wegen einer That, die mir nicht zur Last gelegt werden konnte; man hat mich verstoßen, verjagt, verflucht — und ich sollte mich nicht rächen? Und als ich auf dem Wege war, Verzeihung zu gewähren, als eine Thräne meine Augen benetzte: da sagte mir Ihre Miene, wer ich bin und was Sie sind. Sie haben es gewollt: Sie sollen das Opfer meiner Rache seyn! Sie sind jung, Sie sind schön, eines Jeden Hand war nach Ihnen ausgestreckt, Jeder hat Sie angelächelt. Wohlan! die Grundlagen dieser Ehre, dieses Reichthums, dieser Tugend habe ich bereits zertrümmert und Sie sollen zu mir herabsteigen. An Ihnen ist jetzt die Reihe, mich um Gnade zu flehen. Sie kennen meine Bedingung, Madame. Noch einmal: wählen Sie!„

In diesem Augenblicke ward die Thüre mit Gewalt aufgestoßen. George trat herein.

Louise wollte in ihrer Todesangst sich erheben; doch sie stürzte zu Boden.

„Niederträchtiger Schurke!" rief Georg, ergriff ein Beil aus einer Ecke und war im Begriff, Philipp anzufallen, als — der General erschien.

Die Waffe entsank George's Hand.

Auf ein Zeichen des Generals traten einige Gensdarmes ein und verhafteten den Verbannten.

Digitized by Google

XVII.

Louise lag noch bewußtlos darnieder; Pierrette war neben ihr auf die Kniee gesunken.

„Sie kennen mich", sprach der General zum Brigadier, „ich gebe Ihnen diesen Mann in Verwahrung; Sie haften mir für ihn." Darauf wandte er sich zu George und fuhr fort: „Kein Wort, mein Herr! ich weiß, was zu thun mir geziemt. In Einer Stunde sollen Sie es vernehmen."

Der General sprach in gebieterischem Tone, sein Blick und seine Stimme befahlen Gehorsam; er war ruhig, doch diese Ruhe war schreckenerregender, als die heftigsten Ausbrüche der Wuth und Leidenschaft.

Jetzt legte der General die Hand auf Philipp's Schulter. Dieser schauderte zusammen; er fühlte die durchdringende Eiseskälte dieser Hand. Beide gingen; die Thüre fiel hinter ihnen zu und George und Pierrette blieben in banger Erwartung bei der bewußtlosen Louise zurück.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß.

(Nach amtlichen Quellen von Theodor Juste. Erster Band. Brüssel, Gent und Leipzig in K. Muquardts Verlagshandlung.)

Pope's Satz: daß „alle Staatsformen gut sind, wenn sie gut gehalten werden", hat bei dem größern Theile des Volkes längst sein Ansehen verloren, denn er hat sich überzeugt, daß die Form in der Regel nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität des Inhalts bedingt — daß es durchaus nicht einerlei sey, ob der Einzelne beschränkt oder unbeschränkt über die Person und die Interessen Aller verfüge, noch ob der Geldsack an die Stelle historischer Namen und Privilegien trete und das Gesetz der Unterdrückung für die Kinder der Armuth schmiede, oder ob für alle Glieder der Gesellschaftsfamilie der Zustand der Gleichberechtigung und Solidarität bestehe.

Man sagt, bis zur Regierung Peter I. sey in Rußland die Form aller Ukasen gewesen: „Die Bojaren haben gerathen, der Czaar befiehlt . . ." — in den Niederlanden hatten nach, wie vor dem siebzehnten Jahrhundert die Souveraine nur eine beschränkte Macht. Die alten Verfassungsurkunden der belgischen Provinzen setzten in aller Form repräsentative Institutionen fest. Jede Provinz wurde durch Stände vertreten, die an der souveränen Macht Theil nahmen; sie genossen namentlich des Rechtes, über die Auflagen abzustimmen. Ein Minister des Kaisers Karl VI., der Marquis de Prié, fand, daß diese Stände fast eben so viel Freiheit und Unabhängigkeit hätten, als das Parlament und das Unterhaus in England.

Als Philipp, genannt der Gute, in den Besitz aller belgischen Provinzen (mit Ausnahme des Fürstenthums Lüttich) gelangt war, suchte er in einer allgemeinen Vertretung das Band, das sie unauflösbar an sein Haus knüpfen sollte. Die erste Versammlung der Generalstaaten fand im Jahre 1465 in Brüssel statt. Sie bestätigte die Erblichkeit der Souverainität in dem Hause Burgund, so wie die Untheilbarkeit seiner Apanage. Von dieser Zeit an war das Recht der Nation, sich zu Generalstaaten zu versammeln, als ein constitutionelles Privilegium festgesetzt. Und diese Versammlungen wurden sehr häufig; man zählte ihrer ein und siebzig seit 1465 bis 1787. Neun davon gehören der Zeit der Herzöge von Burgund an; vier und zwanzig dem Zeitraume, welcher die Regentschaft Maximilians von Oesterreich, die Regierung Philipps des Schönen und die Minorität Karls V. umschließt; zwei und zwanzig knüpfen sich an die Regierung Karls V., eilf an die Regierung Philipps II. und an die Revolution, welche diesem die Hälfte der Niederlande entriß, drei an die Regierung des Großherzogs Albrecht und der Erzherzogin Isabelle, zwei an den Zeitraum zwischen dem Utrechter Vertrage und der brabantischen Revolution.

Die meisten dieser Versammlungen beriethen über die wichtigsten Fragen, über Krieg und Frieden, über die Thronfolge, über die politische Lage des Landes. In der Versammlung von 1555 legte Karl V. die Souverainität zu Gunsten Philipps II. nieder; eine andere Versammlung, die im Jahre 1576 zusammen berufen ward und neun Jahre lang in Permanenz blieb, sprach die Absetzung desselben Regenten aus und leitete die Revolution gegen Spanien. Die Generalstaaten von 1598 nahmen die Abtretung der katholischen Niederlande an den Erzherzog Albrecht und die Erzherzogin Isabelle an; die von 1600 organisirten die Civilverwaltung des Landes neu; die von 1632 beriethen über die Mittel, durch welche dem Kriege, aus dem die Republik der Vereinigten Provinzen hervorgegangen war, ein Ende zu machen sey. —

Die spanischen Könige hatten sich nicht immer willig zur Zusammenberufung der Generalstaaten verstanden. Sie fürchteten den nationalen freisinnigen Geist, der in denselben herrschte. Als die Freiheiten der Niederlande von Philipp II. bedroht wurden, vereinigten die ausgezeichnetsten seiner Gegner, Wilhelm von Oranien, der Graf Egmont und der Graf Hoorn, ihre Anstrengungen, um ihn dahin zu bringen, die Generalstaaten zu versammeln, sicher, daß sie in diesen eine Stütze finden würden.

Seit 1632 trat in der Zusammenberufung der Generalstaaten eine Unterbrechung von ungefähr einem Jahrhunderte ein. Sie fällt mit der Unterbrechung von 175 Jahren zusammen (von 1614 bis 1789), die man in den Annalen der Ständeversammlungen der französischen Monarchie findet. In dieser Zeit gelangte das Königthum in Frankreich auf den Gipfel des Absolutismus und behauptete, der König allein sey der Staat (l'état c'est moi); in dieser Zeit war es auch, wo der Ehrgeiz Ludwigs XIV. die belgischen Provinzen, nach deren Eroberung er hartnäckig strebte, mit Ruinen bedeckte.

Im Jahre 1725 wurden die Generalstaaten der österreichischen Niederlande versammelt, aber nur um die pragmatische Sanction Kaiser Karls VI. anzunehmen, und im Jahre 1787, nach einer neuen Unterbrechung von sechzig Jahren, berief man sie zusammen, um die Deputirten zu wählen, die auf Verlangen Kaiser Josephs II. nach Wien gesandt werden sollten. Endlich am 7. Januar 1790, sieben Monate nach Eröffnung der französischen Nationalversammlung, kamen die Deputirten der belgischen Provinzen von selbst in Brüssel zusammen, um das Land für unabhängig zu erklären und die Revolution zu leiten, die gegen Oesterreich ausgebrochen war.

Das Königreich der Niederlande war bekanntlich aus der alten Republik der vereinigten Provinzen, den österreichischen Niederlanden und dem Fürstenthume Lüttich zusammengesetzt. Der Plan zu dieser Vereinigung war während des Feldzuges in Frankreich im Jahre 1814 entworfen und in die geheimen Artikel des Vertrags von Chaumont vom 1. März jenes Jahres aufgenommen worden; im Pariser Vertrage vom 30. Mai wurde sie bestätigt und die Wiener Congreßakte vom 8. Juni 1815 führte sie ins Leben. Lord Castlereagh, der eigentliche Schöpfer des Königreichs der Niederlande, hatte am 20. März 1815 im Unterhause sein Werk mit folgenden Worten vertheidigt: „Die verbundenen Mächte sind nicht weniger als wir von der Wichtigkeit überzeugt, die es für Holland hat, daß Frankreich nicht die Küstenstrecke bis zum äußersten Ende der Niederlande besitze, und dieß hat sie bewogen, einstimmig für jene Vereinigung der beiden

Digitized by Google

Länder sich zu entscheiden, die zu den wichtigsten Verbesserungen gehört, welche in dem Zustande Europa's in neuerer Zeit gemacht worden sind. Diese Vereinigung ist nicht als eine an England oder den Prinzen von Oranien gemachte Concession betrachtet worden: man hat darin ein Mittel zur Wiederherstellung des Gleichgewichts von Europa erkannt. Sie stellt ein Königreich hin, mächtig durch alle die Hülfsquellen, welche Boden, Handel und Schifffahrt ihm bieten. Und es ist nöthig, daß Kunst und Natur sich vereinigen, um es in Stand zu setzen, den Angriffen, die von Norden und Westen darauf gemacht werden könnten, wenigstens so lange zu widerstehen, bis die übrigen Mächte zu Hülfe kommen können." Somit war das Königreich der Niederlande nicht bloß eine gegen Frankreich errichtete Gränzscheide, es war auch die Vorhut des Bundes und gewissermaßen ein Brükkenkopf von genügender Stärke, um dem ersten Stoße zu widerstehen. Die Festungen der südlichen Provinzen, auf Anordnung der verbündeten Mächte und mit den Hülfsgeldern Englands wieder hergestellt, sollten für den Fall eines Krieges den Heeren jener Mächte offen stehen; es war selbst die Aufsicht darüber dem Generalissimus des Bundes, dem Herzoge von Wellington anvertraut worden. So hatte man sich gegen einen neuen kriegerischen Aufschwung Frankreichs wohl verwahrt; aber was hatte man gethan, um das Volk, über das man „nach dem Rechte des Eroberers" verfügt hatte, zu sichern und zu befriedigen? — „Meiner Ansicht nach," sagte Withbread im Unterhause (am 13. Februar 1815), „ist das beste Mittel, Belgien sicher zu stellen, das, dem Volke eine Constitution und eine Regierung zu geben, für die zu kämpfen es bereit ist, und dann wird man weder Festungen, noch verschanzte Lager nöthig haben. Jederzeit sind diese Gegenden der Kampfplatz für die großen Mächte gewesen; wenn sie jetzt holländisch bleiben sollen, so muß man sie durch constitutionelle Freiheit stark machen." Der Londoner Vertrag vom 20. Juni 1814, welchen Wilhelm I. nie hätte vergessen sollen, bestimmte denn auch, daß die Vereinigung eng und vollständig seyn, daß ein gleicher Schutz jedem Glaubensbekenntniß angedeihen solle, daß die belgischen Provinzen in passender Weise bei der Versammlung der Generalstaaten vertreten werden und alle Bewohner der Niederlande constitutionelle Gleichberechtigung haben sollten. Aber Wilhelm I. konnte seine Abkunft nicht vergessen: er blieb auf seinem Throne holländisch und zwei Millionen Holländer beherrschten vier Millionen Belgier. Das Königreich der Niederlande war, wie ein belgischer Geschichtsschreiber sagt, nichts, als die Fortsetzung der alten Republik der Vereinigten Provinzen, in eine Monarchie umgewandelt und durch einen Zuwachs an Land vergrößert. Die südlichen Provinzen des neuen Königreichs hatten durch die Stimmen ihrer angesehensten Männer das Grundgesetz verworfen, welches in den nördlichen Provinzen schon in Kraft getreten war. Nichtsdestoweniger erklärte der König durch die Proklamation vom 24. Aug. 1815, die Constitution sey von den Belgiern angenommen. Gleich dieses erste Auftreten kündigte die ganze Reihe von willkürlichen oder ungeschickten Maßregeln an, die zu einer Revolution führten.

Die holländische Oberherrschaft, mit frecher Lüge angetreten, sollte fortwährend über die südlichen Provinzen sich zu behaupten und die Individualität der Belgier zu verwischen suchen. Holland bekannte sich zur Lehre Calvins. Die Regierung verfolgte die Katholiken, schloß ihre Schulen und Seminare. Im größten Theile der südlichen Provinzen war die französische oder die wallonische Sprache in Gebrauch: sie wurde verpönt und Kenntniß der holländischen Sprache Haupterforderniß für die Zulässigkeit zu einem öffentlichen Amte. Holland, wo der Verbrauch von Brod und Fleisch ungleich geringer war, als in Belgien, trug geduldig die Schlacht- und Mahlsteuer (man dehnte diese auch auf die südlichen Provinzen aus, wo sie eine Quelle der Entbehrungen für die niedern Stände wurde.*) Die verbündeten Mächte hatten den Belgiern constitutionelle Freiheit versprochen, woran sie seit vier Jahrhunderten gewöhnt waren; auch dieses Versprechen, obgleich in das Grundgesetz aufgenommen, blieb unerfüllt. Die ersten Bedingungen einer repräsentativen Verfassung wurden dem Lande verweigert; Regierungsbeschlüsse entstellten das Wahlrecht und somit das Prinzip der Volksvertretung; die Unabhängigkeit des Richterstandes, in der Constitution versprochen, wurde auf später hinausgeschoben; die Freiheit der Presse (tout comme chez nous) durch Ordonnanzen und Prozesse so gut wie entzogen; und endlich wollte sogar das Königthum seine Unverletzlichkeit bis auf seine Minister ausdehnen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt der „D. Ref." aus Elberfeld: „Folgender patriotischer Zug verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden: Als die Nachricht von dem Beschluß der Mobilmachung der Armee hier ankam, äußerte einer unserer oberen Steuerbeamten, der Cavallerie-Offizier a. D. v. Wedell, in einem Geschäftslokale: „Wenn das ist, trete ich freiwillig wieder ein!" Darauf entgegnete ihm einer unserer ersten Fabrikanten: „Wenn Sie das thun, so steht Ihnen mein Schimmel zur Verfügung!" Der Beamte meldet sich, bekommt umgehend Ordre zum Eintritt, und macht hiervon in derselben Gesellschaft Mittheilung, ohne daß jedoch der Besitzer des Schimmels anwesend ist. Spät am Abend erfährt der letztere erst die Sache — und am andern Morgen steht der Schimmel gesattelt und gezäumt vor der Thür des alten Freiwilligen. Der Schimmel, ein Capitalpferd, hat 150 Friedrichsd'or gekostet, und sein freigebiger patriotischer Besitzer ist der Bruder unseres Justiz-Ministers Simons."

Dem „Bulletin de Paris" zufolge ist die Gräfin Landsfeld (Lola Montez) wieder in glänzenden Umständen. Sie hat dieser Tage in Paris ihre Salons mit einem glänzenden Konzerte eröffnet, wo die ersten Künstler sich hören ließen und die Elite der Pariser Gesellschaft versammelt war. Das würdige und anmuthige Benehmen der Gräfin, welche mit dem Bande des bayer. Theresien-Ordens geschmückt war, wird besonders hervorgehoben und ausdrücklich bemerkt, daß sie keine jungen Leute, sondern nur gesetzte Männer, worunter Generale, Diplomaten, Repräsentanten ꝛc., eingeladen hatte.

Das „News Castle Journal" theilt mit, daß ein Versuch der Midland-Eisenbahn-Compagnie, Passagiere der ersten Klasse für einen Penny die Meile ($^1/_2$ deutsche Meile) und die der zweiten Klasse für einen halben Penny per Meile zu befördern, ein günstiges Resultat geliefert habe.

Der neueste antiquarische Katalog von Lippert in Halle enthält unter Anderem unter Nr. 6214: „Haare von Goethe, für deren Aechtheit garantirt wird", zu dem Verkaufspreis von 8 Thalern angekündigt.

*) Man muß wissen, daß die Mahlsteuer von dem Getreide und dem Mehl, das man in die Städte einführte, gezahlt wurde. Die Schlachtsteuer wurde vom ganzen Gewichte des Fleisches im Schlachthause vorher erhoben, nachdem schon ein Eingangszoll auf das lebende Thier beim Hereinbringen in die Stadt bezahlt worden war.

Digitized by Google

(Notizen aus Nordamerika.) In Pennsylvanien, einem Staate von ungefähr anderthalb Millionen Einwohnern, erscheinen jetzt nicht weniger als 318 tägliche Zeitungen und Wochenblätter, 6 Monatschriften, 25 sogenannte „Magazine" in monatlichen Heften und 5 Vierteljahrsschriften. — In der erst vor wenigen Jahren entstandenen Stadt Milwaukie werden bereits 6 tägliche Zeitungen, worunter 2 in deutscher Sprache, herausgegeben. — 40 größere und kleinere Städte Nordamerika's, deren Census in diesem Augenblicke festgestellt ist und die vor zehn Jahren 382,913 Einwohner besaßen, zählen jetzt deren 831,805, was eine Vermehrung von 117 pCt. ist.

Von Berlin geht zur Industrieausstellung in London ein großes Prachtexemplar der Bibel, zu welcher Kaulbach die vier Evangelisten gezeichnet hat.

Korrespondenz.

Köln, 24. November.

Es gereicht uns zur Freude, berichten zu können, daß endlich dann doch dem Stollwerk'schen Theater die Concession wieder ertheilt wurde, wodurch der allgemeinen Stimme, die, wie wir berichteten, für das Vaudeville in die Schranken trat, Rechnung getragen ist. Wie es heißt, haben sich hochstehende Männer, die nicht in Köln wohnen, hier umgesehen und nachgefragt, ob es wirklich der Wunsch des größten Theiles der Bevölkerung ist, daß das jüngste Theater unserer Stadt erhalten werde. Es wäre zu wünschen, daß dieses Beispiel mehr Nachahmung fände. — Die Paul Vincenz-Vereine fangen an, eine erhöhte Thätigkeit zu entfalten. In den Pfarreien, wo die Zweig-Vereine bis jetzt fehlten, werden solche ins Leben gerufen und wir müssen gestehen, daß in vielen Bezirken des Guten nicht wenig geleistet wird; denn der Verein hat es sich zur Hauptaufgabe gestellt, der Sittenverderbniß entgegenzuarbeiten und der materiellen Noth, die in den untersten Schichten eine nicht unbedeutende Höhe erstieg, so viel wie möglich abzuhelfen. Vorzüglich richtet man sein Augenmerk auf solche Familien, deren Kinder verwahrlost und vom Schulbesuch abgehalten wurden, und deren gibt es nicht wenige! Die Mysterien von Paris gewinnen in der Wirklichkeit stets mehr Boden; denn bei uns ist es keine Seltenheit, daß Knaben zwei oder drei Tage das elterliche Haus nicht sehen, sich auf dem Markte herumtreiben, rohe Möhren betteln, ihren Hunger zu stillen, oder die, wenn sich die Gelegenheit darbietet, ihre langen Finger versuchen. Die Nacht bringen die Unglücklichen, deren wir mehrere namhaft machen könnten, im Freien zu, indem sie sich bis spät durch die Straßen treiben und dann irgend in einem Schuppen oder unter einem Thore einschlafen.

Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Das von dem Pianisten Hrn. Adolph Schlösser im Saale der Loge Socrates veranstaltete Konzert war so überfüllt, daß den etwas später eintreffenden Hörern kaum noch ein bescheidenes Plätzchen zum Stehen übrig blieb. Hr. A. Schlösser zählt zu den mit Recht anerkannten Pianisten und Lehrern dieses Instrumentes, deren wir hier im Interesse der wahren Kunst manche besitzen, wir z. B. die Herren C. Rosenhain, Lutz, Schoch, Kühl, Hauff, Hilligre, Henkel, Reeb u. A. In unserer Zeit der musikalischen Verflachung thut es wahrlich noth, der Kunst in ihrer edleren Bedeutung so viel als immer möglich aufmunternd und fördernd zur Seite zu stehen, und jedes dahin zielende Streben ist um so ehrenwerther, je mehr es mit dem leichtfertigen Tagesgeschmack zu kämpfen hat. Ein von Hrn. Schlösser componirtes Quartett für Piano, Violine, Viola und Violoncello bekundete nicht nur die anerkennenswerthe Kunstrichtung desselben, sondern auch dessen Talent und gute Kunststudien. Die melodischen und harmonischen Schönheiten der Composition würden indessen noch mehr hervortreten, wenn sich Hr. Schlösser gedrungener und concentrirter gehalten hätte. Angehende Dichter und Tonsetzer pflegen sich ihren subjectiven Eingebungen meistens zu sehr hinzugeben; die nöthige Ruhe und Bemessenheit sind dann wesentliche Erfordernisse, die einem Kunstwerke nicht fehlen dürfen und welche auch Hr. S. sich anzueignen nicht unterlassen möge. Das gut executirte Quartett fand wohlverdienten Beifall. — Durch den ausdrucksvollen Vortrag verschiedener Musikstücke, welche Hr S. auf dem Pianoforte und in zwei Duos mit den Herren Wolff und Rosenhain executirte, bewährte er sich als einen gediegenen Pianisten, dem Virtuosität nicht sowohl Zweck, als vielmehr Mittel zur Erreichung der höheren Aufgabe ist. Ohne nur nach Effekten haschende Fingerfertigkeit zur Hauptsache zu machen, entfaltete er nichts destoweniger ein technisch durchgebildetes und brillantes Spiel und einen der Eigenthümlichkeit der vorgetragenen Tonstücke sich anschließenden Ausdruck. Auch hier wurde ihm wie der anerkannten Meisterschaft des Hrn. Wolff und dem trefflichen Spiel des Hrn. Rosenhain der lebhafteste Beifall gespendet. Somit hat sich Hr. Schlösser durch das erste von ihm veranstaltete Konzert bei dem kunstsinnigen Publikum in einer Weise eingeführt, die seinem Talent und Geschmack zur Ehre gereicht und wir können nur wünschen, daß er auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren und noch manche schöne Blüthe der Tonkunst heranbilden und pflegen möge.

Programm des Museums.

Freitag, 29. November.

1) Symphonie in C dur (1., 2. und 3. Satz) von Franz Schubert.
2) Zweiter Vortrag des Hrn. v. Launitz: „Ein Blick auf Rom."
3) Gesänge für eine Sopranstimme und vierstimmigen Männerchor von Ferdinand Hiller, vorgetragen von Fräul. Tietjens und mehreren Kunstfreunden.
4) Violin-Konzert von F. Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Hrn. Heinrich Wolff.
5) „An die ferne Geliebte", ein Liederkreis von L. v. Beethoven, gesungen von Hrn. Caspari.
6) Finale der Symphonie von F. Schubert.

Der Anfang ist um 6½ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um 5½ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Nov. (Zum ersten Male): Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Akten nach dem Französischen von Th. Hell. Hierauf: Der verstorbene Student, Operette in 2 Akten von Schneider.

Sonntag, 1. Dec. Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt, Musik von d'Alayrac. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Hans und Grete (komische Scene), Genrebild von L. Schneider. Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, eine Hampelmanniade in drei Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 286. Samstag, den 30. November 1850.

1 8 5 0.

(Von Wilhelm Wagner.)

Welch ein Getümmel kriegerischer Massen!
In Schaaren überfluthen sie das Land.
Es dröhnt ihr schwerer Fußtritt durch die Gassen;
Sie lagern im Gefild, am Stromesstrand.
Hier steigen sie vom grünen Hügel nieder,
Dort tönt ihr Ruf im Waldesdome wieder;
Das Dampfroß trägt sie eil'gen Fluges fort
Von einem Gau zum andern fort,

Und von den Alpen bis zum Meer im Norden,
Vom Böhmer Walde bis zum Kinzigthal
Ist Alles eine Lagerstätt' geworden
Für solcher Schaaren nie gesehn'e Zahl.
Der Boden zittert unterm Huf der Rosse;
Kanonen rings und donnernde Geschosse!
Die Säbel klirren, die Muskete blinkt,
Trompet' und Trommelwirbel klingt.

Was sollen diese Heere? Ist der Sieger,
Den Corsika gebar, zurückgekehrt?
Entsendet Rußland seine wilden Krieger,
Verderben drohend unserm heim'schen Herd?
Gilt es, das theure Vaterland zu wahren
Im Kampfe gegen mächtige Barbaren?
Wogt ein vom Sturm bewegtes Völkermeer
Von Hunnen und Tartaren her?

Kein Feind von Außen, daß wir uns entrafften
Der feigen Ruh' — und doch das Schwert gezückt,
Und doch ein unermeßlich Heer in Waffen,
Das seine eignen Gauen schwer bedrückt!
Es drohen schon des Bruderkrieges Flammen;
Die Völker, die von Einer Mutter stammen,
Sie sind gerüstet zum unsel'gen Streit,
Zum unheilvollen Kampf bereit.

Was sollen diese Heere? — Ist doch lange
Schon das Gespenst der Anarchie bekämpft,
Und von dem neuerwachten Freiheitsdrange
Die ungestüme Flamme längst gedämpft!
Es hat das Volk sein kühnes Spiel verloren.
Die Fürstenherrschaft, sie ist neu geboren,
Und wieder schalten die gestrengen Herrn,
Geschmückt mit Ordensband und Stern.

Es eilen wieder diplomat'sche Boten,
Couriere und Depeschen hin und her;
Sie wechseln wieder Manifest und Noten,
Als ob ein Märzsturm nie gewesen wär'.
Ihr werdet's mit dem Schwerte nicht erzwingen
Und Euren Noten wird es nicht gelingen;
Denn Völkerfreiheit einem Phönix gleicht,
Der stets verjüngt der Asch' entsteigt.

Kein Feind von Außen, — darum gebt den Krieger
Dem Pfluge und der Werkstätt' nun zurück!
Ihr werdet dann nur Eures Volks Besieger,
Wann Ihr ihm bringt das langersehnte Glück
Der wahren Freiheit und der Neugestaltung,
Der Bürgertugend friedliche Entfaltung,
Wann Ihr die Wahrheit, die der Geist erkannt,
Nicht mehr oströnet und verbannt.

Könnt Ihr Euch mit dem Geiste nicht versöhnen,
Der unaufhaltsam immer weiter rückt,
Dann wird umsonst der Kriegesläem ertönen,
Dann nützt es nicht, daß Ihr das Schwert gezückt.
Er wird sein Banner siegreich weiter tragen,
Von Land zu Land der Freiheit Brücken schlagen;
Ihr könnt verzögern, doch verhindern nicht,
Denn allgewaltig ist das Licht.

Eilt, eh's zu spät wird, eh' in wildem Grimme
Von Neuem aufwacht die empörte Fluth!
Noch ist es Zeit. Vernehmt die Mahnungsstimme,
Habt Achtung vor der Völker höchstem Gut!
Mit Waffen könnt den Geist Ihr nicht besiegen.
Früh' oder spät, Ihr werdet unterliegen!
Es führt durch Sturm und Kampf der Menschheit Bahn
Zur Freiheit und zum Licht hinan.

Das Korallen-Armband.

(Nach dem Französischen. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Schluß.)

Aus seinem Versteck hatte der General Alles gehört; als er George gehen und Philipp eintreten sah, hatte er schnell ein paar Worte geschrieben, welche der Stallknecht zum nächsten Gens-d'armerieposten bringen mußte. Der Unteroffizier erhielt Befehl, das Dorf und die Schenke zu umzingeln. Beim Anblick der Uniformen hatte George sich nicht weiter wagen dürfen und war

Digitized by Google

zurückgekehrt. Das war es, was der General gewünscht hatte. Dadurch, daß er sich seiner Person versicherte, blieb es ihm freigestellt, nach Belieben über ihn zu verfügen, was er vielleicht nicht hätte thun können, wenn die bewaffnete Macht ihn auf Philipp Cazals Anzeige verhaftete.

Philipp war im Zweifel, ob der General Alles wisse. George's Verhaftung, deren geheimen Zweck er nicht zu begreifen vermochte, setzte ihn in Verwirrung; als er aber sich bemühen wollte, sich durch Keckheit aus der Sache zu ziehen, schloß Ein Wort des Generals ihm den Mund.

„Keine nutzlosen Worte!" sprach dieser; „ich weiß Alles. Die beiden ersten Zollaufseher, welche uns begegnen, sollen uns als Zeugen dienen. Ich will Ihnen noch die Ehre gönnen, mit mir zu fechten. Folgen Sie mir!"

Beide begaben sich zum Strande. Der Tag ging zu Ende; Luft und Meer waren in grauen, düstern Nebel gehüllt.

In einer Felsenhöhle saßen zwei Zollaufseher, ihr Pfeifchen rauchend. Der General winkte ihnen und deutete in wenigen Worten an, was er von ihnen wünsche; sie legten die Hand an den Hut und folgten schweigend.

Bald hatten die vier Männer eine einsame Stelle erreicht, wo der feuchte Meeressand einen festen Standpunkt gewährte und die durch einen Kreis von Felsen vor jeder Ueberraschung gesichert war.

Der General entledigte sich seines Rockes, Philipp that dasselbe, und einen Augenblick darauf standen beide Gegner, jeder einen Douanen-Säbel in der Hand, sich gegenüber.

Der General focht wie ein Mann, der zu sterben bereit ist, sobald er seinen Feind getödtet. Philipp, obgleich außer Fassung, vertheidigte sich mit einer Geschicklichkeit, welche den Kampf langwierig gemacht haben würde, hätte er mit einem Feinde zu thun gehabt, der sein eigenes Leben schützen wollte; allein Champrod gab eine Blöße, indem er seine Waffe erhob, und Philipps Säbel traf ihn in die Brust; doch zugleich drang diesem der Stahl des Generals, der an kein Abwehren dachte, bis an das Gefäß in den Leib.

Philipp ließ seine Waffe fallen; ein Blutstrom entquoll seinen Lippen und er stürzte zu Boden. Der General verzog sein Gesicht zu einem Lächeln.

„Laßt das, er ist todt!" sagte er kalt, als die Douaniers sich über Philipp beugten. Er riß sein Halstuch ab und verband damit seine Wunde.

Mit einer Kraft, die einem eisernen Willen entsproß, begab er sich zur Dorfschenke zurück. Diese Kaltblütigkeit täuschte die Zollaufseher. Sie folgten ihm, in der Meinung, er habe bloß eine Schramme davon getragen. Sie dachten nicht, daß er einen Verbrecher strafen und zugleich einen Selbstmord begehen wollte.

XVIII.

Der General öffnete die Thüre der Schenke. Louise, die sich wieder erholt hatte, flog auf ihn zu; doch sie schreckte zurück, als sie seine Hände ganz mit Blut befleckt sah.

Champrod war leichenblaß, seine Kräfte verließen ihn; er mußte sich setzen.

„Sie sind verwundet!" rief Louise aus.

„Ich habe Philipp Cazal getödtet!" entgegnete er. „Er hatte mir am meisten Böses zugefügt: es war meine Pflicht, ihn zu bestrafen."

„Aber Sie, Sie selbst!" rief Louise, mit Schrecken das Blut gewahrend, das durch seinen Oberrock drang.

„Es ist nichts," sagte Champrod. „Ich kenne mich zu gut auf Wunden, um nicht überzeugt zu seyn, daß diese keines Verbandes bedarf. Hören Sie, Louise!" setzte er, ihre Hand ergreifend, hinzu, „ich habe Sie schwer beleidigt, ich habe Sie gestraft, weil ich Sie für schuldig hielt. Ein elender Bube hatte Sie verleumdet, und ich war schwach genug, auf ihn zu hören. Können Sie mir je vergeihen?"

Louise schluchzte und beugte sich auf ihn herab.

„Wenn Sie gelitten haben, so wird die Zukunft Ihnen vielleicht die Vergangenheit vergüten. — Herr von Vibray! treten Sie näher!"

Des Generals Stimme ward heißer und matt.

„Wäre Philipp am Leben oder ich auf dem Platze todt geblieben, so hatte dieser Unteroffizier Befehl, Sie freizulassen; diese Fischer würden Sie nach England geschafft haben; Sie sind jetzt frei und können nach Belieben handeln. Auch Ihnen that ich Unrecht; ich will dieß mit Einem Worte wieder gut machen. Bald wird Louise allein stehen; sie bedarf eines Beschützers, der sie achtet, der sie liebt. Ihnen vertraue ich sie an, und hätte ich selbst Ihren Vater getödtet", setzte er leise hinzu, dem Grafen die Hand drückend, „so würde mein Verbrechen zu diesem Preise gebüßt seyn!"

Tief gerührt, schwieg Georg; zwei Thränen perlten in seinen Augen.

Louise schaute fast bewußtlos die Beiden an.

Schon war des Generals Auge gebrochen, sein Gesicht bleifarbig.

Louise fühlte, wie ihr Gemahl ihre Hand in die Hand des Verbannten legte.

„Was beginnen Sie?" rief sie.

„Ich sterbe!" sagte der General.

Sein Haupt sank auf Louisens Schulter; sein letzter Blick war auf sie gerichtet — sein Herz schlug nicht mehr.

Pierrette saß in einer Ecke und hatte ihr Gesicht unter die Schürze verborgen. Bei des Generals letzten Worten stieß das Mädchen einen Schrei aus, in welchem alle ihre Herzensangst sich äußerte und sank dann auf die Kniee.

Der Schluß läßt sich leicht errathen. Von Vibray verließ sein Vaterland nicht. Er war der Erste, der sich vor Gericht zu stellen wagte, um gegen seine Verurtheilung Berufung einzulegen. Er ward freigesprochen. Ein Jahr darauf ehelichte er die Wittwe des Generals Champrod. Am Tage der Hochzeit war Pierrette verschwunden. Die Gräfin von Vibray fand auf ihrer Toilette einen Brief folgenden Inhalts:

„Sie sind glücklich, theure Frau! Ihre Milchschwester darf Ihnen keinen Trost mehr zusprechen. Ich verlasse Sie, um meine Tage den Leidenden zu widmen. Mein letzter Gedanke wird auf Sie gerichtet seyn, die ich segne für das Vertrauen und die Freundschaft, welche Sie mir stets bewiesen. Ich that, was ich vermochte, um diese zu verdienen. Jetzt will ich dahin trachten, alle meine Gedanken Gott zu weihen. Beten Sie auch für mich, theure Frau, auf daß sie sich nicht zu viel auf den Seligen richten."

Frau von Vibray vergoß Thränen bei Lesung dieses Briefes, doch hat sie ihn nie ihrem Gatten gezeigt. Später vernahm sie, Pierrette sey als barmherzige Schwester in ein Kloster zu Mans eingetreten, wo ihre Tugenden ihr die allgemeine Achtung erwarben.

Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß.

(Nach amtlichen Quellen von Theodor Juste. Erster Band. Brüssel, Gent und Leipzig in K. Muquardts Verlagshandlung.)

(Schluß.)

Die Belgier beschwerten sich fortwährend laut und dringend, sowohl durch Petitionen mit unzähligen Unterschriften, als durch

Digitized by Google

ihre Deputirten bei den Generalstaaten. Aber ihre Klagen wurden erstickt; denn obgleich die Bevölkerung des südlichen Theiles des Landes doppelt so groß war, als die des nördlichen, so war doch die Zahl der Vertreter beider Theile gleich, und deßhalb entging der holländischen Majorität niemals der Sieg, wenn nur einige belgische Deputirte kleinmüthig oder nicht gegenwärtig waren. Gleichwohl kam ein Augenblick, wo die durch ganz allgemeines Petitioniren zu den Stufen des Thrones gebrachten Beschwerden die Gleichgültigkeit des Monarchen störten. Indeß hätte damals die Regierung den Sturm noch beschwören können, hätte sie auf die in gesetzlicher Weise gemachten Einsprüche hören wollen; aber mit Blindheit geschlagen, wie alle dem Tod verfallenen Mächte, verhärtete sie sich gegen den Ausdruck der Wünsche der Mehrzahl ihrer Unterthanen und ging so ihrem Sturze entgegen.

Die königliche Bekanntmachung vom 11. December 1829 wurde von den Patrioten als eine Drohung betrachtet. Der vom Wiener Congreß gewählte Regent erklärte, daß die constitutionellen Lehrsätze der Belgier gegen die Rechte seines Hauses liefen, Rechte, die er doch selbst freiwillig beschränkt hatte.

Seit Bildung der unabhängigen Staaten, die aus dem carolingischen Reiche hervorgingen, hatte die belgische Nationalität nicht aufgehört zu bestehen, bald siegend, bald unterdrückt, aber immer beharrend. Weder Spanien, noch Oesterreich, noch Frankreich, noch Holland hatten die alten Sitten ändern, noch weniger die Vaterlandsliebe zerstören können, welche der Unterdrückung Trotz bietet und den günstigen Augenblick erwartet, um sich Luft zu machen.

Dieser Augenblick kam. Am 25. Juli 1830 hatte Karl X. dem, über die monarchische, aristokratische und Priester-Reaktion, welche die letzten Jahre der Restauration charakterisirte, mißvergnügten Frankreich eine hoffärtige Herausforderung hingeworfen. Drei Tage darauf war der Thron der ältern Bourbonischen Linie von den Parisern umgestürzt, und während Karl X. nach Holy-Rood flüchtete, wurde Louis Philipp Orleans zum König der Franzosen erklärt (9. Aug.). Man glaubte dem neuen König damit eine Lehre gegeben zu haben. Als wenn eine solche mit dem Wesen des Königthums verträglich wäre! —

Auch in Belgien war eine Revolution reif. Jedenfalls müssen wir mit einem holländischen Publicisten darauf hinweisen, daß die Ereignisse in Paris den Zündstoff nicht hervorbringen konnten; daß, wenn er nicht schon in der Unzufriedenheit über die vielen Beeinträchtigungen vorhanden gewesen wäre, die französische Julirevolution nicht bis nach Belgien gedrungen seyn würde. Es konnte hier nicht die Rede davon seyn, Wilhelm I. zu zwingen, sich in Scheveningen auf einer Fischerbarke einzuschiffen, wie es im Jahre 1795 geschah. Der König war im Haag und stützte sich auf die Zuneigung des holländischen Volkes. Es handelte sich allein darum, den belgischen Boden durch Zerreißen der vom Wiener Congreß gemachten Union zu befreien. Die aufrührerische Bewegung, zu der Brüssel in der Nacht vom 25. zum 26. August das Zeichen gab, verbreitete sich bald über ganz Belgien. Das Volk stand in Masse auf, um seine Rechte wiederzuerobern. Die nassauische Fahne ward verbrannt und durch die alten brabantischen Farben ersetzt, welche einige junge Leute am 27. auf dem Rathhause in Brüssel aufgepflanzt hatten, vor einer ungeheuern Menschenmenge, die mit lautem Freudengeschrei die Nationalflagge begrüßten.

Indeß gingen die Wünsche der Majorität, wie sie dem Könige vorgelegt wurden, nicht weiter hinaus, als auf getrennte Verwaltung beider Länder. Aber auch dieses Verlangen wurde zurückgewiesen. Bei der Eröffnung der Generalstaaten (im Haag am 13. September) erklärte der König, daß er unbeugsam seyn werde. „Ich werde niemals — sagte er — dem Parteigeiste weichen, niemals zu Maßregeln meine Zustimmung geben, welche das Wohl des Vaterlandes den Leidenschaften und der Gewalt opfern würden.“ (Stereotype Phrasen im Munde der Gewaltherrscher!) Man wollte die Belgier nicht beruhigen, man wollte sie bezwingen. Am 23. September besetzte ein Heer von zehntausend Mann, vom Prinzen Friedrich der Niederlande befehligt, den Park und den hoch gelegenen Theil von Brüssel. Aber die königlichen Truppen wurden vier Tage lang von etwa tausend kühnen Freiwilligen im Schach gehalten. Im Besitz der Hotels, welche den Park umgeben, im Hinterhalt hinter einigen in Eile aufgeworfenen Barrikaden, schlossen die Patrioten die Holländer in einen Feuerkreis ein. Immer aber war es ein Wunder, daß Brüssel nicht unterlag. Denn jeden Abend hörte das Feuern auf, verließen die Bürger ihre Posten; kaum blieb eine Schildwache bei den Barrikaden. Einige entschlossene Compagnien hätten, diese Sorglosigkeit und das Dunkel der Nacht benutzend, leicht mit dem bloßen Bajonnette der Gebäude und Barrikaden, die am Tage Tod und Verderben ausspieen, sich bemächtigen und das Heer mitten in die Stadt führen können. Aber die Holländer schracken vor diesem Versuche zurück und verzweifelten nach viertägigem Kampfe am Siege. Am Montag (27. Sept.) zog sich das Heer des Prinzen Friedrich gegen Mecheln zurück, und das heldenmüthige Brüssel war befreit. Sechs hundert Belgier waren bei den Barrikaden gefallen; ihr Blut hatte die Unabhängigkeit des Vaterlandes befestigt.

Der „Verwaltungs-Commission“, die als provisorische Regierung sich bildete, folgte der Congreß von 1830, der in der Geschichte einen Platz verdient neben der National-Convention von 1688, welche die constitutionellen Freiheiten Großbritanniens befestigte und ausdehnte; neben dem weisen Congresse von Philadelphia im Jahre 1774, der die mächtige Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika gründete; selbst neben der constituirenden Versammlung von 1789, welche die Grundlagen der neuen socialen Verhältnisse legte.

Die Zahl der historischen Werke ist in der deutschen Literatur sehr gering, die, wie das vorliegende, die Masse der wichtigen Thatsachen, frei von allen ermüdenden Umständlichkeiten und salbaderlichen Betrachtungen mit durchsichtiger Klarheit und möglichster Kürze vor das geistige Auge des Lesers bringen. Der Verfasser zeigt sich uns durchgängig als objektiver Berichterstatter eines Zeitabschnittes, der zu den folgenreichsten in der belgischen Geschichte gehört; nur zuweilen gibt er diese Rolle auf und bemüht sich, uns den Glauben aufzudringen, daß die Monarchie, wie sie Belgien besitzt, das Ideal aller Staatsformen ist und an Vorzügen alle Republiken der Welt übertrifft, was uns allerdings als Beleg für die Liebe des Geschichtsschreibers zu seinem Gegenstande dient, aber uns keineswegs eine sehr günstige Meinung von seinen richteramtlichen Fähigkeiten gibt. Wir wünschten im Gegentheil, es wäre dem Leser allein überlassen worden, durch die Prüfung der Einrichtungen und Zustände, wie sie aus der Revolution Belgiens hervorgegangen sind, sich sein Urtheil darüber selbst zu bilden. Abgesehen aber von diesem tadelnswerthen Vorgreifen unseres eigenen Urtheils, bietet uns der Verfasser ein Buch, worin wir sehen können, was die constitutionelle Monarchie auf breitester Grundlage ist und nicht seyn kann; und darum empfehlen wir das Buch dem Publikum bestens.

M.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Alle Arbeit, schreibt ein Deutscher aus Australien, wie sie auch heißen mag, ist hier bei weitem schwerer, als man sie in Deutschland gewohnt ist, und zu den leichtesten gehört wohl das Steineklopfen an Straßen und Chausseen, eine Arbeit, die am meisten gesucht ist von ehemaligen Doktoren, Schriftstellern, Beamten und Adeligen. — Was würden wohl die lieben Tanten und Basen dazu sagen, wenn man bei uns wollte Steinklopfer werden? — Und doch ist das hier eine der besten und gesuchtesten Arbeiten und man verdient dabei immer seine 10 bis 12 Thaler. Die ehemaligen preußischen Lieutenants, Hr. v. N., der Sohn des bekannten Generals v. N., die Barone v. K. und v. N., der Maler G., Alle Berliner, klopfen hier Steine. Hr. v. S. ist Dorfschulmeisterlein. Ein berühmter Mediciner aus Hamburg, Dr. H., ist hier — Milchfrau, und so könnte ich hier noch eine Menge bekannter Männer anführen, die alle Beschäftigungen treiben, mit denen man sich in Deutschland sehr blamiren würde. Ein ehemaliger Schulcollege von mir, der Sohn eines reichen Berliner Fabrikanten, ist Bullochsentreiber, eine sehr schwere aber auch lohnende Beschäftigung. Zwei Dinge sind hier unumgänglich nothwendig, um vorwärts zu kommen: physische Kräfte oder Geld; wo diese fehlen, wird es schwer halten, es zu etwas Erheblichem zu bringen.

Die Anreizung, Kapital zu sammeln, ist in unserer Zeit mehr von den Sitten als vom Gebot und von direkter Aufforderung der Autorität abhängig. Luxusgesetze sind unmöglich; die mit Recht gewonnene Freiheit der Ansicht würde jeden derartigen Versuch scheitern machen. Sparsamkeit kann nur das Ergebniß freier Wahl seyn, diese macht sie nur verdienstlicher und mindert sie nicht, sondern steigert sie bei Völkern von kräftiger Moralität. Sie ist für Jeden eine Pflicht und die Zahl Derer, welche sie üben können, sobald sie wollen, ist bei Zuständen, wie die unsrigen, sehr groß. Möchten Die, welche daran zweifeln, sich erinnern, mit welch' geringen Anfängen der Reichthum der Bürger gewonnen wurde. Sicheren Fortschritt erkämpft man einzig, wenn man trachtet, sich selbst zu überwinden.

(Ueber die eigentliche Entstehung der gelblichen Flecken an den Cigarrenblättern.) Unter den meisten unserer Tabakshändler und Cigarren-Consumenten herrscht bis heute noch ein Zweifel über den Ursprung der natürlichen gelblichen Flecken, womit viele Tabaksorten behaftet sind, besonders die Maryland-, Java-, Florida- und Cabana-Blätter. Die Einen wollen diese sogenannten Rostflecken vom Effekte des Hagelschlags, Andere von Insectenstichen, vom Act der Fermentation oder Gährung, von stockenden Säften, vom Bodensande oder auch vom Einfluß der Luft ableiten. Manche Raucher, die der Meinung sind, daß diese natürlichen Flecken von Insectenstichen herrühren, halten deßwegen nur gefleckte Cigarren für gut, weil sie solche aus gereiften Blättern verfertigt glauben, während grünliche, scheinbar unreife die gleichen Flecken zeigen. Einige Cigarrenfabrikanten bespritzen ihre Cigarrenblätter künstlicher Weise, nämlich durch chemische Aetzmittel (mordants), allein jeder Tabakskenner weiß solche künstlich nachgemachten Flecken von den natürlichen beim ersten Anblick genau zu unterscheiden, weßhalb auch bloß ordinaire Pfälzer- und Nürnberger-Cigarren gespritzt werden. Es wird daher nicht uninteressant seyn zu erfahren, daß die erwähnten natürlichen Flecken nach Aussage von Plantagenbesitzern aus der Havanna nichts anders, als durch die Sonnenhitze schnell getrocknete Thautropfen sind, welche durchaus keinen Einfluß auf die Güte des Tabaks ausüben und blos der falschen Meinung oder des besseren Aussehens wegen diese Tabake vor andern ungefleckten im Preise erhöhen.

(Wochbl. f. Land- und Forstwirthschaft, Nr. 31).

Auf der rechten Rheinseite, ganz nahe bei Bonn, ist man mit Ausführung eines Fabrik-Etablissements, welches Bergöl fabriziren wird, in voller Thätigkeit. Dasselbe wird aus einem am Rheine gegrabenen Minerale gewonnen, kostet nicht mehr als Brennöl und kann durch seine Lichtfülle mit der Gasflamme concurriren. Nach den damit gemachten Versuchen verbreitete eine einzige mit diesem künstlich hergestellten Naphta gefüllte Lampe eine größere Lichtmasse als ein Dutzend Wachskerzen; dabei ist die Flamme glänzend weiß und gibt ein ruhiges Licht, das dem Auge nicht wehe thut. Auch brennt es sehr sparsam, so daß dessen Anwendung nicht höher als gewöhnliches Erleuchtungs-Material zu stehen kommt.

Die persönliche Verantwortlichkeit, welche Jedem auferlegt, für sich zu sorgen, schließt die vornehmlichste christliche Tugend, die Brüderlichkeit nicht aus. Diese hat schon Großes vollbracht und soll noch Größeres vollbringen. Sie soll die Gemüther zur praktischen Gerechtigkeit hinleiten und vor falschen Schritten bewahren. Die glücklichsten Umwälzungen sind durch sie bewirkt und unter göttlichem Beistande befestigt worden. Jetzt soll sie den socialen Frieden herbeiführen helfen, durch das Zeugniß von der guten Gesinnung der reichen und wohlhabenden Klassen gegenüber der arbeitenden. Es ist in unseren Lagen unumgänglich nothwendig, daß der Gedanke an die Verbesserung der Volkszustände im Sinnen und Thun der Reichen und Mächtigen denselben Rang behaupte, wie vor einigen Jahrhunderten die Gründung der Klöster und die Befreiung geheiligter Orte. Möge denn die Brüderlichkeit kommen; bei Diesem aus religiösem Gefühl, bei Jenem aus philosophischer Ueberzeugung; möge sie die Gesellschaft in den niederen und hohen Ständen beherrschen. Soll aber ihr Thun wirksam helfen, das Elend der Bevölkerungen zu bannen, so muß sie vornehmlich dahin trachten, die Spannkraft der Moral zu steigern. Man kann bei unseren jetzigen Zuständen dem Einzelnen kein größeres Heil erweisen, als wenn man sucht, ihm die moralische Energie einzuflößen, welche noththut, um die Verantwortlichkeit für seine Person und Familie würdig zu behaupten. Wer den Menschen hilft, zu dieser Höhe zu streben, der erweist auch dem Vaterlande mächtigen Dienst.

M. Chevalier.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Nov. (Zum ersten Male): Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Akten nach dem Französischen von Th. Hell. Hierauf: Der reisende Student, Operette in 2 Akten von Schneider.

Sonntag, 1. Dec. Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt, Musik von d'Alayrac. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Hans und Grete (komische Scene), Genrebild von L. Schneider. Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, eine Hampelmanniade in drei Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 287. Montag, den 2. December 1830.

Jakob Moons
Ein Familiengmälde.

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa;*) übertragen von Gottfried Overmann.)

Einleitung.

Ein alter Freund, der zu Amsterdam den Commissionshandel betrieben, war gestorben und hatte mich dazu ernannt, seiner Wittwe in der Regulirung seines Nachlasses behülflich zu seyn. Viel unerledigte Sachen fand ich nicht vor; da „Ordnung" stets meines Freundes Losung gewesen, brauchte man nicht hier und dort nach diesem oder jenem Schriftstücke zu suchen. Sämmtliche Bücher waren abgeschlossen und die Aufgabe, mit der er mich betraute, fiel mir daher nicht schwer.

Schon mehrmals hatte ein platter lederner Koffer mit Kupferbeschlag meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; da er jedoch verschlossen war und ich unter den Comptoirschlüsseln keinen gefunden, der zu dem künstlich gearbeiteten Schlosse paßte, so hatte ich ihn unangerührt stehen lassen, um so mehr, als er mit einer Etikette versehen war, lautend: „Akten und Papiere des Herrn Jakob Moons, bei Abreise nach Batavia auf meinem Comptoir deponirt."

Beim Aufräumen des Comptoirs fragte ich die Wittwe meines Freundes, was wir mit dem Koffer beginnen sollten. Sie erwiederte, wie sie nicht anders wisse, als daß ihr Gatte stets großen Werth in dessen Verwahrung gesetzt und ihr den Schlüssel kurz vor seinem Tode mit der Aeußerung behändigt habe, daß der Eigenthümer gestorben sey und daß der Koffer, falls er durch die rechtmäßigen Erben nicht bald reklamirt werden möchte, geöffnet und daß an die darin befindliche Adresse geschrieben werden müsse, um über die Papiere zu verfügen. Die Trauer, worin der Verlust des geliebten Lebensgefährten sie versetzt, war Ursache, daß sie bisher versäumt hatte, mir diesen Auftrag mitzutheilen.

Da nun Niemand aus eigener Bewegung sich meldete, ward der Koffer erschlossen. Außer einigen geldwerthen Papieren fand ich darin die Beschreibung der „Schicksale und Erlebnisse" des Herrn Jakob Moons, von ihm selbst verfaßt und anscheinend für den Druck bestimmt, daher ich denn auch kein Bedenken trug, nachstehendes Manuscript der Redaktion dieser Sammlung von Original-Erzählungen zu überlassen.

*) Entnommen dem „Nederlandsch Magazyn van Romans en Vorhalen. Amsterdam. G. J. A. Beyerinck."

I.
Meine Großtante.

Der „Dolphin" hatte mich auf seinem breiten Rücken über die rollenden Wogen des Meeres dem Vaterlande zugeführt. Gerade vier Monate vorher hatte ich meinen Freunden, meinem malayischen Hausdiener, meiner kraushaarigen Nanny Lebewohl gesagt, als ich das theure Vaterland wieder begrüßen durfte. Ohne Zögern eilte ich in einer Postchaise nach Amsterdam, die Beförderung meines Gepäckes dem ehrlichen Kapitän überlassend, auf dessen gekupfertem Dreimaster ich zum zweiten Mal die Erfahrung gewann, daß eine Reise nach oder von Ostindien bei Weitem nicht so unangenehm ist, als Viele sich einbilden. Wer mich hätte reisen sehen, der würde — meine Ungeduld nach der Eile bemessend, mit welcher der unbarmherzige Kutscher, in Hoffnung eines reichlichen Trinkgeldes, auf seine mageren Rößlein peitschte — gewiß in dem Wahne gestanden haben, es erwarte mich mit offenen Armen eine zärtlich geliebte Gattin oder eines der reizenden niederländischen Mädchen. — Ach! sie konnten ja nicht wissen, daß ich im Vaterlande ein Fremdling geworden; daß der Friedhof der einzige Ort war, wo ich meine Verwandten wiederfinden würde!

Der Letztlebende meiner Eltern war während meiner langen Abwesenheit entschlafen; eine inzwischen verehelichte Schwester, deren Gatten ich nie gekannt, war ihm kinderlos gefolgt, und die reichgeladenen Kornähren auf den Gefilden von Waterloo wogten über dem Grabe des einzigen Spielgenossen meiner Kindheit, der in spätern Jahren das Band nicht zerrissen hatte, was in den blühenden Tagen einer sorglosen Jugend die Freundschaft um unsere Herzen geschlungen. Dich wenigstens, meinen treuen Alexander, hatte ich wiederzufinden gehofft. Zwar war Dein vieljähriges Schweigen mir ein Räthsel; doch ich wußte, daß der Degen Dir besser zur Hand ging als die Feder: nachlässig im Schreiben konntest Du zwar seyn — treulos in der Freundschaft nimmer. Um Deinetwillen reiste ich nach Amsterdam, wo Deine Verwandten wohnten, wo ich Dich zu treffen oder mindestens den Ort zu erfahren hoffte, wo ich Dich wiedersehen, Dich an mein noch stets für Dich schlagendes Herz drücken könnte. Ich fand Dich dort nicht, mein unvergeßlicher Freund! auch Du warst mir vorausgereis't, und selbst der süße Trost, auf Deinem Grabe zu weinen, war mir versagt!

Um zu wissen, wie einem Ostindier um's Herz ist, der sich, bei seiner Rückkunft in's Vaterland aller früheren, ihm theuern Wesen beraubt sieht, müßte man selbst in dem Falle gewesen seyn, dieß zu erfahren: es ist beinahe, als wenn man Morgens seine Wohnung verläßt und sie am Abende ausgestorben wiederfindet.

Ich war mithin ein Fremdling in Amsterdam, ohne Verwandte, ohne Freunde. Ja, lieber Leser, das war ich; jedoch —

Digitized by Google

zur Ehre der mitleidigen Menschheit — bloß vierzehn Tage: denn kaum hatte ich mich einige Male in „Zeemanshop", im „französischen Kaffeehause" und in verschiedenen Theatern gezeigt, als das Gold, mit welchem ich wie ein echter Orientale umsprang, dermaßen auf die Gefühlsnerven einiger Kaufmannsseelen gewirkt, daß ich mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft ward, während es aus allen Ecken „Neffen" und „Nichten" regnete, die nichts unversucht ließen, mich zu überzeugen, welch' großen Werth sie in die Verwandtschaft mit mir setzten.

Doch bald bemerkten diese Theater-Piladesse, diese auf Erbschleicherei abgerichteten Verwandten, daß sie ohne den Wirth gerechnet. Für die Ersteren war ich nicht flott genug. Da ich Feind von Saufgelagen und Bacchanalien war, so erklärten sie mich, den sie zuerst als einen batavianischen Nabob verehrt hatten, für einen philosophischen Javanesen, und als ich mit stoischer Kaltblütigkeit die beiden zuletzt übrig Gebliebenen ihre rechtmäßigen zwei Drittel zu einer Bowle Punsch, welche wir gemeinschaftlich bei „Frascati" getrunken, bezahlen ließ, sagten auch Diese mir (dem sie einen ganzen Monat lang treu geblieben), ohne Abschied zu nehmen, Lebewohl.

Nicht besser ging es mit den Neffen und Nichten; denn kaum bemerkte der Eine, daß ich Lust zum Heirathen habe, als er sehr richtig berechnete, daß Einer, der in meinen Jahren heirathet, sich, ohne daß Wunder zu geschehen brauchen, nähere Erben verschaffen kann, als weitläufige Neffen und Nichten — und der Mann strich meinen Namen aus seinem Geschlechtsregister. Einem Zweiten hingegen, der eine mannbare Tochter besaß, war meine Heirathslust sehr willkommen; als ich ihm indessen einst im Laufe des Gesprächs erzählte, daß ich, durch meinen langen Aufenthalt in einer heißen Zone, eine Antipathie gegen alle Blondinen aufgefaßt, heftete der Mann mit Schrecken seine Augen auf die goldgelben Locken seiner gefallsüchtigen Tochter, nahm rasch Abschied und beeilte sich dermaßen, mir zu entfliehen, daß er vergaß, mir das Silbergeld für fünfzig Stück goldene Dublonen zu geben, welche er wenige Tage zuvor äußerst freigebig sich erbeten hatte, ohne Courtage für mich einzuwechseln.

Die übrigen Familienglieder, deren Pläne hinsichtlich des ostindischen Vetters mir nie recht deutlich gewesen, verschwanden eben so rasch wieder, als sie aufgetaucht, nachdem sie einige Male meinem braven Walther, Kapitän des „Dolphyn", begegnet waren. Dieser hat die guten Leute, obwohl eigentlich aus Mißverständniß, vertrieben; denn als ich ihm aufs Nachdrücklichste untersagte, sich in Niederland irgend etwas verlauten zu lassen von dem gesammelten Vermögen, womit ich aus Ostindien zurückkehrte, that ich solches keineswegs aus Furcht vor Erbschaftsjägern, da ich durchaus noch keine Lust spürte, mein Testament zu machen, sondern bloß, weil ich die Absicht hegte, mir, sobald als möglich, eine Lebensgefährtin anzuschaffen, welche ich (freilich keck genug für einen gelbhäutigen Ostindier) meinen persönlichen Eigenschaften, und keineswegs meinem Vermögen wollte zu verdanken haben.

Ich war daher, sechs Wochen nach meinem Aussteigen am „Doelen", eben so arm an Freunden und Verwandten, als wie ich zuerst den „Dolphyn" verließ; doch muß ich zu meiner Ehre anführen, daß ich, obgleich familiensüchtig von Natur, diesen Verlust wie ein Philosoph ertrug, und zwar dermaßen, daß nicht eine einzige Thräne meine Augen benetzte. Es geht ziemlich oft so in der Welt, daß man erlangt, was man nicht wünscht, und daß man Das entbehrt, wonach man sich sehnt; ich wenigstens kann ehrlich bezeugen, daß ich nach den erschienenen und verschwundenen Verwandten durchaus nicht verlangt hatte, Etwas, was doch so ziemlich natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich nie zuvor begriffen hatte, wie ich die Ehre genoß, zu ihrem Geschlechte zu gehören. Dagegen fühlte ich stark das Bedürfniß, eine alte, ehrwürdige Matrone wiederzusehen, in deren Hause ich als Kind so manche frohe Stunde verlebte — und diese gute Alte ließ nichts von sich vernehmen, obschon ich bereits ein Jahr zuvor ihr von meiner beabsichtigten Ueberkunft Nachricht gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein glänzendes Stücklein von Martainville.

Martainville, dessen Andenken durch die Aufführung eines von ihm geschriebenen Stücks: „le pied de mouton" auf dem Gaité-Theater neuerdings wieder aufgefrischt worden ist, war Journalist und Mime zur Zeit der ersten französischen Revolution. Von seiner Originalität und seinem Erfindungsgeiste mag folgendes Beispiel zeugen, welches die „Blätter f. lit. Unterh." in einer längeren Notiz über ihn mittheilen.

Er befand sich in Lyon und lebte gut oder übel vom Besuche des Theaters. Bonaparte, aus Egypten zurückkehrend, hält in der Stadt an und steigt in einem Hotel in der Nähe vom Platze „des Celestins" ab. Der Direktor will die Gelegenheit nützen, um eine starke Einnahme zu erlangen, und bittet den General um die Ehre seiner Gegenwart, die ihm sofort bewilligt wird. Es war schon spät, in zwei Stunden sollte der Vorhang aufgezogen werden. Trotzdem gerieth Monsieur Bonneville (der Direktor) auf den Einfall, durch irgend ein Impromtu mit schmeichelhaftem Ausgange den Helden zu feiern. Er wendet sich darum an Martainville als den einzigen Waghals, welcher den Plan auszuführen vermag. Dieser willigt ein; die Seltsamkeit der Sache behagte ihm viel zu sehr, als daß er die mindeste Einwendung gemacht hätte. Er verspricht einige Scenen, so gut als thunlich aneinander gereihte Couplets, verlangt, daß man drei oder vier Schauspieler und das Orchester benachrichtige und auf die Zettel setze: „Die glückliche Heimkehr, oder: Napoleon in Lyon." Das geschieht. Die Stunde kommt: der General ist in seiner Loge, und Martainville, dessen Erfindungsgeist sich doch schrecken mochte, hatte noch nicht vier Worte seines angeblichen Stückes gefunden.

Die Verzweiflung des Direktors, die Bestürzung der Künstler war unbeschreiblich. Was soll geschehen? Mit Monsieur Bonneville und zwei Schauspielern steigt Martainville in die Garderobe hinauf, hoffend, sich durch den Anblick einiger Costümes zu inspiriren. Wirklich nimmt er das eines Husaren, kleidet den Kameraden als père-noble, und bedeutet die Schauspielerin, sich in die Hülle der jeune-première zu werfen. So angezogen steigen sie trostlos, zitternd und Martainville fragend, was sie thun und reden sollen, auf die Bühne hinunter, „Du bist," entgegnete er dem Einen, „Vater der Mademoiselle, die ich bei der Heimkehr von der Armee zu ehelichen wünsche. Du schlägst es ab, weil Du siehst, daß ich nur Brigadier bin. Sie liebt mich. Wir flehen Dich an. Dieß Alles wie in andern Stücken, deren Tiraden Euch in das Gedächtniß kommen werden, und während Ihr sprecht, wird mir schon etwas Anderes einfallen."

Die wenig an Improvisation gewöhnten Unglücklichen weigerten sich hartnäckig, als plötzlich der Vorhang aufging und ihnen die Flucht unmöglich machte. Martainville, von seiner Furcht ganz zurückgekommen, tritt zuerst in Scene, und macht eine Exposition, welche die zwei in der Coulisse horchenden Gefährten vollends über ihre Aufgabe belehrt. Der Vater, etwas beruhigter, erscheint. Gespräch mit aus andern Stücken glücklich entlehntem Gesang vermischt. Jetzt kommt die Tochter an die Reihe. Die Sprechenden unterstützen sie; aber sie ist im Begriffe, stecken zu bleiben, als Martainville eine auf die Gelegen-

Digitized by Google

heit entsprechende Strophe dichtend mit „guerriers, lauriers etc.“ das bis zum Giebel gefüllte Haus zum Entzücken hinreißt.

Das Werk ist jedoch kaum begonnen. Wie es zu Ende bringen? Neue Couplets von demselben Improvisator wecken neue Bravos und ziehen die Katastrophe hinaus, als plötzlich von einer Seite des Theaters eine Frau in verstörter Kleidung, mit fliegenden Haaren vor der Loge des Generals auf die Knie stürzt und ihm ein Blatt reicht, das er eilig ergreift. Staunen und Schweigen der Zuschauer. Martainville redet zu der Frau, und bald erfährt man, daß sie die Gattin eines wegen Ausgeben falscher Münzen zum Tode Verurtheilten ist und die schützende Milde Bonoparte's zur Rettung ihres Mannes anfleht. Der Held verspricht seine Vermittelung, die arme Frau fällt vor Glück in Ohnmacht. Martainville findet eine glückliche Inspiration auf dieses Abenteuer, und der Vorhang fällt unter unsäglichem und um so aufrichtigerem Beifalle, als alle Welt das Stück entworfen glaubte, um die gute That zu vollbringen, und zugleich den großen Mann zu feiern, dem das Vaterland sein Heil danken sollte. Wer anders als Martainville hätte das gewagt?

Betrachtungen.

Es ist eine oftmals bewiesene und durch die Erfahrung bethätigte Wahrheit, daß in der Welt, welche wir bewohnen, eine Menge Quellen der Freuden sowohl wie der Schmerzen für Jeden entspringen, der, mit tugendhaftem Herzen und unablässigem Eifer in Erfüllung seiner Pflichten, sein Loos getrost in die Hände des Vaters aller Wesen niederlegt. Insbesondere ist es die Freundschaft mit redlichen Menschen, welche diese sonst so einsame Wüste zum Paradiese umwandelt; selbst dann, wenn unsere Freunde durch den Tod uns entrissen werden, dürfen wir des beseligenden Trostes uns erfreuen in dem erhebenden Gedanken, daß wir einst sie wiederfinden sollen in den Gefilden der Unsterblichkeit.

Und welch ein Glück ist es nicht für den Menschen, einen wahren Freund zu besitzen! Wie angenehm, wie glücklich leben zwei Menschen zusammen, welche durch Bande der Treue und aufrichtiger Freundschaft an einander gefesselt sind! Was dem Einen schwer auf dem Herzen liegt, das offenbart er seinem Freunde; mit ihm theilt er seine Wonne, mit ihm trägt er sein Leid. Welch ein Glück, einander Dienste zu erzeigen, welch ein Genuß, einander Beweise von Herzlichkeit geben zu können! Keine Prahlerei, keine Versicherungen — nur Thaten besiegeln ihr schönes Freundschaftsverhältniß. Und wenn Einen von Beiden die Noth drängt, wenn die Stunde banger Angst erscheint: dann erst zeigt es sich, daß Freunde zu allen Zeiten und unter allen Umständen sich wahrhaft lieben; dann wird der Freund umgeschaffen in einen Bruder! Dann werden Gefahren und Opfer für leicht erachtet: der Wohlthäter glaubt, er selbst habe Wohlthaten empfangen und Dankbarkeit und Verbindlichkeit krönen den Freundschaftsbund! Dann beneiden Engel die Bewohner des Staubes, daß sie nicht Freunde seyn können, gleichwie das Loos der Menschheit Freunde schafft. Dann blickt der Allerhöchste mit Wohlgefallen herab auf Sein Bild — das Bild der inbrünstigen, uneigennützigen, Alles aufopfernden Liebe, geläutert von den Flecken der Sinnlichkeit, erhaben über des Schicksals Wechselfällen; — dann erschaut Gott Seines erhabenen Sohnes Bild von Neuem geboren in menschlichen Herzen! Ja, dann zeigt sich der Zusammenhang zwischen Menschenwürde und menschlicher Glückseligkeit im herrlichsten Lichte: denn, wenn eines Freundes Herz das Meisterstück der höchsten menschlichen Vortrefflichkeit darstellt, so ist es auch der Sitz des höchsten menschlichen Genusses!

Und dennoch vermögen wir weder für die Gegenwart uns irgend eine wahre Freude zu verschaffen, noch auch das hoffende Auge vertrauensvoll dem Jenseits zuzuwenden, wenn wir nicht alles Ernstes uns bestreben, in den Besitz eines reinen Gewissens zu gelangen, ohne welches es weder einen wahren Freudengenuß, noch echte Freundschaft gibt.

Dazu gehört nun aber vor Allem, daß man man sich eifrig bemühe, sich selbst kennen zu lernen; ferner, daß man wisse, in welchen Beziehungen wir zu unseren Mitmenschen stehen und welche Pflichten wir, ihnen gegenüber, nach ihren verschiedenen Klassen und Verhältnissen, zu erfüllen haben.

Gewiß, wenn wir den Menschen bloß oberflächlich betrachten, müssen wir uns getroffen fühlen von den mannichfachen Arten des Elendes, des Jammers, der Gefahren, Sorgen und Beschwerden, denen er ausgesetzt ist; doch, wenn wir auf den Grund der Sache durchdringen, wenn wir den Zusammenhang der Geschicke sowohl einzelner Personen als auch ganzer Völker aufmerksam erwägen: dann werden wir tausendmal uns gedrungen fühlen, von ganzer Seele auszurufen: „Gott regiert!“

Man hüte sich daher vor allzugroßer Empfindlichkeit, die uns außer Stand setzt, aufzumerken und zu erwägen, was zu erfüllen uns obliegt. Man stelle sein Geschick für Zeit und Ewigkeit getrost Dem anheim, der allein im Stande und geneigt ist, dasselbe zu unserm Besten zu lenken; man befleißige sich aus allen Kräften, die Wahrheit zu erkennen und, in Folge dieser Erkenntniß, so zu leben, daß man den Tod nicht fürchten, vielmehr stets sich erfreuen dürfe der Aussicht auf ein zukünftiges Leben!

Köln. Gottfried Overmann.

An meine gedruckten Lieder.

Von Dr. S. Zirndorfer.

Da liegt Ihr, ach! meine Lieder
In Euerem schlichten Kleid,
Als wolltet Ihr traurig erzählen
Von Euerem Herzeleid.

Ich hab' Euch einst ausgeströmet
Aus flammendheißglühender Brust,
Ergüsse ertragener Leiden,
Und Boten genossener Lust.

Ihr solltet der Welt verkünden,
Wie's klopfet im innersten Schrein
Des Dichterherzens, und finden
Viel Herzen, die d'ran sich erfreu'n.

Doch hat Euch die Welt verschmähet,
Sie sandte Euch schnöde zurück;
Was kümmert in ihren Palästen
Sie Dichters Leiden und Glück!

Was seine Sterne und Sonnen,
Und wie es sein Herz bewegt,
Wenn ihm die bittersten Schläge
Das rauhe Schicksal schlägt.

Das wirft, ach! den Muth darnieder
Und stumpfet ab den Geist,
Denn Dichters Lied gedeiht nur,
Wenn laut man es ehret und preist.

Digitized by Google

Doch möcht Ihr nicht fürder klagen,
Ihr Lieder, mir Euer Leid,
Ein Herz wird sicher sich finden,
Dem Ihr willkommen seyd.

Und wenn Euch auch Eins nur schätzet,
Und freundlich an Euch lacht,
Dann seyd, meine armen Lieder,
Umsonst Ihr nicht ausgedacht.

Frankfurt a. M.

Mannichfaltigkeiten.

(Spuren Sir John Franklins.) Das „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." meldet: Die von uns neulich nach dem „Athenaeum" mitgetheilte Nachricht, daß das Schiff „Prinz Albert" einige Stücke Tau vom Kap Riley zurückgebracht habe, die in Chatham als zur Ausrüstung des „Terror" gehörig anerkannt worden, hat sich als nicht ganz richtig ausgewiesen. Man hat allerdings das in Frage stehende Tau nach den Werften von Chatham geschickt, um dort identifizirt zu werden; die dortigen Behörden konnten jedoch mit Bestimmtheit nur so viel angeben, daß ähnliches Tauwerk zur Zeit der Ausrüstung des „Erebus" und „Terror" dort verfertigt worden sey, nicht aber, daß die vorliegenden Stücke zu einem von diesen beiden Schiffen gehört hätten. Alle Folgerungen, die man daraus herleiten möchte, sind mithin auf eine Vermuthung gegründet, die indeß viele Wahrscheinlichkeiten für sich hat. Ja, wenn wir diesen Umstand mit den unzweifelhaften Spuren einer Lagerstätte bei Kap Riley zusammenstellen, so scheint es beinahe, als ob man endlich auf die Fährte des längst gesuchten Wildes gekommen sey. Die bei Kap Riley aufgefundenen Spuren können nur auf die Schiffe Sir John Franklins bezogen werden, da die Bewegungen aller anderen Expeditionen, die seit seinem Verschwinden jene Meere befahren haben, zur Genüge bekannt sind, und die so lange gehegte Befürchtung, daß er schon in der Baffins-Bai verunglückt sey, wird also hierdurch definitiv widerlegt — freilich nur, um der eben so traurigen Aussicht Platz zu machen, ihn und seine kühnen Genossen, wie einst ihren Landsmann Willoughby, in den Eiswüsten der arktischen Zone erstarrt zu finden.

Korrespondenz.

München, 20. November.

Ueber den „Propheten", dessen zweite Aufführung stattgefunden, seinen poetischen und musikalischen Werth kann man sehr verschiedener Meinung seyn, doch wird man zugeben müssen, daß er ein geniales Produkt und in der, alle unsere Sinne beschäftigenden Buntheit und sich überstürzenden Massenhaftigkeit der musikalischen und scenischen Ausstattung ein ächtes Kind unserer Zeit ist; man wird zugestehen müssen, daß es der Musik zwar an der harmonischen Durchführung eines einheitlichen, das Ganze und seine einzelnen Theile gleichmäßig belebenden und durchdringenden Grundgedankens fehle, daß sie aber dennoch im Einzelnen viele großartige Schönheiten enthalte, die uns berechtigen, das Stück eine bedeutende Tonschöpfung zu nennen. Ich sage dieß, obgleich ich nie ein besonderer Verehrer der Meyerbeer'schen Musik gewesen bin; doch wäre es ein Unrecht, an sie den Maßstab der plastischen Ruhe und Klarheit legen zu wollen, die wir in Gluck'schen und Mozart'schen Opern bewundern. Der Prophet macht keinen Anspruch darauf, mit Iphigenien oder Alcesten zu rivalisiren. Das Melodische, das in diesen Meisterwerken der Tonkunst das anmuthsvolle, beseligende Zepter führt, liegt außer dem Bereich der musikalischen Anschauung und Eigenthümlichkeit Meyerbeer's; ihm eignet vorzugsweise das Dramatische, nicht sowohl in der maßvollen ruhigen Entwickelung dialogischer Recitative, als vielmehr in dem raschen Hin- und Wiederwogen leidenschaftlicher Aufregung, wo die gewaltigen Tonwellen sich fliehen und suchen, um zuletzt versöhnt in allgemeiner Harmonie zu verschmelzen. In dieser Beziehung sind die Scenen zwischen dem Propheten und seiner Mutter bewunderungswürdig. Trefflich ist hier in der musikalischen Composition der Kampf wiedergegeben, der sich zwischen ihm, dem in willenloser, sinnlicher Schwäche hinbrütenden Fanatiker, und dem willenskräftigen, aller Trieb- und Springfedern des Handelns sich klar bewußten Charakter der Mutter entsponnen hat. Die trefflich componirte Predigt der Wiedertäufer, die furchtbare Schilderung des Volksaufruhrs, der Traum des Propheten, sein Gebet und der Triumphgesang am Ende des dritten Aktes, endlich der Krönungsmarsch, beweisen aber, daß es der Oper auch sonst nicht an schönen und bedeutungsvollen Partien fehle. Dennoch soll damit der in dieser Oper eingeschlagenen Richtung keineswegs das Wort geredet werden. Ein Gemälde von starkem Licht und Schatten, in welchem die Uebergänge fehlen, kann ergreifen und zur Bewunderung hinreißen, ohne einen tiefern und bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Wenn man Letzteres nun aber auch vom Propheten nicht eigentlich sagen kann, und wenn in ihm die scenische Ausstattung von dem Gegenstande und der Art der dargestellten Handlung gewissermaßen gefördert wird und daher als eine nicht unwesentliche Zugabe sich geltend macht, die, mit Geschmack behandelt, auch ihrerseits unstreitig einen nicht geringen Kunstgenuß gewährt, so ist doch nicht zu leugnen, daß bei solchen Beigaben, mögen sie überflüssig seyn oder nicht, der Eindruck des musikalischen Elements doch immer Gefahr läuft, geschwächt, wenn nicht vernichtet zu werden. Der Componist schadet sich daher in solchen Fällen jeder Zeit zunächst am meisten. — Meinen heutigen musikalischen Bericht kann ich nicht schließen, ohne eines Violin-Virtuosen zu gedenken, des Jerome Gulomy aus St. Petersburg, der, ein vollendeter Meister seines Instrumentes, in der klangvollen, reinen und gewandten Behandlung, zumal der Flageoletttöne, unter seinen Kunstgenossen einzig dastehen dürfte. In dem nämlichen Konzerte lernten wir in dem bekannten Violoncellisten Goltermann aus Hannover zugleich einen trefflichen Liedercomponisten kennen, auf welchen ich hiermit aufmerksam zu machen nicht unterlassen wollte.

Konzert-Anzeige.

Das von uns bereits angezeigte große Vokal- und Instrumental-Konzert des Herrn Ed. Eliason findet nächsten Mittwoch den 4. d. M. im Saale des Weidenbusches statt. Als mitwirkende Gesangskräfte sind zu bezeichnen: die HH. Clement, Dettmer, Caspari, Leser und Hecht, und die Damen Behrend-Brandt, Tietjens und Dennemy-Rey. Die Instrumentalleistungen werden executirt durch das hiesige Orchester unter der Leitung Schindelmeißers, durch die Herren Rosenhain, Lutz und Hecht jun., mit dem der Konzertgeber ein Rondo für Klavier und Violine ausführen wird. Bei der Mitwirkung solcher Kräfte und der Reichhaltigkeit des Programms haben die Musikfreunde einen in jeder Hinsicht anziehenden Konzertabend zu erwarten, wie man dieß unter Hrn. Eliason's Veranstaltung nicht anders gewöhnt ist. — Das Programm besagt das Nähere.

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Dec. Nelva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Abth., Musik von Kapellmeister Reisiger. Hierauf: Die beiden Blinden von Toledo, komische Oper in 1 Akt nach Marsollier, Musik von Méhul.

Dienstag, 3. Dec. Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nikolai.

Druck und Verlag von Heller und Robm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 288. Dienstag, den 3. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa;*) übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Frau Moons (so hieß meine Großtante) hatte, wie ich nach einiger Erkundigung erfuhr, auf ihrem Landgute Wohnung genommen, und ich beschloß daher, es zu machen wie Mahomed, der zum Berge ging, als dieser sich weigerte, zu ihm zu kommen. In einer — trotz Eilwagen und Dampfschiffen mir werth gebliebenen — „Trekschuit" fuhr ich den Amstelstrom hinab. Der Schiffer stieß in sein Horn und Tantens alter Kutscher Gerhard, den ich als Knabe so oft an dem dicken gepuderten Zopf gezogen, empfing mich in seinem milchweißen Kittel an der sauber geputzten Freitreppe, wo die zum Trocknen aufgehängte „Toetebel" *) mein Herz mit Dankbarkeit erfüllte bei dem Gedanken, daß jene mich, den Wildfang, einst vor dem Ertrinken bewahrt hatte, als ich, auf der Treppe balancirend, das Gleichgewicht verlor und, statt in den tiefen Strom zu stürzen, durch dieses zum Fischfang ausgebreitete große Netz gerade zu rechter Zeit aufgefangen ward.

Daß Gerhard nicht wußte, wen er vor sich sah, war mehr meinen veränderten und gealterten Zügen, als dem Erkennungsvermögen des Mannes beizumessen; mein Name aber wirkte gleich einem Zauberschlage.

„Himmel, sind Sie der junge Herr Koo?" **) sagte der gute Mann, welcher mich nie anders hatte nennen hören, „das wird der alten Dame eine Freude seyn! wie hat sie nicht verlangt, Sie wiederzusehen!"

„Wirklich, Gerhard?" entgegnete ich trocken, „ich bin doch schon seit sechs Wochen in Amsterdam!"

„Was Sie sagen, junger Herr! Nun, davon weiß sie sicher nichts, sonst hätte sie weder Ruhe noch Rast gehabt und würde, obgleich sie selten das Gut verläßt, Sie gewiß aufgesucht haben."

„Erwartete denn die Tante meine Rückkehr nicht?" fuhr ich fort.

„Ei, wie sollte sie das, lieber Herr?" antwortete er; „hat sie doch in anderthalb Jahren nicht die mindeste Nachricht von Ihnen erhalten!"

Nun war mir's deutlich, warum, bei so vielen Pseudo-Verwandten, die einzige wahre nichts hatte von sich hören lassen; mein letzter Brief war nicht angekommen. Genug, ich war überzeugt, daß man wenigstens hier den „Neffen von Batavia" nicht vergessen hatte. Wohlgemath stieg ich die steinernen Stufen der Vorhalle hinan und trat unangemeldet in das große Nebenzimmer, wo ich die Tante noch auf derselben Stelle antraf, an welcher ich vor fünfzehn Jahren ihr Lebewohl gesagt. Kaum hatte ich mich bekannt gemacht, als ihre Arme sich öffneten und sie mir recht herzlich einen vaterländischen Kuß verabreichte.

Es gab natürlich viel zu fragen, viel zu beantworten; Tante sprach noch eben so flüsternd als früher, und ich erinnerte mich noch zeitig genug ihrer alten Schwachheit, ungern im Flusse ihrer Rede gestört zu werden, um die achtundsiebzigjährige Frau ohne Unterbrechung erzählen zu lassen, was meinen Augen desto besser Gelegenheit bot, sich unbemerkt in ihrer Anschauung zu erlustigen.

Meine Großtante war, im vollsten Sinne des Wortes, ein Vorbild der guten, alten Zeit. Gewiß hatte sich seit den letzten vierzig Jahren in ihrer Toilette nichts verändert. Uebrigens saß sie noch so gerade wie eine Kerze und war in der That eine lebendige Satyre auf das krumme, verdrehte Geschlecht der heutigen Zeit.

„Du findest mich heute gerade allein, Neffe Koo!" sagte die gute Frau; „ich hoffe, Du wirst Dich getrösten, mir Alten heute Gesellschaft zu leisten. Wenn Du nicht allzu flink auf den Füßen bist, will ich mit Dir meinen gewöhnlichen Spaziergang machen; Du kannst Dir dann die auf dem Gute vorgenommenen Veränderungen ansehen."

Das Wort „Veränderungen" erklang mir wunderlich ins Ohr; ich fürchtete, man habe die gute Tante beredet, ihre schattenreichen Bäume einer sogenannten „englischen Partie" zu opfern; doch bald bemerkte ich meinen Irrthum. Die dichte Linden-Allee, die keinen Sonnenstrahl durchließ, die schweren Buchen, die hundertjährigen Eichen waren alle noch vorhanden; doch hatte man, sehr zweckmäßig, um das Eintönige der immer rechteckig sich durchschneidenden Baumgänge zu unterbrechen, durch das niedrigere Buschwerk anmuthige Schlängelpfade geleitet, zwei achteckigen Teichen eine minder steife Gestalt gegeben, und hier und dort einen Theil der äußern Hecke abgehauen, um dadurch eine schöne Fernsicht ungehindert zu genießen.

Ich fand also hier, was ich so gern bei Allem wünschen möchte: einen angemessenen Uebergang von der vorigen in die jetzige Zeit. Man hatte hier dem neuen Geschmack unserer Tage keine kostbaren Opfer gebracht, sondern die alten Anlagen nach der jetzt herrschenden Weise zweckmäßig abgeändert und sich sorgsam enthalten, den niedrigen Amstelländischen Ackerboden mit Maulwurfshügeln zu überdecken, welche den Namen „Berge" führen mußten. Ich verbarg der guten Tante das Vergnügen nicht, was jene Wahrnehmung mir verschaffte, und es war kein Wunder, daß es auch ihr angenehm war, zu erfahren, wie sehr der „ostindische Neffe" in diesem Punkte mit ihr übereinstimmend dachte.

*) Toetebel, ein Senkgarn, zum Fischfang. (Anm. d. Uebers.)

**) Koo, Abkürzung von Jakob. (Anm. d. Uebers.)

Digitized by Google

Wir wandelten langsam weiter, als die Mittagsglocke ertönte. Mit Wohlgefallen ließ ich mich an einer Tafel nieder, welche überflüssig mit Speisen besetzt war, die der alten berühmten holländischen Küche zur Ehre gereichten. Daher ließ ich es mir denn auch trefflich schmecken, indem ich das Gedächtniß der alten Trui*) bewunderte, welche, sich erinnernd, daß der junge Herr Koo so viel auf Kerbelkuchen hielt, nicht versäumt hatte, deren zu bereiten. Der an stark gewürzte Speisen verwöhnte Gaumen des Orientalen verschmähte keineswegs die Aufmerksamkeit der Küchenprinzessin, vielmehr wiederholte ich die früher mehrmals abgelegte Erklärung, „daß man nirgends so leckere Kerbelkuchen esse, als bei meiner Großtante."

II.

Erinnerungen aus meiner Schulzeit.

Ich durfte meine gute Großtante nicht verlassen, ohne das Versprechen, in der nächsten Woche einige Tage bei ihr zu weilen. Als diese Zeit erschien, bereitete ich mich vor, diese Zusage zu erfüllen, beschloß jedoch, dießmal die Reise über Amstelveen zu nehmen, wohin so manches angenehme Bild aus meiner Kindheit mich zog, ja, wohin die heiligste Pflicht mich zur Wallfahrt nach dem elterlichen Grabe rief.

Welche große Veränderungen die verflossenen Jahre auch hier in mancher Beziehung geschaffen hatten: leicht erkannte ich dennoch die Oertchen, wo ich, als Kind, mit den Söhnen der Dorfbewohner in allerlei gymnastischen Uebungen mich erlustigt, oder den jungen Mädchen manchen Streich gespielt hatte, oder als Ritter dieser oder jener bäuerischen Dulcinea in einem Faustkampf aufgetreten war.

Noch stand das Schulhaus auf der nämlichen Stelle. Sogleich erkannte ich des Lehrers Wohnung, in zwei Theile geschieden durch eine hölzerne Wand, deren Thür sowohl den Zugang zum Garten als zu den beiden ungleichen Abtheilungen des Gebäudes bildete und immer zum festen Eingange diente, da die eigentliche Hausthür eben so selten benutzt wird, wie jene zu Broek in Waterland. Noch war die Eintheilung des Hauses dieselbe; noch erkannte ich ohne Mühe das Eckchen unter dem hohen Kamin, wo ich im Winter so oft auf der glattgescheuerten Eisenplatte die vor Kälte erstarrten Füße erwärmte, wenn der Meister Eins oder Anderes erzählte oder die Meisterin bei der Glasharmonika ein erbauliches Lied anstimmte; — noch war der Dreifuß anwesend, der so oft Zeuge gewesen war, wie mir der Mund wässerte nach dem wohlschmeckenden Reißbrei oder den knuppernden Waffeln, welche an festlichen Abenden auf ihm bereitet wurden. Alles fand ich wieder — nur nicht die Bewohner, die so liebevoll für mich sorgten, meinen Geist entwickelten und die ersten unvergeßlichen Eindrücke stiller Ehrerbietung vor dem höchsten Wesen dem jugendlichen Herzen einflößten!

Der jetzige Lehrer war ein artiger, gefälliger Mann, der mir recht gern erlaubte, alle Ecken seiner Wohnung zu durchstöbern, und der zartfühlend genug dachte, mich nicht auszulachen, wenn ich bei einem oder dem andern Erinnerungspunkte mich recht kindlich freute. — „Das von Ihnen an den Tag gelegte Interesse, mein Herr", sagte er, als ich ihm darüber einige Entschuldigungen vorbrachte, „ist die schönste Ehrenkrone für meinen entschlafenen Vorgänger. Glücklich Derjenige, welcher in den Herzen seiner Zöglinge sich eine so dauerhafte Achtung zu erwerben weiß!"

Geleitet von dem wackern Manne, betrat ich nun die bedeutend verbesserte Schule; ohne Mühe fand ich die Stelle wieder, auf der ich, an des Unterlehrers Seite, von den Dörflingen getrennt, während des größten Theils meiner Schulzeit, gesessen. Ob ich mich dieses Ehrenplatzes durch Gelehrigkeit und Fleiß würdig gemacht hatte, oder ob es nicht vielmehr eine schulpolizeiliche Maßregel gewesen, um mich zu verhindern, die jungen Mädchen zu necken: das war mir in diesem Augenblicke nicht recht deutlich mehr.

(Fortsetzung folgt.)

*) Trui, Abkürzung des Vornamens Gertrude.
(Anmerk. des Uebersetzers.)

Pfälzer Briefe.

I.

†* „Wen die Pfalz vor dem Jahre 1848 interessirte, dem sollte sie billig auch in dem Jahre 1850 nicht fremd werden." So hört man verständige Leute oft tadelnd sprechen, wenn man ihnen bemerklich macht, daß die Theilnahme an der Pfalz bedeutend abgenommen habe. Und es scheint uns, daß jene verständigen Leute trotz ihres Verstandes dießmal übersehen, daß man ein Recht auf Theilnahme nur in demselben Maße beanspruchen kann, in welchem man wirkliche Bedeutung besitzt. Vor dem März 1848 war die Pfalz von großer Bedeutung. Sie hatte bereits seit Jahren gerichtliche Institutionen, nach welchen andere Staaten vergeblich rangen, sie hatte durch eine geschlossene Reihe allgemein geachteter Vertreter in der Münchner Kammer und durch deren systematisches Bestreben nach freier Entwickelung des Staatslebens die Sympathien aller Unterdrückten in Deutschland erworben, sie hatte ihr kräftiges Contingent zu allen Demonstrationen deutschen Volkslebens gestellt. Was andere deutsche Staaten mehr und mehr drückte und erdrückte, war in der Pfalz entweder gar nicht vorhanden, oder konnte doch nicht recht aufkommen. Von einer Adelsherrschaft wußte man nichts, da es praktisch genommen in der Pfalz gar keinen Adel mehr gab; die Pfaffen waren trotz des gouvernementalen Schutzes auf ein Häuflein reduzirt, das, bescheiden an Zahl, sein unbescheidenes Geschrei beinahe vergebens ertönen ließ, und auch die Beamtenherrschaft, obwohl höchst selten durch Verdienst, gewöhnlich durch Nepotismus rekrutirt, kokettirte wenigstens mit Volksfreundlichkeit. Aber diese verhältnißmäßig glückliche Lage der Pfalz bewirkte nicht, daß sich die Bevölkerung selbstsüchtiger Ruhe oder engherziger Gleichgültigkeit hingegeben hätte. War es das Bewußtseyn, daß auf einem so kleinen Landstriche, wie die Pfalz, beschränkt, solche Errungenschaften wieder, leider! dem nothwendigen Drängen der Adels-, Beamten- und Pfaffenherrschaft in den andern Landstrichen Deutschlands später doch weichen müßten, wenn man nicht die Errungenschaften selbst in jene Landstriche als künftige Bundesgenossen einpflanze; war es jener der Menschheit inwohnende edle Trieb, welcher den Menschen drängt, was er als gut und recht befunden, trotz Opfern den Mitmenschen mitzutheilen; oder war es beides zugleich, — genug, die Pfalz kämpfte nicht bloß um die Erhaltung ihrer Güter, sie kämpfte auch um die Erwerbung derselben Güter für andere Landstriche. Und der Pfälzer war auf diesen Kampf und seine Stellung nicht allein stolz, er hatte auch ein Recht darauf, stolz zu seyn; und sein Recht und seine Bedeutung wurden anerkannt. Seit dem Jahre 1848 hat sich hierin gar Manches geändert. Ein nicht unbeträchtlicher Theil Deutschlands hat endlich dieselben gerichtlichen Institutionen erhalten, um welche vorher die Pfalz beneidet wurde, und manch' Stück Mittelalter ist im Norden und Süden über Bord geworfen worden, um Formen Platz zu machen, in denen der Mann des 19. Jahrhunderts sich bewegen will. Dadurch ist aber auch zugleich die Zahl Derer gemindert worden, welche vorher in pfälzischen Zuständen das Ziel ihres Strebens sahen, und die

Digitized by Google

Pfalz hat für sie mindestens einen Theil ihrer frühern Bedeutung verloren. So von Außen. Im Innern der Pfalz selbst ist aber auch nicht Alles dasselbe geblieben. Zwar bewährte die Pfalz ihr Jahrzehnte lang fortgesetztes Streben, auch als die Märzstürme des Jahres 1848 hereinbrachen. Geschlossen wie ein Mann trat die ganze Bevölkerung in die Reihen der deutschen Stämme, um gegen Fürsten-, Adels-, Pfaffen- und Beamtenherrschaft für ganz Deutschland Recht zu verlangen; geschlossen wie ein Mann stellten sich ihre Vertreter in Frankfurt in die Reihen Derer, welche erkannt hatten, daß man unter Menschen das Recht nicht behaupten kann, wenn man nicht zugleich die Macht hat, die Angriffe auf das Recht abzuwehren. Und als auch nur ein Vertreter Miene machte, Versprechungen zu trauen, denen die ganze Pfalz Mißtrauen entgegen setzte, da wendete sich auch das Mißtrauen sofort gegen ihn und rastete nicht, bis ein Anderer an seine Stelle getreten war. Obwohl im übrigen Deutschland mit wenigen Ausnahmen allenthalben die Verwaltungsmaschine ins Stocken gerieth, und bald kleinere Unordnungen namentlich da vorfielen, wo die einzelnen Vertreter der Landstriche nicht in Uebereinstimmung unter sich oder mit den Wählern handelten, bemerkte man in der Pfalz nur so unbedeutende, rasch vorübergehende Störungen, daß dieser Landstrich das merkwürdige Bild der vollkommensten Ruhe darbot, während er durch seine Vertreter auf Seiten der consequenten Revolution kämpfte. Ja, man wäre versucht gewesen, dem bloß äußern Anscheine nach anzunehmen, daß die Pfalz und ihre Vertretung Gegensätze und nicht ein und dasselbe erstrebten, wenn nicht durch unausgesetzten schriftlichen und mündlichen Verkehr die stete Uebereinstimmung so sehr sich ausgesprochen hätte, daß auch nicht eine einzige Stimme des Widerspruchs sich geltend machte. Diese ruhige, wohlbemessene Haltung der Bevölkerung, bedingt und erhalten durch die Uebereinstimmung mit den Vertretern, und durch die Uebereinstimmung der Vertreter unter sich, fand auch die gebührende Anerkennung nicht bloß auf Seiten der Linken, der Partei des Fortschritts und des Mißtrauens in Fürstenversprechungen, sondern auch Männer der Rechten, der eigentlichen reaktionären und der blind vertrauenden, sprachen ihre Anerkennung, zuweilen auch ihre Furcht vor dieser Haltung aus. Die Anerkennung hatte aber ihren Höhepunkt gefunden, von dem sie seither bedeutend gesunken ist. Im nächsten Briefe hierüber mehr.

Mannichfaltigkeiten.

Einer der interessantesten Betrugsprozesse schwebt gegenwärtig in der Voruntersuchung. Ein Bauer, Hamann in Kirdorf, wollte von seiner Frau geschieden seyn und leitete deßhalb einen Prozeß beim Elberfelder Kreisgerichte ein. Der Prozeß schwebte längere Zeit, weil keine Gründe vorhanden waren, und der Bauer, verdrießlich darüber, wendete sich deßhalb an einen Privatschreiber (Winkelschreiber), der ihm versprach, seine Sache durchzusetzen, da er einen Assessor kenne, der beim Kreisgericht beschäftigt sey. Es währte auch nicht lange, so erhielt der Bauer eine Vorladung vom Kreisgericht. Der Winkelkonsulent führte den Bauer indessen nach der Wohnung des Assessors, da derselbe den Termin im Hause abhalten wollte. In der, in der Kochstraße belegenen höchst eleganten Wohnung des Assessors fand der Bauer Aktenstücke vor und wurde von einem kleinen buckligen Manne zu Protokoll vernommen. Es wurde ihm indessen eröffnet, daß er einen Vorschuß von 25 Thlr. zahlen müsse, was auch geschah. Nachdem die Sache längere Zeit gespielt, erhält der Bauer die Nachricht, daß die Ehescheidung bewilligt sey, er müsse jedoch eine Kaution von 500 Thlrn. stellen. Der Bauer suchte das Geld zu schaffen, vermochte indessen nur 300 Thlr. zusammenzubringen. Es wurde ihm inzwischen von dem Assessor gedroht, daß, wenn er nicht binnen 14 Tagen die vollen 500 Thlr. anschaffe, die Exekution bei ihm vollstreckt werden würde. Der Bauer, voll Angst, schaffte das Geld und begab sich hierauf zu dem Assessor, den er nicht zu Hause traf. Er begab sich deßhalb selbst zu der Kasse des Kreisgerichts, um dort das Geld zu zahlen, damit nur keine Zwangsmaßregeln gegen ihn vollstreckt werden mögen. Die Kasse wußte von der ganzen Sache nichts und der Bauer wurde deßhalb zum Staatsanwalt geführt, der sogleich ahnte, daß ein Betrug vorliege. Es wurden Schutzmänner nach der Wohnung des angeblichen Assessors gesendet, wo sich ermittelte, daß derselbe erst seit wenigen Tagen dort wohnte. Der Bauer begibt sich hierauf sofort nach Kirdorf und findet daselbst zu seinem größten Erstaunen den Assessor, den Winkelkonsulenten und zwei Gerichtsdiener, welche im Begriffe sind, die Exekution bei ihm zu vollstrecken. Diese Gerichtskommission, welche merkte, daß die Sache nicht mehr richtig sey, nahm sofort die Flucht. Indessen, zwei in Kirdorf anwesende Gensd'armen verfolgten sie und holten sie in der Nähe des Halle'schen Thores ein. In dem angeblichen Assessor wurde ein vielfach bestrafter Betrüger Namens Knopf entdeckt und die ganze saubere Gesellschaft verhaftet. In Kirdorf wurden die Akten vorgefunden, welche der angebliche Assessor geführt hatte, sowie noch andere Papiere, welche noch die Spur anderer Verbrecher ergeben haben sollen. Die Gerichtskommission hatte bei der Vollstreckung der Exekution der Frau des Bauers noch 1 Thlr. und eine Schüssel Eierkuchen abgeschwindelt.

Es ist berechnet worden, daß die Vereinigten Staaten eine Gränzlinie von 10,750, eine Meeresküste von 5130 und eine Landseeküste von 1160 englischen Meilen haben. Einer der amerikanischen Ströme ist zweimal so lang als die Donau, welche der längste Strom in Europa ist. Der Ohio ist 600 engl. Meilen länger als der Rhein, und der Hudson hat eine um 120 engl. Meilen längere schiffbare Strecke, als die Themse. Der Staat Virginien allein ist um ein Drittel größer als England; der Staat Ohio umfaßt 3000 engl. Quadratmeilen mehr als Schottland. Von der Hauptstadt des Staates Maine bis nach New-Orleans ist es 200 engl. Meilen weiter, als von London nach Konstantinopel.

Die Gesammtzahl der Juden im österreichischen Kaiserstaate beträgt nach dem Ergebnisse der letzten vorgenommenen Zählungen 729,005. Sie vertheilt sich auf die verschiedenen Kronländer in folgender Weise: Oesterreich unter der Enns 4296; Kärnthen und Krain 2; Küstenland 3530; Tyrol und Vorarlberg 978; Böhmen 70,037; Mähren und Schlesien 40,064; Galizien 328,806; Dalmatien 410; Lombardei 2965; Venedig 4760; Militärgränze 537; Ungarn (annähernd) 265,620; Siebenbürgen (annähernd) 7000. Nur in Oesterreich und Steyermark finden sich keine Eingeborenen und Ansässigen dieses Glaubens vor.

(Ein Affe vor Gericht.) Vor dem Berliner Polizeigericht stand am 6. Nov. ein Affe in Natura als angeklagter Bösewicht. Bei einem der dortigen Drehorgelspieler muß zum Ergötzen der lieben Jugend ein kleiner gutdressirter Affe seine Künste zeigen. Der Malesicant soll dabei einem kleinen Kinde auf den Hals gesprungen seyn und dasselbe erschreckt und verletzt haben. Man stellte daher den Affenführer, einen jungen Menschen, vor das Polizeigericht. Der Anwalt vermochte jedoch eine vorsätzliche oder fahrlässige Handlungsweise des Führers nicht nachzuweisen und ließ daher die Anklage fallen. Der Attentäter selbst wohnte

Digitized by Google

unter dem Rock seines Herrn dem Halsgericht mit großer Verwunderung bei.

Die Taschendiebe in Berlin respectiren weder die Abgeordneten, noch die Kirche. So hatte ein Abgeordneter seine Brieftasche zu sich gesteckt, als er in den Dom ging, um dem Gottesdienste zur Eröffnung der Kammern beizuwohnen. Als er nach Hause kam, war die Brieftasche mit ihrem Inhalt von 300 Thalern in Prämienscheinen u. s. w. verschwunden.

Frankfurter Theater.

Dem nach Verdienst anerkannten Streben unserer unablässig thätigen Bühnenverwaltung verdanken wir ein Repertoir, welches hinsichtlich seiner Mannichfaltigkeit den verschiedenen Geschmacksrichtungen des Publikums entspricht und Alles leistet, was unter den dermaligen Theaterverhältnissen möglich ist. Den Werth der Vorstellungen betreffend, so müssen diese bei ihrer Anhäufung und, da jeden Tag gespielt wird, sich der Natur der Sache nach als ungleich herausstellen, wobei wir jedoch zugestehen, daß die Mehrheit derselben als entsprechend und gelungen zu bezeichnen ist. Eine der neueren Zeit angehörende Eigenthümlichkeit des Repertoirs besteht darin, daß häufig ein- und zweiaktige Kleinigkeiten geboten werden, welche dadurch nothwendig geworden sind, daß man das Publikum an länger ausgedehnte Theaterabende gewöhnt, man könnte vielleicht sagen, daß man es verwöhnt hat. Opern und Dramen, die früher einen Abend auszufüllen für hinreichend galten, genügen jetzt nicht mehr, und es wird irgend eine Beigabe, möge sie in Tanz, Spiel oder Konzertmusik bestehen, erforderlich. So sahen wir in jüngster Zeit kleinere, meist beifällig aufgenommene und in der eben angedeuteten Weise verwendete Pieçen, wie der Brockenstrauß von Putlitz, Er muß nach Magdeburg von Tenelli, Hans und Grete, Einer muß heirathen u. A. Solche Stücke sind auf die Erheiterung des Augenblicks berechnet und haben, wenn sie bei guter Aufführung diese erzielen, ihre Aufgabe gelöst.

Mit einem alt-neuen Drama: „Der Mann der Gesetze", hat die Regie eine schlimme Niete gezogen. Wir sind billig genug, um einzusehen, daß sich der Erfolg neuer Stücke nicht immer verbürgen und mit Sicherheit vorausbestimmen läßt; doch darf diese Erfahrung nicht so weit ausgedehnt werden, daß man Alles damit rechtfertigen zu können glaubt. Ein Stück wie das vorliegende, so widersinnig in seinen Charakteren, so von Effekthascherei der ordinairsten Sorte strotzend, so abgenutzt und veraltet in seinen Coulissenmotiven, durfte im Voraus eines vollständigen Fiasko sicher und gewiß seyn. Das Publikum hat gerichtet, und so wäre unser kritischer Richterspruch überflüssig. Möge dieß tragische Ende des unglücklichen „Mannes der Gesetze" als eine gute Lehre für die Zukunft hingenommen und wohl beachtet werden! Vor 25 Jahren mochten solche Stücke angehen, aber heute ist doch der Geschmack anders und besser geworden. — Entschieden durchgreifend war dagegen der Erfolg von Mosenthal's „Ein deutsches Dichterleben" und von Nicolai's neuer Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor". Beide fahren fort, ihre Anziehungskraft zu bewähren und der Direktion durch volle Häuser Kasse zu machen.

Dasselbe können wir von Hallenstein's Hampelmanniade: „Der Ehemann wider Willen", berichten. Die Firma unsres allbekannten Landsmannes Hampelmann ist hier mit dem besten Erfolg aufgefrischt und haben diese neuesten Abenteuer desselben „ungeheure Heiterkeit" verbreitet. Die zwei ersten Akte sind lebendig und anziehend, während dagegen der letzte bedeutend abfällt. Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser hier nachhelfen und das Ganze dadurch gehörig abrunden möge. Auch bleibt es ihm vorbehalten, den glücklichen Einfall, Herrn Hampelmanns Sohn, Jean Noé, der unterdessen zum jungen Manne herangereift und Handlungsreisender geworden ist, selbstständig in den Vordergrund treten zu lassen. Diesen Einfall weiter auszuführen und den Sprößling eines berühmten Vaters als dessen verjüngte Fortsetzung im Sinne der Gegenwart und etwa als den Repräsentanten des modernen Frankfurter Borjerthums denken und handeln zu lassen. — Hallenstein hat in dieser Posse bewiesen, daß er nicht nur unser lokales Terrain und dessen mannichfaltige kleine Leiden und Freuden vollkommen kennt und den klaren Blick des scharfen Beobachters besitzt, sondern daß ihm auch Witz und Humor in nicht geringem Maße eigen sind. Diese recht ergötzliche Details, sowohl in den Situationen und Charakteren, wie in dem Dialoge mit Glück geltend gemacht, wirken hier unwiderstehlich und würden manche derselben dem Verfasser der früheren Hampelmänner nicht zur Unehre gereicht haben. Wenn wir nun die lebendige Durchführung dieser Posse und das Talent des Hrn. Hallenstein anerkennen, so halten wir es nicht minder für Pflicht, ihm für weitere Erzeugnisse dieser Gattung als sehr dringlich anzuempfehlen, daß er sich dem Trivialen minder zuwenden und seine Farben doch etwas reiner auftragen möge. Wir wissen wohl, daß man es in Lokalposſen mit den Regeln der Aesthetik nicht strenge nehmen und sich über eine Hand voll Oerdheiten nicht ereifern darf; aber gewisse Gränzen des Anstandes muß es doch geben und allzu tief in den Schmutz niedriger Alltäglichkeit darf man nicht herunter sinken. Hr. Hallenstein wird gewiß nicht übel dabei fahren, wenn er unsern wohlgemrinten Rath beachtet und seinem in diesem neuesten Stücke mit Erfolg auf das größere Publikum geltend gemachten Talente eine etwas würdigere Haltung zu geben sucht. Der Beifall der Massen, welche ihre Anforderungen nicht hoch stellen, mag für den Moment aufmunternd seyn, darf aber für den Dichter oder Darsteller nicht maßgebend werden. Auch gibt es einen Beifall, der betrüben könnte und der, wie Goethe sagt, dem Herzen bange macht.

Das Benefiz unseres beliebten Komikers Meinhold erfreute sich eines überfüllten Hauses. Das Publikum sollte in dieser Weise bei ähnlichrn Vorstellungen zu Gunsten geschätzter Bühnenmitglieder es an seiner Betheiligung und Aufmunterung aus Motioen natürlicher Dankbarkeit nie fehlen lassen. Leider geschieht es da am wenigsten, wo der Benefiziant ein ernstes und gediegenes Werk vorzuführen wagt. Die große Majorität will sich amüsiren und da hat der Komiker-Benefiziant einen Vorsprung, aus dem wir ihm freilich keinen Vorwurf machen dürfen. Es wird diriben, wie es stets gewesen ist.

Am 30. Nov. wurde zum ersten Male gegeben: „Der lustige Rath", Lustspiel in zwei Aufzügen nach dem Französischen von Th. Hell. Auf der Frankfurter Bühne zum ersten Mal, darum aber keine Novität; denn schon vor etwa 15 Jahren wurde dieß Lustspiel, ein Seitenstück des bekannten Michel Perrin, auf allen französischen und vielen deutschen Bühnen mit entschiedenem Erfolg gegeben. Man hat wohl gethan, es wieder hervorzusuchen, weil es, wenn auch nur ein dramatischer Scherz, doch ein eben so liebenswürdiger, als edel gehaltener ist. Die ergötzlichen Situationen, in welchen wir den armen italienischen Schulmeister Bambetto am Hofe des Fürsten von Ferrara gerathen sehen, zeigen uns zu gleicher Zeit einen biederherzigen, für alles Schöne und Gute empfänglichen, zu jedem Opfer der Freundschaft und Liebe bereiten Mann, über dessen Verlegenheiten wir lächeln, ohne den Charakter selber irgend lächerlich zu finden. Hier waltet ein sinniger und tiefer Humor, der erheitert, aber auch rührt und erhebt. Bambetto ist für einen gemüthlichen Schauspieler eine schöne und höchst dankbare Aufgabe. Hr. Haacke hatte sie wohl verstanden und wußte sie in einer so wahren und würdigen Weise zu lösen, daß er allgemein ansprach und am Schluß hervorgerufen wurde. Bei dieser Veranlassung haben wir auch der Fräul. Marsteller (Paola) zu erwähnen, welche die zwar nicht bedeutende, aber recht freundliche Rolle anmuthig durchzuführen wußte, wie sie denn überhaupt in ihrem Fache und in kleinren Partien sehr verwendbar ist, wobei ihre anmuthige Persönlichkeit und die anspruchslose Weise ihres Auftretens ihr sehr zu statten kommen. Auch Hr. Wilke war als Marini recht gut. Unterstützt von vortheilhafter Persönlichkeit und schönem klangvollem Sprachorgan, ist er stets gerne gesehen und spielt jugendliche Liebhaber mit unverkennbarer Befähigung eben so warm als lebendig. W.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Der lustige Rath, Lustspiel in 2 Akten nach dem Französischen von Th. Hell. Vorher geht: Der Jurist und der Bauer, Lustspiel in 2 Abth. von Rautenstrauch.

Mittwoch, 4. Dec. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 289. Mittwoch, den 4. December 1830.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

In der Schule stand der breite Katheder des Lehrers noch auf dem alten Platze; aber die drohende Ruthe, das gespaltene spanische Rohr und die drei platten Stöcke, womit der Meister den bösen Buben auf die Hände schlug und die zu meiner Zeit eine feste Stelle einnahmen, waren durch Lesetabellen und Landkarten ersetzt. Lebhaft rief dieser Katheder mir des Lehrers Gestalt in die Erinnerung zurück. Ich glaubte ihn wieder zu erblicken, den breitgeschulterten Mann mit seinen dunkeln, Ehrfurcht einflößenden Augen; den schwarzen, krausen, bereits mit dem Silber des Alters durchstreuten Haaren, mit dem dunkeln Rock von Serfche; mit großen kameelhaarenen Knöpfen versehen, jedoch durch einen einfachen Hacken und eine Oese geschlossen; mit der kurzen Hose von glattem Kamelott, der Weste mit herabhängenden Schößen und den pfeffer- und salzfarbigen, meist über der Wade umgeschlagenen Strümpfen. Noch glaubte ich das Geklapper der großen ausgeschnittenen fettledernen Pantoffeln zu vernehmen, welche den aufhorchenden Schüler stets von des Lehrers Ankunft zeitig genug benachrichtigten, und mein Herz vermochte kaum den stillen Wunsch zu unterdrücken, noch einmal ihm die Hand zu drücken, noch einmal ihm zu danken für das mannichfache Brauchbare, was er, zwar nach der altmodischen Manier, jedoch recht gut, mir beigebracht. Durch das Fenster neben seinem ehemaligen Lehnstuhl blickte ich auf des wackern Mannes Grab. . . . Friede seiner Asche!

Auch der Blumengarten hinter dem Hause, der große Baumgarten zur Seite des Kirchhofes, der Spielplatz bei der Schule: sie alle waren reich an Erinnerungen aus meinen Knabenjahren. Ein längliches Viereck, jetzt ein in ein Petersilienbeet verwandeltes Fleckchen, war früher mein Blumengärtchen gewesen; — jener hohe Rosenstrauch, diese reichbeladene Maikirsche, dort die vielversprechende Reine-Claude, waren Geschenke meiner Mutter, aus des Vaters Baumschule herstammend; — in jenem Graben war ich einst dem Ertrinken ganz nahe; — diese scharfen Nägel auf der Bretterwand waren stets erklärte Feinde meiner Kleider gewesen, und der hohe Nußbaum dort verwies es mir noch, wie ich meinen besorgten Erzieher einst einen halben Tag voller Angst hatte durchleben lassen, als man mit Bügeln und Hacken allenthalben nach mir fischte, indeß ich ganz friedlich im dichtbelaubten Gipfel des Baumes ein Mittagsschläfchen hielt.

Es verschaffte mir eine nicht geringe Freude, daß der die Kirche umschließende Gottesacker noch ganz unverändert seine ehrfurchterregende Stattlichkeit behalten hatte. Keine Schlängelpfade, keine blühenden Stauden, keine von Trauerweiden umgebenen Teiche hatten ihn zu einem englischen Garten umgewandelt; noch immer überschatteten die hundertjährigen Stämme, die den Kirchhof rings umsäumen, mit ihrem keinen Lichtstrahl durchlassenden Laube, die mit grünem Kleide bedeckten Gräber.

Dort — hinter der Kirche — war meiner guten Mutter Ruheort; während ich bei dem Dorfschulmeister wohnte, hatte sie ihre mühevolle Lebensbahn vollendet; wankenden Schrittes war ich an des Vaters Seite ihrer Bahre gefolgt. Auf diesem Plätzchen hatte ich meine ersten Wehmuththränen vergossen, hier hatte mich in späterer Zeit oftmals der freundliche Mond überrascht, wenn ich, knieend auf dem mütterlichen Grabe, das Gelübde wiederholte, inmitten der Widerwärtigkeiten des Lebens mich stets ihrer würdig zu betragen.

Hatte das Schicksal meinen Vater im Beginn seiner Laufbahn angelächelt, so trafen ihn nach dem Tode meiner Mutter Unfälle mancherlei Art: von der Stellung eines wohlhabenden Grundbesitzers sank er, ganz außer seiner Schuld, zu einem Zustande herab, der an Dürftigkeit gränzte. Um meine Erziehung vollenden zu können, hatte er Tag und Nacht gearbeitet, so daß sein früher Tod als eine Folge zu großer Anstrengung betrachtet ward. Oft habe ich, nach beendigter Studienzeit, mit innigem Leidwesen mich beschuldigt, daß ich häufig vergessen, welche schwere Aufopferungen meine akademische Laufbahn den besten der Väter gekostet! — Gedankenlos vergessen die meisten jungen Leute, wie oft an jedem Gulden, den sie nutzlos verprassen, ein älterlicher Schweißtropfen klebt! Wie viel wollte ich jetzt nicht gern aufopfern, um diese Flecken aus dem Tagebuche meines Lebens löschen zu können; doch, ach! sie stehen auf ewig darin als verweisende Zeugen jugendlichen Leichtsinnes!

Auch die einfache, aber niedliche Kirche blieb nicht unbesucht; noch stand in ihr, zur rechten der Kanzel, die Bank, die so oft erdröhnt hatte von meiner starken Stimme, wenn ich, im Verein mit andern Schul-Dilettanten, den Vorsänger zu überschreien suchte; dieselbe Bank, deren Bretter mehrmals gekracht hatten unter den Schnitten des Federmessers, womit einer oder der andere Probeprediger in grotesken Figuren auf das Pult eingeschnitten ward.

Daß die Jugend heutiger Zeit, wenigstens in mancher Beziehung, Punkte der Uebereinstimmung aufwies mit jener vor 25 Jahren, das bewies mir die Nothwendigkeit, worin der Lehrer sich befand, in der Schule zu bleiben und mich, als ich den Wunsch äußerte, die Kirche zu besichtigen, der Begleitung einer Frau zu überlassen. Daß diese dienstfertige Begleiterin mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte und mich unablässig mit ihren Blicken verfolgte, erregte meine Aufmerksamkeit; ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an, fragte nach ihren Verhältnissen und

Digitized by Google

entdeckte nicht ohne Erstaunen, daß Naatje*) Blas, die geliebteste Schulgenossin meiner Kindheit, vor mir stand.

Keine Zusammenkunft ward im Hause unserer Eltern gehalten, kein Fest gefeiert, bei denen nicht Koo und Naatje unzertrennlich waren. Ihr Vater war gestorben; das undankbare Vaterland, zu dessen wohlverstandenem Heil er (gleich wie der meinige) einen Theil seines Vermögens zum Opfer gebracht, hatte die Familie Blas vergessen; die ewige Regel, daß Das, wo nichts hinzukommt, täglich abnimmt, ward im Hause der Mutter bestätigt, welche, ohne der Tochter Etwas zu hinterlassen, den Schauplatz dieser Welt verließ. Der junge Herr Koo hatte auf der Akademie die ländlichen und politischen Feste und mit ihnen das liebe Naatje vergessen, und Letztere, welche mit Recht der Meinung war, daß, wer keinen Herrn heirathen kann, sich mit einem Bauer behelfen muß, war mit Stoffel Gras, Amanuensis des Schulmeisters für das Departement des Todes, in die Ehe getreten. Der Todtengräber Stoffel war ein braver Mann; doch, wie sehr auch sein Handwerk ein starksprechendes „memento mori" war, so hatte er dennoch nicht bedacht, daß auch ihn selbst die Reihe treffen würde, eben so begraben zu werden, wie er vor und nach es eigenhändig Hunderten gethan. Er hatte daher nichts für die bösen Tage erspart und Weib und Kinder in kümmerlichen Umständen zurückgelassen; bloß das Mitleid des Schullehrers schützte das arme Naatje vor gänzlichem Brodmangel.

Ich war erfreut, dem guten Weibe begegnet zu seyn, weil es mir Gelegenheit verschaffte, ihre Armuth zu mildern. Thränenden Auges küßte sie mir die Hand. Ich bin wenigstens nunmehr gewiß, daß an dem Orte, wo ich zur Schule ging, noch Jemand meiner in Liebe gedenkt.

(Fortsezung folgt.)

*) Naatje, Abkürzung von Johanna. (Anm. d. Ueberf.)

Pfälzer Briefe.

II.

Es kam für die Pfalz die Zeit, in der sich bewähren sollte, was Andere so oft über die Pfälzer, diese auch nicht selten über sich selbst gesagt hatten, die Zeit, in der sich zeigen sollte, ob die Pfälzer mit der gerühmten politischen Bildung auch den Muth und die Ausdauer verbänden, womit allein in so schwierigen Zeiten der Sieg errungen oder doch eine neue Stellung erobert werden kann. Heutzutage freilich scheint es hie und da Modeton geworden zu seyn, mit gänzlicher Ausmerzung alles Gedächtnisses da Alles schwarz zu sehen, wo man früher nicht weiß genug auftragen konnte, und indem man hier die eigene Schwäche, dort die eigene Feigheit der Gesammtheit unterschiebt, entweder im Wehklagen und Heulen oder im Schmähen und Verläumden die stets wohlfeile Genugthuung zu suchen. Ist es doch so weit gekommen, daß Männer, welche im Frühjahre 1848 und auch noch später die Rheinbrücke abbrechen und die Republik ausrufen wollten, heute um den erniedrigenden Preis einer höhern Stellung mit dem eigenen Rücken dem Absolutismus eine Brücke bauen. Ist es doch so weit gekommen, daß dieselben Männer, welche im Spätjahre 1848 gerüstet nach Frankfurt ziehen und alle „Volksverräther" ums Leben bringen wollten, heute zusammenschrecken, wenn man dem Mann aus dem Volke eine Waffe anvertrauen will. Ist es doch so weit gekommen, daß dieselben Männer, welche von Fürstenvertreibung faselten oder auf die Nichtanerkennung der Reichsverfassung von Seiten der Fürsten als Preis eine Einladung setzten, daß diese selben Männer das Rachschwert suchen, um gegen die eigenen Gefährten zu wüthen. Ist es doch so weit gekommen, daß wir hier nicht mehr aussprechen können, daß es noch weiter, noch viel weiter gekommen ist, ohne uns der unnützen Gefahr auszusetzen, für unsere sittliche Entrüstung offene und geheime Verfolgung zu dulden. Und doch hatten wir im Frühjahre 1848 jene republikausrufenden Brückenabführer von ihren überschwänglichen Winkelgelüsten abgemahnt, und doch hatten wir jene volksverräthervernichtenden Zuzügler zur Besinnung gerufen. So wird uns wohl, obgleich Parteimann, der Beruf zukommen, in diesen Briefen heute unsere Meinung über die Pfalz auszusprechen, wenn wir auch wissen, daß wir nicht Alles sagen können und Gefahr laufen, von der Bosheit geschmäht, von der Eitelkeit übersehen, vom bösen Gewissen aber zurückgestoßen zu werden. — Wir haben uns zuvor bei der eigenen Partei in der Pfalz umgesehen und haben gefunden, daß es sonst Muthige gibt, welche verzweifeln wollen, und daß auch Einsichtige da sind, welche den Weg nicht recht finden. Wir haben aber eine viel größere Zahl Solcher gefunden, welche die Fahne der Siegeshoffnung hoch halten und wissen, daß ihr Weg der rechte ist. Wir haben uns auch bei unsern Gegnern umgesehen und waren überrascht über den Kleinmuth mitten im Siegesgeschrei. Wir fanden da ein ekliges Rechnen, ob man da oder dort mehr riskire, und bei der Mehrzahl schien uns die Summe der politischen Moral in den Worten eines Bürgerwehrmannes zu liegen: „Der gute Familienvater muß eben immer mit dem großen Haufen gehen." Und wo unsere Gegner rechneten, da glaubten unsere Freunde. Und wo unsere Gegner vor Furcht zähnklapperten, da richteten unsere Freunde ihre Hoffnung auf; und wo dort im Glücke selbst die Zaghaftigkeit und Angst gebeugten Hauptes einherging, da sahen wir bei den Freunden den Mannesstolz im Auge leuchten, der in der Verfolgung selbst neue Nahrung fand. Hätten wir einen Anklageakt gegen Die zu schreiben, welche es dahin gebracht haben, daß die Pfalz statt der frühern allgemeinen Anerkennung, heute oft Spott und Mißachtung erntet, wir würden weder um Stoff noch um Personen verlegen seyn. So aber werden wir uns darauf beschränken müssen, statt der Anklage nur Tadel auszusprechen, in der Hoffnung, durch diese kurzen Abrisse Einiges zur Erkenntniß beizutragen. Der großen Mehrzahl kann man aber Angesichts der erlittenen Täuschungen und der Beharrlichkeit trotz fortwährender Gefahr den Muth und die Ausdauer nicht absprechen. Die in der Fremde das bittere Brod der Verbannung essen, sie sind in der Heimath gefeiert, und die im Kerker seit vielen Monden schmachten, ihre endliche Freilassung wird sehnsüchtig erwartet. Diejenigen aber, welche sich heute mit der politischen Einsicht und Bildung, und gar auch mit Muth brüsten, und Jene verfolgen oder scheuen, die sie früher verehrt hatten, sie mögen sich vorsehen, daß kein Märzwind sie hinwegwehe. Sie sind, als der Sturm vorüber, hervorgekrochen, und sie werden wieder verschwinden, wenn ein Sturm hereinbricht. Wir aber wollen in der Zeit durch die Erinnerung an Das, was seit zwei Jahren geschehen, uns vorbereiten, und uns und Andern eine Lehre ziehen für die Zukunft.

Der nächste Brief sey dieser Erinnerung gewidmet.

Glänzende Fische im japanischen Meere.

Die nordische „Biene" bringt die Beschreibung einer merkwürdigen Erscheinung, welche ein Wallfischfänger, Whales Fisher-

Digitized by Google

mann genannt, im japanischen Meere hatte, und die sich endlich als eine Unzahl glänzender fliegender Fische herausstellte, von denen einige ins Neuyorker Museum gebracht wurden und andere nach Paris in das Naturalienkabinet gesendet werden sollen. — Das Schiff befand sich in der Nähe der unter dem Namen Madschikosima bekannten Inselgruppe unter 25 Grad nördlicher Breite und 125 Grad östlicher Länge von Greenwich; das Wetter war stürmisch, das Meer wogte stark und die Nacht war finster. Plötzlich entdeckten die wachthabenden Matrosen vom Backbord aus in der Entfernung eines guten Kanonenschusses etwas, das einer ungeheuren funkensprühenden Woge glich, die mit einem ungewöhnlichen Geräusch auf das Schiff sich zuwälzte und es zu umringen drohte. Die Wachehaltenden bildeten sich ein, dieß seyen Dschonken chinesischer und japanischer Seeräuber, die in diesen Meeren sehr zahlreich sind, und machten Lärm. Die ganze Mannschaft eilte auf das Verdeck und sah nun ein furchtbares, großartiges Schauspiel: so weit das Auge reichen konnte, schien das Meer in Flammen zu stehen, zuweilen erhob sich daraus mit einem unbeschreiblichen Geräusch ein blendender Streif vielfarbiger Feuer, der beim Niederfallen eine oder mehrere eben so bunte als glänzende Garben erzeugte. Beim Anblick einer so unerwarteten Gefahr wußten Kapitäne und Mannschaft nicht, was sie unternehmen sollten; sie glaubten jetzt nicht mehr an Seeräuber, vermutheten aber, es sey dieß irgend ein vulkanischer Auswurf, und fürchteten in einen jener schrecklichen Unfälle hineingerissen zu werden, welche in den japanischen Meeren bei den noch nicht ganz erloschenen feuerspeienden Bergen nicht selten sind. Inzwischen näherte sich die flammende Woge, schon war sie nur noch Kabeltaulänge entfernt; sie hofften noch, die Woge werde innehalten, ihre Richtung ändern, — da erscheint eine neue Woge, noch heller, noch glänzender als die vorangegangenen und fällt auf das Schiff, das sie buchstäblich in Flammen hüllt. Offiziere, Matrosen, Alles ist betäubt, geblendet; als aber der erste Schreck vorüber ist, sieht die Mannschaft, mit welchem Feinde sie es zu thun hatte: das Verdeck war mit schimmernden Fischen bedeckt. Die Fische sind, so viel bekannt, noch von keinem Naturforscher beschrieben und haben einige Aehnlichkeit mit unsern Sumpffröschen, nur statt der vorderen Pfoten haben sie breite Schwimmflossen, nach Art der Fledermausflügel. Der Körper endigt in einen Schwanz oder, richtiger gesagt, in einen Fächer, der sich nach der Willkür des Fisches öffnet und schließt und das Geräusch hervorbringt. Mit Hülfe der Schwimmflossen und des fächerartigen Schweifes erheben sich die Fische zu einer bedeutenden Höhe und können eine gewisse Strecke weit fliegen; ihr Körper ist graugelblich, mit unregelmäßig gezogenen grünen und orangefarbigen Streifchen und mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt, welche das ungewöhnliche helle Licht ausstrahlt. Die Matrosen, welche die Fische ohne alle Vorsicht packten, fühlten eine ziemlich starke Hitze. Eine große Anzahl dieser Fische wurden in Glaskasten gesperrt, wo sie nach einigen Tagen abstanden; bemerkenswerth ist aber, daß ihr phosphorisches Licht nicht schwächer wurde, sondern im Gegentheil sich noch zu verstärken schien oder wenigstens, wie der Schiffskapitän versichert, so schimmernd blieb, wie am ersten Tage.

Frankfurter Musen-Almanach.

Die trübe und traurige Gegenwart unseres nach Einheit und Freiheit, nach besseren Zuständen vergeblich sich sehnenden, von Parteien und Kämpfen aller Art zerrissenen Vaterlandes ist den heitern Spielen der Musen wahrlich nicht günstig. Sie können sich unter dem lärmenden Gewühl des bewaffneten Friedens, unter den hin- und herziehenden, den friedlichen Bürger beunruhigenden Kriegsschaaren, unter dem Waffengeklirr und den erbitterten Stimmungen, die mehr oder minder die Gemüther ergriffen haben, nicht behaglich fühlen und nur selten wird ihnen jetzt eine gastliche Freistätte eröffnet, nur selten eine warme, liebevolle Aufnahme bereitet. So kommt denn unser „Frankfurter Musen-Almanach" nicht zur glücklichen Stunde und wohl Mancher wird ihn gleichgültig zur Seite legen. Da er aber einmal erschienen ist, so wollen wir ihn willkommen heißen, um so mehr, als er im Dienste der Humanität wirken und von dem Ueberschusse seines Ertrages armen Kindern ein jedenfalls dankenswerthes Scherflein darreichen will. Unser Frankfurter Dichtercontingent, obwohl dessen Zahl gar nicht gering, ist doch nicht ausreichend gewesen und so sind die nächsten und näheren Umgebungen als zweites Aufgebot in unsere Reihen zugezogen worden. Gegen 50 Namen, unter ihnen manche von gutem Klang und auch in weiteren Kreisen bekannt, sind hier vertreten, und wenn wir ihre poetischen Spenden überblicken, so dürfen wir wohl sagen, daß der größere Theil derselben als würdige, einzelne auch als vorzügliche zu bezeichnen sind. Unter so vielen Gaben können nicht alle gleich werthvoll seyn und sind anderseits auch der Geschmack und die Sympathien der Leser verschieden. Gerade bei Würdigung von Gedichten pflegt der Standpunkt meist mehr ein subjectiver, als objectiver zu seyn und mit mathematischer Gewißheit läßt sich hier nichts feststellen. Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen. Ein poetisches Vorwort von Dr. German Mäurer, welches für den Almanach bestimmt war, aber aus uns unbekannten Gründen weggeblieben ist, dürfte hier eine geeignete Stelle finden:

Wie das Schicksal vielgestaltig,
Bunt das Leben uns erscheint,
Sind die Blumen mannichfaltig
Hier zu *einem* Kranz vereint.

Was die Jugend früh gewonnen
Auf dem Tummelplatz der Welt,
Was das Alter ernst ersonnen —
Durcheinander ist's gestellt:

Denn es nahen viele Augen,
Suchen dieß und das sich aus;
Wem das *Ganze* nicht mag taugen,
Nimmt ein Blümchen sich heraus!

Je nach Neigung und Gemüthe
Wird die Gabe stets geehrt:
Diesem ist die duft'ge *Blüthe*,
Jenem blos die *Frucht* was werth.

Wähle nun nach Wunsch und Triebe
Was sich eignet für Dein Herz:
Denk', „was *Einem* nicht zu Liebe,
Schätzt vielleicht man anderwärts."

Die hier gesammelten Gedichte, einige hundert an der Zahl, sind nach Inhalt und Form sehr mannichfaltig und spielen in allen Farben der Lyrik, vom zarten Frühlingsgrün des von der Sehnsucht erster Liebe durchzitterten Liedes bis zum feurigen Roth der gewaltigen Ode und der stürmischen Begeisterung für Freiheit und Vaterland, von der sanften Wehmuth der Elegie bis zum sarkastischen Spotte des geharnischten, schon mehr didaktischen Distichons. Dieser bringt ein modernes, durch pikante Contraste wirkendes Genrebild, wie N. Adler (der Bettelmann unterm Wegweiser) und Wilh. Keim (ein Bettelmädchen), Jener

Digitized by Google

umweht uns mit dem duftigen Schleier und dem bunten Spiele aus der Mährchenwelt, wie K. Enslin (ein Frühlingsmährchen der Kindheit) und Fr. Stoltze (Mährchen aus einer Julinacht); der Eine singt in ergreifenden Worten, von der Trauer und den Hoffnungen des armen zerrissenen Vaterlandes, wie Hermann Marggraff (ein Deutschland), der Andere sucht das trauernde und verzagende Gemüth emporzurichten, wie Eduard Duller (Naturstimmen) und Heribert Rau (Sehnsuchtsruf der Freiheit); hier werden in schöner poetischer Form ernste Lebenswahrheiten abgespiegelt, wie in C. Ankelin's „wandelbares Verlangen", und dort wird die hochherzige Aufopferung eines begeisterten Patrioten warm und würdig besungen, wie in G. Listmanns „Rhizas". In den Spenden Anderer erkennen wir die mancherlei Schattirungen des Humors, wie in Bachmann-Korbetts „die Blumen" und Chr. Lunkenbeins „neue Schöpfungslieder", oder der Liebe wechselnde Wonnen und Schmerzen, wie in German Mäurers „Wanderlieder eines Liebenden" und vielen Andern der Mitarbeiter, denn die Liebe haben die meisten derselben nicht unberührt gelassen, oder endlich geistdurchdrungene Betrachtungen und Glossen, die den denkenden Mann anzusprechen nicht verfehlen, wie in den poetischen Gaben von A. Clemens und L. Diefenbach. Es wäre noch Manches hervorzuheben, noch Mancher zu beloben, der Schönes geboten hat, wie z. B. C. Brauer, Florentin von der Fulde, K. Gollmick, Heinr. Heine, Fr. Hofmann, Theodor Kerner, H. Kothe, A. Schnetzler, Heinr. Schwarzschild, Leopold Stein, Wilh. Waldbrühl, Eduard Ziehen u. A. Wir können aber auf die einzelnen Stücke der Sammlung wegen des beengten Raumes dieser Blätter nicht eingehen.

Wir empfehlen schließlich diesen Almanach, in welchem die bessern und anziehenden Dichtungen jedenfalls überwiegend sind, einer um so wohlwollenderen Beachtung, als, wie bereits oben bemerkt, der Ertrag nach Abzug der Kosten zum Besten armer Kinder bestimmt ist.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Jetzt bauen sogar unsere Gegenfüßler bereits Eisenbahnen. In Australien hat man die Anlage der ersten begonnen, die von Sidney beginnt; aber wohin sie führen wird, weiß diesen Augenblick noch Niemand. Nur so viel steht fest, daß sie die Richtung nach dem Innern erhält. Nach 50 Jahren — so wunderbar schnell entwickelt sich jenes Land, führt die Bahn vielleicht mitten durch die ungeheure Einöde, die bis heute noch kein Reisender zu erforschen vermocht hat. Auch in Indien soll die erste Eisenbahn angelegt werden.

Der Wirth im Brockenhaus, Nehse, hat die vom Mai 1753 bis Mai 1850 in das Fremdenbuch des Brockens eingetragenen Denksprüche und Erinnerungsworte in einem 30 Bogen starken Bande als „Brockenstammbuch" herausgegeben.

Literatur.

Predigten, gehalten am Neujahrs- und Versöhnungstage von Dr. E. B. Cahn. Mainz 1850.

Der um Verbreitung einer gediegenen und geläuterten Religiosität sehr verdiente Verfasser hat mit dem hier angezeigten Werkchen die ziemlich umfassende Literatur der jüdischen Homiletik auf eine danken swerthe Weise bereichert. Der Vorzug eines schwungvollen und populairen Styls entwickelt sich bei ihm auf der Grundlage einer tief sittlichen Anschauung des Judenthums. Auch zeigt er sich frei von dem heutzutage oft nur zu gerechten Vorwurf ästhetischer Verflachung; namentlich tragen seine zwanglos eingeflochtenen Gleichnisse und Parabeln das specifische Gepräge in erfreulicher Reinheit. Als eigenthümlich heben wir noch hervor, daß der Verfasser mit Vorliebe und Einsicht die von jüdischen Predigern oft vernachlässigte Naturanschauung in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, die ja bei den Dichtern und Propheten des alten Bundes als eine so mächtige Vermittelung des Menschen mit dem Göttlichen erscheint. Dr. Cahn's Predigten werden durch ihren gemüthlichen Ton, durch Faßlichkeit und ethischen Ernst auch auf den Leser die gute Einwirkung nicht verfehlen, von der sie im Kanzelvortrag begleitet waren.

H. R.

Korrespondenz.

Weinheim, 29. November.

Der Ladenburg-Weinheimer Zweigverein der Gustav Adolph-Stiftung hat am 19. dieses Monats seine Jahresversammlung in der hiesigen evangelischen Stadtkirche abgehalten, welche der Kirchengemeinderath mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit zu diesem Zwecke dem Verein überließ. Die Versammlung wurde um halb zehn Uhr mit einer gottesdienstlichen Feier eröffnet. Darauf wurde über Einnahme und Ausgabe des Zweigvereins genaue Rechnung abgelegt und überhaupt über das Wirken desselben seit der letzten Hauptversammlung, welche in Eisenach stattgefunden, Bericht erstattet. Die Theilnehmer schieden mit der Ueberzeugung, daß die Verwendungen der Liebesgaben nach umfassender und gewissenhafter Erwägung aller Umstände geschehen, und wir zweifeln nicht, daß diese Feier dem Verein selbst manchen Freund und Beförderer gewonnen hat.

Von der badischen Bergstraße, 1. Dec.

Die Früchte dieses Jahres sind eingeheimset; das Ernte- und Dankfest ist vor wenigen Wochen im ganzen Großherzogthum Baden gefeiert worden. Werfen wir nun einen Blick auf das Erträgniß des Jahres, so können wir es ein gutes nennen. Tabak, Hopfen und Getreide sind gut gerathen und es werden die beiden ersten Produkte zu sehr annehmbaren Preisen verkauft. Was das Getreide betrifft, so hat eine Gemeinde, welche den Zehnten selbst so lange einzieht, bis das Zehntkapital bezahlt ist, über 2000 Garben Frucht mehr erhalten als in andern Jahren, obwohl in diesem Jahre von derselben mehr Feld mit Tabak angepflanzt worden, als sonst. Auch die Kartoffelernte kann man eine ziemlich gute nennen. Mit dem Ertrage der Hülsenfrüchte und des Welschkorns ist man sehr zufrieden. Das letzte wird zum Theil gemahlen und gibt, in gehöriger Quantität mit Getreidemehl vermengt, ein schönes und schmackhaftes Brod. Auch Bohnen geben nach den angestellten Versuchen gutes Mehl, wie denn überhaupt Hülsenfrüchte viele Nahrungstheile enthalten. — Zur Bereitung von Obstwein wurden in den letzten Jahren sehr befriedigende Versuche mit der sogenannten Rummelter Birne gemacht. Sie gibt einen sehr hellen, süßen, geistigen Wein, der sogar Bouquet besitzt. Der Ertrag dieser Fruchtbäume ist so bedeutend, daß drei erwachsene Bäume 2½ Ohm Wein liefern.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 4. Dec. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Donnerstag, 5. Dec. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 290. Donnerstag, den 5. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

III.

Die Tochter meiner Enkelin.

Schon acht Tage hatte ich auf dem Landgute meiner Großtante verlebt und begann zu glauben, daß mir Unrecht geschehe, wenn man mich, wegen meiner offenbaren Abneigung, lange an demselben Orte zu verweilen, ein „perpetuum mobile" nannte, indem die Langeweile mich hier noch keinen Augenblick befallen hatte, ja, das Wort „abreisen" klang wie ein Mißton mir in die Ohren.

Inzwischen ward mir's bald deutlich, was mich so absonderlich an die Tante fesselte: ich war verliebt in die kleine Elise, ihre muntere Gesellschafterin.

„Verliebt?" — O ja, werther Leser! das war ich, und zwar so stark, daß ein achtzehnjähriger Jüngling sich dessen nicht hätte schämen dürfen. Nur ein Umstand that mir dabei leid: daß sie nämlich kaum zwanzig Jahre zählte, meine werthe Person aber so allmälig den Vierzigen sich näherte, und daß meine javanische thranfarbige Haut mit der Perlenweiße ihres Schwanenhalses einen so unangenehmen Kontrast bildete.

Wie mein Herz dazu gekommen, gerade für Elisen zu entflammen, das weiß ich nicht; zur Verantwortung aufgefordert, kann es sich jedoch sehr wohl vertheidigen mit ihren lebhaften braunen Aeuglein, ihrem blühenden eirunden Gesichtchen und den krausen Locken, welche das à la Vallière frisirte Köpfchen umgaben, ohne daß es selbst nöthig hat, sich auf den flüchtigen Schritt und die kleinen niedlichen Füßchen dieses von der Natur so reich ausgestatteten Mädchens zu berufen.

Nichts freut mich mehr, als die kleine Lüge, die ich, um meinem Plane treu zu bleiben, mir gegen meine ehrwürdige Großtante erlaubt habe; Niemand weiß oder kann nur ahnen, daß ich reich bin, und das gewährt mir die Versicherung, daß Elise nimmer wegen des „batavischen Mammons" ihre Sammetfingerchen vor dem Altar in die meinigen legen wird. — Thor, der ich bin! das schöne Kind wird über die Verliebtheit des alten Freiers im Kreise ihrer Bekannten sich lustig machen und ihm dann einen Korb geben.

„Möglich ist es, doch nicht gewiß!" flüstert meine Eitelkeit; „wer nicht wagt, der nicht gewinnt: eine annehmbare Partie thut heut' zu Tage Aufgeld, und manches liebe Kind, besorgt, als Jungfrau zu sterben, würde sich freuen, wenn ein Bursche wie Du ihr den Vorschlag machte, die weitere Reise durch's Leben an seiner Seite zurückzulegen."

Schüchternheit war mir nie besonders eigen, und dennoch bin ich in Elisens Gegenwart oft so beängstigt, daß ich keine Worte zur Unterhaltung des Gesprächs zu finden vermag. Schon einige Male versuchte ich, einen Zipfel des Schleiers zu lüften, der ihr Herzchen bedeckt; doch, wie weit ich auch die Augen aufsperre, ich sehe nichts. Es ist, als zöge sie diesen Schleier immer dichter und dichter zu, und doch verwette ich Alles darum, daß sie merkt, wie der kleine Liebesgott durch ihre Aeuglein in mein Herz gedrungen. Zwar bin ich mit mir selbst noch nicht eins, ob ich verständig handle, Elisen meine Hand anzubieten. Es ist doch nicht so leicht, es einem Manne nach dem Sinn zu machen, der so lange als großmächtiger Alleinherrscher das Scepter in der Haushaltung schwang; einem Manne, der aus einem Lande kommt, wo Alles auf seine leisesten Wünsche flog, und der dabei heftigen Charakters ist. Ueberdieß kenne ich Elisen erst seit acht Tagen und weiß weiter nichts von ihr, als daß sie älternlose Waise ist, über die meine Tante sich erbarmte; daß ihre Großmutter und die meinige rechte Nichten waren und daß ich daher, ohne Blutschande zu begehen, sie zum Altar geleiten darf.

IV.

Das ländliche Fest.

Meine Familie hat immer zu solchen gehört, in welchen häusliche und vaterländische Gedenktage mit einer gewissen Ehrerbietung gefeiert wurden. Auch meine Großtante hatte sich in keiner Hinsicht durch die eingeschlichene Mode beherrschen lassen, jene ehrwürdige Gewohnheit abzuschaffen und es gereichte ihr zu nicht geringer Freude, wenn sich Gelegenheit darbot, ihren Untergebenen ein unschuldiges Vergnügen zu verschaffen. Daß sie daher die Kunst verstand — welche viele unserer neumodischen Damen, leider! verlernt haben — mit Dienstboten umzugehen, ist selbstredend, und mit wenigen Ausnahmen hatte während des langen Zeitverlaufs, seitdem sie das Gut bewohnte, bloß Tod, Heirath oder Standeswechsel allmälig ihrem Hause die Getreuen entrissen, welche ihr stets mit Liebe dienten und den Beweis lieferten, daß man auch jetzt noch, wie hartnäckig auch einseitige Beobachter das Gegentheil behaupten, im dienstbaren Stande Treue und Pflichtgefühl antrifft. Wollte man indessen die Ausartung dieses Standes leugnen; wollte man verkennen, daß Ehrbarkeit und uneigennütziger Eifer bei Vielen sehr abgenommen, so würde man gewiß eben so verkehrt handeln. Allein, wie dieß meist in der Welt der Fall, auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte und jedem aufmerksamen Beobachter muß es in die Augen fallen, daß, seitdem unsere Sitten mehr verfeinert sind, seit man aufgehört hat, die Dienstboten als wirkliche Bestandtheile der Familie zu behandeln, — der Leichtsinn, der Uebermuth und die Sucht nach beständigem Wechseln der Herrschaft

Digitized by Google

bei denselben mehr und mehr zugenommen haben. Wenigstens behauptete dieß Tante Moons und machte gewöhnlich ihre vieljährigen Beobachtungen, als nicht füglich zu widerlegende Beweise, geltend.

Sie hatte auch mich zur Beiwohnung eines ländlichen Festes eingeladen, welches sie zu Ehren der Hochzeit von Kaatje, *) der Tochter ihres alten Gärtners, mit Jan, **) dem Knechte des Notars Balten, eines ihrer Nachbarn, veranstaltet hatte. Schon als ich den Hof betrat, erfreuten mich die geschmackvollen Ehrenbogen von Tannenzweigen, reich mit Blumen durchsäet, und es flatterten mir von der Zinne des Gebäudes die heiteren Farben von Niederlands herrlicher Flagge entgegen. Auch die Gärtnerwohnung, auf einem Hügel zur Seite des Gemüsegartens in einem dichten Erlengebüsche recht malerisch gelegen, trug die Kennzeichen, daß sie in ihren bescheidenen Mauern eine glückliche Braut umschließe. Die zum Feste geladenen jungen Bursche und Mädchen aus der Nachbarschaft hatten, unter Elisens Vorsitz, dieß Alles angeordnet und in aller Stille ausgeführt.

Gegen eilf Uhr holte der Bräutigam, zwar stattlich, doch nach dem bäuerischen Geschmack jener Gegend ausgeputzt, in einer hübschen Chaise und gefolgt von zwei andern, das blonde Bräutchen ab, deren natürliche Anmuth noch durch den netten Anzug der amstelländischen jungen Bäuerinnen erhöht ward; vor Allem stand ihnen die gefältete Kappe mit den goldenen Ohr- und Kopfspangen allerliebst. Die Chaisen, deren Pferde mit Bändern und Rosetten reich verziert waren, hielten auf dem Vorhofe an; die Braut wurde von ihren Gespielinnen, welche eben so wie sie künstlich geflochtene Blumensträuße am Busen trugen, zum Bräutigam geführt und stieg zu diesem ein; ihre Freundinnen folgten ihrem Beispiel, indem jede neben ihrem Begleiter Platz nahm. Die mit Bändern umflochtene Peitsche knallte in der Hand des Bräutigams und der Zug begann, während die Braut, nach alter Sitte, aus dem auf ihrem Schooße stehenden Körbchen sogenannten „Brautzucker" und Goldflitter auf die Nachbarskinder, die den Zug angafften, reichlich herabregnen ließ. Der Lustwagen des Notars Balten (bei welchem Jan acht Jahre gedient), dessen Familie enthaltend, der große Bauerwagen mit den Dienstleuten der Tante, und endlich ihre stattliche Kutsche, in welcher Elise sich an meiner Seite befand, schlossen sich dem Festzuge an, der am Gemeindehause hielt, wo der Bürgermeister auf geeignete Weise die Ehe des Paares gesetzlich bestätigte. Von dort begab man sich gemeinschaftlich zur Kirche, weil die Tante, gleich mir, der Meinung ist, keiner Ehe dürfe die kirchliche Einsegnung fehlen. Der noch jugendliche Prediger entledigte sich auf eine Eindruck erregende Weise seiner Aufgabe, und versäumte unter Anderm nicht, die Aufmerksamkeit der durch Neugier in des Herrn Tempel gelockten Schaar auf die wohlthätigen Früchte hinzulenken, welche Diejenigen ernten, die, wie das junge Paar, mit Eifer, Treue und Anhänglichkeit ihren Herren und Frauen dienen. Ein rührendes Gebet um den göttlichen Segen beschloß die Feier.

In derselben Ordnung, in welcher wir abgefahren, kehrten wir zum Landgute zurück, in dessen großem Saale die ehrwürdige Besitzerin die Hochzeitsgäste mit einigen Erfrischungen erwartete. Unter dem lauten Jauchzen der versammelten Menge stieg man auf dem Vorhofe ab; an den Stufen der sinnig geschmückten Vorhalle bewillkommten drei Kinder des Herrn Balten, die weißen Kleidchen mit Guirlanden natürlicher Rosen umsäumt, das kaum verbundene Paar und bestreuten, rückwärts schreitend, den Weg, auf dem sie sich ins Gebäude begaben, mit Blumen und Laub, unter Absingung eines allerliebsten, der Feier angemessenen Liedes.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kaatje, der abgekürzte Name Katharina (Käthchen).

**) Jan, Johann. (Anm. des Uebers.)

Der Hungertod in Irland.

Wer wissen will, was Elend heißt, der lese Osborne's vor kurzem in London erschienenes Buch „Gleanings from the West of Ireland". Unter andern gibt er eine, wir möchten sagen, anatomische Schilderung der Verhungernden: „Aus meiner eigenen Erfahrung im vorigen Jahre und jetzt wieder kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß das Verhungern in Irland seine eigenthümlichen äußeren physischen Merkmale hat. Bei erwachsenen Personen erreicht die Abmagerung einen solchen Grad, daß auch keine Spur von Muskeln übrig zu seyn scheint und die Knochen blos mit einer Bedeckung umhüllt sind, die wenig oder nichts darbietet, was eine Aehnlichkeit mit Fleisch hätte; die Haut sämmtlicher Gliedmaßen erhält eine eigenthümliche Beschaffenheit; sie fühlt sich rauh und sehr trocken an, und würde, hinge sie nicht stellenweise in losen Falten, sich am besten mit Pergament vergleichen lassen. Die Augen sind tief in den Kopf eingesunken und haben einen seltsamen stumpfen und peinlichen Blick; die Schulterknochen stehen so hoch empor, daß die Halswirbelsäule gleichsam in die Brust versunken zu seyn scheint. Gesicht und Kopf ähneln in Folge der Verzehrung des Fleisches und der Hervorragung der Knochen einem Todtenschädel. Das Haar ist sehr dünn auf dem Kopfe; das Antlitz ist mit einer Blässe überzogen, gänzlich verschieden von derjenigen, welche durch völlige Abnahme der Kräfte in den mancherlei Krankheiten erzeugt wird, wo trotz dem Schwinden fast aller muskulösen Theile des Körpers das Leben doch noch fortdauert. Bei verhungernden Kindern — ich habe deren mehrere Hunderte gesehen — beobachtet man drei höchst eigenthümliche charakteristische Merkmale, wodurch sie sich von den Opfern anderer tödtlicher Krankheiten unterscheiden. Das Haar am Kopfe eines verhungerten Kindes fällt oft fleckweise aus, während das zurückbleibende emporsteht; die ganze Stirn überzieht sich in manchen Fällen und die Schläfe fast in allen mit einer Art dicken Flaumhaar, bisweilen so dicht, daß man es deutlich fühlt. Die Haut über die Brustknochen und die obere Magengegend ist so straff gespannt, daß jeder Winkel und jede Einbiegung des Brustbeins und der Rippen sogleich in die Augen springen. Keine Worte können die Erscheinung der Arme schildern. Vom Ellbogen abwärts sind die beiden Knochen des Vorderarms von jedem Fleisch-Atom entblößt; und faßt man die Haut innerhalb des Ellbogengelenks und hebt den Arm daran empor, so ähnelt sie einem langen dünnen Sacke mit zwei losen Knochen darin." In dieser Weise fährt Osborne fort, den körperlichen Zustand der Unglücklichen zu beschreiben und fügt dann schließlich hinzu: „Ein Trost ist bei alledem noch, daß dieses Elend von keinem großen Schmerz begleitet zu seyn scheint. Ich habe auf meinen beiden Touren durch Irland eine ziemliche Anzahl von Krankenanstalten besucht, und darunter viele, die gedrängt voll waren, und doch war es nie mein Loos, auch nur einen einzigen an Hunger oder Ruhr (die gewöhnliche Begleiterin anhaltenden Hungerns) Leidenden einen Schmerzensseufzer ausstoßen zu hören. Ich habe gar manche im Verscheiden begriffene Kinder gesehen, aber auch da keine Thräne bemerkt, keinen Schrei vernommen. Nicht einmal ihre Lage suchten die armen Kleinen zu ändern. Keins verlangte nach Speise oder Trank oder irgend Etwas. Zwei, drei, vier in einem Bett! Da liegen sie und sterben; wenn auch leidend, doch immer still und schweigend und ohne Bewegung."

Digitized by Google

Pierre Dupont.

Die „deutsche Monatsschrift" berichtet über einen in Frankreich zu ungewöhnlicher Bedeutung gekommenen Volksdichter, Pierre Dupont. Sein Streben in Verbindung mit seinem Einflusse sind beachtenswerth. Wir entnehmen der (größeren) Abhandlung einige Stellen, um die Verhältnisse anzudeuten.

„Pierre Dupont ist der Poet der socialen Revolution; er hat dem Elend die Musik gegeben. Seine Gesänge widerhallen in jeder Werkstätte, seine Lieder fliegen wie Vögel über den Barrikaden. So oft die Reaction einen neuen Schritt macht, erscheint plötzlich ein Gesang Duponts, wie ein Seufzer oder ein Racheschrei des Volkes. Man hört ihn allenthalben singen, ohne zu wissen, wo es zuerst der Fall war, Jedermann kennt Lied und Melodie, und weiß nicht woher. Bis zu diesem Grade ist Dupont in Paris volksthümlich geworden! Als noch Clubs und Banquets gestattet waren, wurden sie jedesmal mit einem Liede Pierre Duponts eröffnet. Niemand hatte es angeordnet, ohne alle Verabredung, instinktmäßig durch ein inneres Gefühl getrieben, stimmten bei solchen Gelegenheiten plötzlich mehrere tausend Arbeiter einen Chanson Duponts an, und seine kräftigen Refrains wurden donnernd wiederholt. Wenn sodann ein Redner nach dem andern die Tribüne des Clubs bestiegen und dem Volke von seinen Pflichten und Rechten gesprochen hatte, dann erschien häufig auch Pierre Dupont und trug ein neues Lied vor.

. . . Pierre Dupont hat seine Seele an kräftigen Natureindrücken vollgesogen, ihre Fülle, ihre Freiheit schwebt ihm stets vor; er ist ein frisches Kind dieser reichen, herrlichen Natur. Dieser ursprüngliche Charakter kommt nun in Berührung mit der Gesellschaft, sieht nichts als Wunden, trifft nur den Hunger an, nimmt Fesseln und Schaffotte wahr, erblickt die Arbeiter als Sklaven und bewegt sich mitten in diesem socialen Elend. Das Naturgefühl und die Begeisterung für sociale Befreiung bilden die beiden Seiten seiner Dichtung. Bald vernehmen wir frische kindliche Laute einer naiven Seele, bald bricht sein Unwille über das Elend der Armuth mit Ungestüm hervor, und artet nicht selten sogar in eine leidenschaftliche, unpoetische Derbheit aus. Am innigsten fließt sein Naturgefühl mit dem Pathos der Freiheit in seiner „Romanze vom Pappelbaum" zusammen. Hier wird das Aufwallen seines beleidigten Freiheitssinnes durch die Wehmuth seines Naturssinnes, wie der Zorn eines Mannes durch ein weinendes Mädchen besänftigt und geläutert.

Bisweilen flüchtet sich Dupont in die reine, tröstende Natur, dann verliert er jeden Beigeschmack der Politik, und seine Poesie lächelt uns wie das unerfahrene Auge eines Kindes an.

Das Liederheft mit sechs neuen Chansons, welches Dupont soeben herausgegeben hat, enthält durchgehends den liebenswürdigen Ausdruck des unbekümmerten Naturgefühls. Pierre Dupont lebt. Vom Standpunkt der reinen Kunst betrachtet könnte man nicht von ihm sprechen; aber in unserer Zeit des Kampfes ist er ein würdiger Barde. Er gibt dem Freiheitskampfe den Gesang, und leiht jedem Stande sein Gefühl.

Noch vor wenigen Jahren kannte Niemand diesen jungen Dichter. Er war nach Paris gekommen, und hatte vergebens einige Lieder, die er mitbrachte, den Musikhändlern angeboten. Niemand wollte etwas von ihm verlegen. Trostlos kam er eines Tages zu einem Musikalienverleger und wiederholte seinen Antrag. „Verzeihen Sie," war die ablehnende Antwort, „man ruft mich zum Frühstück!" — „Dann gestatten Sie wenigstens, daß ich Ihnen während Ihres Frühstücks neue Lieder vorsinge." Lachend ging der Verleger darauf ein; Pierre Dupont sang; der Musikalienhändler aß ruhig zu Ende und sagte dann: „Lassen Sie die Dinger da, ich werde Ihnen Ihr Honorar schicken." So wurden Duponts erste Lieder veröffentlicht. Er begnügte sich jedoch nicht damit, er wollte ins Volk dringen. Unermüdlich ging er von einer Weinstube in die andere, ließ sich einen „Canon" (so nennt man in Paris ein Glas Wein, das man stehend austrinkt) geben, und sang dabei den anwesenden Gästen seine Lieder vor.

Jetzt ist Pierre Dupont der populärste Liederdichter von Paris.

Mannichfaltigkeiten.

Der als beliebter Erzähler weithin bekannte und geschätzte W. O. v. Horn, der Verfasser des „Friedel" und der „Spinnstube", läßt jetzt „gesammelte Erzählungen" im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinen. Der erste Band derselben liegt vor uns und enthält: das Mailehen, das Gotteshäuschen und seine Bewohner, die Deserteure, eine rheinische Schmugglergeschichte und aus der Schmiede. Was diesen trefflichen Erzählungen einen so unbestrittenen Werth verleiht, ist vor Allem die unverkünstelte Naturwahrheit der in ihnen geschilderten Menschen und das tiefe edle Gemüth, welches der Verfasser bei ihrer Entfaltung bekundet. Man sieht es den hier auftretenden Personen an, daß sie W. O. v. Horn gekannt und nach dem Leben gezeichnet hat. Da ist keine Uebertreibung, kein phantastisches Spiel, keine schwankende Unbestimmtheit, im Gegentheil nichts als Wahrheit und treue Abspiegelung der Natur. Einfach und wahr, wie diese Menschen, so sind auch die Ereignisse, Leiden und Freuden derselben, fern von den gewöhnlichen Effekthascherein und abenteuerlichen Verschlingungen der gewöhnlichen Romane, frei von jenen künstlichen Reizmitteln, die nur darauf berechnet sind, den Leser zu überraschen und zu verblüffen. Hierzu kommen noch die höchst anziehenden Schilderungen der schönen Rhein- und Mosellande und der Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, die der Verfasser um so getreuer wiedergeben konnte, als er in und unter ihnen heimisch ist. Endlich seine Darstellung im Ganzen anbelangend, so ist diese mit Recht als eine wahrhaft gemüthliche und liebenswürdige bezeichnet worden. Wir zweifeln nicht, daß das Unternehmen der Verlagshandlung, diese höchst anziehenden Geschichten in einer Reihe von schön ausgestatteten Bänden zu sammeln, nicht nur allen Leihbibliotheken und Lesezirkeln, sondern auch den Haus- und Familienbibliotheken willkommen seyn und sich der freundlichsten Aufmunterung zu erfreuen haben wird.

Literatur.

Der zweite Band der „Ritter vom Geiste" von Gutzkow ist jetzt erschienen und die Fortsetzungen werden hoffentlich um so rascher folgen, seit der Verleger den Abdruck in dem Beiblatte seiner Zeitung aufgegeben hat. Die in diesem Bande wiederum wachsende Zahl der handelnden Personen vermindert unser Interesse an den früher aufgetretenen keineswegs, da die Einheit des vielverschlungenen Gewebes theils klar zu erkennen, theils sicher zu vermuthen ist. Ueberhaupt rechnen wir es diesem Werke zum Vorzuge vor vielen seiner Tendenzverwandten, daß es in hohem Grade Roman ist und die Theilnahme des Lesers fortwährend auch an Persönlichkeiten und Verwickelungen der Ereignisse fesselt. Und diese Persönlichkeiten sind einestheils mit Fleisch und Blut versehene Menschen, nicht bloß also zur Noth verkörperte Ideen oder starre Statuen. Anderntheils hat dennoch jede derselben eine bestimmte Bedeutung, eine wohlbedachte Stellung, nicht bloß als Romanfigur, sondern auch als Spiegelbild aus der wirklichen Gesellschaft der Gegenwart, deren mannigfachste Schichten in diesem personenreichen dramatischen Roman vertreten sind. Die Kunst, wie die Menschenkenntniß des Dichters bewährt sich dabei besonders, indem jene Bedeutung der Personen und ihre Beziehung zu dem Zwecke des

Digitized by Google

Ganzen nicht als tendenziöse Vorausbestimmung auftritt, sondern sich dem Leser eben so allmälig und natürlich entwickelt, wie dieß in der Wirklichkeit geschieht, wo der Charakter dee Menschen, sowie ihre Beziehungen zu unserer Individualität uns erst durch längeren Umgang wirklich klar weeden können. Deßhalb werden sich die Doktrinäre aller Parteien mit diesen Lebensbildern nicht besser befreunden, als mit dem wirklichen Leben. Einer derselben, halb Romantiker, halb Tendenzbär, hat nach seinen beiden Hälften Patronen verfertigt und in dee „deutschen Monatsschrift" seinem Unwillen darüber Luft gemacht, daß Gutzkow's Roman zu keiner derselben passen will. Never mind and go ahead!

Frankfurt, 1. Dec. Dr. Lorenz Diefenbach.

Korrespondenz.

Worms, 27. November.

Gewöhnlich wird nur aus Oeten, die im Besitze großer Kunstmittel sind, über die Pflege dee Musik berichtet. Wie Wormser haben wohl nicht über große Kunstmittel zu verfügen, doch findet die Musik an unsern vielen und nennenswerthen Dilettanten und Musikfreunden eifrige Beförderer und Pfleger. Unsee Musikverein hat sich trotz mannichfacher Schwierigkeiten und Hindernisse wieder kräftig hervorgearbeitet und seine Leistungen sind, obgleich nicht immer auf die Mitwirkung aller unserer hiesigen Regimentsmusiker, unter denen mehreee sehr entwickelte Kräfte sich finden, gerechnet werden kann, doch anerkennenswerth. — Die Mitgliedee des Veeeins sind darauf gewiesen, sich selbst die musikalischen Genüsse zu verschaffen. Darum strömen Damen und Herren eifrig in die Gesangproben, um ihre Stimmmittel zur Aufführung größerer Chöre zu vereinigen und der Erfolg entschädigt vollkommen für die gebrachten Opfer. Auch die Orchesterpieeen, die, wie überhaupt alle musikalischen Aufführungen in unserm Vereine, unter der Leitung unseres eifrigen und tüchtigen Musikdirektors C. Kunz einstudirt und executirt werden, verdienen Beifall und Anerkennung. Zuweilen bekommen wir auch fremde Künstler zu hören, die dann immer neuen Schwung und Eifer in unsern Dilettanten hervorrufen. So hatten wir vor einigen Tagen in einem Konzerte von Carl Wolfsohn Gelegenheit, die Musik in ihrem begeisternden Wesen, in ihrer tief zum Herzen gehenden Wirkung zu hören Der Konzertgeber trug mehrere große und schwierige Compositionen neuerer Meister mit einee Leichtigkeit und Klaeheit auf dem Piano vor, die von der richtigen Auffassung der ausgedrückten Ideen und von der Gewandtheit, dieselben mit den feinsten Nuancirungen wieder vorzuführen, ein für den jungen vielversprechenden Künstler glänzendes Zeugniß gaben. Wir fühlen uns gedrungen, diesem Gefühle der versammelt gewesenen Zuhörer hiermit öffentlich einen Ausdruck zu geben und wünschen dem jungen Virtuosen, daß diese Anerkennung mit dazu beitragen möge, ihn zum sichern und eifrigen Vorschreiten auf der Bahn der Kunst und zu dem Streben nach einem, des wahren Künstlers würdigen Ziele zu ermuntern. Er wurde von den beiden Herren Becker und Heinefetter, Mitglieder der großh. Hofkapelle zu Mannheim, unterstützt, von denen Hr. Becker durch seine eminente Fertigkeit auf der Violine, durch den heerlichen, kräftigen und vollkommen reinen Ton und den seelenvollen Vortrag ansprach. Hr. Heinefetter, den wir schon einige Male in unserm Worms zu hören die Freude hatten, hat auch dieses Mal seinen alten Ruhm als Meister des Cello bewährt. Wir hoffen schließlich, daß es dem Vorstande des Musikvereins bald gelingen möge, alle musikalischen Kräfte zu concentriren und der Gewinn für die Kunst wird ein Gewinn für die Kunstjünger und Kunstfreunde werden. 12s.

Stuttgart, 30. Nooember.

Ein glänzenderer und einstimmigerer Durchfall ist hier wohl noch keinem Stücke zu Theil gewoeden, als dee Oper: „Das Diamantkreuz", welche letzten Sonntag bei vollem Hause zur Aufführung gekommen war. Sowohl über das Libretto, wie über die Musik, welche an Miserabilität mit einander wetteifern, herrschte nur eine Stimme des Unwillens, die sich vielfältig in Gelächter und Zischen Luft machte und so aeg war, daß sie ohne die Achtung oor der Anwesenheit dee höchsten Personen, wohl einen sehr mißliebigen Ausdruch genommen hätte. Um so lauter kehrte sich die Kritik und der allgemeine Unwille gegen Denjenigen, dem man die Aufführenng dieses erbärmlichen Machwerkes zuschrieb und als welcher allgemein der Regisseur dee Oper, August Lewald, dem man überhaupt die Verschlechterung unserer Theaterzustände zuschreibt, genannt wurde. In der That erfuhr man bald, daß Lewald es war, der die Aufführung dieser sehnsollenden Oper, troz der entschiedenen Einsprache des Hofkapellmeisters Lindpaintner, erzwang, und der auch eine zweite Aufführeng in dieser Woche durch seinen Einfluß erzwungen haben würde, wenn nicht zwei dee darin beschäftigten Künstler, Hr. Pischek und Fräul. Würst, geradezu erkläet hätten, sie halten es unter ihrer Würde, feenee in einem solchen elenden Stücke aufzutreten. Gesteen erklärte ein Blatt, die Stuttgarter Schnellpost, entweder verstehe Hr. Lewald gar nichts von Theater und Musik oder bekunde sein Wirken eine gränzenlose Nichtachtung des Publikums. Man kann darauf antworten: Beides richtig! Und an solchen Menschen verschleudert man hier das Geld und stellt sie mit 1200 fl. lebenslänglich an!

Frankfuet, 5 December.

Morgen Freitag, den 6. Dec.; wird unser rühmlichst bekannter „Liederkranz" im Saale des Weidenbusches ein Konzert zu „Ehren der braven und eidestreuen Kueheffen" geben, das sich wohl zahlreichen Besuches zu erfreuen haben wird. Das Programm dietet:

Erste Adtheilung. Der Tyroler Nachtwache im Jahre 1810, Chor von Bernh. Schädel. Das Waldvöglein, Lied von Lachner, mit Violoncell-Begleitung, vorgetragen von Frau Anschütz-Capitain. Variationen für die Violine, componirt und voegetragen von Hrn. Heinrich Wolff. „Ich klopf' an deine Thüre", und Abendständchen, Lieder, componirt von Ludwig Gellert. Der braoe Hauptmann, Gedicht von Dr. Stiebel I, für Bariton componirt von W Speyer. Finale aus der Oper „die Abencerazen" von Cherubini

Zweite Adtheilung Der frohe Wandersmann, Chor von F. Mendelssohn-Bartholdy. „Rose, wie bist du ꝛc", Romanze aus „Zemir und Azor" von L. Spohr; „Auf Flügeln des Gesanges ꝛc.", Lied von F. Mendelssohn-Baetholdy; vorgetragen von Frau Anschütz-Capitain. Adagio für Violoncell von Franchomme; vorgetragen von Hrn. Siedenkopf. Vocal-Quartette für Männerstimmen. Triumph des deutschen Liedes, Gedicht von Fr. Stoltze, componirt von Ludw. Gellert. Solo und Chor.

Anfang 7 Uhr. Eintrittskarten à 1 fl. sind in der Musikalienhandlung des Herrn André auf der Zeil, so wie bei Hrn. Quilling auf dem Liebfrauenberg und Abends an dee Kasse zu haben. Mehrbeträge weeden dankbar angenommen. Der Eingang ist nue von dee Töpfergasse.

Nachruf an Franz Philipp Aull,

Präsidenten des großh. hess. Obergerichtshofs der Provinz Rheinhessen, Commandeur des großh. Ludwigsordens 1. Klasse ꝛc.

Wer reichbegabten Geist mit Herzensgüte,
Mit edlem Hochgefühl für's Rechte einet,
Wer rastlos thätig im Beruf eischeinet,
Dee ihm beschieden waed, — für den erblühte

Des Staates Dank und tief in dem Gemüthe
Der Freunde Herzensgunst. — Dieß war oereinet
In Jenem, den man theilnahmvoll beweinet.
Wie er in jeder Stufe sich bemühte,

Das höchste Ideal stets zu erreichen, —
Wer kennt dieß nicht? Wem war wohl fremd geblieben
Der Rede Schmuck, von Gründlichkeit getragen,

Der scharfe Blick, nur Wenigen so eigen? —
Drum wollen wir im Geist fortan ihn lieben,
Ihn, dessen Geist jetzt Himmelsstrahlen tagen!

A. D.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. Dec. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Adth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 291. Freitag, den 6. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Verschiedenartige Empfindungen hatten den ganzen Morgen meinen Busen durchwühlt. Ich hatte der Vereinigung eines glücklichen Menschenpaares beigewohnt, und zwar in Gesellschaft des Mädchens, was ich als das einzige betrachtete, das geeignet sey, auch mir einen so glücklichen Zustand zu bereiten. Ich fühlte das Bedürfniß, einige Augenblicke allein zu seyn, und ließ daher die fröhlichen Hochzeitsgäste sich ergötzen bei den von der Tante mit der ihr eigenthümlichen Herzlichkeit dargebotenen Erfrischungen, um in einer entlegenen Laube einem Gedanken ungestört seinen Lauf lassen zu können.

Doch kaum hatte ich mich hier niedergelassen, als ein anhaltendes Flüstern in der Nähe meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein roher Ausdruck, der auf ein Mädchen Bezug zu haben schien, veranlaßte mich, die Sprechenden zu belauschen. Bald vernahm ich, daß es nichts weniger als einem Anschlage auf die Braut gelte, die man Abends, unter Begünstigung der Dunkelheit, versuchen wolle, dem Festgewühl zu entlocken, sie aufzuheben und gutwillig oder mit Gewalt einem der Redner — welcher, nach dem Gespräche zu urtheilen, bereits seit langer Zeit ihr nachgestellt haben mochte — in die Arme zu führen. Wer die Personen waren, welche auf eine so schamlose Weise die Gastfreiheit zu mißbrauchen gedachten, vermochte ich nicht zu unterscheiden, doch vermuthete ich, es würden zwei Schreiber des Herrn Balten seyn, weil ich zufällig wußte, daß unter diesen ein höchst liederlicher Bursche sich befinde. Ich hielt es daher für rathsam, den Notar bei Seite zu nehmen, um den gottlosen Plan zu vereiteln, ohne daß die Festfreude gestört würde, und begab mich deßhalb wieder in den Saal.

„Ei, ei, Neffe Jakob!" sagte meine Großtante bei meiner Zurückkunft, „ich glaube wahrlich, Du hast in Ostindien Deine Dienstfertigkeit gegen die Damen verlernt: heißt das wohl, wie ein wohlerzogener Cavalier handeln? Schon haben die Hochzeitsgäste an den in der Orangerie für sie eingerichteten Tafeln Platz genommen, und Elise hat, in Ermangelung eines Begleiters, zurückbleiben müssen; Herr Balten war so gütig, uns Gesellschaft zu leisten."

Ich stotterte einige Entschuldigungen, bot Elisen meinen Arm und wir folgten der Tante, die an des Notars Seite noch eben so stattlich und gerade einherschritt, wie vor vierzig Jahren.

In der Orangerie, die, wenngleich noch keineswegs verfallen, doch Zeichen an sich trug, daß sie gleichzeitig mit dem Landsitze angelegt worden, hatte man eine lange Tafel aufgestellt, deren schneeweiße Decke an der für die jungen Brautleute bestimmten Stelle recht geschmackvoll mit Laubwerk und Blumen bestreut war. Die Blutsverwandten und die Dienstboten der beiderseitigen Familien gehörten zu den Eingeladenen, die, nach altem vaterländischem Brauch, alle gepaart waren. Frau Balten und ihre älteste Tochter hatten mit Elisen die Aufsicht über die Tafel geführt, die auf eine den Gästen angemessene Weise reichlich versehen war. Der schäumende Bierkrug labte die vor Hitze durstenden Kehlen; doch als die Tante sich vorbereitete, einen Toast auf das Wohl des Brautpaares auszubringen, ward Jedem der Gäste ein zinnerner, nach Belieben mit weißem oder rothem Wein gefüllter Becher angeboten. Die fast achtzigjährige Frau hielt eine kurze, aber treffende Anrede; in ehrerbietiger Stille hörte man ihr zu, gleichwie dem Vater der Braut, der hierauf, Thränen erkenntlichen Gefühls vergießend, für die seinen Kindern an diesem Tage erzeigte Ehre und Freude seinen Dank abstattete.

Auf einen Wink der Tante verließen wir die Orangerie. „Wir dürfen," sagte sie auf dem Rückwege nach dem Hauptgebäude, „diesen guten Leuten nicht länger lästig fallen; Ungezwungenheit würzt die Freude: deßhalb hielt ich es auch für das Geeignetste, ihnen ein besonderes Mahl zu bereiten. Oftmals habe ich die Bemerkung gemacht, daß Leute dieses Standes im Beiseyn ihrer Vorgesetzten äußerst schüchtern sind, und ich glaube, es sey für die gute Ordnung wünschenswerth, daß man den zwischen den verschiedenen Ständen der Gesellschaft aus Schicklichkeit errichteten Gränzpfahl nicht mehr umreiße, als der Geist des Jahrhunderts solches hier und dort ziemlich häufig gethan. Wir selbst aber, meine Freunde! werden uns diesen Mittag etwas beheifen müssen," fuhr sie fort, „allein ich weiß, Sie thun das gerne zu Ehren des Tagesfestes!"

Als wir uns jedoch niederließen, konnten wir an den Gerichten eben nicht merken, daß die Köchin zu den Hochzeitsgästen gehörte, und Gerhard stand eben so treu hinter dem Tische, wie an jedem gewöhnlichen Mittage, obschon Tantchen ihm dießmal Befreiung vom Dienste gegeben.

Sehet, liebe Leser! abermals einen Beweis, wie ausgezeichnet eifrig Diejenigen ihr Tagewerk erfüllen, deren Liebe und Achtung man sich zu erwerben wußte!

V.

Das Kühlbad.

Die Zahl der Hochzeitsgäste war inzwischen bedeutend gestiegen, da fast alle jungen Leute aus der Nachbarschaft von meiner gastfreundlichen Großtante eingeladen waren, an der ländlichen Tanzpartie Theil zu nehmen, welche Abends in der Orangerie, unter Begleitung einiger wackern Spielleute, ihren Anfang nahm.

War es dem Orte, wo dieses Landfest gehalten ward, oder

Digitized by Google

der Ehrerbietung, die man gegen meine Großtante hegt, oder endlich der Gesinnung der Geladenen zuzuschreiben: genug, nicht die mindeste Unziemlichkeit störte die Freude. Zwar belauschte der Mond, matt durch das dunkle Laubdach scheinend, hier und dort ein in süßes Liebesgekose versenktes Paar; allein die keusche Nachtgöttin durfte sich dessen nicht schämen, es bestätigte bloß das alte Sprichwort: „daß Eine Hochzeit der andern Mutter ist!“

Nichts störte daher die festlichen Freuden, als das rohe Geschrei, das der beklommenen Brust eines der frommen Planmacher entstieg, den ich morgens belauschte, als die Behendigkeit von vier, durch uns in einen Hinterhalt gestellten Burschen ihn überlistete und ihn wiederholt in den großen Teich untertauchte, — ein treffliches Kühlbad für unehrbare Gelüste!

Um aber den freudestörenden Fremdling vor dem allzu großen Muthwillen der auf das Gerücht von dem Zwangkühlbade zusammengelaufenen Bauernburschen zu schützen, beeilte sich Herr Walten, den „Taucher wider Willen“ aus ihren Händen zu befreien und ihn in die Gärtnerwohnung in Sicherheit zu bringen. Hier ward nun Gericht gehalten und der Brauträuber scharf von uns inquirirt. Bald ergab es sich, daß er Kammerdiener bei dem Junker Joost Diederik van Heule, dem nichtswürdigen Enkel meiner guten Großtante und einzigen Erben ihres nicht unbedeutenden Vermögens, sey. Der Junker wär vor wenigen Tagen aus London zurückgekehrt; in der Absicht, seine Großmutter zu besuchen, war er um die Zeit aus dem Trekschuit gestiegen, wo wir mit den jungen Leuten uns in der Kirche befanden. Als er vernahm, was hier vorgehe, würde er den ersten Schritt auf großmütterlichem Boden mit einem Eingriff in die heiligsten Rechte gebrandmarkt haben, wäre ich nicht so glücklich gewesen, es zu verhindern.

Unglücklicherweise ward bloß sein Helfershelfer ergriffen; er selbst hatte, von der Nacht begünstigt, Gelegenheit gefunden, zu entwischen. Dem schurkischen Kammerdiener wurde, gegen das Versprechen, das Landgut nie wieder zu betreten, durch eine kleine Hinterthür ein sicherer Abzug zugestanden, und wir beschlossen, falls etwas von dem wahren Sachverhalte laut werden möchte, den Namen des Hauptanstifters der Schandthat, der außer uns nur dem Gärtner bekannt geworden, zu verschweigen, um nicht der guten Tante Freude zu trüben.

Später vernahm ich von dem braven Greise, welchen Verdruß der leichtsinnige Enkel seiner würdigen Gebieterin schon bereitet hatte. Sein Vater war, wie mir bekannt, ein wackerer Mann gewesen, der, um seine adelige Abstammung sich wenig bekümmernd, ausschließlich seinem ausgedehnten Handel sich gewidmet hatte. Die Mutter war früh gestorben, und die Haushälterin, die, nach deren Tode, ziemlich willkürlich das Hauswesen des Herrn van Heule leitete, hatte den Junker Joost durch allerlei Schmeicheleien verdorben und ihm beständig vorgehalten, wie reich er einst werden würde, so daß dieser, der überdieß wenig Lust am Studiren hatte, mit mehr Eigendünkel und Anmaßung, als mit gründlichen Kenntnissen versehen, auf der Universität erschien, wo er bald, mit ihm ähnlichen jungen Leuten verbunden, zu einem liederlichen Burschen aufgewachsen war.

Als er noch die Schule besuchte, war er bereits der Schrekken aller ehrbaren Mädchen; früher und später hatte er den Dorfbewohnern hinreichenden Stoff zur Unterhaltung über seinen zweideutigen Umgang mit einem Paar leichtsinniger Dirnen aus der Umgegend geliefert. Auch Kaatje's Tugend hatte er allerlei Schlingen gestellt; doch des guten Kindes frommer Sinn hatte ihr Kraft verliehen, seinen verführerischen Lockungen zu entgehen. Beleidigt über diese Täuschung, hatte er ihr mehr als ein Mal gedroht, er werde zu sorgen wissen, daß sie nie Jan's Gattin werde — und der Zufall wollte, daß der Bösewicht gerade zu schlimmer Stunde erschien, um ihren Trau-Tag beinahe in einen Trauer-Tag zu verwandeln!

Ich rieth Kaatje's Vater, vor Allem den geschmiedeten, doch vereitelten Anschlag vor dem jungen Mann geheim zu halten, um zu verhüten, daß dieser, in gerechtem Zorn entbrannt, sich in Uebereilung an van Heule vergreife und solches vielleicht später vor dem Richter würde büßen müssen. Nicht selten ist ja der Arm der Gerechtigkeit zu kurz, um den Bösewicht zu erreichen, welcher der Tugend des Weibes nachstellt; dagegen fällt jener Arm oft bleischwer nieder auf den Gatten, der sich erkühnt, mit eigener Hand den Elenden zu strafen, welcher es darauf anlegt, ihm ein Kleinod zu rauben, das alle Schätze beider Indien ihm nicht zu ersetzen vermögen!

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzer Briefe.

III.

†* Als im Frühjahr 1848 in Paris die Republik ausgerufen wurde und das alte Europa in allen Fugen krachte, dachten auch die Pfälzer, es sey die Zeit gekommen, welche so viele Wünsche in Erfüllung bringen sollte. Mit wahrer Gierde wurden die Nachrichten aus Ost und West, aus Nord und Süd verschlungen und einstimmiger allgemeiner Jubel wurde dem siegenden Volke zugerufen, das aller Orten die Bande der Knechtschaft sprengte. Die Pfälzer hatten keinen Feudaldruck zu brechen und keine Fürsten zu bewältigen; ihr ganzes revolutionäres Treiben beschränkte sich darauf, die Entfernung eines vorzugsweise mißliebigen Beamten, gleichsam als Demonstration gegen das vormärzliche System, zu verlangen und eine Deputation nach München zu entsenden, welche weniger für die Pfalz selbst begehren als die Solidarität aller Kreise des Landes ausdrücken sollte. Und als in München das Märzministerium die Geschäfte übernahm und in ihm die Pfalz durch einen hervorragenden Oppositionsmann vertreten war, da dachte man, daß die Freiheitsbestrebungen ihrem Ziele näher gerückt seyen. Doch erkannte der politische Takt der Pfälzer sogleich, daß Versprechungen noch keine Garantieen sind, und daß, sollte der Erfolg den Schrecken der Höfe überdauern, man über die junge Errungenschaft der Freiheit ein schützendes nationales Dach bauen müsse. Von der Pfalz aus ging daher der Gedanke, der in Heidelberg Männer aus vielen Landstrichen Deutschlands zusammentreten machte und durch diese Versammlung den Zusammentritt des Vorparlaments und endlich der Nationalversammlung vermittelte. Man kann heute, nachdem die Dinge so gekommen sind, wie wir sie täglich bedauern müssen, Zweifel darüber auswerfen, ob es gut war, so frühzeitig den freiheitlichen Bestrebungen Deutschlands einen Mittelpunkt zu geben und hiedurch die gewaltigen Schritte der Einzelrevolutionen zu hemmen. Man kann der Ansicht seyn, die rasch um sich greifende gänzliche Auflösung aller Verhältnisse würde dem nationalen Neubau förderlicher gewesen seyn. Und doch, wer wollte die Verantwortung übernehmen, das furchtbare Walten der Revolution auch nur einen Augenblick länger gestützt zu haben, als die augenscheinliche Nothwendigkeit zu erheischen schien? Wer wollte bei den unausbleiblichen Hindernissen, die sich auch dann der Durchführung der Revolution in den Weg gestellt haben würden, später die Beantwortung der Frage übernehmen, warum habt ihr im Kampfe zu erringen gesucht, was ja in Frieden erreicht werden konnte? Und die Pfalz vor Allen suchte in Frieden zu sichern, was sie so lange in Frieden erstrebt hatte. Als daher der freiheitsbegeisterte Hecker, nachdem er in Franfurt unterlegen, die eigene Einsicht und Begeisterung über ganz Deutschland verbreitet wähnte und zu den Waffen rief,

Digitized by Google

während der übergroße Theil des Vaterlandes den Frieden wollte, da waren es auch nur äußerst Wenige, die aus der Pfalz ihn mit ihren Wünschen begleiteten, nur Einzelne, die sich ihm anschlossen. Die Pfälzer wollten das Parlament und durch das Parlament die Sicherung der Freiheit und Feststellung der Einheit; die unternehmenden Kämpfer aus Baden begünstigten sie nicht; den geschlagenen Brüdern aber boten sie gerne die Versöhnung.

Wir haben in jener Zeit uns an verschiedenen Orten der Pfalz umgesehen, eine Spaltung der Bevölkerung war aber nirgends bemerkbar. Man traute zwar den Versprechungen nicht, die aus allen Residenzstädten groß und klein tagtäglich wiederholt wurden, man glaubte aber, daß das Parlament den Vollzug sichern werde. An seiner Befugniß, Alles zu regeln, hörten wir nirgends zweifeln. War man sich aber auch allenthalben bewußt, was in Bezug auf Freiheit zu verlangen sey, über die Regelung der nationalen Frage war man eigentlich nur in so fern sich klar, daß man den Bundestag nicht mehr wollte. Der Bundestag war gleichbedeutend mit deutscher Erniedrigung und deutschem Elende. Die Monarchieen in den Einzelstaaten, so groß auch der Groll gegen sie war, man wollte sie dennoch zu erhalten suchen, was aber den definitiven Mittelpunkt Deutschlands und seine Gestaltung betraf, darüber war man sich in der Pfalz so wenig klar wie in dem größten Theil des durch die Märzrevolution überraschten Deutschlands; darüber sollte das Parlament entscheiden. Einzelne stritten zwar bereits über die Frage: ob Monarchie oder Republik, und auch auf einer die Wahl zum Parlament vorbereitenden Versammlung zu Kaiserslautern wurde über diese Frage debattirt. Damals sprachen sich, wenn wir recht berichtet sind, wenige oder nur eine Stimme für unbedingte Einführung der Republik in ganz Deutschland aus; die Mehrzahl war gegen den Umsturz der Monarchieen; Alle aber waren für die constituirende Gewalt des Parlaments und für die Sicherung der Früchte der Revolution. Wie aber die Pfalz einig war in ihrem Wollen und Streben, so waren es auch die nach Frankfurt entsendeten Abgeordneten, welche das Vertrauen der Wähler begleitete, die aber nicht wenig überrascht seyn mochten, als in Frankfurt, abgesehen von der Regierungsform in den einzelnen Staaten oder dem Mittelpunkt, gleich von Anfang an die Revolution selbst und die Befugniß des Parlaments in Frage gestellt war. Ueber das Verhalten der Pfalz zum Parlamente und der Revolution im vierten Briefe.

Das Elysée-National.

Als das Elysée-Bourbon Nationaleigenthum geworden war, wachte — wie wir aus den Notizen von Ed. Fournier in einer der neuesten Lieferungen der „Encyclopédie du 19me siècle“ ersehen — das in seinem Garten angelegte reizende Dorf sein Glück; es gab Anlaß, daß im Jahre 1800 einige Unternehmer öffentlicher Festlichkeiten das Ganze ankauften, und sich mit ihrem Geleite von Orchestern, Tänzen und Hazardspielen darin niederließen. Nunmehr hieß das Elysée-Bourbon fortan nicht anders als „le hameau de Chantilly“. Der Eintritt kostete 24 Sous, davon 15 für Zehrung. Murat kaufte es 1808 und gab ihm seinen Palasttitel zurück. Bis zur Zeit, wo er nach Neapel abreiste, hielt er daselbst seinen kleinen Hof, und überließ es beim Weggehen dem Kaiser, welcher es wiederholt bewohnte, und dadurch für den neuen Namen Elysée-Napoleon weihte. Auch Joseph, nachdem er dem spanischen Thron entsagt, machte es zu seinem Aufenthalte. Beim ersten Einmarsch der Alliirten ließ sich Kaiser Alexander, der die Tuilerien nicht beziehen mochte, darin nieder, und einige Monate später, nach seiner Abreise, erschien Napoleon wieder, um hier seine zweite und letzte Abdankung zu unterzeichnen. Der Herzog von Berri, dem es Ludwig XVIII. geschenkt hatte, bewohnte das wieder zum Elysée-Bourbon gewordene Palais bis zum Tage seiner Ermordung, den 13. Febr. 1820. In Folge der Revolution von 1830 ging das Elysée-Bourbon aus dem Besitze des Herzogs von Bordeaux in den der Civilliste über. Es diente allen durch Paris reisenden hohen Personen als Residenz: so der Herzogin von Kent, der Großherzogin von Mecklenburg, Ibrahim Pascha, dem Bei von Tunis u. s. w. Seit 1849 ist es unter dem Namen Elysée-National die Residenz des Präsidenten Louis Napoleon. Die Gärten sind nicht ausgedehnter als zur Zeit der Frau von Pompadour und Beaujon. Während der Revolution hatte die Stadt die von der Marquise angemaßten Grundstücke wieder zurückgenommen, Murat sie aber von Neuem zu seinen Gärten gefügt. Später ist man nicht von dieser Usurpation, bei welcher sich der Herzog von Berri, seine Erben und die Civilliste von 1830 so wohl befanden, zurückgekommen.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Ellen Anne“, ein Londoner Handelsfahrzeug, hatte vor Kurzem im Bristoler Kanal ein naturhistorisches Abenteuer. Es war trübes Wetter, bei frischem Wind, und der Kapitän saß ruhig in der Kajüte, als er ein pelotonartiges Getöse über sich hörte. Da man in diesen Gewässern von Seeräubern nichts weiß, so glaubte der Kapitän Anfangs, die Schiffsjungen hätten hinter seinem Rücken aus Witz ein Feuerwerk losgelassen. Das war's aber auch nicht. Er fand endlich, daß vier Deckplanken aus den Fugen gerissen und stellenweise wie von Flintenkugeln durchbohrt waren; und die Löcher, drei Zoll tief, waren so durchbohrt, daß die Kugeln senkrecht aus den Wolken herabgeschossen zu seyn schienen; die Ränder zeigten sich mehr oder weniger versengt. Ein Meteorstein war geplatzt und hatte das Deck bombardirt. Solche Erscheinungen sollen im Mittelmeer nicht selten seyn; in nordischen Wassern war dieses Phänomen bisher nicht vorgekommen.

(Bulwers Liebhabertheater.) Der berühmte Romanschreiber Bulwer, der bekanntlich durch den Tod seiner Mutter als Erbe der alten Familie Lytton zu großem, für einen Literaten wirklich skandalösem Reichthum gelangt ist und sich daher jetzt auch Bulwer-Lytton nennt (in diplomatischer Vollständigkeit lautet sein Name und Titel: Sir Edward Geoffrey Earl Lytton Bulwer-Lytton, Baronet, von Knebworth-Hall), hat in diesen Tagen auf seinem prächtigen Landsitze Knebworth-Hall in der Grafschaft Hertfort eine Reihe von dramatischen Vorstellungen gegeben, an welchen die Elite der englischen Aristokratie als Zuschauer und einige der namhaftesten englischen Schriftsteller als Mitwirkende Theil nahmen. Das Hauptstück war Ben Johnsons köstlicher „Every Man in his Humour“, in welchem Charles Dickens den Kapitän Bobadil, Douglas Jerrold den Master Matthew und Mark Leman den Brainworm zur allgemeinen Zufriedenheit spielten, und die Gesellschaft trennte sich in lauter Anerkennung der literarischen, wie der gastronomischen Kost, mit der sie ihr edler Wirth erfreut hatte.

Die Kaufleute in Salzungen haben den hochwichtigen Beschluß gefaßt: Papiergeld anderer, als zur sogenannten Union gehöriger Staaten, fernerhin nicht anzunehmen. Welchen Schrecken wird dieser Beschluß an den Börsen in Frankfurt, Leipzig und

Digitized by Google

Hamburg erregen! wie wird Hassenpflug fluchen, wenn er ein Loth Schnupftabak in Salzungen holen läßt und auf einen unverfälschten hessischen Thalerschein nichts herausbekommt, sondern noch 6 Pf. zulegen muß! Salzungen selbst ist ganz ruhig; man gibt sich in der schrecklichen Lage der Hoffnung hin, daß die Meininger Kaufleute die hessischen, k. sächsischen ꝛc. Kassen-Anweisungen für Waaren gerne annehmen. — Es ist eigentlich doch hübsch, daß Jeder in dem großen und kleinen deutschen Vaterlande machen kann, wie es ihm beliebt, daß er die Zahlungsmittel bestimmen und rücksichtlich verbieten kann. Dieß ist ein großer Fortschritt zur Einigung und zur Freiheit. (Dortz.)

Korrespondenz.

Mainz, 30. November.

Nekrolog.

Am 18. d. M. starb dahier in Folge eines Lungenschlages unser allverehrter früherer Bürgermeister, der großh. hess. Obergerichtsrath und Präsident des hiesigen Vereins der Veteranen der ehemaligen großen Armee, Hr. Stephan Metz, und dürfte es, da der Verewigte auch in weiteren Kreisen einer hohen Achtung sich erfreute, manchem Ihrer Leser nicht unerwünscht seyn, wenn wir über das vielbewegte Leben dieses allgemein geschätzten Ehrenmannes hier einige kurze Notizen geben. In dem verhängnißvollen Jahre 1789, dem Geburtsjahre der großen welterschütternden französischen Revolution, in der Stadt Mainz geboren, trat derselbe, nachdem er sämmtliche Klassen der kaiserlichen Lycée durchlaufen, im Jahre 1809 als Freiwilliger in die Reihen der französischen Armee. Noch in demselben Jahre machte er den Feldzug in Oesterreich mit, worauf er unter den Grenadiers d'Oudinot an den Feldzügen in Spanien und Portugal theilnahm, wo er das Unglück hatte, am 11. Mai 1811 in der Schlacht bei Almeida und San Felice, und später bei der Räumung von Salamanca zum zweiten Mal schwer verwundet zu werden, worauf er als dienstunfähig mit der gesetzlichen Pension entlassen wurde. Nach Mainz zurückgekehrt, wurde er als Expeditionär auf der Kanzlei des Gerichtes erster Instanz angestellt, ein Posten, von welchem man ihn wegen seiner Brauchbarkeit sehr bald zur Stelle eines Commis-Greffier beförderte. Während der Blokade des Jahres 1814 ernannte der damalige Gouverneur von Mainz, Graf Morand, unsern Metz zum Greffier des Prevokalgerichts, und er würde nach Aufhebung dieses Gerichts sicher auch der Nachfolger des Obergerichtsschreibers Quellain geworden seyn, wenn nicht der kaiserliche Staatsprokurator beim Douanengerichte, Hr. Brellinger, sich für Annahme dieses Postens entschieden hätte. Dieses scheinbare Mißgeschick war übrigens für Metz nur von den erfreulichsten Folgen begleitet, denn von jetzt an widmete sich derselbe mit seltenem Eifer und unermüdlichem Fleiße dem Rechtsstudium, und zwar mit solchem Erfolge, daß er, ohne jemals eine Universität besucht zu haben, die für die Advokatur vorgeschriebene Prüfung glänzend bestand und am 8. Januar 1817 zum Advokat-Anwalt ernannt werden konnte. Seinem Talente und seiner rastlosen Thätigkeit hatte der Verstorbene es zu danken, daß er bald eine der Zierden des hiesigen Barreau wurde und daß ihn seine Collegen zu ihrem Batonnier erwählten. Später wurde er von Sr. k. Hoh. dem Großherzoge zum Ergänzungsrichter am Kriegsgerichte, und dann am Obergerichte ernannt, und wie groß das Vertrauen seiner Mitbürger zu ihm war, bezeugt gewiß mehr als alles Andere seine wiederholte Wahl zum Bürgermeister der Stadt Mainz. Auf diesem ehrenvollen Posten wurde ihm auch die Auszeichnung zu Theil, von unserem Großherzoge mit dem Ritterkreuze 1. Klasse des Ludwigsordens, und von Sr. Maj. dem Könige von Preußen mit dem rothen Adlerorden 3. Klasse decorirt zu werden. Leider fand sich Bürgermeister Metz, durch anhaltende Kränklichkeit und in Folge der auf dem Felde der Ehre erhaltenen Wunden bewogen, sein Amt, welches ihm das gerechtfertigte und wohlerworbene Vertrauen seiner Mitbürger zwei Mal übertragen, noch vor Ablauf der bestimmten Frist niederzulegen, worauf er im Jahre 1811 seine Ernennung als Obergerichtsrath erhielt, welche Stelle er bis zu seinem unerwarteten und plötzlich erfolgten Tode auf eine Weise versah, die ihm die allgemeinste Anerkennung und Achtung sicherte. Am Tage der Beerdigung dieses Ehrenmannes, am 20., war unsere ganze Stadt in Bewegung, und die Straßen der Stadt, durch welche der Trauerzug führte, konnten kaum die Menge der Theilnehmenden fassen, welche herbeigeströmt waren, ihrem scheidenden Mitbürger die letzte Ehre zu erweisen. Dem Zuge voraus gingen die Zöglinge der hiesigen Waisenanstalt und der Freischule, denen sich der Bürger-Musikverein unter Leitung seines Direktors anschloß. Hierauf folgte eine Abtheilung der Veteranen, geführt von einem mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückten Mitgliede, unter Vortragung der Veteranenfahne, welcher eine Wache von zwei ebenfalls dekorirten Veteranen beigegeben war. Dann folgte der reich geschmückte Trauerwagen mit der Leiche, umgeben von dem Vorstande des Veteranenvereins und begleitet von 24 dieser alten Napoleon'schen Kriegern mit brennenden Fackeln. Hinter dem Trauerwagen folgte die Geistlichkeit und die Familie des Verblichenen, sämmtliche Administrativ- und Justizbehörden unserer Stadt, und ein unübersehbares Gefolge von Bürgern aller Klassen, jung und alt, arm und reich, Christen und Israeliten, Conservative, Constitutionelle, Demokraten, Alle in brüderlicher Eintracht und Alle von denselben Gefühlen der Hochachtung für den Verstorbenen durchdrungen. Am Grabe sangen die Veteranen ihrem geschiedenen Freunde und Präses das übliche Veteranen-Grablied, dem noch eine Kantate, durch die Schuljugend vorgetragen, folgte, worauf sich der Trauerzug auflöste und in einzelnen Gruppen nach der Stadt zurückbewegte. Wir glauben, Hr. Metz hat keinen einzigen Feind hinterlassen, und das will gewiß viel heißen in unserer aufgeregten Zeit!

Bazar für Schleswig-Holstein.

Am 22 v. M. hatten wir an die Bewohner und Bewohnerinnen Frankfurts das Ersuchen gerichtet, uns zur Unterstützung der verwundeten Schleswig-Holsteiner und der Wittwen und Waisen der gefallenen Krieger weibliche Handarbeiten oder Erzeugnisse ihres Gewerbe und Kunstfleißes zuzusenden. Wir erneuern heute im Interesse der vielen tausend Unglücklichen diese unsere Bitte, und erlauben uns folgende nähere Bestimmungen über den Verkauf der eingesandten Gegenstände mitzutheilen. Der Bazar wird Dienstag, den 17. und Mittwoch, den 18. Dec. von Morgens 10 bis Nachmittags 4 Uhr in dem Hause des Hrn. Sarasin (großer Kornmarkt Nro. 12) stattfinden. Wir bitten, die diesem Bazar zugedachten Handarbeiten und Geschenke bis spätestens Sonntag, den 15. Dec Abends an eine der Unterzeichneten senden und die Bestimmung des Preises, für welchen die Gegenstände verkauft werden sollen, gefälligst anheften zu wollen.

Frankfurt, 2. Dec. 1850.

Frau Andreae-Goll, vor dem Schaumainthor.
„ Sophie Donner, Taunusanlage 9.
„ Sophie Elliffen, Bleichstraße 72.
„ G. H. Engelhard, Roßmarkt, Rosenapotheke.
„ Moritz Grunelius, Gallengasse 18.
„ Hauck-Gogel, Gallengasse 21.
„ Hoff-Pilgram, Hochstraße 23.
„ Dr. Heinrich Hoffmann, Brückenquai 1.
„ W. Jumfer, Paulsplatz 10.
„ Oberinspektor Lamm, Eschenh. Chaussee 10.
„ J. Quilling, Schäfergasse 18, auch Liebfrauenberg 33.
„ Dr. M. Reiß, neue Mainzerstraße 51.
„ Schrödter, Mainzergasse 73.
„ Adelheid Schuster, Taunusanlage 4.
„ Dr. Souchay, Sandgasse 4.
„ Suchsland, Taunusstraße 12.
„ Mathilde Varrentrapp, Hochstraße 4.

Theater-Anzeige.

Freitag, 6. Dec. Großjährig, Lustspiel in 2 Abth von Bauernfeld. Hierauf: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, eine Hampelmanniade in drei Bildern.

Samstag, 7. Dec. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. P. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 292. Samstag, den 7. December 1850.

Jakob Moons.

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

VI.

Das Zwiegespräch.

Zwei Tage später genoß ich die Ehre, den Junker Joost Diederik van Heule in Person kennen zu lernen, da er die Schamlosigkeit so weit trieb, seine Großmutter zu besuchen, als sey nichts vorgefallen. Die wackere Matrone, immer noch der Hoffnung lebend, es werde der einzige Sprößling ihres Hauses, wenn die Leidenschaften der Jugend einmal ausgegohren hätten, ein sittsames Leben führen und, an der Hand einer verständigen Gattin, dereinst noch ein wackerer Mann werden, empfing den Leichtsinnigen sehr freundlich, der sich dann auch bald vergewisserte, daß von seinem schändlichen Plane auch Kaatje nichts ruchbar geworden sey.

Mir aber war der Junker ein solcher Dorn im Auge, daß ich schon Mittags mich bereitete, nach Amsterdam zurückzukehren, als die liebe Elise fast flehend mich bat, zu bleiben, um sie gegen die lästigen Zumuthungen van Heule's zu schützen, der ihr vor seiner Abreise öffentlich den Hof gemacht habe und durch die Tante insofern begünstigt werde, daß diese es gern sehen würde, wenn ihr Enkel sich eine Gattin wähle, so brav und gut wie das liebe Mädchen.

Elisens Bitte erregte in meinem ganzen Wesen die süßesten Gefühle. Ich drückte ihre Hand in die meinige und schaute sie so bedeutungsvoll an, daß sie die klaren Aeuglein schamroth niederschlug. „Sie lieben also van Heule nicht, liebe Elise?“ fragte ich.

Elise. Ich muß nicht sehr hoch bei Ihnen angeschrieben stehen, wenn Sie je daran zweifeln könnten, mein Herr! — Wie vermöchte wohl ein Mädchen, ohne sich ganz wegzuwerfen, einen solchen Mann zu lieben?

Ich. Ich fürchtete, Sie möchten, meiner Tante zu Gefallen, sich zu einer Heirath mit ihrem Enkel bereden lassen.

Elise. Ich schätze Frau Moons mehr als Jemanden; sie war mir, nach dem frühen Tode meiner Aeltern, Mutter und Vater zugleich. Ihren Wohlthaten verdanke ich Alles; ohne diese besitze ich auf Erden nichts; doch, ehe ich mich bereden ließe, einem Manne, den ich nicht achtete und liebte, am Altar die Hand zu reichen, würde ich mich getrösten, durch meiner Hände Arbeit mir meinen Unterhalt zu sichern. Allein das habe ich nicht zu fürchten, die gute Frau wird mir gewiß den Schmerz ersparen, ihr offen erklären zu müssen, daß ich van Heule nicht zum Gatten wünsche; sie hat schon genug in meinem Herzen gelesen, als daß sie mir ihn je aufdringen sollte; doch schmeichelt sie sich immer noch mit der stillen Hoffnung, es werde dem Nichtswürdigen gelingen, die Abneigung, die ich gegen ihn hege, zu bekämpfen.

Ich. Gesetzt aber, er käme zur Besinnung: würde nicht alsdann diese Abneigung, vielleicht allmälig, sich verlieren und Ihre verständige Leitung ihn der Gesellschaft erhalten können?

Elise. Van Heule ist sehr glücklich, Herr Moons, daß er in einem rechtschaffenen Manne, wie Sie, einen solchen beredten Fürsprecher gefunden; doch sparen Sie Ihre Ueberredungskraft für einen bessern Gegenstand; ich fühle zu sehr meine Unwürdigkeit, um nicht an einem guten Erfolge zu verzweifeln. Allein wenn auch in moralischer Beziehung gegen van Heule nichts zu erinnern wäre, so könnte er dennoch nie mein Gatte werden: dafür ist er mir äußerlich zu prunkend und innerlich zu leer.

Ich. Für ein Mädchen, wie Sie, Elise, ist gewiß der bravste Mann nicht zu gut! Glücklich der Phönix unseres Geschlechts, dem es einst gelingen wird, sich ein Plätzchen in Ihrem Herzen zu erwerben!

Elise. Mich dünkt, der Gegenstand ist zu wichtig, um in einem solchen Tone behandelt zu werden. Dieser ist Ihnen ja auch gar nicht eigen, Herr Moons! Wer so denkt, wie Sie, der kann in vollem Ernste so nicht reden; — doch es ist Zeit, dieses Gespräch abzubrechen; die Versicherung, daß Sie uns nicht verlassen, ist mir hinreichend; was sich auch ereignen möge: ich zähle auf Ihre Rechtlichkeit!

Ich. Thun Sie das, Elise, und Ihre Erwartung soll nicht zu Schanden werden. Das Vertrauen, das Sie in mich setzen, ehrt mich, es bürgt mir für Ihre Achtung. Gott gebe, daß diese Achtung die Mutter noch zärtlicherer Gefühle werde!

Die Röthe, welche Elisens reizendes Antlitz plötzlich umfing, bezeugte, daß sie mich verstanden; doch gab sie mir keine Gelegenheit zu näherer Erklärung, sondern sie hüpfte, flink wie ein Reh, zum Zimmer hinaus.

VII.

Der Brandbrief.

Elisens Bitte benutzte ich als Freipaß, um mich so viel als möglich in ihrer Nähe aufzuhalten; daher folgte ich ihr auch fast wie ihr Schatten, — etwas, was sie weniger zu belästigen schien, als den Junker van Heule, der sich dieserhalb nicht selten Anspielungen erlaubte. Nachdem ich ihn jedoch einige Male ziemlich deutlich hatte fühlen lassen, daß ich der Mann nicht sey, der sich durch seine Bonmots aus dem Felde schlagen lasse, behielt er seine Pfeifen im Sack und blies endlich zum Abzuge. Bald mußte ich ihm folgen, da meine Geschäfte mich nach Amsterdam riefen. Verliebter als je verließ ich die Villa meiner

Digitized by Google

Großtante, mit dem festen Vorsatze, sobald wie möglich dahin zurückzukehren.

Als ich nach vierzehn Tagen diesen Entschluß ausführte, ward ich betroffen über die sonderbare Art meines Empfanges: die mir sonst so herzlich wohlwollende Tante war höchst ernst und abgemessen in ihrer Unterhaltung, Elise schien zurückhaltend und traurig; kurz, es war, als stünde auf ihren Gesichtern zu lesen, daß mein Erscheinen Beiden höchst unangenehm sey. Natürlich suchte ich die Ursache davon zu ergründen; es gelang mir denn auch, vor dem Abende Elisen, die mir augenscheinlich auswich, allein zu sprechen, und aus ihrem lieben Munde erfuhr ich, daß ein Brief ihres Vormundes an die Tante diese Aenderung in den früher zu mir gehegten günstigen Gesinnungen bewirkt habe.

Gewöhnt, rasch zu handeln, wandte ich mich sogleich an die Tante mit der höflichen Bitte um Mittheilung des bewußten Briefes. Die wackere Frau, stets fürchtend, Anlaß zu Mißvergnügen zu geben, zögerte Anfangs, entsprach jedoch endlich meinem dringenden Verlangen, gegen das Versprechen, daß ich dem Verfasser des Schreibens nie offenbaren wolle, dieß gelesen zu haben. Es lautete:

„Madame!

„Das Vertrauen, welches ein verstorbener Freund in mich setzte, als er in seinem letzten Willen mir die Sorge für sein einziges Kind anempfahl, betrachte ich als eine theure Pflicht, die ich nicht vernachlässigen darf. Wenn ich Fräulein Elise seit Jahren recht gern Ihrer Fürsorge überließ, so geschah es, weil sonst die arme Waise Fremden hätte dienen müssen, da mein eigenes geringes Vermögen mir in der That nicht erlaubte, ihren Unterhalt zu bestreiten. Doch habe ich stets mit wachsamem Auge sie in der Ferne beobachtet und muß es ihr zur Ehre gestehen, daß ihr Betragen bisher untadelhaft gewesen. Sie können es in der That nicht fassen, Madame, wie leid es mir thut, jetzt zu gewahren, daß sie einen gefährlichen Weg wandelt und in engen Verhältnissen zu einem Manne steht, dem Sie arglos Ihr Haus geöffnet, der jedoch zu jenen gefährlichen Wesen gehört, welche jedes Mädchen wie die Pest zu scheuen hat.

„Aus Java zurückgekehrt, glaubt Herr Jakob Moons, unter der Maske eines gebildeten und moralischen Aeußern, seinen wahren Charakter verbergen zu können, und es scheint ihm dieß bei Vielen, welche nicht so viele Weltkenntniß erwarben, als ich, zu gelingen. Ihr Vertrauen hat er gewonnen und sich dazu des Herzens der unschuldigen Elise bemächtigt.

„Arm und kahl verließ vor mehreren Jahren Ihr Neffe das Vaterland. Sein Benehmen in Ostindien war in der That sehr zweideutig: Viele wollen wissen, er habe dort große Schätze zusammengescharrt; er ist jedoch ohne bedeutendes Vermögen zurückgekehrt und hat daher wahrscheinlich, wie so viele Andere, in der letzten Zeit seines dortigen Aufenthalts Alles liederlich verspielt, was er in früheren Jahren gesammelt. Da er nun hoffen kann, daß Sie die arme Elise in Ihrem Testamente werden bedacht haben, so bestimmt er das schöne Mädchen zum Opfer seiner sinnlichen Begierden; allein dagegen, Madame, gedenke ich Einsprache zu thun, der ich von Rechts wegen ihr Vormund bin. In der That, ich kenne meine Pflicht und meine Macht, und kraft dieser muß ich Sie eben so freundlich als dringend ersuchen, alle Gemeinschaft Elisens mit Ihrem Neffen abzuschneiden, weil ich mich sonst in der unangenehmen Nothwendigkeit befinden würde, ihr zu befehlen, Ihr Haus zu verlassen. Was müßte wohl die Welt von einem Vormunde denken, welcher dem ihm anvertrauten Kinde eines verstorbenen Freundes gestattete, mit Jemandem Umgang zu pflegen, der die Negerin, mit welcher er Jahre lang in Ostindien ein ärgerliches Verhältniß unterhielt, hülflos zurückließ?

„Ihre greisen Haare, Madame, werden bei dieser Nachricht sich emporsträuben; Sie werden es sich nicht denken können, wie Sie eine solche Schlange in Ihrem Busen gehegt; allein eine Frau von Ihren Jahren, mit Ihren Erfahrungen, darf ich wohl kaum daran erinnern, wie oft der äußere Schein wirklich trügt, ja, wie häufig ein frommes Gesicht vor den Augen der Menschen ein verdorbenes Herz verdeckt. Buchstäblich ist dieß der Fall mit Herrn Jakob Moons; wer, der im täglichen Umgange mit ihm verkehrt, würde ihn für einen solchen Verächter göttlicher und menschlicher Gesetze halten, als er wirklich ist? Wer möchte es wohl für möglich annehmen, daß er ein junges Mädchen, nachdem er sie ihren rechtmäßigen Besitzern entrissen und sie Jahre hindurch als seine Maitresse gehalten, schändlich verlassen konnte?

„Zwar weiß ich, daß die meisten Herren in Indien nicht sehr delikat in diesem Punkte sind und sich damit zu entschuldigen suchen, daß es ja nur „schwarze Sklavinnen" seyen, mit denen man so viele Komplimente nicht zu machen brauche; allein die zehn Gebote kennen keinen Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen, und Unzucht bleibt immer Unzucht. Ich muß deßhalb höflich darauf bestehen, daß Sie entweder Ihr ehrbares Haus dem Herrn Moons verbieten, oder Elisen, um sie der ihr drohenden Gefahr zu entziehen, zu mir zurückkehren lassen.

„Es wird wohl überflüssig seyn, Madame, Sie zu ersuchen, mich in dieser Angelegenheit mit Schonung zu behandeln und mein Schreiben Niemandem mitzutheilen, indem Sie sonst einen anständigen Mann den Brutalitäten eines Wüstlings aussetzen würden, welcher in Ostindien gelernt hat, mit dem kostbaren Leben Anderer wenig Umstände zu machen.

„Entschuldigen Sie, Madame, daß ich Ihnen in Ihren hohen Jahren mit dieser Korrespondenz lästig falle; in der That, nur Pflichtgefühl konnte mich dazu bestimmen. Schließlich bitte ich Sie, dem Fräulein Elise keine Vorwürfe darüber zu machen, daß sie so leichtsinnig und ohne ihren gesetzlichen Vormund zu Rath zu ziehen, sich mit einem Manne eingelassen, den sie gar nicht kannte; bedenken Sie, daß seine Verwandtschaft mit Ihrer ehrenwerthen Familie für ihn eine günstige Empfehlung bei ihr war, und glauben Sie, daß ich nie aufhören werde, mit der größten Hochachtung zu seyn

Madame!

Ihr ganz ergebenster Diener
Friedrich Gläser."

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzer Briefe.

IV.

Wenn wir eine Geschichte der Nationalversammlung zu schreiben hätten, würden wir hier aus den Verhandlungen derselben leicht nachweisen können, daß die Mehrzahl dieser Versammlung gleich von Anfang an den Regierungen gegenüber die Revolution und somit den eigenen Ursprung verläugnete. Statt die Regierungen als besiegte Gegner zu behandeln, glaubte man durch ewige Schonung und Nachgiebigkeit von ihnen Zugeständnisse zu erlangen; während vor Allem noch that, sich die Mittel zur Durchführung der Beschlüsse in den Organen und im Volke zu sichern, verstärkte man bald im blinden Vertrauen die Kraft des besiegten Gegners durch Vermehrung der von den Regierungen befehligten Wehrkraft. Freilich hatte sich im Schooße der Nationalversammlung selbst eine Partei der Intrigue gebildet, die sich vermaß, jene im Siebzehnerentwurf niedergelegte, wie von ganz Deutschland, so auch von der Pfalz zurückgewiesene Kaiser-Idee, trotz des widerstrebenden Volkswillens, zur Durchführung zu bringen. Diese Kaiserpartei, deren planmäßige Intrigue neulich erst wieder der Pastor Jürgens in Braunschweig mit grausamer Offenheit unwiderleglich enthüllt hat, ist es, der vor

Digitized by Google

Allem jene Beschlüsse entstammen, welche die Pfälzer in wiederholten Adressen zurückgewiesen. Sie ist es, welche die unverantwortliche Centralgewalt schuf, sie ist es, welche die Vermehrung des stehenden Heeres votirte, sie ist es, welche durch die Genehmigung des Malmöer Waffenstillstandes die Nationalsouveränität verrieth, sie ist es, welche, um den nur in wenig Köpfen spukenden Kaisergedanken trotz des fortdauernden unverhüllten Widerstrebens des allein möglichen Königs von Preußen dennoch durchzusetzen, Himmel und Hölle in Bewegung setzte, und als wirksamstes Mittel zum Zwecke die revolutionsgetreue demokratische Partei der Nationalversammlung in jeder Weise begeiferte und verläumdete. Durch grassen Abscheu vor der Demokratie hoffte man sich die Regierungen desto zugänglicher zu machen und ahnte, trotz der täglichen Mahnungen der Linken, nicht, daß man selbst nur zum Werkzeuge benutzt werde, während man Andere zu benutzen die anmaßliche Meinung hatte. War daher der Gedanke einer deutschen Nationalversammlung mit Begeisterung aufgenommen worden, für das Treiben der in Frankfurt Versammelten gab es bald nur noch wenig Sympathien in der Pfalz. Freilich sind, nachdem die Wogen der Revolution mehr und mehr verlaufen sind, einige überkluge Politiker aufgetreten und haben, den Herren Biedermann und Laube nachbetend, die Behauptung ausgesprochen, erst durch die Bestrebungen der Linken sey der Gedanke an Widerstand da geweckt worden, wo man vorher an Widerstand nicht gedacht habe. Es gehört eine große Unkenntniß Dessen, was seit dreißig Jahren in Europa geschieht, dazu, um den Ausspruch zu thun, daß die Regierungen auch nur einen Augenblick daran gedacht hätten, dem möglichen Widerstand zu entsagen. Man sehe sich doch nur um nach Dem, was auf den Congressen zu Wien, zu Aachen, zu Karlsbad, zu Troppau, Laibach und Verona verhandelt wurde, man durchblättere auch nur oberflächlich die Verhandlungen des Bundestags zu Frankfurt, und man wird doch endlich erkennen, daß System gegen System, Prinzip gegen Prinzip gestellt werden mußte. Was aber hindert denn heute die Regierungen, ihr Wohlwollen und ihre nachgiebige Willfährigkeit zu bethätigen, heute, wo der Volksgeist matt gemacht ist und alle Mittel zum beliebigen Ordnen in den Händen der Regierung liegen? Auch hat das Jahr 1848 nicht die erste Lection für die Regierungen oder die Wünsche des Volkes nicht zum ersten Male zu ihren Ohren gebracht. Wollten die Regierungen nachgeben, im Jahr 1815, im Jahre 1820—1825, im Jahre 1830—1832 hatten die Stämme Deutschlands auch deutlich gesprochen, aber es fehlte immer bei den Regierungen das Ohr, das hören will und beim Volke die Kraft, die sich Gehorsam verschafft. Und als endlich im Jahr 1848 die Macht in die Hände des Volks übergegangen war, da nutzte die Vertreterin aller Volkskraft, die Nationalversammlung zu Frankfurt, ihre Vollmacht nur dazu, die anvertraute Macht wieder in die Hände des Gegners zu spielen. Da hätte man billig erstaunen müssen, wenn die Bevölkerung der Pfalz, welche der Revolution zugejubelt und den Versprechungen der Regierungen mißtraut hatte — welche durch bittere Erfahrungen zur Einsicht gelangt war, daß Recht haben nichts nützt, wenn man nicht auch Gewalt hat, das Recht zu schützen, da hätte man billig erstaunen müssen, wenn diese feurig frische Bevölkerung nicht sofort in Opposition getreten wäre und durch Wort und Schrift die Nationalversammlung vom falschen Weg zu drängen gesucht hätte. Wir haben jedoch damals nicht gebilligt und mißbilligen natürlich noch heute, wenn überstürzender Eifer und maßloser Uebermuth sich in Aeußerungen Luft machte, die kaum zu entschuldigen, niemals aber zu rechtfertigen waren. Man sollte nie vergessen und namentlich heute, wo Gerechtigkeit gegen Alle so noth thut, nicht übersehen, daß die Fehler nicht auf einer Seite allein liegen. Auch nehmen wir keinen Anstand, auszusprechen, daß jener Aufstand des feurigen Hecker, der seine Einsicht und seine Erwartungen an die Stelle Aller zu setzen sich vermaß, statt sich der Volksstimmung unterzuordnen, nicht wenig dazu beigetragen hatte, vor der Durchführung der Revolution zurückzuschrecken. Und jene Jünglinge, die am 18. Sept. 1848 zu Frankfurt die Fahne der Empörung planlos aufsteckten, sie haben der Revolution einen Schlag versetzt, von dem sie sich nur schwer hätte erholen können. Aber wie die Pfälzer jenen verwegenen Zug Heckers richtig begriffen, so begriffen sie auch den verwegenen Barrikadenbau zu Frankfurt; sie blieben trotzdem der Revolution treu und erkannten richtig, daß die Putsche der Extreme nur dazu beitrugen, die Sache der Revolution zu verfeinden und ihre Früchte zu gefährden. Sie harrten auf Seite der Revolution treu aus bis an's Ende und begrüßten als ächte Demokraten mit Jubel die endlich in Frankfurt von den Volksvertretern beschlossene Verfassung, nicht weil sie ihnen in allen Stücken gefiel, sondern weil sie von der Mehrzahl beschlossen war.

Hierüber werden wir im fünften Briefe schreiben.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 2. Dec.) Am 24. Nov. starb ein in der literarischen Welt wohlbekannter und geachteter Mann: Dr. Karl August Espe, langjähriger Redakteur des bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Conversations-Lexikons". Geboren 1804 zu Kühren bei Wurzen, bekleidete er zuerst eine Lehrerstelle in Dresden, wendete sich dann aber nach Leipzig und besorgte hier in den Jahren 1832 bis 1847 die Redaktion der achten und neunten Auflage des „Conversations-Lexikons", um welches Werk er sich die entschiedensten Verdienste erworben hat, die auch in den weitesten Kreisen die gebührende Anerkennung fanden. Eben so redigirte er das „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (4 Bände, 1838—41). Von seiner übrigen literarischen Thätigkeit erwähnen wir die Herausgabe der Jahresberichte der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig von 1835—47, deren langjähriger Geschäftsführer er war, und die Herausgabe der Leipziger Jubelausgabe des Neuen Testaments im Vereine mit Hofrath Gersdorf. Im Frühjahre 1848 ward er von einem Schlaganfalle betroffen, der bald auch auf seinen Geist zerstörend einwirkte. In der Irrenanstalt zu Stötteritz bei Leipzig ward er endlich durch einen sanften Tod von seinem Leiden erlöst. Friede seiner Asche, Ehre seinem Andenken!

Sollen die Völker auf der geheiligten Bahn der Freiheit und Gerechtigkeit vorwärts schreiten, so müssen die Sitten dazu so viel beitragen, wie die Gesetze. Die Völker der Neuzeit begehren Freiheit und Gerechtigkeit zu genießen, ihre Gedanken und Gefühle aber sind vielfach von Vorurtheil befangen, von Sophismen und Gewohnheiten, die sie hindern, jenes Gut zu erfassen. Dieses schmachvolle Joch muß abgeschüttelt werden, wenn man will, daß die Zustände sich entwickeln, daß wir gerettet werden; denn wir müssen vorwärts oder untergehen. In Zeiten der Umgestaltung, wie die unsrigen, gleichen die Völker dem Wanderer, welcher die Eisflächen Hochasiens in der bösen Jahreszeit überschreitet. Stillstehen bringt Tod. Wie viele Völker sind mehr durch den Verfall ihrer Sitten als ihrer Gesetze untergegangen. So endete der römische Staat, der zur Zeit seiner vollen moralischen Kraft die Welt besiegt hatte. Hier liegt die Aufgabe des französischen Volkes, bei der Jeder ohne Ausnahme das Seinige zu vollbringen hat, denn Jeder muß mindestens sich selbst überwinden.

M. Chevalier.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. December.

Der geheimnißvolle Schleier, der seither noch immer die Ermordung der Gräfin Görlitz und die Motive dieser gräßlichen That bedeckte, beginnt sich allmälig zu lichten. Schon das von Johann Stauff in Marienschloß abgelegte Geständniß wird in den Händen eines gewandten Untersuchungsrichters eine gefährliche Waffe gegen den trotz arger Gewissensqualen noch immer hartnäckigen Verbrecher werden. Wenn auch das zweite Geständniß, von dem kürzlich die Zeitungen berichteten, nach von gutunterrichteter Seite uns zukommenden Versicherungen niemals abgelegt worden ist (oder sollte etwa sein Inhalt für eine Veröffentlichung nicht passend erscheinen?) so hat doch die kürzlich vorgenommene Verhaftung des Vaters und Bruders des Verurtheilten und der Geliebten des Letzteren gezeigt, daß die Justiz in dieser Sache noch lange nicht ihr letztes Wort ausgesprochen hat. Es wurden dieselben am 12. v. M. in das hiesige Arresthaus abgeliefert und die Untersuchung, die vom hiesigen Criminalgerichte geführt wird, weil es sich zunächst nur um eine Fortsetzung des früheren Verbrechens handelt, ist im vollen Gange. Ob wiederum eine Verweisung vor die Assisen erfolgen werde, ist noch zweifelhaft. — Eine nicht minder interessante Anklage, die auch unter die nämliche Rubrik des Strafgesetzes fällt, ward in den letzten Tagen vor unsern Assisen verhandelt. Dieselbe, obwohl auf Mordversuch lautend, basirte dennoch einzig und allein auf dem Zeugnisse des Verletzten selbst, eines Müllers aus dem Odenwalde, den nach seinen Angaben der Angeklagte bei Nacht, während er in der Mühle beschäftigt war, mit einer Flinte verwundete und dann in das Kammrad warf, aus dem er nur wie durch ein Wunder sich rettete. Die Situation gewann noch dadurch an Interesse, daß der Angeklagte, ein Müllerbursch (Heinrich Matthes von Oberramstadt), schon zwei Mal in Wahnsinn oder Tobsucht verfallen war und sich auch während den Verhandlungen auf eine psychologisch höchst merkwürdige, wiewohl von Vielen — mit Recht oder Unrecht? — für simulirt gehaltene Weise benahm, wie er denn unter Anderm im Laufe der Sitzungen, denen er ganz theilnahmslos beiwohnte, gar keine Antwort gab und erst im letzten Verhöre in sehr gemüthlicher Weise von der List der Mühlratten, den auffallenden Wirkungen seines Schusses ꝛc. erzählte. Die Persönlichkeit des in Vermögensverfall gerathenen, nicht im besten Rufe stehenden Anklägers, der noch die Spuren der Schußwunde im Gesichte trug, konnte das Problem der Anklage nur noch verwirren, zudem er bereits früher einmal einen von ihm mißhandelten Knecht des Mordversuchs beschuldigt hatte. Die Vertheidigung in dieser unter dem juristischen Publikum hohes Interesse erregenden Anklagesache führte Hr. Advokat Metz. Die Geschwornen erkannten den Angeklagten für schuldig und zurechnungsfähig, welches letztere nach dem sehr bestimmten Gutachten der Experten nicht anders denkbar war. Demungeachtet verletzte das Urtheil des Assisenhofs, das auf 16jährige Zuchthausstrafe — das höchste Strafmaß — lautete, unser Rechtsgefühl, indem der Angeklagte, auf den weder früher die Arrestation, noch jetzt der Urtheilsspruch die geringste Bewegung hervorbrachte, nach unserer Ansicht, die selbst von einigen Geschwornen getheilt wird, seiner Sinne nicht vollkommen mächtig ist. Doch stand nach dem vorliegenden ärztlichen Gutachten ein anderes Resultat nicht zu erwarten, wenn auch die Verhandlung selbst auf viele Zuhörer im Ganzen einen verschiedenen Eindruck gemacht hatte.

Weihnachtsgabe.

Bei dem Herannahen des Weihnachtsfestes erwächst für Viele die Sorge: womit sie wohl ihre Lieben erfreuen sollen? Manches wird es uns daher vielleicht Dank wissen, wenn wir es auf ein Buch aufmerksam machen, das sich vor allen anderen zu einem sehr hübschen Weihnachtsgeschenke eignet. Es ist dieß das vor kurzer Zeit neu erschienene Werk: „Morgen- und Abendopfer" von Heribert Rau (Stuttgart, Verlag der k. Hofbuchdruckerei zu Gutenberg 1850). Für jeden Morgen und Abend des Jahres, — für alle Wechselfälle des Lebens findet hier das Gemüth in tiefgefühlten Poesieen Trost und Erbauung, Aufschwung und Stärkung. Und wahrlich! wer hätte in unseren ernsten, sturmbewegten Zeiten der Beruhigung und Erhebung nicht nöthig? Emporgetragen auf den Schwingen der Dichtkunst über das wirre Gewühl des Erdenlebens, über der Leidenschaften wildes Toben und Ringen, über das Streben nach Irdischem und Gemeinem, schaut hier das Auge des Geistes klar und ruhig in das Antlitz des Ewigen und lernt erkennen, daß Liebe, Vernunft und Wahrheit die einzigen Grundpfeiler der Religion, die ewigen und unveränderlichen Evangelien der Menschheit sind. Wohl dürfte es darum kaum ein passenderes und sinnigeres Weihnachtsgeschenk geben, als das obengedachte Buch.

Literatur.

Illustrirte Naturgeschichte des Thierreichs. Mit 4000 Abbildungen. Leipzig. Verlag von J. J. Weber. 1850.

Dieß aus vier Bänden in groß Folio bestehende, von Dr. Eduard Pöppig, Professor der Zoologie und Vorsteher der naturhistorischen Sammlungen der Universität zu Leipzig, herausgegebene Werk, welches wir in diesen Blättern schon öfters besprochen haben, ist nun vollständig erschienen und um den Preis von fl. 20. 24 kr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Im Verhältniß zur schönen Ausstattung und den eben so zahlreichen als gelungenen Abbildungen ist dieser Preis ein billiger zu nennen und zweifeln wir nicht, daß der Verlagshandlung von Seiten des Publikums die verdiente Aufmunterung für ein mit so großen Kosten verknüpftes Unternehmen zu Theil werden wird. Die Naturwissenschaften haben sich heutigen Tages in allen ihren Zweigen der lebhaftesten Theilnahme zu erfreuen und dieß gewiß zum Nutzen und Frommen Aller, die sich mit ihnen beschäftigen. Man ist zur Einsicht gelangt, daß die Kenntniß der Natur, der wir angehören und in der wir leben und sind, die eigentliche Grundlage alles menschlichen Wissens bilden muß. Sie ist nicht nur die trefflichste Bildnerin unseres Geistes und die reinste Quelle allseitiger Belehrung, sondern wirkt auch eben so erhebend, als veredelnd auf unser Gemüth. Weiter bedarf es kaum der Andeutung, daß die Naturwissenschaften für das praktische Leben in diesen mannichfaltigsten Beziehungen von unendlichem Einfluß und unverkennbarem Nutzen sind. Solche Bedeutung und Nützlichkeit finden täglich mehr Anerkennung und wird das Studium der Natur nicht verfehlen, der weitern Entwickelung des menschlichen Geschlechts und der Verbesserung seiner Zustände mächtigen Vorschub zu leisten. — In dem vorliegenden Werke nun hat die Naturgeschichte des Thierreichs eine vollständige und umfassende Bearbeitung gefunden und zwar in glücklicher Vermittlung zwischen Gründlichkeit und allgemeiner Faßlichkeit, in Vereinigung des systematischen Ernstes mit einer lebendigen und anziehenden Darstellung. So ist dieß treffliche Werk ganz geeignet, von den Gebildeten aus allen Ständen benutzt und zum gründlichen Studium verwendet zu werden. Da wir über Plan, Eintheilung und Methode des Vortrags uns schon öfters hier ausgesprochen haben, so bleibt uns nichts übrig, als das genannte Werk wiederholt Allen, die eine ausreichende Belehrung suchen, bestens zu empfehlen. W.

Frankfurt a. M.

Sonntag, den 8. Dec. 1850. Dritte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus G dur von Haydn. 2) Quartett aus F dur von Franz Messer. 3) Quartett aus C moll von Beethoven. Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Dec. Das Nachtlager in Granada, romantische Oper in 3 Abth. von Fr. Kind, Musik von Conradin Kreutzer.

Sonntag, 8. Dec. (Zum ersten Male): Tartüffe, oder: Der Scheinheilige, Lustspiel in 4 Akten nach Molière von Schmidt. Hierauf: Zwei Worte, oder: Das Abenteuer im Walde, Oper in 1 Akt, Musik von d'Alayrac.

Montag, 9. Dec. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Karl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 293. Montag, den 9. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Mit steigender Entrüstung hatte ich dieses schändliche Gewebe von Lüge und Verleumdung gelesen, und hätte nicht das der Tante gegebene Versprechen mich zurückgehalten, ich wäre gewiß augenblicklich abgereist, um den Elenden aufzusuchen, der einen solchen Brief zu schreiben vermochte, um ihn für seine unverschämten Anschuldigungen empfindlich zu züchtigen; doch zu meinem Glücke war ich genöthigt, meinen Zorn zu mäßigen. Wie vom Blitz gerührt, blieb ich, die Lästerschrift in der Hand, sprachlos sitzen, und wenn die Tante zu Denen gehört, welche meinen, bloß Schuldbewußtseyn mache die Augen niederschlagen, dann hat sie in diesem Augenblicke mich gewiß für schuldig gehalten.

„Und Sie, gute Tante!" sagte ich nach kurzer Pause, „Sie können, dem Inhalt dieses Papiers Glauben schenkend, den Mann, den Sie mit Ihrer Liebe beehrten, auf eine bloße Beschuldigung hin ungehört verdammen?"

„Ich bin weit davon entfernt gewesen, Neffe Jakob!" entgegnete sie, „Dich bloß darauf hin zu verurtheilen. Schon vor acht Tagen gab ich einem alten, gemäßigten Freunde den Auftrag, zu ermitteln, welche Verbindungen Du in Ostindien möchtest zurückgelassen haben und wie Du dort gelebt. Daß jedoch dieser Brief einen unangenehmen Eindruck auf mich äußern mußte, ist selbstredend, indem ich bald wenigstens die Wahrheit entdeckte, daß Du, ohne mich auch nur im Mindesten davon in Kenntniß zu setzen, Elisen den Hof machtest. Ein Mann von Deinen Jahren, Neffe, durfte da keinen heimlichen Liebeshandel anknüpfen, wo er so gastfreundlich empfangen und als Glied der Familie behandelt wird!"

„Heißt das, einen heimlichen Liebeshandel anknüpfen," fuhr ich auf, „wenn man nicht unempfindlich bleibt für die Reize eines lieben Mädchens, wenn man zeigt, daß man sie hochschätze und daß man ihr gern, zu gelegener Zeit, Herz und Hand anbieten möchte? — Wahrlich, das wußte ich nicht; dann sind mir die europäischen Gesetze fremd geworden. Ich erkenne, daß ich vielleicht besser gethan, Sie mit meinen ehrlichen Absichten auf Elisen bekannt zu machen; doch keine tadelnswerthen Gründe hielten mich davon zurück. Ich glaubte, keinen Schritt thun zu müssen, bevor ich sie ihrem ganzen Wesen nach kenne; mir selbst allein, nicht der Fürsprache eines Andern, wollte ich ihre Hand zu verdanken haben. Gestützt auf meine redlichen Absichten und von keinem andern Zwecke beseelt, als Elisen glücklich zu machen, war ich der Meinung, es sey nicht rathsam, durch zu frühe Entdeckung meines Planes mir den freien Zugang zu Ihrem Hause zu erschweren. Ich kenne Ihre strengen Grundsätze in diesem Punkte und es war mithin leicht vorher zu sehen, daß Sie, sobald ich Ihnen meine Liebe zu Elisen entdeckte, mich nicht länger bei sich wohnen lassen dürften, und dadurch wäre mir ja die Gelegenheit zu ungestörtem Verkehr mit ihr auf einmal abgeschnitten gewesen. Halten Sie mir es zu Gute, werthe Tante, wenn ich hierin fehlte; zugleich aber vernehmen Sie, daß kaum vierzehn Tage verflossen sind, seit ich zum ersten Mal es wagte, Elisen das Geheimniß meines Herzens errathen zu lassen."

„Sie selbst aber hat mich doch versichert, daß sie dieß schon längst bemerkt habe," sagte die Tante; „denn wir Frauen entdecken so etwas gewöhnlich eher, als die Männer es ahnen. Ich will Deine Entschuldigung über diesen Punkt für befriedigend erachten, und nichts wird mir angenehmer seyn, als zu vernehmen, daß dieser ganze Brief Unwahrheit enthält."

„Bald, liebe Tante," erwiederte ich, „hoffe ich in dem Falle zu seyn, Sie zu überzeugen, wie ich nimmer aufgehört habe, Ihrer Achtung würdig zu bleiben; bis dahin wollen Sie gefälligst Ihr Urtheil aussetzen; aus eigener Bewegung werde ich indeß dieses Haus meiden, wieviel es mich auch kosten möge, mich von der liebenswürdigen Elise zu entfernen. Um die Aufrichtigkeit meiner Absichten zu bestätigen, will ich sie jetzt nicht sprechen; Ihnen bleibe es empfohlen, ihr unser Gespräch mitzutheilen und sie zu bitten, mich nicht auf jene bloße Beschuldigung hin zu verdammen."

„Ich glaube nicht, Neffe," sagte die Tante, „daß Du dieser Fürsprache bedarfst; doch will ich Deinem billigen Wunsche entsprechen und bezeuge Dir meinen Beifall über das verständige Benehmen, das Du jetzt zu Tage legst."

Noch an demselben Mittage reiste ich ab. Nichts lag mir nun mehr auf dem Herzen, als unverzüglich an meinen Freund Williams zu schreiben, welcher sich in London befand. Dieser, ein alter Seemann, der mir bei meiner Ankunft zu Batavia große Dienste erwiesen, war fünf Jahre früher als ich in's Vaterland zurückgekehrt und besaß eine Schrift von meiner Hand, die ein getreues Tagebuch meiner Erlebnisse und Verrichtungen in Batavia enthielt. Aus dieser Schrift, obschon von mir selbst herrührend, ergab sich vollständig, wie ich dort gelebt; sie trug kenntlich den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit in sich, da sie unverkennbar zu verschiedenen Zeiten von mir geschrieben war. Und wo sollte man auch wohl glaubwürdigeres Zeugniß von Jemandes Wirken und Treiben finden, als in dem Tagebuche, in welchem die innersten Empfindungen der Seele aufgezeichnet stehen, in welchem er seinem Gewissen Rechenschaft gibt von den Beweggründen seiner Thaten?

Ich hatte Williams diese Schrift kurz vor meiner Abreise

Digitized by Google

aus Indien zugesandt; mein Brief meldete ihm, wie ich hier verleumdet werde und drang auf Rücksendung dieses Manuscripts, als eines unverwerflichen Zeugen meiner Unschuld.

VIII.

Der Sachwalter.

Der Brief von Elisens Vormunde hatte die Lust in mir erregt, den Herrn Gläser näher kennen zu lernen. Ich wollte wissen, ob Dummheit ihm denselben in die Feder gegeben, oder ob er aus anderen Beweggründen dabei gehandelt habe; wie sehr ich auch meines der Tante gegebenen Wortes eingedenk war, so wollte ich dennoch versuchen, was ich incognito möchte ermitteln können.

Herr Gläser galt — das wußte ich — im gemeinen Leben für einen Advokaten; es hatte mithin Jeder, der nicht vergaß, das gewöhnliche Konsultations-Opfer zu sich zu stecken, freien Zutritt in sein Haus; ich beschloß daher, zu dem Manne zu gehen und, während des Erfragens seiner Ansicht über diesen oder jenen Rechtspunkt, einmal meine psychologischen Forschungen anzustellen.

Bald gewahrte ich, daß man Lavater nicht zu studiren brauchte, um durch den Spiegel des Gesichts in des Advokaten Seele zu lesen. Nachdem ich in einem zierlich möblirten Zimmer lange gewartet, erschien ein Bediente, der mich ersuchte, ihm zu folgen. Um dem Gemache zu nahen, wo dieser Bastardsohn der Themis sein Orakel sprach, mußte man einen geräumigen Saal durchschreiten, in welchem einige Schreiber an einem großen Pulte beschäftigt und wo Alles so eingerichtet war, daß es dem Eintretenden unfehlbar klar werden mußte, Herr Gläser erfreue sich einer bedeutenden Praxis. Hinter einem schön gearbeiteten Schreibpulte, auf welchem Bücher und Papiere in reizender Unordnung untereinander lagen, saß der Patron selbst.

Obgleich noch en négligé, war es doch bemerkbar, wie er es sich angelegen seyn ließ, durch einen netten Anzug zu zeigen, daß er dem wohlhabenden Stande angehöre. Ohne sich zu erheben, wies er mir mit einer gewissen Würde einen Stuhl an (ich hatte unglücklicher Weise meinen ältesten Ueberrock angezogen) und fragte mich in dem nämlichen Tone nach der Ursache meines Kommens. Ich setzte meine Angelegenheit auseinander und bat ihn recht demüthig, mit seiner Rechtskenntniß mir beizustehen.

Sehr bezeichnend runzelte Herr Gläser die platte, breite Stirn, legte die Zeigefinger an die Nase und begann in einem großen Quartbande zu blättern, welchen mancher Uneingeweihte für eine Bibel begrüßt hätte, wäre nicht der Einband so neumodisch gewesen. Es entging meiner Aufmerksamkeit nicht, daß er dann und wann die kleinen grünen Augen, wie verstohlener Weise über das Buch hinlauernd, auf mich richtete, daß er, unter der Aeußerung irgend einer unbedeutenden Frage, die wie ein spitzer Winkel hervorstehende Nase aus einer goldenen Dose mit Taback füllte, und daß er sich alle Mühe gab, mir durch sein Aeußeres zu imponiren. In einer der Antworten, welche ich ihm auf seine Fragen ertheilte, ließ ich, wie von ungefähr, Eines und das Andere einfließen, was ihm eine hohe Idee von meinem Vermögen beibringen sollte. Dieß wirkte so augenfällig, daß jener hochmüthige Ton in die verächtlichste Freundlichkeit überging; ein Lächeln, was er dem Satan abgesehen zu haben schien, umschwebte das falsche Gesicht, und als er aufstand, um etwas aus seinem Bücherschrank zu holen, war der Mann fast in Verzweiflung (wenigstens behauptete er es), daß ein Dummkopf von Schreiber mir einen Binsenstuhl hingesetzt; eigenhändig brachte er mir einen bequemen Lehnstuhl und vernachlässigte kein Mittel, mich für sich einzunehmen.

„Sie können in der That nicht glauben, mein Herr," sagte er halbflüsternd, „welch' Kopfbrechen ein Mann wie ich hat; hunderte von Fragen der verschiedensten Art durchkreuzen mein Gehirn. Gerade als Sie eintraten, war ich mit der Entzifferung eines Nachlasses beschäftigt, den in der That einer unserer ersten Notare vergeblich zu entwirren sich bemühte. Nachdem er drei Jahre lang darüber gebrütet, übergab man die Sache mir — und in eben so vielen Wochen fand ich den Faden. Es ist in der That eine artige Erbschaft: an den beiden jungen Damen, die mit der Hälfte bedacht werden, wäre in dieser geldlosen Zeit eine gute Partie zu machen. Noch gestern habe ich eine Denkschrift abgesandt, die bei der zweiten Kammer Sensation erregen wird; ich hatte (da ich in der That zu sehr beschäftigt bin, um Alles selbst thun zu können), Namens meiner Klienten, den Entwurf dieser Denkschrift einem unserer berühmtesten Advokaten übertragen; allein ich mußte ihn ganz wieder umarbeiten: diese studirten Herren laufen in der That mit einer in's Weite gehenden Flüchtigkeit darüber hinweg. — Lieber Himmel! die Schrift nahm keinen ganzen Bogen Papier ein; unter meinen Händen ist sie zu dreien ausgedehnt und sogleich einem Mitgliede der Kammer, mit dem ich in der That sehr intim befreundet bin, anempfohlen worden. — Doch, ich müßte Sie eigentlich um Entschuldigung bitten; wir verlieren in der That den Zweck ihrer Herkunft aus den Augen; allein es gibt Menschen, deren interessantes Aeußere zur Vertraulichkeit verleitet; ohne noch die Ehre zu haben, zu wissen, wen ich vor mir sehe, fühle ich mich in der That, mein Herr, unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen. Erlauben Sie mir, Ihren achtungswerthen Namen in das Register meiner Klienten einzutragen."

„Ich heiße Jakob Moons," sagte ich ganz trocken.

Der unerwartete Eindruck, den mein Name auf den Praktikanten äußerte, war merkbar; doch nur für einen Augenblick. Gläser bewies, wie sehr er in der That Herr aller seiner Bewegungen war und ließ, ohne zu erbleichen oder zu erröthen, gleich darauf folgen: „Ich bin in der That erfreut über die Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Ohne jedoch weiter abzuschweifen, gab er mir nun das gewünschte Rechtsgutachten, welches aber dermaßen verwickelt und doppelter Auffassung fähig eingerichtet war, daß er beständig eine Hinterthür offen hielt, um dadurch, wenn er fehlgeschlagen haben möchte, zu entkommen.

Ich wurde (wahrscheinlich zum Dank für die freigebige Art, wie ich die Konsultation bezahlte) von Herrn Gläser selbst unter tausend Bücklingen und Dienstempfehlungen herausbegleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine österreichische Assise.

Ueber die erste Schwurgerichts-Verhandlung in Graz erhalten wir vom 20. Nov. folgenden Bericht: Vorgestern und gestern fand im Assisensaale des hiesigen k. k. Oberlandesgerichtes die erste Schwurgerichts-Verhandlung statt. Als Ankläger trat der k. k. Staatsanwalt Hr. Dr. Waaser auf. Die Anklage war gegen Rosalia Gartner, ledige Magd aus Freidorf, gerichtet und zwar wegen Versuch des Kindesmordes. Der Ausspruch der Jury lautete auf: Nicht schuldig. Jedoch wurde die Angeklagte über Bejahung der Frage: ob sie durch die zeitweilige Hinterlegung ihres Kindes eine Handlung begangen habe, deren Gefährlichkeit für die körperliche Sicherheit desselben Jedermann einsehen mußte, vom Gerichtshofe zu zweimonatlichem einfachen Arreste verurtheilt. Der Gang der Verhandlung war ein äußerst würdiger. Derselbe wurde durch eine Rede des Präsidenten des Gerichtshofes, Hrn. Ober-Landesgerichtsrath Wissiak, er-

Digitized by Google

öffnet. Hierauf folgte die Eröffnungsrede des Staatsanwaltes Dr. Waaser. Die äußeren Formalitäten wurden mit anerkennenswerther Festigkeit geschützt. Die Verhandlung selbst gibt nur wenig Anhaltspunkte zur Besprechung. Der vorzüglichste ist, neben der tief ergreifenden allgemein anerkannten Gerechtigkeit des Ausspruches der Geschwornen, der Conflict, in welchen die süße Gewohnheit des Althergebrachten mehr als einmal mit dem siegenden Geiste der Zeit gerieth. Namentlich war dieß bei der Geltendmachung der Zeugen-Aussagen der Fall, wo der Obergerichtsrath Wissiak, dem entschieden ausgesprochenen Proteste des Staatsanwaltes entgegen, das Zeugenverhör des Instructions-Verfahrens zum Nachtheile und im Gegensatze mit der mündlichen Aussage der Zeugen geltend machte, ja sogar denselben bei der am Schlusse erfolgenden Zusammenfassung und Wiederholung der Verhandlung das Uebergewicht einräumte. Ueberhaupt war diese Zusammenfassung der Verhandlung, die nach Welcker stattfindet, „um die Geschwornen und die andern Richter in dem Streben nach der parteilosen Wahrheit über Schuld oder Nichtschuld zu unterstützen", und deßhalb „eine kurze, mit möglichster Unparteilichkeit, Ruhe und Klarheit die Resultate der ganzen Verhandlung und die für und gegen die Anschuldigung sprechenden Punkte zusammenfassende Wiederholung" seyn soll, eben nicht die glücklichste. Ich zweifle, ob die Herren Mitglieder des Gerichtshofes und namentlich die Herren Geschwornen dadurch eine unverwirrtere Anschauung von der Sache gewonnen haben. — Als die schwächste Seite der Verhandlung ist vorzüglich die Rücksicht zu bezeichnen, die man der Stellung des Priesters, des Dechanten, gewährte, der dem 20jährigen Mädchen die Behelfe versagt hatte, ihrem Kinde eine sichere Zufluchtsstätte in dem hiesigen Gebärhause zu verschaffen, wodurch unmittelbar die hülflose Lage der Mutter und der Tod des Kindes herbeigeführt wurde. Weder der Vertheidiger der Angeklagten, Hr. Dr. Thoman, in seiner übrigens mit Würde und dem entschiedensten Erfolge geführten Vertheidigungsrede, noch der Herr Staatsanwalt bei der Antragstellung über das Ausmaß des Erkenntnisses haben es gewagt, entschieden in die Sache einzugehen. Vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung dürfte jener Priester jedoch nicht so leichten Kaufes davonkommen. — Das Auditorium verhielt sich sehr würdig, namentlich bei der Schlußverhandlung, die von 9 Uhr Morgens ununterbrochen bis 5 Uhr Abends währte. Lautlos harrte dasselbe des Ausspruches der Geschwornen, und der Eindruck, den derselbe machte, war weit mehr durch das Auge, als durch das Ohr wahrnehmbar. Es war ein rascher Uebergang von theilnehmender Besorgniß zur Freude, der sich beinahe mit elektrischer Schnelligkeit auf allen Physiognomien abspiegelte. Es ist nur noch zu bemerken, daß das Auditorium größtentheils aus jungen Leuten bestand, die durch ihre lebhafte Theilnahme an dem Gange der Verhandlungen zu der Hoffnung berechtigen, daß der Geist der neuen, mit Jubel aufgenommenen Institutionen recht bald in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen seyn werde. (Lloyd.)

Mannichfaltigkeiten.

Unter der bereits nicht geringen Anzahl von Volkskalendern nimmt der von J. J. Weber in Leipzig nach Inhalt und Ausstattung eine der ersten Stellen ein. Der dießjährige ist der zweite Jahrgang, welcher seinem Vorgänger in keiner Weise nachsteht. Die deutsche Kalenderliteratur hat einen wesentlichen Fortschritt gemacht. Wenn man in den früheren Volkskalendern nichts weiter fand, als einerseits Mittheilungen, welche der Dummheit und dem Aberglauben nur Vorschub leisten konnten und anderseits Geschichten, Anekdoten, Schnacken und Schnurren, die nur auf die leicht befriedigte Lachlust des großen Haufens abzielten, so haben die jetzigen sich eine höhere und bessere Aufgabe gestellt, indem sie nützliche Kenntnisse, Licht und Aufklärung zu verbreiten, den Bauern- und Bürgerstand zu belehren und eine den Geist bildende und das Herz erhebende Unterhaltung zu bieten suchen. In solchem Sinne ist auch der vorliegende Volkskalender bearbeitet. Er enthält zuerst einen Jahreskalender mit der europäischen Regententafel, dann einen astronomischen und weiter einen historischen, welcher letzterer die wichtigsten Begebenheiten des vergangenen Jahres vorführt, theils in Erzählungen, theils in Biographien, wie z. B. der Maiaufstand in Dresden, der Umsturz in Baden, der Krieg in Ungarn ꝛc. und Ministerpräsident von der Pfordten, Joseph von Radowitz, Waldeck u. A. Der zweite Abschnitt enthält politische Belehrungen. Reich ausgestattet ist die Länder- und Völkerkunde; daran schließen sich naturhistorische und gemeinnützige Belehrungen, sodann ein Unterhaltungs- und ein Hand- und Hülfskalender für das Haus. Die Zahl der Abbildungen ist sehr groß und die Bildnisse der ausgezeichnetsten Personen der letzten Jahre sind vortrefflich zu nennen.

Es ist ein Unglück unserer Zeit, daß Jeder, der in Verlegenheit geräth, sich an den Staat wendet, anstatt auf sich selbst zu rechnen. Der Handeltreibende sagt: schafft uns Absatzwege nach Außen; der Manufakturist und der Landmann: sichert uns Käufer im Innern oder kauft selbst von uns. Der Handwerker begehrt das Recht zur Arbeit, der junge Mann, der promovirt hat, und der reife, dessen Geschäfte mißlungen sind, fordern Stellen. Laßt es uns bekennen, diese Neigung, alle Verantwortlichkeit in die Hände des Staates zu legen, ist eine Feigheit. Ein Volk, welches nach Freiheit strebt und inmitten seiner Bahn, den Schwierigkeiten gegenüber, nach der Macht ruft, um ihr die lästigen Folgen seines Thuns aufzubürden, kann nur mit einem Soldaten verglichen werden, welcher, unter die Fahnen getreten, während des Treffens seine Flinte fortwirft. Woher soll der Staat Mittel nehmen, der Armuth zu steuern, wenn nicht von Dem, was der Fleiß der Nation erwirbt? Rechnet Jeder aber auf Das, was der Nachbar gewonnen hat, wie sollen nicht Alle in Elend versinken? Diese Schwäche kann nicht dauern. Wir wollen uns der Ueberzeugung hingeben, daß sie eine vorübergehende Mattigkeit sey, die auch den stärksten Kämpfer bisweilen befällt.

M. Chevalier.

(Englische Romane in russischer Uebersetzung.) In Rußland hat man sich jetzt mit besonderem Eifer auf die englische Roman-Literatur geworfen, indem man, wie es in der vormärzlichen Zeit auch bei uns zu geschehen pflegte, die neuesten Erzeugnisse derselben gleich in doppelter und dreifacher Uebersetzung erscheinen läßt. So finden wir Thackeray's „Vanity Fair" in drei verschiedenen Versionen angekündigt, in denen der englische Titel jedesmal auf eine andere Weise übertragen ist; ferner „Jane Eyre", die „Cartons" von Bulwer, Marryatt's „Valérie", „Domby und Sohn" ꝛc. Diese plötzliche Vorliebe der Russen für die englische Novellistik läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die neuesten französischen Werke dieser Art, wie z. B. Sue's „Mysterien des Volkes", im censurbeglückten Rußland nicht weniger als in dem preßbeschränkten Deutschland zu den verbotenen Speisen gehören (an denen allerdings auch ein ganz gesunder Organismus zu Grunde gehen kann), weßhalb man bongré malgré gezwungen ist, sich nach einer nicht ganz so stark gepfefferten und für einen wohlgearteten Magen verdaulicheren Kost umzusehen.

Digitized by Google

Der berühmte Hornist **Vivier** gibt sein Geld eben so leicht aus, wie er es verdient. Im verflossenen Sommer war er mit Jenny Lind, die ihn sehr schätzt, aber seine geringe Sparsamkeit tadelt, zusammen. Nach London zurückgekehrt, übergab er dem Bankier Baring eine Summe von zwölfhundert Pfund Sterling in Aufbewahrung. Vor einiger Zeit wollte er nach Paris reisen und forderte daher von Hrn. Baring sein Geld. Dieser verweigerte es. Der Streit fing an, unangenehm zu werden, als Baring mit der Ursache vorkam. Wenige Tage vor ihrer Abreise nach Amerika war Jenny Lind bei Hrn. Baring eingeladen. Er bat sie noch um ein Abschiedslied. Die Sängerin sagte es zu, verlangte jedoch sein Ehrenwort, daß auch er ihr eine Bitte erfüllen wolle. Baring gab sein Wort, und nun ersuchte ihn Jenny Lind, Vivier sein Depositum nicht zu verabfolgen, sondern es in seinem Interesse zu verwalten. Vivier entgegnete, er wolle die Gerichte zu Hülfe rufen, worauf ihm Baring bemerklich machte, wie man einen Prozeß verewigen könne und er fest entschlossen sey, lieber das Zehnfache des Depositums für Gerichtskosten aufzuwenden, als sein Wort zu brechen. Vivier sah die Unmöglichkeit des Gelingens ein, reiste weiter und ist nun — **Capitalist wider Willen.**

Die Universität **Jena** übt ihre alte glückliche Anziehungskraft. Seit kurzem hat sie an den Professoren H. Rückert, H. Hettner, B. Stark, H. Schulze und an mehreren Privatdozenten junge, tüchtige Kräfte und Talente gewonnen, die sich auch schon in der Gelehrtenrepublik einen geachteten Namen erworben haben. Die eben erschienenen geschichtlichen und philosophischen Schriften von H. Rückert und Hettner erfahren in den besten wissenschaftlichen Zeitschriften die günstigsten Beurtheilungen. Die Rückert'schen deutschen Annalen der Geschichte eignen sich durch Haltung und Ton auch sehr für weitere Kreise.

Die theuersten Ohrfeigen gibt's in Großenlüder. Da wollte sich der Ortseinnehmer bei der regierenden Frau Bürgermeisterin über zu starke Einquartierung beklagen, ward aber fast zur Thüre hinausgeworfen. Der Mann wehrt sich und gibt der Frau eine Ohrfeige. Diese behandelt den Fall als ein Majestätsverbrechen und legt ihm 20 Bayern in's Quartier.

Der berühmte englische Chemiker Faraday hat dem königlichen Institut in London angezeigt, er habe gefunden, der Sauerstoff werde in einem gewissen Wärmegrade magnetisch, und er vermuthe, die tägliche Abweichung der Magnetnadel rühre von der Einwirkung der Sonnenhitze auf diese neu entdeckte Eigenschaft des Sauerstoffes her. Der nicht minder berühmte Chemiker Berquerel in Paris ist zu ähnlichen Resultaten gelangt.

Konzert des Herrn. Eliason.

Die von Hrn. **Eliason** seit einer Reihe von Jahren veranstalteten großen Vokal- und Instrumental-Konzerte erfreuen sich eines Rufes, den wir als anerkannt voraussetzen dürfen, und somit können wir gleich zum Programm übergehen. Die Eröffnung machte die Sonate pathetique von Beethoven, für das Orchester bearbeitet von Kapellmeister Louis Schindelmeißer, ausgeführt von den Mitgliedern des Theaterorchesters. Diese herrliche Klaviersonate gehört unstreitig zu den schönsten Blüthen des Genies ihres berühmten Meisters und zeichnet sich eben so sehr durch die Fülle ihrer Melodien, wie durch die Anmuth und hohe Kunstvollendung ihrer harmonischen Durchführung aus. Der edle, seelenvolle Ausdruck des unübertrefflich schönen Adagio und die heitere, lebensfrische Liedlichkeit des Allegros machen auf jeden Hörer, auf den Künstler wie auf den Laien, einen bewältigenden Eindruck. Die Schönheit eines mit Recht so gefeierten Tonwerkes veranlaßte den Hrn. Kapellmeister Schindelmeißer, es für's Orchester zu instrumentiren und er hat diese Aufgabe in einer Weise gelöst, welche seine poetische Empfänglichkeit und seine volle Hingebung nicht minder bekundet, als sein umfassendes Verständniß der Ideen, die Beethoven hier niedergelegt und so trefflich ausgeführt hat. Wie man nach einer Zeichnung ein Gemälde vollenden und deren Gedanken durch den Glanz und die Wärme der Farben stärker hervortreten lassen kann, so können auch die Gedanken eines Componisten durch die Fülle und das Colorit der Instrumentation verstärkt und wirksamer gemacht werden. In diesem Sinne hat Hr. Schindelmeißer Beethoven's Sonate pathetique instrumentirt und Das, was in ihr bereits vorliegt, nur noch mehr hervorzuheben und effectvoller zu machen gesucht. Abgesehen von dem Eindrucke, den diese Arbeit auf die Freunde des Schönen hervorbrachte, stimmen die Sachkenner darin überein, daß der Bearbeiter seinem Originale nicht nur hinsichtlich der poetischen Auffassung treu geblieben, sondern daß er auch die verschiedenen Instrumente in diesem Sinne und zugleich mit eben so viel Geschmack, als Sachkenntniß behandelt hat. Die Aufnahme war so entschieden beifällig, daß allgemein der Wunsch nach einer baldigen Wiederholung laut wurde.

Nach Beethoven's Sonate folgte das zwar beliebte, jedoch mehr für die Bühne als den Konzertsaal geeignete Duetto buffo aus den lustigen Weibern von Windsor, das von den Herren **Clement** und **Oettmer** lebendig und ausdrucksvoll vorgetragen und beifällig aufgenommen wurde. — Hierauf Konzert für Violine von Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Hrn. **Eliason**. Dieß wahrhaft gehaltvolle Tonstück gab dem Konzertgeber Gelegenheit, sein meisterhaftes Spiel allseitig geltend zu machen; es verlangt eben so sehr künstlerische Auffassung, als Virtuosität in der Ausführung. Beide waren hier vereinigt. Die letztere dürfen wir bei einem Virtuosen wie Eliason als von selbstverstanden voraussetzen; die erstere ist nicht allen Denen eigen, welche sich rühmen können, die Technik ihres Instrumentes zu bemeistern. Hr. Eliason spielte auch heute mit der ihm stets eigenen Hingebung und Wärme, welche nie verfehlten, sein Auditorium anzuregen und ihm die Theilnahme seiner Hörer zu gewinnen. Sein edel gehaltenes und ausdrucksvolles Spiel trat um so glänzender hervor, als es durch eine so schöne Composition getragen wurde. Rauschender Beifall nach den einzelnen Sätzen, wie nach dem Schluß des Konzertstückes bewiesen die Anerkennung, die man nicht nur dem Virtuosen zollte, sondern mehr noch dem Künstler, welcher den höheren Anforderungen der Tonkunst zu entsprechen und in den von ihm veranstalteten Konzerten gediegene Meisterwerke uns in würdiger Weise vorzuführen nie unterläßt.

Ferner brachte das Programm ein Andante und Rondo für Violine und Pianoforte von Franz Schubert, von dem Konzertgeber und dem talentvollen Hrn. **Hecht** jun. trefflich executirt, — sowie ferner das brillante, von den Herren **Rosenhain** und **Lux** meisterhaft vorgetragene und sehr beifällig aufgenommene Konzert für zwei Pianoforte von Moscheles und Mendelssohn-Bartholdy. — Auch verschiedene von den Herren **Caspari** und **Hecht** und den Damen **Dennemy-Rey** und **Tietjens** vorgetragene Gesangsstücke wurden mit verdienter Anerkennung aufgenommen. — Somit hat auch dieß Konzert die von ihm gehegten Erwartungen gerechtfertigt und seinem Veranstalter abermals den Dank der Freunde des Schönen zugewendet.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Dec. **Hamlet, Prinz von Dänemark**, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Shakespeare, nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel.

Dienstag, 10. Dec. **Die lustigen Weiber von Windsor**, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nikolai.

Druck und Verlag von **Heller** und **Rodm.** — Verantwortlicher Redakteur: J. A. **Hammeran.**

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 294. Dienstag, den 10. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Meine Erfahrung in dieser Stunde war hinreichend, um den Sachwalter als ein listiges und eigennütziges Wesen zu durchgründen; hochmüthig, gleich den meisten dieses Gepräges, gegen Geringere; niederträchtig kriechend Denen gegenüber, welchen das Glück lacht. Dennoch blieb mir es ein Räthsel, wie die gute Elise zu einem solchen Vormunde gelangt sey. Als ich diese meine Befremdung, einige Tage später, meinem Korrespondenten zu erkennen gab, theilte er mir Folgendes mit:

„Herr Friedrich Gläser ist, im vollsten Sinne des Wortes, ein Parvenu. Wer sein Vater gewesen, weiß Niemand; doch, was er gern möchte, daß Niemand wisse, ist mir bekannt, nämlich: daß er in seiner Jugend bei dem Prokurator S .... Ausläufer gewesen ist; es leben noch Leute, welche ihn dort, mit vorgebundener leinener Schürze, oft die niedrigste Hausarbeit haben verrichten sehen. Da er gelehrig war, ließ S .... ihn Lesen und Schreiben lernen und machte ihn später zu seinem Schreiber. Nur wenige Jahre konnte er es bei diesem wackern Rechtsgelehrten aushalten; mehr als eine Probe seines Hanges zu Unterschleifen gegen seinen eigenen Prinzipal zwangen Gläser, dessen Frechheit überdieß zu einer unerträglichen Höhe gestiegen war, anderswo ein gutes Unterkommen zu suchen, und nun ward der Mann eine Art Bönhase in der Rechtswissenschaft, ein Sachwahrnehmer, Sachwalter. Gleich den meisten von diesen, versteht er trefflich die Kunst, sich aufzudrängen, wozu seine erheuchelte Gottesfurcht ihm vorzüglich sehr behülflich gewesen ist; manche fromme Betschwester vertraute ihm die Verwaltung ihres Vermögens; so lange sie lebte, ward die Angelegenheit mit äußerster Gewissenhaftigkeit betrieben — doch wehe den armen Erben! Da er nicht gewöhnt ist, schriftliche Urkunden über die ihm anvertrauten Gegenstände zu ertheilen, so sind Jene ganz von ihm abhängig, und man beschuldigt Gläser nicht zu stark, wenn man von ihm erzählt, daß er meistens derartige Nachlassenschaften ehrlich mit dem rechtmäßigen Erben theile. Unglücklich Derjenige, der sich erkühnte, den Mann etwas roh anzugreifen: es kostete ihn fast immer sein ganzes Vermögen, weil Gläsers Rachsucht nicht leicht zu befriedigen ist; er leugnete dann schlechtweg, etwas in Händen zu haben, und in Ermangelung von Belegen für das Gegentheil, mußte man meist schweigen oder nachgeben.

„Je mehr sein Vermögen zunahm, desto höher stieg sein Kredit, da solche Art Bübereien natürlich nur Wenigen bekannt werden und er sich immer als Jemand darstellt, der einen Andern nicht gerne um Einen Pfennig benachtheiligen würde. Auch sorgt er dafür, sein Honorar äußerst mäßig zu berechnen, doch weiß er, dasselbe geschickt durch allerhand falsche Streiche zu verdoppeln, ohne daß es dem weniger Kundigen auffällt. In den letzten Jahren hat jedoch sein Kredit nicht zugenommen; man hört jetzt zu häufig laute Klagen über seinen zu weit gehenden Wucher, und dennoch sind viele Menschen dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß sie ihm lieber 15 bis 20 Prozent für die Einforderung ihrer Buchschulden zahlen, als sie einem Advokaten übergeben, der es gegen billigere Belohnung besorgen würde. Auch hier gilt das Sprichwort: „Mundus vult decipi!“ Doch soll mich's wundern, wenn Gläser nicht das zweite auf's Neue beweist, nämlich: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht!“

„Aber, lieber Himmel!“ sagte ich, „wie ist es nur möglich, daß ein solches Wesen Fräulein Elisens Vormund geworden?“

„Mit der ihm eigenen Schlauheit,“ war die Antwort, „wußte er sich bei ihrem Vater einzudrängen und nothwendig zu machen, so daß dieser, der Jahre lang gekränkelt hatte und ganz still lebte, nichts Besseres glaubte thun zu können, als sein einziges Kind dem Herrn Gläser anzuvertrauen. Elisens Vater galt bei Jedem, der ihn kannte, für einen angesessenen Bürger; doch auch dieser Nachlaß ist unter der Verwaltung des pflichtliebenden Sachwalters bis unter Null gesunken; ein Glück für das Mädchen, daß Frau Moons sie zu sich genommen; sie hätte sonst bei Fremden ihr Brod suchen müssen.“

„Der Elende!“ sprach ich entrüstet, „er mag sich hüten, mir in die Hände zu gerathen; ich würde in der That dafür sorgen, ihn öffentlich zu entlarven!“

„Seyen Sie vorsichtig!“ entgegnete mein Freund; „Menschen, wie dieser Gläser, sind gefährlicher, als man zuweilen glaubt; sie scheuen kein Mittel irgend einer Art, um ihren Zweck zu erreichen.“

IX.

Der Seeroobe.

Es waren einige Wochen seit meinem letzten Besuch bei meiner Großtante verflossen. Die Zeit fiel mir entsetzlich lang, denn so große Lust ich sonst auch hatte, mit irgend einer nützlichen Beschäftigung die Zeit zu kürzen, so lief ich doch jetzt, ohne etwas auszuführen, den ganzen Tag wie ein Narr umher und dachte beständig an Elisen, schrieb ihr an jedem Posttage unter Versicherungen meiner Liebe und schickte sehr häufig zu meinem Korrespondenten, um zu vernehmen, ob denn noch keine Briefe von Williams eingegangen. Endlich erschien das mit sehnsüchtigem Verlangen erwartete Paket; ich erbrach es und las:

„Mein guter Junge!

„Ich will noch zehn Jahre als Schiffsjunge fahren, wenn ich erst wüßte, aus welcher Ecke in Deinem letzten Briefe der Wind

Digitized by Google

wehte; nachdem ich es über verschiedene Bugen gewendet, habe ich begonnen, Kurs zu setzen, und nun begreife ich, daß Du Avarie an Deinem guten Namen gelitten hast. Alle Teufel! von dieser Ladung müssen die Kaper fern bleiben; auf mich kannst Du rechnen wie auf einen Hauptanker. Ich sollte Dich auf Grund sitzen lassen, ohne Dir zu helfen? — Das wäre ja Sünde und Schande; dafür haben wir zu lange unter einer Flagge gefahren.

„Ich bin noch immer derselbe, Jakob! rauh im Mund, doch rein im Grund. Den elenden Kerl, der Dir da so plump in den Bug hinein fährt, mußt Du nur mit den Segeln vor dem Mast erwarten und ihm sodann die volle Lage geben, daß er sinkt wie ein Ziegelstein. Wer, so wie Du, auf dem Meer des Lebens stets das Ruder im Wasser hielt, der darf die Flagge frei wehen lassen. — Tröste Dich damit, daß Diejenigen, die den Anker hinter die Katze [1]) gestellt haben, meist, aus Mißgunst, durch faule Pechhosen beschwabbert [2]) werden. Es ist Dir und mir zu viel Seewasser über den Kopf gegangen, als daß wir bei dem geringsten konträren Winde das Segel streichen sollten. Der Dreidecker, der auf Euerm Werft vom Stapel gelassen ist und eine Weile bei mir geankert hat, wird Deine Bahn wohl rein fegen und jenen Seeräuber auf Grund setzen, so daß er künftig nicht viel mehr zu sagen hat, als ein Junge, der ein halbes Geschirr nach Hause bringt. Kommt er Dir aber näher auf den Mast, so stecke nur die Nothflagge auf: ich werde Dich nicht auf Grund sitzen lassen, sondern mit dem ersten Winde vom Lande stechen, um Deine Tante und die ganze weitere Equipage durch meinen Kyker [3]) nach Ostindien schauen zu lassen.

„Zum Henker! so dürfen sie Dir nicht an Bord kommen, oder ich werde sie entern, und wem ich auf's Deck springe, der mag sich nur auf Gnade oder Ungnade ergeben!

„Als Du in der Welt noch nicht viel mehr warst, wie Kajütenwächter, da sah ich schon, daß Deine Seele gute Inhouten [4]) hatte; und was für Klippen und Bänke Dich auch in dem Affenlande umgaben: immer bist Du gerade durch das Meer gesegelt. Es gibt nicht viele Kapitäne, welche die See befahren haben und bei ihrer Rückkehr ein so gutes Schiffsbuch aufweisen können, wie Du. — Schiffer Pier Piébes hat es an Bord genommen und wird, wenn Wetter und Wind günstig, bald Euren Hafen damit erreichen.

„Was mich angeht, so kann ich merken, daß meine Fregatte alt wird; sie kracht so, wenn es stark weht und es kommen häßliche Näthe [5]) hinein; auch muß ich mein Verstandes-Segel dann und wann einmal aufgeien [6]): sonst aber hab' ich keine Ursach' zu klagen und kann mit dem Schooversegel [7]) noch so ziemlich den alten Kurs halten.

„Und hiermit, Jakob, Gott befohlen! Laß, so bald Du kannst, eine Pinke [8]) auslaufen mit Bericht, daß Du zwischen zwei Hälsen fährst, [9]) zur Beruhigung Deines Freundes

Williams."

Ich konnte den alten Seerobben aus seinem Styl erkennen. Er hatte England in seiner Jugend verlassen, war in Rotterdam erzogen und war meist zu Kauffahrtei auf Niederland gefahren, so daß er fast beständig holländisch sprach; es war ihm zur zweiten Natur geworden, seine Rede mit allerlei Schiffsausdrücken zu durchspicken. An Williams Bord verließ ich als Jüngling mein Vaterland und war so glücklich, während der Reise mir seine Freundschaft zu erwerben, welche mir später zu meiner Beförderung sehr zu statten kam; denn Williams genoß, seiner Rechtlichkeit wegen, zu Batavia eines unbegränzten Kredits.

Als Williams dem Meere Lebewohl sagte, verweilte er etwa drei Jahre in Ostindien und verlebte diese meist in meinem Hause. Er war jedoch zu viel umhergeschwärmt, um lange irgendwo auf Dauer bleiben zu können; daher beschloß er vor etwa fünf Jahren, sein altes Vaterland Britannien wieder aufzusuchen, auf daß dereinst seine Gebeine neben der Asche seiner Aeltern ruhen und er im Stande seyn möchte, einige ihm dort noch lebende dürftige Verwandte kräftiger zu unterstützen.

Das Tagebuch, um dessen Zusendung ich ihm geschrieben, hatte der wackere Seerobbe (unter der Benennung „Schiffsbuch", wie wir oben gesehen), dem Briefe beigefügt; ich beeilte mich, es einzupacken und dasselbe, als mein Haupt-Rechtfertigungsstück, meiner Großtante zu übersenden.

(Fortsetzung folgt.)

1 Katze, ein Pfahl, woran das Ankerseil befestigt wird.
2) Pechhose (Theerhose), scherzhafter Schiffsausdruck für „Matrose"; beschwabbern, das Schiff mit dem Schwabber (Schiffsbesen) fegen; schwabbern heißt auch plätschern.
3) Kyker (Gucker), das Fernrohr.
4) Inhouten: Schiffsrippen.
5) Näthe, hier in der Bedeutung: Fugen, Risse.
6) Aufgeien: aufziehen, aufwinden.
7) Schooversegel: das unterste Segel am großen Maste.
8) Pinke: eine Art Kähne, Nachen.
9) Zwischen zwei Hälsen fahren (Schiffsw.) heißt: mit gutem Winde fahren oder segeln. (Anmerk. des Uebers.)

Pfälzer Briefe.

V.

†* Die Verfassung für Deutschland war von der Nationalversammlung als rechtsgiltig verkündet worden. Hatte das deutsche Volk und die deutschen Regierungen, wenn auch letztere mit Widerstreben und zum Theil nicht ausdrücklich die Befugniß der Nationalversammlung, die Verfassung für Deutschland festzustellen, anerkannt, so war doch kein Zweifel darüber, daß es sich jetzt nach der rechts- und endgiltigen Verkündigung nicht mehr um die Kritik der Verfassung, sondern nur noch um den Vollzug derselben handeln konnte. Achtundzwanzig Regierungen Deutschlands erklärten auch sofort ihre Bereitwilligkeit zum Vollzuge, und wenn der König von Preußen die ihm angebotene Kaiserwürde angenommen hätte, wir zweifeln nicht, die zu Frankfurt beschlossene Verfassung wäre vielleicht nicht überall friedlich, aber jedenfalls legal vollzogen worden. Die Staatsregierung von Bayern stellte sich auf Seite Derer, die das Verfassungswerk nicht anerkannten, die Pfälzer Bevölkerung aber sprach sich mit Begeisterung für die Durchführung der Verfassung aus. Die Bevölkerung der Pfalz stellte sich also auf die Seite des der Revolution entsprungenen neuen Gesetzes. Die Regierung Bayerns erkannte die bis daher nicht gehinderte Revolution nicht mehr an. Der Gegensatz war also, was zum Unterschiede von der nachgefolgten Erhebung in Baden hervorgehoben werden muß, ein durch die von der Regierung nicht gehinderten Ereignisse seit dem März 1848 bedingter, dem die Pfalz gar nicht ausweichen konnte, ohne sich selbst untreu zu werden. Wer aber hatte das verkündete Gesetz zum Vollzug zu bringen? Unseres Erachtens war zwar Jeder hierzu berechtigt, aber die Nationalversammlung in Frankfurt war es vor Allem, die den Vollzug sichern mußte. Sie mußte die Lage der Verhältnisse übersehen, sie mußte die Mittel zu berechnen im Stande seyn, welche den Widerstand beseitigen konnten. Wir wollen hiermit nicht aussprechen, daß das deutsche Volk, dem das verkündete Gesetz zum Eigenthum geworden war, nicht auch ohne jene Versammlung berechtigt gewesen wäre, sein Eigenthum zu reklamiren; der Erfolg dieser Reklamation konnte kaum zweifelhaft seyn, wenn nur ein kleiner Bruchtheil des Volkes der Reklamation Nachdruck verleihen wollte, die Nationalversammlung in ihrer Mehrheit aber in diesem Bruchtheile, wenn nicht

Digitized by Google

einen Feind, doch einen sehr zweifelhaften Freund erblickte. Es war daher ein großer Fehler, in der Pfalz selbstständig zur Durchführung der Reichsverfassung zu schreiten. Es sey fern von uns, dem schlechten Beispiele Anderer zu folgen und heute der veränderten Verhältnisse halber ein anderes Urtheil über die Bewegung der Pfalz und deren Theilnehmer auszusprechen, als wir bei günstigerem Erfolge gethan hätten. Wir werden unserm Gedächtnisse und unserm Gewissen nicht untreu werden. Und eben so bestimmt, als wir jenen großen Fehler für Das erklären, wofür wir ihn immer gehalten haben, eben so bestimmt müssen wir aussprechen, daß neben unsern Zweifeln doch auch viele Wünsche des Gelingens ihn begleiteten, und daß wir unter Jenen, die nicht wirklich activ am Fehler sich betheiligten, in der Pfalz kaum von einem Einzigen hörten, der nicht gleiche Wünsche gehegt hätte. Man wird freilich von uns nicht erwarten dürfen, daß wir jenen uns oft geschilderten Schmutz und jenen Schlamm in Schutz nehmen, der eine traurige Folge menschlicher Entartung und menschlicher Einrichtungen überall vorhanden, auch der reinsten und edelsten Begeisterung der Massen als grausenhafte Kehrseite sich beigesellt; man wird und kann dieß nicht von uns erwarten; wir verdammen die Bosheit und die Niederträchtigkeit, wo immer wir sie treffen. Wir nehmen aber auch Theil am Unglück, und hassen und verfolgen es nicht, wenn wir ihm begegnen. Und wahrlich, den Menschen müßten wir vor Allen beklagen, der nicht mehr so viel Scham aus dem Winkel seines verderbten Herzens sich aufdrängen würde, daß er fähig wäre, aus der Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit ein Verbrechen zu machen, wenn er noch dazu wüßte, daß ihm selbst die Früchte der Begeisterung und des Opfers mit zugedacht waren. Es schien uns daher immer mehr augenblickliche Schwäche, als selbstbewußte Verfolgung oder gar Rache zu seyn, wenn wir heute hie und da Männer anklagen und verdammen hören, deren größter Fehler in der edeln Unklugheit bestand, an Andere zuerst und an sich selbst zuletzt gedacht zu haben. Aber freilich ist es unedlen Naturen eigen, für die offenbarte Schwäche sich an Andern zu rächen. Und so, scheint es, soll des Unglücks und des Leidens immer noch nicht genug seyn, wo doch selbst die erlittene Buße, wenn sie verdient wäre, das Maß über- und überfüllt hätte. Die Rache mag süß und dem Menschen Bedürfniß seyn, wenn er, mit Unrecht verfolgt und gehetzt, endlich die Mittel gewinnt, dem Dränger entgegen zu treten. Die Handlung aber würde einen andern Namen verdienen, welche die menschliche Natur so sehr entehrte, daß sie nach Erstickung des mahnenden Gewissens ihre giftigen Pfeile gegen Den entsenden könnte, dem man nach dem Siege die Hand als Freund gedrückt, ja nach der Besiegung des Gegners einen Theil des Siegespreises abgefordert hätte. Für diese Handlung, wäre sie irgendwo, wie Viele behaupten, anzutreffen, für diese Handlung wäre kein Abscheu zu groß, kein Name zu schlecht und keine Strafe zu schwer. Wir hoffen und glauben, daß Diejenigen im Mißverständnisse sind, welche dennoch auf solche Handlungen mit Fingern deuten. — Uebrigens zweifeln wir nicht, daß auch die Bewegung in der Pfalz noch ihr Maß gefunden hätte, wenn nicht unglücklicher Weise die Kaiserpartei in Frankfurt, als sie den Kaiser nicht mehr haben konnte, auch die Verfassung nicht mehr wollte, am allerwenigsten ihre Persönlichkeiten der Gefahr auszusetzen wagten, etwa selbst Schaden zu leiden, um für Andere etwas zu erringen.

Im folgenden Briefe werden wir unsere Ansicht über die Theilnahme am Aufstande weiter entwickeln. Wir werden nichts beschönigen und nichts zu verdrehen brauchen, und hoffen so der Wahrheit besser zu dienen, als wenn wir in den Fehlern der Gegner schon allein die hinreichende Rechtfertigung eigener Fehler erblickten.

Mannichfaltigkeiten.

Von dem mit Recht allgemein so sehr beliebten Büchlein: „Geschichtchen für Kinder, vorzuerzählen von Müttern, Geschwistern und Lehrern. Von Wilh. Curtmann. Gießen, im Verlag von Ernst Heinemann," ist die fünfte vermehrte Auflage erschienen. Die wiederholten Ausgaben dieser vortrefflichen Kinderschrift sprechen für den anerkannten Werth derselben. In höchst einfacher und verständlicher Darstellung werden hier den Kindern kleine Geschichten erzählt, die eben so sehr geeignet sind, ihren Verstand zu bilden, als ihr Herz zu veredeln, und die von den Kleinen, wie sich der Schreiber dieser Zeilen selbst zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat, mit der lebhaftesten Theilnahme vernommen werden. Der sehr billige Preis des Büchleins erleichtert dessen Anschaffung auch den weniger Bemittelten.

(Ein Amerikaner über die Paulskirche.) Die Pauluskirche war bekanntlich der Versammlung der Freunde des Friedens in diesem Jahre eingeräumt worden. In dem Octoberheft seines Journals „Bond of Brotherhood" bespricht Elihu Burritt den Congreß und schildert bei dieser Gelegenheit den Versammlungsort in einer Weise, die davon Zeugniß gibt, wie sehr dem Amerikaner das Verständniß unserer den eigenen Fürsten unverständlichen Bewegung erschlossen ist: „Der Congreß fand in Deutschland statt, in dem wahren Herzen Europa's. Er hielt seine dreitägigen Sitzungen obenein innerhalb der Mauern eines Hauses, welches für die deutsche Nation eine Art von Tempel Salomonis geworden ist, worin der Gedanke der deutschen Einheit Gegenstand der Andacht, ja halber Anbetung war. Seit der Zeit, daß die erstgeborene Hoffnung der deutschen Herzen fehlschlug und zu Boden sank — augenscheinlich eine Spanne nur vor ihrer vollen Verwirklichung — seit der Zeit stand die Paulskirche in erhabener Trauer da, so, wie das deutsche Parlament sie verlassen. Wie mir einige Deutsche rührend ihr Gefühl beschrieben, erschien sie denselben gleich dem Gemach, worin ein einzig Kind gestorben war (in which an only child had died); und sie wünschten immer die Läden fest verschlossen und jedwedes Geräth unberührt an alter Stelle zu finden. So ist sie aber auch Monate hindurch geblieben, schweigsam und düster, selbst für Fremde. Nur für die Deutschen — wie wenn die Lieblingshoffnung vom Herzen der Heimath eingesargt läge vor ihnen (as if the darling hope of their country's heart lay coffined before them.) Betraten Deutsche jene Hallen, so schritten sie sacht und sprachen leise (they walked slowly and spoke softly)." In unseren Herzen wußte der Amerikaner zu lesen. Mögen die deutschen Blätter im Volke verbreiten, was ihm aus der Seele gesprochen ist!

Ein bei G. Franz in München in schöner Ausstattung eben erschienenes Buch: „Leiden der Frauen. Moralische Erzählungen für die reifere weibliche Jugend. Nach dem Englischen der Ms. C. S. Hall von Fennimore", verdient empfohlen zu werden. Eine sehr belehrende Schrift, die in einer Reihe schöner, geistesfrischer Erzählungen voll Wahrheit und Leben die weichen Herzen ihrer jungen Leserinnen auf alle ihre gegenwärtigen und künftigen mannichfachen Lebenspflichten, Leiden und Freuden mit ächt weiblicher Frauenmilde aufmerksam macht und ihnen noch zu rechter Zeit die vielgestaltigen Prüfungen und Gefahren, die ihrer warten, in charakterischen Bildern mahnend vorführt. Eitelkeit und Stolz, übergroße Strenge und mißverstandene Milde, kurz, alle jene Dämonen eines Frauenlebens sind in diesem inhaltreichen Buche in ihrem Ursprung und ihren Folgen mit schar-

Digitized by Google

sen, wirkungsvollen Zügen geschildert, zwischen denen sich denn wiederum friedliche, milde Gestalten und sinnige blüthenduftige Gedanken freundlich nnd versöhnend hindurch ziehen. Durch die Uebertragung dieses eben so belehrenden als höchst anziehenden Buches hat unsere deutsche Jugendliteratur eine gewiß dankenswerthe Bereicherung gewonnen.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's" .... Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen nicht denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

Korrespondenz.

Darmstadt, 4. December.

Unsere Theaterdirektion läßt es sich mit gewohntem Eifer angelegen seyn, ihrer Bestimmung zu entsprechen und sowohl in Oper als Schauspiel ältere oder neuere beliebte Stücke auf das Revertoir zu setzen. Seit dem 19. v. M. wurden aufgeführt: Die Marquise von Villette; Zampa; die neue Fanchon; die Hochzeitsreise; die Mönche; die Braut von Messina; der Zauberschleier; Othello. In letzterer Oper, die gestern zur Aufführung kam, sang Fräul. Neukäufler, deren Talent längst Anerkennung gefunden, die Desdemona so anziehend und schön, daß sie allgemein gefallen hat. Ich erwähne ihrer ausdrücklich, weil wir diese geschätzte Sängerin einige Zeit wegen Unpäßlichkeit entbehren mußten. Unter den erwähnten Stücken sind „die Mönche", Lustspiel nach dem Französischen von M. Tenelli, kürzlich zum zweiten Male gegeben worden und haben auch bei der Wiederholung sehr angesprochen, da die darin zur Anschauung gebrachten Kontraste des Welt- und Klosterlebens viel Ergötzliches enthalten und selbst dem Ernsthaftesten ein Lächeln abnöthigen können. — Veränderungen haben sich bei nuserem Theaterpersonal bisher keine ergeben, es heißt aber, daß mehrere geschätzte Bühnenmitglieder, unter andern auch Hr. Pasque, der erst gestern als Jago im Othello sein schönes Talent auf's neue bewährte, in Folge eines aus der Heimath an sie ergangenen Rufes zur Erfüllung einer wichtigen Bürgerpflicht sich vielleicht schon in der Kürze dahin begeben würden, wenn nicht unterdessen die halbgeöffneten Pforten des Janustempels wirder geschlossen werden sollten.

Mainz, 7. December.

Abermals ist ein vortrefflicher Mensch, einer der Seltenen in der Wüste des Egoismus, aus unserer Mitte geschieden. Gestern Abend starb, 66 Jahre alt, an den Folgen eines langjährigen Leidens, obwohl nach kurzem Krankenlagee, der Domkapitular He. Joh. Bapt Fell, ein Mann voll ächter Frömmigkeit und Menschenliebe, ein treuer Mitarbeiter Hirscher's, als dessen Geistesverwandter er sich während seines 41jährigen Wirkens als Priester standhaft bewährte. Selbst vielfach von Leiden heimgesucht, war in einem fleckenreinen Leben sein höchstes Ziel, mit aller seiner Kraft zur Beglückung der Menschen mit thätig zu seyn. Er kannte in diesem Streben keine äußeren Rücksichten, da er sich gewöhnt hatte, selbst auf sich, auf Das, was die Welt Glück nennt, keine Rücksicht zu nehmen. Sein letzter Wille, in dem sich sein Wesen und sein Wirken abspiegelt, war, man solle ihn nicht in priesterlichem Prunkgewande, sondern im schlichtesten Anzuge und ohne alles Gepränge in der Frühe und still begraben und ihn in dem Todtenwagen der Armen zur letzten Ruhestätte geleiten, denn er wolle enden, wie er gelebt, — als armer Mann. Nach seinem Tode solle für ihn nur eine Messe gelesen werden, in welcher seine Freunde für ihn beten möchten. Der Verstorbene war es auch, der mit Festigkeit an der von dem hiesigen Domkapitel getroffenen Wahl des Prof. Schmitt in Gießen zum Bischofe von Mainz festhielt, als bereits die übrigen Wähler sich hatten bestimmen lassen, von ihrer giltig geschehenen Wahl abzustehen; er sahe in dem Gewählten den Mann, der, von dem unbescholtensten Rufe umgeben, den festen Willen hätte, das Christenthum in allen Schichten der Gesellschaft wieder lebendig zu machen und darum dem Wesen desselben immer mehr Geltung zu verschaffen und es von dem Ballaste der übermächtigen Form loszumachen. Wie mögen dem Edlen so manche Vorfälle der jüngsten Zeit den späten Lebensabend verbittert haben! Sein letzler Wille zeigt so recht deutlich, wie er im vollkommenen Gegensatze gegen das übertünchte Wesen der Heuchelei nnd der Formheiligkeit ein kerngesunder Geist voll feuriger Liebe für Wahrheit und ächtes Christenthum war. Der Edle wird darum allen Freunden des ewig Wahren und Guten unvergeßlich seyn; möge der Lohn, den er allein erstrebt, auf seinem Grabe erblühen, möge sein Streben hier reiche Früchte tragen für das Glück der Menschheit!

Literarische Notiz.

Von dem bekannten Lustspiel in Straßburger Mundart: „Der Pfingstmontag" (verfaßt von Johann Georg Daniel Arnold, weiland Dekan der Rechtsfakultät in Straßburg), welches bei seiner ersten Veröffentlichung einer ausführlichen und glänzenden Beurtheilung von Goethe gewürdigt wurde, ist nun bei dem Lithographen F. Simon in Straßburg *) eine neue Ausgabe erschienen, die sich durch Correctheit und Eleganz auszeichnet. Teophile Schuler hat vierzig Illustrationen dazu geliefert, welche eine sehr geistreiche Auffassung der Arnold'schen Dichtung bekunden. Der gegenwärtigen Ausgabe, auf welche wir alle Freunde deutschen Sprachstudiums und einer wahrhaft erheiternden Lektüre aufmerksam machen wollen, ist die Beurtheilung, welche Goethe über den „Pfingstmontag" geschrieben und die denselben ein Kunstwerk nennt, ja ihm sogar ein großes Verdienst um die deutsche Sprache zuerkennt, beigefügt. Ein biographisches Vorwort über den Dichter Arnold von Hrn Professor Rauter, sowie ein kleines Wörterbuch eigenthümlicher Steaßburger Ausdrücke von Hrn. Hartmann, welches das Verständniß des „Pfingstmontags" erleichtert, sind sehr werthvolle Beiträge zu dem seltenen Werke, dessen weiteste Verbreitung wir im Interesse gebildeter Leser wie des Verlegers von Herzen wünschen *.*

*) Auch in Commission bei Treuttel und Würtz, sowie bei C. F. Schmidt.

Konzert-Anzeige.

Frankfurt a. M.

In Bezug auf das heute stattfindende Konzert des Flötenvirtuosen Heinrich Ritter theilen wir dem musikliebenden Publikum die nachstehende, durch die Autorität ihres Ausstellers gewiß vollgültige Notiz mit: „Der durch seine vielfachen Reisen in Deutschland längst bekannte Virtuos auf der Flöte, Hr. Konzertmeister Ritter, sey hiermit allen Künstlern und Kunstfreunden meiner Bekanntschaft angelegentlichst empfohlen. Ich hörte ihn zuerst vor neun Jahren, wo er hier mit allgemeinem Beifall Konzert gab, und jetzt wieder, und von neuem hat mich sein gefühlvoller Vortrag des Cantabile besonders erfreut.

Kassel, 18. Juni 1850. Dr. Louis Spohr,
kurfürstlicher Hofkapellmeister."

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Dec. Die lustigen Weiber von Windsor, komisch-phantastische Oper in 3 Abth. nach Shakespeares gleichnamigem Lustspiele, gedichtet von Mosenthal, Musik von O. Nikolai.

Mittwoch, 11. Dec. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Druck und Verlag von Heller und Pohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. P. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 295. Mittwoch, den 11. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

X.

Nanny.

Elle est jeune et rieuse, et chante sa chanson;
Et pieds nus près du lac de buisson en buisson,
Poursuit les vertes demoiselles.
Elle lève sa robe et passe les ruisseaux,
Elle va, court, s'arrête, et vole, et les oiseaux
Pour ses pieds donneraient leurs ailes.
Victor Hugo: Lazarra.

Es wird Zeit, daß ich meine geschätzten Leser und Leserinnen mit dem Inhalte der aus England mir zugesandten Schrift bekannt mache, von der ich wahrlich nimmer geglaubt hätte, ihrer einst als eines Moralitäts-Zeugnisses benöthigt zu seyn.

Es war allerdings eine Art Tagebuch, was ich zu Batavia angelegt: einestheils, weil ich es für nützlich erachtete, daß der Mensch zuweilen mit sich selbst sich unterhält; anderntheils, um, falls es mir, wie so Vielen, versagt würde, meine Rückkehr ins Vaterland zu erleben, meine Verwandten in Niederland mit meinen wichtigsten Schicksalen bekannt werden zu lassen.

Ich hatte zu verschiedenen Zeitabschnitten an diesem Tagebuche gearbeitet; zwischen dem Anfange und der Vollendung des Werkes war mehr als Ein Band, das an's theure Vaterland mich fesselte, gelöf't. Wiewohl daher zum Theil der Zweck, den ich mit diesem Aufsatze beabsichtigte, nicht mehr vorhanden war und ich mehr als einmal beabsichtigt hatte, die Papiere vor meiner Abreise nach Niederland zu vernichten, gab ich endlich den Bitten Williams Gehör: das Buch ihm als Andenken zu senden.

Der Leser wird leicht ermessen, wie sehr dieser Entschluß mich jetzt erfreute, da der Inhalt dieser Schrift die boshaften Verleumdungen zum Schweigen bringen und diejenigen Personen, an deren Achtung mir viel gelegen war, überzeugen mußte, daß ich, obgleich in anderen Weltgegenden den Gebräuchen des Landes mich fügend, dennoch nimmer aus den Augen verloren hatte, daß nur Tugend, Fleiß und Rechtschaffenheit zu dauerhaftem Glücke führen können.

Doch nicht des Tagebuches ganzer Inhalt kann für das Publikum von Interesse seyn: Vieles, sehr Vieles ist zu alltäglich. Wie manche Zeitabschnitte unseres Lebens sind nicht einander ähnlich! Wie so mancher Gedanke oder Einfall dünkt nicht Anderen höchst unbedeutend! — Was daher mit meinen Schicksalen nicht in nothwendiger Verbindung steht, oder nicht das Geschick von Personen betrifft, mit denen ich zu verschiedenen Zeiten in Berührung kam und hinsichtlich welcher ich es für besser erachtete, ihre Begebenheiten während ihres Lebens nicht weltkundig zu machen — das Alles ist hier weggelassen.

Ich hoffe, diese Gründe werden dem geehrten Leser hinreichend erscheinen, um es mir zu verzeihen, daß ich ihm diese Schrift nicht so mittheile, wie sie meiner Großtante zu Gesichte kam, und daß ich hier bloß auszugsweise Eins und Anderes folgen lasse, entnommen dem

Tagebuch,

geführt von Jakob Moons, während dessen Aufenthalts in Ostindien.

Schon zwei Jahre sind entschwunden, seitdem ich das theure Vaterland verließ, um in diesem Theil der Erde mein Glück zu versuchen! Alles sagt mir, daß ich in diesen mir fremden Zonen mein Leben beschließen, daß ich den geliebten Ort, an dem ich geboren und erzogen ward, nimmer wiedersehen werde!

Reich an Gesundheit und Lebenskraft, arm an Geld und Gut, verließ ich Holland, als mir durch meines Vaters unerwarteten Tod alle Aussichten auf Beförderung benommen waren. Was er hinterließ, war zwar mehr als hinreichend, seine Gläubiger zu befriedigen; allein die Furcht, der Sohn eines Mannes, dessen Ehrlichkeit zum Sprichwort geworden, möchte seinen Lebenslauf mit einem Schurkenstreich beginnen, veranlaßte eine gerichtliche Aufnahme des Nachlasses; die dadurch verursachten Kosten verschlangen das Wenige, was sonst für meine Schwester und mich übrig geblieben wäre, warfen einen Fleck auf das Andenken meines braven Vaters und zogen den ängstlichen Gläubigern eine prozentweise Kürzung auf ihre Forderungen zu.

Das Kapital: Gesundheit und Lebenskraft, das ich als zweiundzwanzigjähriger Jüngling mit nach Ostindien brachte, hat jedoch bedeutend an Werth verloren; meine Bekannten behaupten, es sey dieß einer allzu sehr eingezogenen Lebensweise zuzuschreiben, ich müsse mich den Sitten des Landes fügen oder ich würde Das, was sie meine Halsstarrigkeit nennen, mit dem Tode büßen. Mein Arzt meint, es werde wohl besser gehen, wenn ich nur erst akklimatisirt sey; ich selbst aber glaube, die Prophezeiungsgabe der Ersteren wird die des Letztern beschämen. Ganz sicher ist es, daß, wenn ich in dieser Hinsicht meine Bilanz ziehe, dieses Kapital um mehr denn zwei Drittel eingezehrt ist.

Mit der Ausrüstung: gesunder Verstand und Rechtskunde, die das Vaterland mir mitgab, ist es besser gegangen: diese bringt mir schon reichliche Zinsen ein und verspricht mir die

Digitized by Google

schönsten Aussichten in die Zukunft. Als Beamter der niedrigsten Klasse zog ich hierher; da jedoch gleichzeitig mit mir eine ganze Ladung hungernder Federfuchser ausgeschifft wurde und ich in der Kunst des Eindrängens und Erschleichens ein Neuling war, so gehörte ich zu den „Ueberschießenden", welche bis zu näherer Gelegenheit auf Wartegeld gestellt wurden.

Ich konnte nun in der That sagen, daß ich „zu viel hatte, um zu sterben"; nichts war daher natürlicher, als daß ich versuchte, auf ehrliche Weise so viel dabei zu verdienen, „daß ich nicht zu wenig hätte, um zu leben". Aber, wie dieß am besten anfangen? — Um als Advokat, mit Hoffnung auf guten Erfolg, sich in Batavia niederzulassen, bedarf man etwas mehr als eine Kiste mit dem allernöthigsten Leinenzeug, eine kleine Bibliothek und ein paar Röcken, die unbescheiden verrathen, daß sie im letzten Jahre nicht neu gewesen. Es blieb daher nichts übrig, als zu versuchen, ein Unterkommen als Schreiber bei irgend einem Sachwalter zu finden. Allerdings war es eine schwere Pille für einen Doctor juris, sich so zu erniedrigen; doch vor Hunger verschlingt man Alles. Zum Glück war falsche Scham hierbei mein guter Genius, ich verschwieg meinen Doktorgrad und merkte in der Folge deutlich, daß, wenn der Advokat ihn gekannt, er gewiß, aus Furcht, ich möchte mit der Zeit „unter seine Tauben schießen", mir die kleine Stelle verweigert hätte, welche er mir jetzt, gegen kargen Lohn, auf seiner Schreibstube einräumte.

Faulheit gehörte, von Kindesbeinen an, nicht zu meinen Fehlern, und davon wußte der erste Sekretär des Sachwalters, der, wo möglich, noch habsüchtiger als sein Prinzipal war, vortrefflich Nutzen zu ziehen: ich mußte gewöhnlich ein dreifaches Pensum abarbeiten; doch eine zähe Geduld tröstete mich darüber, wie sehr nachtheilig es augenscheinlich meiner Gesundheit war. Ich konnte mit einem Stockfische einen Wettstreit über mein „Embonpoint" eingehen, und nichtsdestoweniger litt ich gewaltig an Blutandrang zum Kopfe.

Hatte ich hinreichende Gelegenheit, auf dem Büreau des Herrn van Plumphe die Art, zu prozessiren, praktisch zu studiren, so lernte ich hier zugleich alle die Ränke und Kniffe kennen, welche in Indien bei der Behandlung der Rechtssachen im Schwange sind. Dieß empörte mich gewaltig und nicht selten setzte mich eine bescheiden geäußerte Bemerkung oder die entschiedene Weigerung, die Hand zu einem Schurkenstreiche zu bieten, großen Unannehmlichkeiten aus; ja, einst nahm man mir es übel, daß ich höflich bat, einem Klienten, den man nackt ausgekleidet hatte, nicht überdieß noch die Haut abzuziehen. Da man mich als einen „Arbeitsesel" kannte, fand Herr van Plumphe es seinem Interesse gemäß, mich nicht etwa zu entlassen, sondern er begnügte sich damit, mir dann und wann einige Flüche nach dem „philosophischen Kopfe" zu werfen.

Kapitän Williams, der gleich nach unserer Ausschiffung wieder Ladung fand und abgesegelt war, hatte von Neuem auf der Rhede von Batavia Anker geworfen. Er vergaß seinen jungen Freund nicht und erschrack, als er mich wiedersah. Ihm legte ich mein Herz offen; er erlöste mich aus van Plumphe's Händen und verschaffte mir durch seinen Einfluß recht bald eine vortheilhaftere Stelle bei dem schon bejahrten, rechtschaffenen Advokaten Goerveld. Seitdem ich mich hier befinde, habe ich einzig mit dem nachtheiligen Einflusse des Klima's auf meinen Körperzustand zu kämpfen. Niemand fühlt mehr, als ich, daß der Mann nicht dazu geschaffen ist, allein zu seyn. Doch an eine Heirath ist vorerst noch nicht zu denken, und ich hege, Dank sey es meinen vortrefflichen Aeltern, einen tiefen Widerwillen gegen das sittenlose Leben, das hier zu den Landesgebräuchen gehört. Und dennoch kostet es mich oft einen schweren Kampf, um nicht den verführerischen Reizen der schönen Sklavinnen zu erliegen, welche mich täglich umgeben.

Mein jetziger Prinzipal ist ein Gegenfüßler des vorigen. Er versteht die Kunst, sich hier reich zu praktiziren, ohne seinem Gewissen Gewalt anzuthun; ich thue mein Bestes, ihm solches abzusehen und es scheint, es sey mir dieß ziemlich wohl gelungen, indem er mir, gerade nachdem ich Ein Jahr bei ihm gearbeitet, den Antrag machte, mich mit ihm zu associiren. Herr van Plumphe wird dieß gewiß einen dummen Streich Goervelds nennen, da ich zu dem Kompagniegeschäfte nichts Anderes beizubringen vermag, als meine Rechtskenntnisse, meinen Fleiß und guten Willen; allein der alte Jurist hat so seine Eigenheiten, und zu diesen gehört auch, daß er viel auf mich hält. Glücksgüter sind ein wohlthätig wirkendes Genesungsmittel: ich bin daher allmälig heiterer geworden, obgleich ich immer noch mit meinem alten Uebel zu kämpfen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagewerk eines Adjutanten im schleswig-holsteinischen Heere. *)

Meine Herren! ich wünsche meinen Rapport im Charakter Ihres Blattes zu halten, welches philosophische Betrachtungen so sehr liebt, als für die Bequemlichkeit Ihrer Leser irgend gut ist. Ich schicke deßhalb zwei culturhistorische Betrachtungen voraus. Erstens, daß unsere brave, tüchtige Armee sich zum großen Theil hat herausarbeiten müssen aus einer Masse von seltsamem und abenteuerlichem Volke, welches aus ganz Deutschland bei uns zusammenfloß, und daß sie noch jetzt ist wie der feste Kern eines Kometen, der vielen Dunst aus der trüben Atmosphäre des Vaterlandes an sich heranzieht. Zweitens aber, daß der Lebenslauf des Adjutanten eines größern Truppenkörpers grade bei unserer Armee eine gute Vorschule ist für jede Art von irdischer Carriere, vom General en Chef bis zum Nachtwächter, wenigstens was die Mühen und Beschwerden dieser Lebensläufe betrifft. Wenn unser Krieg zu Ende ginge, wie die Dänen wünschen und der Bundestag beschlossen hat, wenn wir als Hochverräther am deutschen Bunde durch die Waffen unserer eigenen Brüder versprengt würden, so werde ich wenigstens in der glücklichen Lage seyn, jeden Lebensberuf mit Leichtigkeit wählen zu können, und hoffe entweder als Schauspielintendant oder als Postillon mein hochverrätherisches Daseyn durch anspruchslose Tüchtigkeit zu entsühnen. Sie ahnen nicht, was ein Adjutant seyn heißt. Es heißt: nur die Hälfte von der Bowle trinken, die man selbst den Kameraden gebraut hat, auf der Straße liegen, wenn alle Andern schlafen, die rechte Hand des Generals vorstellen, und deßhalb alle Arbeiten machen, die ihm unangenehm sind; es heißt Courier seyn, Briefträger seyn, nach der einen Seite furchtbar grob seyn, nach der andern den feinen Gentleman darstellen; es heißt strenge seyn, tugendhaft seyn, ein Musterbild für die Armee seyn und dabei zerschlagene Glieder und einen leeren Magen haben, und zu allerletzt noch in dem Momente, wo man todtgeschossen wird, die unangenehme Empfindung haben, daß der wichtige Auftrag, den man grade befördert, einer dummen Kugel wegen unbestellt bleibt. Es gibt viele Geister, welche auf verödeten Schlachtstätten umherirren, am ruheloseſten sind sicherlich die Gespenster aller armen Adjutanten, welche im Carrieritt getödtet worden sind. Bei Kaulbach's Hunnenschlacht ist es mir immer als ein bedeutender Fehler erschienen, daß er die behendesten aller Gespenster, die Adjutanten, vergessen hat.

Ermüdet, verfroren und durchnäßt bis auf die letzte Faser der Kleidung ritt ich in später Nacht von einer langen Recog-

*) Aus den „Grenzboten".

Digitized by Google

noscirung ins Quartier zurück. Viele Stunden hatte ich auf dem Pferde zugebracht, welches sich mühsam in dem tiefen Schlamm der Wege fortarbeitete. Der scharfe Nordwestwind hatte mir die Kleider auf dem Leibe getrocknet, bis ein neuer heftiger Regenschauer sich das Vergnügen machte, mich noch gründlicher durchzuweichen; dazu spritzte der Schmutz bei jedem raschen Schritt des Pferdes so hoch herauf, daß zuletzt auch das Gesicht mit einer chocoladenfarbigen teuflischen Maske wie überzogen war. Ich murrte zwar, wenn mir ein flüssiges Stück Heerstraße ins Gesicht sprang, aber ich wischte es doch verächtlich ab, denn in mir flötete es, wie in einer Spieluhr: Morgen ist bei dem Weg und Wetter von Manövriren keine Rede, die Dänen können uns ohnedieß nicht angreifen, wir sie eben so wenig; der ganze Vormittag gehört mir. Endlich werde ich einmal Briefe schreiben, Zeitungen lesen und im Morgenrock mein Lever halten. Bei solchen wohlthuenden Phantasien verwandelte sich mir das Brausen des Windes in das Brodeln der Kaffeekanne auf dem Ofen, und das Klappern meines Säbels in das Geklirr von Gläsern und Tassen, bis ich an das Thor von Rendsburg und zu meinem Quartier kam. Heut' war mein hartes Lager weich. Die Einquartierung in Rendsburg ist, was man mit deutscher Bescheidenheit ein wenig stark nennt, und da kann man den Quartiergebern nicht verdenken, wenn sie sich zu helfen suchen, und aus zwei Betten drei, vier und selbst fünf machen. Auf den Einzelnen kommt dann freilich nicht allzuviel; indeß behaglicher hat man es immer noch, als die Kameraden auf den Dörfern im Cantonnement oder gar im Bivouak. Auch das Kindergeschrei in der Nebenstube, welche nur durch eine leichte Bretterwand von der meinen getrennt und mit Schreihälsen jedes Alters und Geschlechts vollgepfropft ist, soll mich in dieser Nacht gar nicht stören, so willkommene Ursache unzähliger Flüche diese Nachbarschaft auch sonst für die Einquartierten ist. — Ich liege, ich schließe vergnügt die Augen, ich beginne sogleich von meinen Reitstiefeln zu träumen, welche hinter den Schranken ihre Gesichter in düstere Falten legen, über ihr Schicksal weinen, daß das Wasser bis mitten in die Stube läuft, und endlich einander aus Verzweiflung mit den Sporen die Physiognomie zerkratzen. — Da horch! Pferdegetrapp mitten in der Nacht, man hält vor dem Hause; kräftiges Hämmern einer schweren Faust an die Thür, selbst ein Siebenschläfer müßte erwachen. „Sollten die Dänen einen nächtlichen Ueberfall auf die Vorposten versuchen? Sie müßten wahnsinnig seyn, wenn sie in solcher Nacht auf der Straße umherwandelten." Mit diesen Gedanken sprang ich an das Fenster. Eine Dragoner-Ordonnanz hielt vor der Thür. „Rapport vom —ten Bataillon! Ich habe mich in den vielen Colonnenwegen verirrt, komme deßhalb so spät", entschuldigt der nasse Reiter und reicht mir zum offnen Fenster einen dicken Dienstbrief herein, der weiter nichts enthält, als die gewöhnlichen Kranken- und Zugangslisten, und zu jeder Stunde des nächsten Morgens früh genug gekommen wäre. Ich grolle der unnöthigen Störung und eile in mein Bett zurück, aber mit dem Einschlafen war es vorläufig vorbei. Denn wehe mir! Auch die Kinderstube war durch das Pochen aufgeweckt und Säuglinge, Amme und die größere Brut machten zusammen einen energischen und dauerhaften Höllenlärm. Vergebens versuchte ich zu begreifen, welches Vergnügen es für einen Mann seyn könne, sein Haus mit schreienden Bälgen anzufüllen, bis endlich der Morgenschlummer seine Decke von leichten Träumen auf mich legte. Sie waren leider von kurzer Dauer. Mein Bedienter weckt mich, als kaum die Dämmerung graut: „Der Herr General hat diesen Befehl hergeschickt." — Eine liebenswürdige Botschaft: es war der Befehl, sogleich nach dem —ten Bataillon zu eilen und irgend etwas dort zu befehlen, damit die Ausführung schon beim Vormittagsrapporte eintreffen könne. Für mich lag in dem Auftrage der Reiz, daß ich jetzt Aussicht hatte, sämmtlichen Straßenkoth auch auf der andern Seite des Hauptquartiers kennen zu lernen. Ich zog mit ernster Dienstmiene die durchweichte Uniform wieder an, drängte mich nach hartem Kampfe in die trauernden Stiefeln, nahm einen Schluck Portwein aus der Feldflasche und trabte durch Nebel und Regen auf ödem Haideweg dem Dorfe zu, in dem das Bataillon lag. Vor der Thür des ersten Bauernhauses dehnt sich ein Bekannter mit großer Ruhe und gibt sich die unnütze Mühe, mich zu beneiden, weil ich in der Stadt die Wohlthat eines Bettes genieße, welches für Menschen gestopft sey, und nicht wie ein dickes Brod sich begnüge, auf dem Nabel des Schläfers seinen Schwerpunkt zu finden und nach allen vier Zipfeln hin in convexer Krümmung vom Leibe abzustarren. Ich beruhige ihn mit der Versicherung, daß ein Bett in der Stadt nur geringe Bedeutung habe, wenn man fortdauernd außer Stande sey, darin zu liegen, und richte meinen Auftrag aus.

Nach einigen Stunden bin ich nach Rendsburg zurückgekommen, habe nur eben Zeit, die beschmutzten Uniformstücke mit andern zu vertauschen und eile zum General, den befohlenen Rapport abzustatten. Mein tapferer General zeigt mit faltigem Antlitz, worin ich die Spuren innern Abscheu's zu lesen glaube, auf einen dicken Stoß von Listen und Dienstbriefen, welche ich aufarbeiten soll. Erst als die Ordonnanz den Stoß zur Thür hinausträgt, kehrt die Seelenruhe auf dem würdigen Heldengesicht zurück. Ich eile an meinen Schreibtisch. Mehrere Stunden ununterbrochener Thätigkeit waren, wie ich voraussah, nöthig, um nur die Hauptsachen, die Depeschen, abzufertigen.

Im größten Amtseifer saß ich und war eben im Begriff, das Facit einer langen Addition in Sicherheit zu bringen, als es an die Thür klopfte. Ein unbekannter Herr in Civil trat ein mit vielen Verbeugungen, welche so geziert waren, daß ich ihn für einen Barbier hielt und mich steif hinsetzte, um ihn die Serviette unter mein Kinn stecken zu lassen. Indeß er blieb stehen und ich hatte Muße, ihn und seine Attitüde zu mustern. Es war ein kleiner rothbäckiger schäbiger Herr, in buntkarrierten Hosen, ältlichem, schwarzen Sammtrock, roth und blau gestreiftem Halstuch und einer mächtig großen funkelnden Tuchnadel von falschen Steinen. Der Hut war zerknittert, die Haarfrisur sichtlich gebrannt, die Wangen so rosafarben, daß ich sie im Verdacht hatte, durch Schminke verschönt zu seyn, dieselbe Farbe aber an der Nasenspitze war Natur. Er erhob majestätisch die Hand: Habe ich die Ehre Herrn u. s. w. — Der bin ich, was ist Ihr Wunsch? — „Der heiße Drang, Schleswig-Holsteins glorreichem Heldenkampfe gegen fremde blutdürstige Tyrannen meinen Arm, meinen Muth zu widmen, führt mich aus Deutschlands fernstem Gaue hierher: ich verlange in die tapfern Reihen des unüberwindlichen Heeres einzutreten", sprach er mit ernstem Pathos und rollenden Augen, indem er über mir weg nach der Decke sah. — Viel Ehre für unsere Armee, ich erlaube mir aber, Ihnen zu bemerken, daß ich mit dem Eintritt der Freiwilligen nichts zu schaffen habe, wenden Sie sich an Herrn v. R. — Ich habe Sie auch nur aufgesucht, um Ihre gütige Hülfe als Kriegskamerad zu erbitten. Fräulein Louise Z., mit der ich zuletzt in Bamberg ein halbes Jahr engagirt war, hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen. — Richtig, es war ein fahrender Schauspieler und die junge Dame, deren Grüße er mir brachte, eine von den Bekanntschaften früherer Zeit, an die man sich erinnert, ohne stolz zu werden. — Der schäbige Herr aber fuhr fort: Mein Name ist Breuhahn, wenn ich mir mit Recht schmeicheln darf, nicht unehrenvoll bekannt. Sie werden vermuthlich schon von mir gehört haben. — Ich bedauerte kühl, mit dem deutschen Theater sehr unbekannt zu seyn. Wenn er aber als Freiwilliger eintreten wolle, habe das keine Schwierigkeiten. — „Wie, mein Herr?" sprach der unbekannte Künstler entrüstet, „Sie glauben doch wohl nicht, daß ich mich so weit erniedrigen kann, als ge-

Digitized by Google

meiner Soldat einzutreten?" — Wenn Sie früher bereits gedient und gute Papiere haben, können Sie vielleicht auch Unteroffizier werden. — Das war dem Besitzer der Tuchnadel zu viel. Er faßte leidenschaftlich in den zerknitterten Hut, legte seinen Oberleib zurück und fuhr mit der Hand empört zwischen die Knöpfe seines Sammtrockes, da, wo ein Knopf fehlte. „Mein Herr! Lieutenant ist das wenigste, worauf ich Anspruch zu machen berechtigt bin." — Wenn Sie nicht früher Offizier in einer deutschen Armee gewesen sind, und nicht einen ehrenvollen Abschied vorzuzeigen haben, ist das unmöglich. — Die Frisur des schäbigen Herrn sträubte sich, der Sammtrock wurde widerhaarig, die Glätte des Hutes verwandelte sich in struppige Wildheit und die Tuchnadel zwinkerte rachsüchtig; „Offizier!" sprudelte er, „meine Bildung, meine geistigen Vorzüge berechtigen mich zu dieser Anforderung. In dem Reiche meiner Kunst bin ich oft mehr gewesen als Lieutenant; glauben Sie, daß ich nicht im Stande bin, Ihren Soldaten gegenüber einen Lieutenant vorzustellen?" Als ich ihm darauf eine wohlwollende Bewegung nach der Thür machte, wurde sein Spiel sehr groß, denn er fühlte, daß der fünfte Akt seiner Debutrolle beginne und ließ deßhalb seine volle tragische Kraft gegen mich wirken: „Mit glühendem Herzen kam ich hierher und gemeine Vorurtheile und rohen Undank muß ich finden. Stoßen Sie nur die edlen Seelen zurück, welche sich opfern wollen für Ihre Sache, die Schmach fällt auf Sie, und Deutschland soll es wissen, wie man hier seine Künstler behandelt." Dabei wandte sich der Künstler um, bewegte den Hut, dessen Haare sich jetzt wahrhaft fürchterlich sträubten, nach seinem Haupte und schritt mit jener bekannten Wendung und dem vernichtenden Blick zur Thüre hinaus, mit welchem der hochherzige Held den zerknirschten Bösewicht nach den Regeln der Bühnenkunst verlassen muß. — Einige Tage später sah ich ihn in einem Haufen Rekruten unter dem Kommando eines zornigen Unteroffiziers die ersten Handgriffe mit dem Gewehr einüben, doch dauerte diese Unterdrückung des großen Künstlers nur kurze Zeit; er wurde als unnützes, liederliches Subject mit Zwangspaß über die Gränze geschickt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Europa" enthält folgende Notiz: „In Leipzig leben zwei Enkelinnen Gottfried Bürger's. Molly's und des Dichters Sohn, August Bürger, war in Naumburg und Leipzig Buchhändler; das Glück war ihm nicht hold, Wittwe und Töchter sind seit einer Reihe von Jahren auf ihrer Hände Fleiß verwiesen. Ein Epigone deutscher Literatur, der Bürger's Leben zum Inhalt eines Drama's machte, S. H. Mosenthal in Wien, glaubt den Nachkommen des Dichters einen Tribut schuldig zu seyn; er bestimmt einen Theil vom Ertrage seines Stückes: „Ein deutsches Dichterleben" den Enkelinnen Molly's. Er hat das ihm in Hamburg zugefallene Benefiz von der achten Vorstellung seines Drama's, sowie den dortigen Ertrag einer besondern Aufführung zu diesem Zwecke bestimmt. Mehrere Bühnen, welche das Stück einstudiren, sind zu gleicher Betheiligung an diesem Werke der Pietät aufgefordert. Der Leipziger Direktion ist vom Dichter unter Verzichtleistung auf einen Theil seines Honorars der Vorschlag gemacht, eine der drei ersten Vorstellungen den Enkelinnen Gottfried Bürger's zu widmen.

In der Pariser großen Oper wird jetzt Auber's neuestes Werk: „Der verlorene Sohn" einstudirt. Die große italienische Oper, welche der unternehmungslustige Londoner Direktor Lumley in Paris unternimmt, wird die bedeutendsten Talente vereinigen.

Korrespondenz.

Riga, im October.

In der Mitte August wurde unser Theater unter der Leitung des Hrn. Röder eröffnet; Meyerbeer's „Hugenotten" (hier Raoul und Valentine genannt) war die erste und „der Vater der Debutantin" die letzte Vorstellung, die wir vor einigen Tagen sahen; dazwischen liegen 16 Opern und 47 Schauspiel-Produktionen, von denen außer der oben genannten noch die Opern: Martha, Lucia und Fenella (die Stumme von Portici), sowie die Schau- und Lustspiele: Mutter und Sohn, Nacht und Morgen, Ich bleibe ledig, Ein Glas Wasser, Eine Familie, Der Ehrgeiz in der Küche, Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg, Die Leibrente, Der gerade Weg ist der beste und Der Kurmärker und die Picarde am meisten Beifall fanden. Unsere Prima Donna, Frau Röder, ist eine ausgezeichnete Künstlerin, die gerade in der Blüthe ihres Wirkens steht, und von der wir nach Dem, was sie bis jetzt geleistet, noch viel Vortreffliches erwarten dürfen. Ihr zunächst stehen die HH. Baumann (Tenor), Bost (Baß) und Kreen (Buffo). Im Schauspiel verdienen die Damen Don-Lebrün, Bost und Ellenberger besonders genannt zu werden, von denen die Letztere, die schon längere Zeit unserer Bühne angehört, sich im Fache der edlen Mütter vorzüglich auszeichnet. Unter den Herren hat sich der schon von Leipzig her vortheilhaft bekannte Schauspieler Julius in kurzer Zeit die Gunst des Publikums in hohem Grade erworben, was auch von dem tüchtigen Komiker Weiß mit vollem Rechte gesagt werden kann. Unser erster Liebhaber, Hr. Gumtau, gehört zwar zu den denkenden Künstlern, ist auch eine angenehme Persönlichkeit, doch fehlt es ihm an wahrem Gefühl und an einem einschmeichelnden Organ. Ueber die übrigen Mitglieder der Bühne ist es am besten zu schweigen, wohl aber wollen wir Hrn. Röder daran erinnern, daß er uns ein, in jeder Beziehung genügendes Personal versprach; möge er recht bald sein Versprechen erfüllen. Aus den Stücken, die oben angeführt wurden, können Sie ganz gut auf unser Repertoir schließen. Daß dieß dürftig ist, darf dem Direktor nicht angerechnet werden; von ihm hängt es nicht ab, uns Novitäten vorzuführen; dazu bedarf es der Erlaubniß der kaiserlichen Censurbehörde, und diese verwaltet ihr Amt, ohne Rücksicht auf die Wünsche des Publikums zu nehmen.

Zweites Abonnement-Konzert des Cäcilien-Vereins.

Donnerstag, den 12. Dec., im Saale der Loge „Socrates", Döngesgasse.

Der Messias,

großes Oratorium von Händel.

Anfang 7 Uhr.

Eintrittskarten zu fl. 1. 30 kr. bei Hrn. André, „Haus Mozart", Zeil.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Dec. Börsenglück, oder: Einmalhundert Tausend Thaler! Posse mit Gesang in 4 Abth. von D. Kalisch, Arrangement der Musik vom k. Musikdirektor Gährig.

Samstag, 14. Dec. (Zum Erstenmale): Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 296. Donnerstag, den 12. December 1830.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Als ansässiger Bürger von Batavia hatte ich schon mehrmals meine Augen umherspähen lassen in den Kreisen, zu denen mein jetziges ehrenvolles Verhältniß mir Zugang gewährt, um eine Lebensgefährtin zu wählen. Allein dieß stößt auf unübersteigliche Schwierigkeiten, da ich eine entschiedene Antipathie gegen die sogenannten „mariages des convenances“ hege.

An Mädchen, im Mutterlande geboren, fehlt es hier fast immer. Kaum setzt denn auch eine holländische Familie den Fuß an's Land, so wird Das, was sie „Heirathsfähiges“ mit sich führt — wenn es nicht etwa schon während der Seereise versagt ist — von den hier wohnenden Herren sofort in Beschlag genommen, und da „schatzreich zu seyn“ in der Regel die conditio sine qua non von dergleichen Verbindungen ist, so fische ich stets hinter dem Netze. Unter den als Kinder nach Batavia geführten Mädchen findet man wenige Schönheiten, und die meisten haben eine äußerst mangelhafte Erziehung genossen, welche Denjenigen, welche in dieser Kolonie von Europäern geboren sind, fast gänzlich abgeht. Man begreift daher, daß die Auswahl nicht bedeutend seyn kann. Ich schätzte mich deßhalb sehr glücklich, die Bekanntschaft des Fräuleins Emilie Duperé, siebenzehnjährigen Tochter eines vermögenden Gutsbesitzers, gemacht zu haben, und schmeichelte mir, das wohlgebildete Mädchen, was die Lebhaftigkeit des französischen Charakters nicht verläugnete, werde eine für mich geeignete Gattin seyn. Im Vergleich mit vielen Pflanzertöchtern hatte sie eine gute Erziehung genossen; ihr Verstand war entwickelt; sie besaß Geschmack an Lektüre, und wenn sie ihre wohllautende Stimme mit den Tönen der Mandoline vereinte, konnte sie wirklich bezaubernd seyn.

Als ich Williams meine Absicht mittheilte, Emilien zur Gattin zu wählen, schüttelte er den Kopf. „Vertraue Dich nicht dem klippenvollen Heirathsmeere, ehe Du seinen Grund gemessen hast,“ sprach er; „man muß zwar überall vorsichtig seyn, ehe man ein Weib an Bord nimmt, aber hier, lieber Junge, hier doppelt! Wenn auch der Kiel von Außen ein gutes Aussehen hat, sitzt oft der Wurm inwendig im Holze; darum denke wohl nach, ehe Du handelst. Auch halte ich dafür, daß Du mit diesem ganzen Heirathsplan auf eine unrechte Küste lossteuerst. Nimm ein hübsches schwarzes Mädchen zur Aufwartung; die wird Dir die Kombuis [1]) schon rein halten, und wenn Du die Ladung erst eingenommen hast, Dich nicht hindern, in's Vaterland zurückzukehren und dort ein ruhiges Leben zu führen. — Emilie paßt in eine europäische Hausbaltung so wenig, als mein Bottelier [2]) in des Königs Küche. Es wäre gerade, als wollte man einen Kolderstock [3]) statt einer Bramstang [4]) gebrauchen. Setz' Dir's aus dem Sinn, Jakob, es wird Dich gewiß und wahrhaftig gereuen.“

Doch es ging mir wie den meisten Verliebten, denen man das Heirathen auszureden sucht: ich folgte dem Rath meines Herzens und hielt um Emiliens Hand an.

Ohne viele Komplimente ward die Sache ins Reine gebracht und ich traf die nöthigen Vorbereitungen, um meinen Kompagnon, bei dem ich bisher Wohnung gehabt, zu verlassen und ein eigenes Hauswesen einzurichten. Mein Vermögen war bereits hinreichend genug, um dieß auf anständige Art zu bewirken und gegen Betrug sicherte mich die Kenntniß und Erfahrung, die ich während meines fünfjährigen hiesigen Aufenthaltes gesammelt. Ein angenehmes Landgut in der Nähe von Batavia, welches Geerveld gehörte, überließ mir dieser miethweise, und schon träumte ich von nahem ehelichen Glücke — als mir plötzlich die Ueberzeugung wurde, daß ich im Begriff stehe, die Ruhe meines fernern Lebens zu zerstören!

Eines Abends machte ich einen Spaziergang in den Umgebungen des schönen Landguts meines künftigen Schwiegervaters, bei welchem ich einige Tage zugebracht, als ein schreckliches Gejammer, mit fürchterlichen Flüchen wechselnd, mein Ohr traf. Ich schloß daraus, daß der Aufseher der Hausslaven, den ich als einen äußerst gefühllosen Menschen kannte, wahrscheinlich eine Exekution vornahm.

Wie sehr ich auch sonst, so viel als möglich, dergleichen Scenen vermied, so drängte es mich doch unwiderstehlich, mich nach dem Orte zu begeben, von woher jenes Jammergeschrei sich immer deutlicher vernehmen ließ. Ich war meiner selbst nicht Herr, als ich den Elenden beschäftigt fand, einem jungen Sklavenmädchen mit ausgesuchter Grausamkeit Peitschenhiebe versetzen zu lassen; das rothe Blut entströmte dem armen Geschöpfe über den zerrissenen Rücken herab!

Sofort befahl ich dem Neger, den man als Henker gebrauchte, einzuhalten und fragte den Aufseher, ob er die Strafen nicht kenne, welche die Regierung auf die Mißhandlung der Sklaven gesetzt? —

„Was geht das mich an?“ antwortete er, „ich bin hier blos ein blindes Werkzeug; ich bringe nur das Urtheil zur Ausführung, das Ihre künftige Braut über eins ihrer Kammermädchen ausgesprochen hat.“

1) Kombuis: die Schiffsküche.
2) Bottelier: der Schiffsküchenmeister.
3) Kolderstock: die Steuerruderstange.
4) Bramstang: die Bramsegelstange. (Anm. des Uebers.)

Digitized by Google

„Fräulein Emilie!“ rief ich, „Du lügst, Elender, und fügst noch Hohn und Schimpf zu Deiner Grausamkeit. Ich nehme das Mädchen unter meinen Schutz und werde die Sache untersuchen.“

„Es ist noch etwas früh, Herr Advokat!“ fuhr der Kerl mit höhnischem Grinsen fort, „so viel Theilnahme an einer schönen Sklavin zu zeigen; vorsichtiger wäre es, dieß bis nach der Heirath auszusetzen!“

Ich würdigte ihn keiner Antwort und entfernte mich mit der gemißhandelten Sklavin. Meinem treuen malayischen Hausdiener Samson übertrug ich die Sorge für ihre Pflege: sie war schrecklich zerschlagen und fast ohnmächtig vor Schmerz und Blutverlust. Wie wenig vortheilhaft sie nun auch erschien, so konnte ich doch gewahren, daß sie sehr wohlgeformt war, und ich muß ehrlich gestehen, daß dieß mein Mitleid nicht verminderte.

Abends beim Auskleiden erzählte mir Samson, das Mädchen heiße Nanny, sey zwölf Jahre alt und in Emiliens persönlichen Diensten. Ihr Vergehen bestehe darin, daß sie eine kostbare Vase, welche Emiliens Toilette zierte, habe fallen lassen.

Es war also wirklich wahr, daß das Wesen, mit welchem ich im Begriff stand, eine Vereinigung für das ganze Leben anzutreten, eine so grausame Strafe hatte anbefehlen können! Dieser Gedanke hielt den Schlaf fern von meinen Augen. Vergebens versuchte die Liebe, Emiliens Benehmen zu entschuldigen; welchen Antheil Erziehung und tägliche Gewohnheit an dieser ihrer Handlungsweise auch haben mochten, dieselbe verrieth immerhin Mangel am schönsten Schmuck des weiblichen Herzens: Zartgefühl!

(Fortsetzung folgt.)

Das Tagewerk eines Adjutanten im schleswig-holsteinischen Heere.

(Schluß.)

Lachend setzte ich mich zu meinen Rechnungen, die Addition mußte aber von vorn angefangen werden. 10—35. Was gibt's, Johann? — „Herr Adjutant, ein Bauer aus dem Dithmarschen steht draußen.“

Ein alter wohlhäbiger Mann trat ein, mit weißem Haar, breiten Schultern und dem festen kernigen Wesen, das man hier im Lande so häufig findet. Er schütteite mir kräftig die Hand und frug nach dem Aufenthalt seines verwundeten Sohns, der als Freiwilliger bei einem Jägercorps diente. Ich fülle dem Alten ein Glas Portwein, sehe in den Listen nach und kann ihm die tröstliche Versicherung geben, daß sein Sohn in der Besserung ist und im Lazareth Nro. 7 liegt. „Schön Dank, Herr Lieutenant“, sagt der Bauer in seinem Dialekt, „'s wär mir lieb, wenn der Johann mit dem Leben und gesunden Knochen davonkäme. 'S ist schon der dritte Junge; einer blieb 48, der andere 49; es wär mir nicht recht, wenn der dritte in diesem Jahre draufginge.“ — Hartes Schicksal, warf ich ein. — „Hart ist es wohl. Wenn wir nur von dem Dänen freikommen, das kann trösten, und es wird trösten, sprach er herzhaft. Wir denken so bei uns in Dithmarschen: Wir wollen's durchsetzen; unsern letzten Sohn und die letzte Kuh und das letzte Pferd im Stalle setzen wir dran, daß wir freikommen von den verdammten Dänen.“ — Ihr müßt jetzt viel hergeben, die Kriegscontribution greift euch stark an. — „O, mein bester Herr Lieutenant“, versetzte er ruhig, „noch geht es an. So lange der dänische König es aushält, halten wir es auch noch aus, und wir haben zuletzt noch einen Thaler mehr in der Tasche, als wie er.“ — Ein neuer herzlicher Handschlag, und der Bauer öffnete die Thür und schritt bedächtig hinaus. Ich sah der großen Gestalt respectvoll nach. Der Mann führt Krieg mit dem König von Dänemark, er, der Bauer, und doch führt er ihn wie ein König. Er setzt seinen Thaler gegen des Dänenkönigs Thaler, seinen Sohn gegen des Dänen Unterthan und seinen Bauerhof gegen die Krone Erich's. Und das thut er nicht als ein bethörter Spieler, sondern nüchtern, langsam, calculirend; er weiß, was er will; er ist dem fremden Regenten feind geworden, das ist seinem zähen Willen genug. Er bekriegt ihn, er bezahlt und unterhält auch mich, damit ich ihm seinen Feind zurücktreiben helfe; und er weiß das recht gut. —

Ich neige mich vor deiner kleinen Majestät, Sir Klaus Johannsen, murmelte ich, zu den Listen zurückkehrend. — Ordonnanz, lassen Sie nicht herein, was Sie abhalten können, ich addire. — Also 10—13—35. — Himmel, welch ein Geschrei: Die Ordonnanz und eine belfernde zornige Weiberstimme im Kampf: „Und ich sag Sie, ich will den Lieutenant sprechen, und von so einem elendigen Musketier werd ich mich noch nicht abhalten lassen“, schrie die Fremde, meinen Wächter an die Thüre drängend. — Lassen Sie ein, rief ich; und in das Zimmer stürzte eine gemeine, schmutzige Person von höchst vettelhaftem Aussehen. Ein alter schwarzer Hut, der durch Sonne und Regen die Farbe sehr verloren hatte, ragte über ihrem ziegelfarbenen Gesicht wie das Verdeck einer zerfallenen Droschke über die rothen Sitzkissen, und zwei hervorstehende Augen warfen zornige Blicke auf meine Uniform. Ihre Lippen bewegten sich nach der Methode des Hamburger Dialekts: „Na, das muß ich sagen“, schrie die Dame von entschiedenem Charakter, „das ist eine schöne Wirthschaft hier bei die Schleswig-Holsteiner (näher rückend). Warum soll ich denn nicht als Marketenderin bei das Bataillon bleiben? (noch näher rückend, während ich eine Stuhllehne als Barriere vor sie stelle). Der Hauptmann sagt, hier vom General sey der Befehl, daß ich fort muß (auf die Stullehne schlagend). Hab ich nicht immer gute Lebensmittel geliefert? (wieder aufschlagend). Na, das möcht ich doch von Sie wissen, warum ich fort soll.“ — Weil Ihre Papiere nicht in Ordnung sind und man außerdem erfahren hat, daß Sie liederliches Weibsgesindel mit sich herumziehen. — „So? meine Papiere nicht in Ordnung?“ rief der Drache feuerspeiend, „seht mir einmal diese Schleswig-Holsteiner an, was die so auf Papiere geben! Was? sind eure Papiere denn in Ordnung? Ich glaub onnoch nicht (feuerspeiend). Rebellen und Insurgenter's seyd ihr, wie die Dänen sagen, und denn *wollt* ihr noch auf Papiere sehen, wie bei der Polizei? — Ne, so etwas Dummes ist mir noch nicht vorgekommen. Und die Mine und Guste, meines seligen Bruders Stieffrauen ihre Töchter, das sind ein paar nette Mädekens, die schon 48 mit die Preußen und 49 mit die Bayern hier gewesen sind und allen Lieutenants angenehm gewesen sind und nu (feuerspeiend) sollten sie für diese Schleswig-Holsteiner nicht mehr gut genug seyn?“ — Der Befehl ist da, daß Sie als Marketenderin nicht mehr geduldet werden sollen; gehen Sie! — Was der Drache bis dahin an Feuer gespieen hatte, war wie ein harmloser Leuchtkäfer gegen die Brandrakete von Zorn, welche jetzt losfuhr. Sie strengte sich mit Flüchen an, bis ihr Hut schütterte, als müßte er von ihrem Kopfe fallen. Das Hereinrufen der Ordonnanz und die Drohung, sie auf die Polizei zu schicken, gab ihr eine anständige Veranlassung zum Rückzug. Sie schied mit einem verzweifelten Anerbieten, wobei sie die Hinterseite ihrer Röcke aufhob, und mit dem frommen Wunsch: „Na, darauf freue ich mir schon, wenn ich euch man erst Alle aufgehängt am Galgen sehe.“ — Ihr Schnauben und Feuerspeien vor der Thür wurde durch ein Geräusch unterbrochen, welches mit dem Hinauswerfen eines schweren Körpers große Aehnlichkeit hatte. Die sichtliche Befriedigung, mit welcher die Ordonnanz gleich darauf in meine Stube trat, läßt mich fürchten, daß er den Rückzug des Drachen durch ein gewagtes Manövre beschleunigt hat.

Digitized by Google

Wieder sitze ich: 10—13—29—35— „Ordonnanz des Generals mit einer Meldung.“ Ich soll sogleich nach dem Gasthof gehn und der Braut eines Offiziers, welche so eben aus Ostpreußen hier angekommen ist, Nachricht über den Aufenthalt ihres verwundeten Verlobten geben, außerdem der Dame in allem Möglichen behülflich seyn. Jetzt hat meine Rechnung einen Stoß erhalten, von dem sie sich heut nicht wieder erholen kann. Die Addition liegt in Trümmern, nie werde ich das Facit der verwünschten Liste vor mir sehen, das ist klar. — Der Bräutigam war vor drei Tagen an seinen Wunden gestorben, gestern erst hatten wir ihn begraben, und ein edler hochherziger Bursch war es gewesen. Und das einer verzweifelten Braut zu erzählen, die 100 Meilen weit herkommt, ihren Liebling zu pflegen! Das war mein lockender Auftrag. Schwermüthig schnallte ich den Säbel um und ging langsam nach dem Gasthofe, denn ich wußte, was mich erwartete. Erst die Woche vorher hatte ich einer Mutter denselben Liebesdienst erwiesen. Die würdige Frau, Muster einer braven deutschen Bürgersfrau, hatte zwei Stunden auf meiner Stube gesessen, sich Schnupftuch und Kleider naß weinend, und hatte mir ausführlich erzählt, wie brav und hübsch ihr Sohn von klein auf gewesen, wie verständig er aus den Windeln gekrochen sey und mit welcher Treue er ihr in der Nahrung geholfen habe, bis ich Barbar fast eben so erweicht war, wie die arme Mutter. Zuletzt schieden wir, indem sie mich bat, sie nach dem Kriege in ihrer Heimath zu besuchen; sie hatte die Kindermützchen noch, und das Röckchen, das der Todte einst getragen, das wollte sie mir zeigen. Zum Teufel, wenn Einer noch die Kindermützen von all' den braven Jungen besehen soll, die in unserem Kriege vom Leben geschieden sind, so ist das doch zu viel verlangt. Und ich bin fast in der Lage. In diesen unheimlichen Betrachtungen stieg ich zögernd die Treppe hinauf und wiederholte mir mechanisch die eindringliche Ermahnung an mich selbst, sehr zart und schonend zu seyn. An der Zimmerthür trat mir eine bildschöne junge Dame in größter Aufregung entgegen und rief mir mit gerungenen Händen zu: Um Gotteswillen, mein Herr, geben Sie mir Nachricht von meinem Verlobten, kein Mensch will hier etwas von ihm wissen; man will mich schonen, man will mich täuschen! Meine Lippen zauderten das kurze Wort „todt“ auszusprechen, aber es stand wahrscheinlich sehr leserlich auf meinem Gesicht geschrieben, denn sie rief in furchtbarer Angst: „Er ist todt, er ist todt!“ Ich vermochte nicht, eine Rede zu halten und neigte stumm und ehrfurchtsvoll meinen Kopf. „Also todt,“ schrie sie in herzzerschneidenden Tönen und stürzte ohnmächtig im Zimmer zusammen, wie durch's Herz geschossen. Eine alte Tante rennt von der einen Seite herzu, ich von der andern, ich trage die Ohnmächtige auf das Sopha, hole Gläser Wasser, ergreife endlich meinen Helm und eile aus dem Gasthause, mit dem zweifelhaften Trost, daß mein Beistand im Augenblick doch nichts nützen könne. Nach einer Weile kam ich resignirt zurück; die Braut saß da, wie Niobe, bleich, kalt und ohne Thränen. Endlich bat sie mich mit gebrochener Stimme, ihr die näheren Umstände von der Verwundung und dem Tode ihres Bräutigams zu erzählen. Ich versuchte eine ausführliche Schilderung zu machen, zweifle aber, daß ich den kriegerischen Takt des schwedischen Hauptmanns im Wallenstein hatte, wenigstens mußte ich mich öfter räuspern, als für den Fluß meiner Rede wünschenswerth war. Sie saß aber auch zu melancholisch vor mir. Endlich bat sie mich gar, sie zu dem Grabe des Todten zu begleiten. Auf dem frischen Grabe steckte eine kleine schwarzrothgoldene Fahne, zum Zeichen, daß dort ein Soldat lag. Sie warf sich schluchzend auf dem Grabe nieder und lag lange mit gefalteten Händen, während ich traurig daneben stand und einen Augenblick nicht ganz sicher war, ob ich ihr auch das rechte Grab gezeigt hatte. Meine Tischkameraden behaupteten später, es sey das eines dicken Wachtmeisters gewesen, der an demselben Tage gestorben war. Aber das war eine unwürdige Verleumdung. Wenn sie betete, wie ich glaube, wird jedenfalls ihr Gebet am rechten Orte angekommen seyn. Endlich führte ich sie nach der Stadt zurück; sie hing gebrochen an meinem Arm, wie eine Sterbende. Noch an demselben Abend wurde die Unglückliche von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und hat Wochen lang in Rendsburg gelegen. Eine einfältige Kugel hatte zwei blühende Menschenleben vernichtet. Man gewöhnt sich aber im Kriege auch an so etwas.

Das also war der gemüthliche Morgen, den ich mir in der Regennacht so schön ausgemalt hatte. Zank mit Künstlern, Marketenderinnen und widerspenstigen Additionsexempeln, und zuletzt noch eine ungeheure Quantität von tragischem Mitgefühl. In wahrhaft philosophischer Stimmung ging ich in's Gasthaus zum verspäteten Mittagstische. Dort dachte man nicht an die Schrecken des Krieges und hatte wenig Sympathien mit den Leiden eines Adjutanten. Eine volle Bowle stand auf der Tafel, lustige Gruppen saßen umher und hielten mir die gefüllten Gläser entgegen. In der Ecke des Zimmers war eine Pharaobank errichtet, Silberthaler und Papierzettel standen in Masse auf den Karten, die Gage eines ganzen Monats ward von Leichtherzigen in wenigen Minuten verspielt, und mit reißender Schnelligkeit wechselte das Geld seine Besitzer. — „Die letzten 20 Thaler auf die Dame!“ rief ein von Wein und Spiel erhitzter Kamerad. „Donnerwetter, sie sind fort, ich bin ratzenkahl und die verfluchten Dänen mögen mich jetzt ruhig vor den Kopf schießen,“ brauste er beim Verluste auf. Er wurde, nebenbei bemerkt, schon am nächsten Abend schwer verwundet in's Hospital gebracht und sein Wunsch schneller erfüllt, als ihm lieb war.

Ich aber hatte kaum das erste Glas geleert und einen Angriff auf den Teller vor mir begonnen, als ein Offizier mit der Meldung hereinstürzte, die Dänen machten Miene, unsere Vorposten anzugreifen. Ein großer Theil der Zecher und Spieler eilte nach den Quartieren, und ich nach meinem Pferde; hui in den Sattel und unsern Vorposten zu. Ein kleines Patrouillengefecht hatte unser ganzes Corps allarmirt, ich ritt dem Orte des Schießens zu, sprang vom Pferde, ergriff schnell die Muskete eines Verwundeten und feuerte zu meinem Vergnügen einige Schüsse den Dänen nach. Was thun Sie hier? rief lachend Hauptmann v. B.; schickt heut' der General seine Adjutanten mit der Muskete in's Patrouillengefecht? — Zum Henker mit dem Adjutanten, rief ich verzweifelt zurück, seit 24 Stunden bin ich ein geplagter Mann, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Für unser Einen gibt es offenbar keine andere Zeit der Freiheit, als die wenigen Stunden, wo im Felde Mann gegen Mann steht. Zu Hause erwartet mich wieder ein verwünschtes Additionsexempel. Sie können mir nicht verdenken, daß ich vorher ein wenig meine Freiheit genieße.

Literatur.

Diätetik oder Gesundheitslehre. Zur Vermittelung einer wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes für Gebildete von J. Wallach, ausübendem Arzte zu Frankfurt a. M. 1. Bd., mit einem Holzschnitt XV. 220. Pforzheim. Flammer und Hoffmann. 1850. Preis: fl. 1. 20 kr.

Der Verfasser dieser Schrift, dem ärztlichen Publikum durch seine verschiedenen literarischen Arbeiten rühmlich bekannt, dürfte dieses weniger bei dem größeren gebildeten Publikum seyn, zu dessen Nutzen und Frommen hauptsächlich diese Schrift verfaßt ist. Das ganze Werk wird, nach der Anlage, vollendet mehrere Bände umfassen. Vorerst liegt der erste Band vor, welcher zwei Abtheilungen enthält; in der ersten wird der Nutzen und das Bedürfniß der Diätetik durch zahlreiche statistische

Digitized by Google

Nachweisungen über die Lebensdauer der Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen und Außeneinflüssen, von der ältesten bis auf die neueste Zeit abgehandelt; die zweite Abtheilung handelt von den organischen Lebensvorgängen, und man kann diese eine Physiologie der Diätetik nennen. Der Verfasser stellt sich somit in seiner Schrift auf einen andern, die Sache weiter umfassenderen Standpunkt als seine Vorgänger. Während Hufeland in seiner Makrobiotik von dem Wunsche ausging, dem Daseyn der Menschen eine möglichste Dauer zu geben, Hartmann dagegen nicht die Dauer des Lebens, sondern dessen Glückseligkeit für den höchsten Werth gehalten, und Ideler das Prinzip der Diätetik als die Idee der geistig-sittlichen Freiheit als Grundbedingung nach unendlicher Entwickelung der Kräfte des geistig-sittlichen und körperlichen Lebens darstellt und dabei sich keine geringere Aufgabe macht, als die völlige Wiedergeburt des Menschengeschlechts von physischer Seite, um seiner höheren Bestimmung genügen zu können, hat unser Verfasser nicht nur die Bestrebungen und Leistungen aller seiner Vorgänger, sondern auch Alles, was die neueste Zeit, namentlich England, im Felde der Diätetik geleistet, sorgfältig gesammelt und auf seinem ihm eigenthümlichen Standpunkt zu seiner neuen Schöpfung benützt; er weis't dabei die Verhältnisse, welche die längste Lebensdauer der Menschen zu bedingen vermögen, durch statistische Belege, so weit solche nach dem dermaligen Standpunkte der Wissenschaft zu erhalten sind, gründlich und belehrend nach und findet dadurch den Satz bestätigt, „daß in der Wohlhabenheit und der sittlichen Bildung eines Volkes, sowie der einzelnen Menschen, die Bedingungen einer möglicherweise längeren Lebensdauer, sowie die Grundlagen der körperlichen und sittlichen Freiheit derselben gefunden werden." Die körperliche und geistige Gesundheit und Krankheit sind die wichtigsten Fragen für die Menschen und enthalten die Grundursachen von Glück und Unglück derselben. Alle Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit und Erlangung der längst möglichen Lebensdauer, sowie Fernhaltung der Ursachen von Krankheiten, sucht der Verfasser auf klare Weise in fließender, gefälliger Sprache darzustellen. Man erkennt, daß derselbe sich der großen Aufgabe einer Gesundheitslehre vollkommen bewußt ist und es versteht, sich auch dem Laien verständlich zu machen, so daß sein Buch dadurch zum Gemeingut aller Gebildeten, ja selbst zu einer Zierde auf dem Lesetisch der gebildeten Damen gemacht wird. Wir können dieses Buch bestens empfehlen; eine vollständige Beurtheilung des Ganzen behalten wir uns vor, wenn dasselbe vollendet ist.

Müller,
großh. badischer Medizinalrath.

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. December.

Es würde ein Glück für die Menschheit seyn, wenn alle Klassen der Staatsgesellschaft die ihrem bürgerlichen Beruf entsprechende nothwendige Vorbildung erhielten. Alle darauf abzielende Anstalten sind beachtenswerth und verdienen zur Nachahmung empfohlen zu werden. Außer einer hier in schönster Blüthe stehenden Kleinkinderschule haben wir auch seit Anfang dieses Jahres eine besondere weibliche Fortbildungsschule, welche es sich wesentlich zur Aufgabe gemacht hat, gute Dienstboten zu bilden. Bei der Aufnahme entscheidet Alter, Dürftigkeit und sittliches Betragen. Die Anstalt zählt gegenwärtig 30 Schülerinnen, unter denen die meisten älter als 16 Jahre sind. Ein sehr reges Interesse an dieser äußerst gemeinnützigen Anstalt nimmt Hr. Lehrer J. Fölsing dahier, Herausgeber der geschätzten Schrift: „Menschenerziehung" ꝛc., und der sehr empfehlenswerthen „Erziehungsblätter für das Haus und die Kleinkinderschule", worin er uns die Mittheilung des Lehrplanes jener so nützlichen weiblichen Fortbildungsanstalt versprochen hat. Unter den untersten Klassen der Bevölkerung besteht unverkennbar das am lautesten sich kund gebende Bildungsbedürfniß, und da, wo demselben nach Möglichkeit abgeholfen wird, muß man den edlen Menschenfreunden danken, die mit der Lösung einer so schwierigen Aufgabe sich zu befassen den Muth hatten. — Von Seiten der hiesigen Gewerbhalle ist der Plan zu einem Waarenlotteriespiel ausgegangen, welches nach Neujahr stattfinden soll. Hr. L. Speyer, Mitglied des Verwaltungs-Ausschusses, wird dabei seine gewohnte Thätigkeit entfalten und zur Verwirklichung des Spielplanes kräftig mitwirken.

Lied von Thomas Moore.

Wo sollen wir die Scham begraben?
Wo sey geheim dem Blick versteckt
Der Rest, den wir an Namen haben,
Den wir mit unserm Schimpf befleckt?
Ob auch der Tod die Fessel löse,
Wenn auch die Zukunft frei sich hebt,
Weh' dieser Schimpf, der Fleck, der böse,
Sterb' immerhin, was will, er lebt.

War's deßhalb, daß so laut wir riefen
Nach Freiheit, Freiheit durch das Land,
Und zu der Erde Höh'n und Tiefen
Es sennen Wiederhall gesandt?
Zu leben so als feige Sclaven!
Fühlt keinen Schauder, Todten ihr,
Die ihr im Grabe dürfet schlafen,
Wenn auf euch nun wir treten hier?

A.

Programm des Museums.

Freitag, 13. December.

1) Symphonie in D dur (ohne Menuett) von W. A. Mozart.
2) Dritter Vortrag des Hrn. v. Launitz: „Pompeji."
3) Scene und Arie „Ah, perfido!" von L. v. Beethoven, gesungen von Frau Anschütz-Capitain.
4) Großes Klavierkonzert in H moll von J. N. Hummel, vorgetragen von Hrn. Ernst Pauer aus Wien.
5) Lieder für Sopran, gesungen von Frau Anschütz.
   a. „Die stille Wasserrose" von Gustav Schmidt.
   b. „Gute Nacht!" von Franz Messer.
6) Fantasie für Pianoforte-Solo über zwei russische Lieder von S Thalberg, vorgetragen von Hrn. Ernst Pauer.
7) Ouverture zum „Wasserträger" von L. Cherubini.

Der Anfang ist um 6½ Uhr; der Saal (im Weidenbusch) wird um 5½ Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt und von der Töpfergasse aus. Ohne Karte kann Niemanden der Eintritt gestattet und auf Damenkarten können auch nur Damen zugelassen werden. Eintrittskarten à 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Dec. Der Kaiser und die Müllerin, historisches Lustspiel in 1 Aufzuge. Hierauf: Humoristische Studien, Schwank in 2 Abth. von Lebrün.

Samstag, 14. Dec. (Zum Erstenmale): Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 3 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Montag, 16. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum ersten Male): Das Haus Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten von Dingelstedt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 297. Freitag, den 13. December 1830.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Der frühe Morgen fand mich, nach einer schlaflosen Nacht, in freier Luft. Ich ward hin und her geschleudert gleich einem Schiffe, das ohne Steuer umhertreibt; bald ersann ich diesen, bald jenen Plan, um ihn eben so bald wieder für unausführbar zu erklären. Der Verstand rieth mir, jeden Verkehr mit Emilien abzubrechen; das Herz lockte mich auf's Neue in ihre verführerische Nähe.

Meine erste Sorge war, nach Nanny's Zustand mich zu erkundigen. Vielleicht wäre es schicklicher gewesen, dieß durch Samson thun zu lassen; allein die Theilnahme, welche das gemißhandelte Mädchen mir einflößte, trieb mich, sie selbst zu sehen.

Doch dieser Besuch reizte das glimmende Feuer der Eifersucht Emiliens zu lichterloher Flamme auf, und wenn ich bereits früher mit Besorgniß gewahrte, daß diese fürchterlichste aller Leidenschaften ihr nicht fremd sey, so sah ich jetzt, wozu sie meine Braut, auf eine bloße Vermuthung hin, zu verleiten im Stande war. Sie vergaß sich so weit, mich mit den niedrigsten Ausdrücken zu beschimpfen und meine Theilnahme an Nanny's Loos einem heimlichen Liebeshandel mit dieser Sklavin beizumessen. Ich besaß zu viel Gefühl eigenen Werthes, als daß ich mich hätte rechtfertigen sollen. Fruchtlos versuchte ihre Mutter, sie zu beruhigen; das „ira furor brevis" des Horaz war völlig auf sie anwendbar.

Dieser unangenehme Auftritt endete mit der Vernichtung unserer Heirathspläne. Emilie versagte mir ihren Besitz, und obgleich dieß ein unverkennbarer Ausfluß ihrer Leidenschaftlichkeit war, nahm ich dennoch diese meine Verabschiedung dankbar an in dem Gefühle, mit einem solchen Weibe nie glücklich seyn zu können. Arm an Aussichten für mein häusliches Leben, kehrte ich nach Batavia zurück und dachte mir, es stehe im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich, zu einem beständigen Cölibate verdammt, alle die Qualen, die einem solchen Zustande unter einem brennenden Himmelsstriche eigenthümlich sind, würde erdulden müssen.

Der Gedanke, welchen Geerveld — dem die Auflösung meiner Verbindung mit Emilien keineswegs zu mißfallen schien — mir äußerte, als ich ihm den ganzen Hergang der Sache mitgetheilt; der Gedanke nämlich, daß vielleicht die unglückliche Sklavin den Bruch unserer ehelichen Verbindung schrecklich würde entgelten müssen, erregte mir große Besorgniß über Nanny's Loos. Ich ließ unter der Hand durch eine vertraute Person die nöthige Forschung anstellen und vernahm, zu meiner großen Entrüstung, daß Emilie, als ihr die Gewißheit geworden, daß ich keine Schritte zur Versöhnung zu thun gedenke, das ganze Gewicht ihrer Rache auf das Haupt der unschuldigen Sklavin hatte fallen lassen; daß sie das arme Mädchen habe krumm schließen und durch den treuen Handlanger ihrer Grausamkeit mit den fürchterlichsten Martern bedrohen lassen.

Es fehlt mir an Worten, zu beschreiben, wie sehr diese Nachricht mich traf. Ich war meiner Empfindungen nicht Meister, weil ich meine wohlmeinende Vermittelung als den Grund des Leidens der jungen Sklavin betrachtete. Mein Kompagnon schaffte inzwischen Rath: nach gemeinschaftlicher Besprechung mit dem Fiskal beim hohen Rathe, begab er sich selbst nach „Mon Loisio", dem Landsitze des Herrn Duperé, um Nanny von ihm zu erkaufen. Dieser wollte Anfangs nichts davon hören; allein das ansehnliche Gebot, vor Allem aber die geeignete Erwähnung einiger Artikel, auf deren Grund der Fiskal, auf unsere Anklage, eine strenge Untersuchung wegen Mißhandlung einer Sklavin anordnen konnte, machten ihm begreiflich, daß er wohl thue, Nanny mir zu überlassen.

Ich umarmte den alten Praktikus vor lauter Freude, als er mir das Sklavenmädchen zum Eigenthum übergab. Ich hatte jetzt neue Gelegenheit, die Anmuth und den herrlichen Körperbau dieses schwarzen Naturkindes zu bewundern: nie hatte eine Farbige so viel Eindruck auf mich gemacht, und eingedenk der Bitte im Vaterunser: „Führe mich nicht in Versuchung!" welches ich in diesem, die Leidenschaften so stark reizenden Klima stets inniger betete, als im Mutterlande, bat ich Geerveld, Nanny unter sein Hausgesinde aufzunehmen. Mein Kompagnon lächelte zwar über meine Gewissenhaftigkeit, erfüllte jedoch meinen Wunsch.

Wie gut nun auch seitdem meine neue Haushaltung eingerichtet ist, wie lobenswerth auch die alte Diana (eine freigelassene Sklavin Geerevelds) sie führt, wie liebevoll auch alle Sklaven mir dienen: immer fehlt meinem Glücke ein wichtiges Etwas, — es fehlt mir die Gattin!

Mit meiner Unpäßlichkeit bessert es sich nicht; während ich dieß schreibe, bin ich seit zwei Wochen nicht auf dem Komptoir gewesen. Sollte wirklich schon jetzt der Zeiger der Zeit die letzten Gränzen auf der Uhr meines Lebens andeuten?

Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden! Wie frei athme ich, wie lachen die herrlichen Erzeugnisse dieses fruchtbaren Landes mich an! Nie war der kühle Schatten der Riesenbäume mir so wohlthuend als jetzt; nie genoß ich in so reichem Maße

Digitized by Google

die Segnungen der mich umgebenden Natur! Aus einer Krankheit, die tödtlich schien, bin ich zu einem neuen Leben erwacht! Alles Das verdanke ich Dir, liebevolle Nanny. O, schließe mir nicht den Mund, wenn ich Dein Lob verkünde; ich will es hier niederschreiben, auf daß diese Blätter mich daran erinnern, wenn ich jemals undankbar genug werden könnte, es auf einen Augenblick zu vergessen!

Ich hatte mehrere Wochen sehr gefährlich krank gelegen, als ich an einem Mittage das Vermögen, meine Gedanken zu ordnen, in sofern zurückerhielt, daß ich unterscheiden konnte, wer sich bei mir befand. Ich erkannte Nanny, die, an meinem Bette knieend, mich mit größter Sorgfalt bewachte. „Gut Massa, nicht sterben, nicht weggehen, bei Nanny bleib... Nanny lieb hab..." sprach sie in gebrochenem Holländischen, und als ich, zu schwach zum Reden, die Hand ihr reichte, drückte sie einen feurigen Kuß darauf.

Meine Genesung schritt langsam vor, doch war ich bald so weit, daß ich mich fähig fühlte, zu erwägen, was ich Nanny verdankte.

„Sobald Sie ernstlich krank wurden", erzählte Diana, „erschien die junge Sklavin hier, um mir bei Ihrer Aufwartung hülfreiche Hand zu bieten. Ich glaubte dieß jedoch ablehnen zu müssen; da Sie aber keinen Augenblick allein gelassen werden durften und Samson, in Folge des rastlosen Wachens, selbst unpäßlich geworden war, so wurde dieser in die Wohnung Ihres Kompagnons geschafft und ich nahm Nanny zu mir ins Haus. Sie war so sehr zufrieden, daß man hätte glauben mögen, sie gehe zum Feste. Unermüdet wartete sie Ihnen Tag und Nacht auf, und als Niemand es wagte, diesem, durch Ihre bösartige Krankheit angesteckten Hause auch nur von Weitem sich zu nähern, war sie beständig in Ihrem Zimmer und befolgte die Vorschriften des Arztes mit solcher Pünktlichkeit, daß dieser ihr darüber oft seine Zufriedenheit bezeugte. Wie das arme Kind es hat aushalten können, begreif' ich nicht; doch sie blieb immer gleich unermüdet und gönnte sich selbst kaum die unentbehrlichste Ruhe. Kindisch war ihre Freude, als einige Hoffnung auf Besserung sich zeigte; was sie seitdem für Sie that, das haben Sie selbst Gelegenheit gehabt, zu bemerken."

Ja, wohl hatte ich dazu Gelegenheit gehabt, allein diese Bemerkung war zugleich von der Entdeckung begleitet, daß das schöne, liebe Kind mir unentbehrlich geworden, daß ich sie mit allem Feuer eines Orientalen liebte.

Zwar kämpfte der Verstand noch fortwährend gegen diese in meinen Augen unerlaubte Leidenschaft, doch immer schwächer und schwächer: die feurige Leidenschaft siegte über den kalten Verstand.

Wer in meinem kalten und feuchten Vaterlande, wo das Blut, durch Nebel bedrückt, schwerfällig und träge durch die Adern schleicht, den Mund zur Verurtheilung meines Benehmens öffnen will, der muß, bevor er sich dieß gestattet, einige Jahre von Indiens Sonne gebräunt, der muß von einem Mädchen, wie meine Nanny, mit inniger Liebe am verpestenden Krankenlager versorgt und gepflegt worden seyn, damit er einsehen lerne die Wahrheit der Versicherung des weisen Salomo: „Die Liebesgluth ist unbesiegbar wie das Grab; ihre Kohlen sind feurige Kohlen!"

Nanny zählt jetzt fünfzehn Jahre und steht dort vor mir in voller Blüthe jungfräulicher Schönheit. Ja, Nanny, Du bist in der That unwiderstehlich! Leicht, wie die Gazelle, ist Dein Tritt, wenn Du, gleich einem spielsüchtigen Kinde, um mich her tändelst und hüpfest und Deine Liebe zu mir aus jeder Deiner Bewegungen spricht. Unwiderstehlich bist Du, wenn, inmitten der Abendschatten, die uns umgeben, die malayischen Minnelieder mir in die Ohren ertönen, die der treue Samson Dich singen lehrte. Sie sind mir lieblichere Musik, als die herrlichste Komposition eines Rossini, eines Meyerbeer!

Mein kleines Hauswesen habe ich dergestalt eingerichtet, daß Nanny dessen Seele und Leben bildet: sie ordnet und leitet Alles und zwar so freundlich, daß die alte Diana es nicht einmal fühlt, wie ich ihr eine Herrin gegeben. Es entzückt mich, wenn ich in Nanny's schönem Herzen lese, wie sehr die Natur die Keime reinster Tugend hineinsenkte. Ich begann mit Entwickelung ihrer Geisteskräfte; es ist mir eine Erholung, ihr Lehrer zu seyn; sie ist immer fleißige, aufmerksame Schülerin, doch nie aufmerksamer, als wenn ich ihr vom großen Schöpfer des Weltalls, von seiner Allmacht, Weisheit und Güte erzähle, und sie nun allmälig Eindrücke empfängt von der Gottesverehrung, wie Jesus selbst sie einst den Sterblichen verkündete. Indessen habe ich nicht recht Frieden mit mir selbst darüber, daß der priesterliche Segen uns nicht vereinigt hat. Wenn ich mit dem alten Geerveld davon rede, lacht er mich aus und sagt, „man sey schon sehr brav und fromm, wenn man die Sklaven so behandle wie ich, und es widerstrebe dem socialen Vertrage, einer Sklavin die Rechte einer freien Frau zu schenken."

Trotz alle Dem will es mir nicht einleuchten, daß dieß recht sey. Sind ja doch alle Menschen Gottes Kinder, die Schwarzen so gut wie die Weißen, und ist Nanny durch unmenschliche Gesetze, welche gestatten, daß ein Mensch den andern wie ein Lastthier verkauft, eine Sklavin geworden, so ist sie die meinige, und ich besitze eben so sehr die Macht als den Willen, sie frei zu machen. Es ist sonderbar, daß sie selbst nichts davon hören will und immer sagt, sie wolle nicht frei seyn, so lange sie mir angehöre. Es scheint, als ob das liebe Kind fürchte, ihre Freiheit werde sie von mir entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Bettler.

Seht dort den Greis,
Das Haar schneeweiß,
Mit einem Kreuz die Brust geschmückt,
Wie steht er zitternd und gebückt!
Als Jüngling stritt er muthig, unverdrossen,
Für's Vaterland hat er gekämpft, gedarbt,
In mancher Schlacht ist wohl sein Blut geflossen —
Vergessen ist's — die Wunden sind vernarbt!
Jetzt steht er da, krank, bleich und blind,
Zur Seite ihm sein Enkelkind,
Und bittet zitternd, bittet leis'
Um ein Geschenk, der blinde Greis!
Da kommt ein Häscher, packt die Armen:
„Ihr schlechtes Lumpenpack, Ihr wißt
Daß Betteln hier verboten ist,
Marsch, fort mit Euch!" — Und ohn' Erbarmen
Schleppt er sie Beide ins Gefängniß fort.
Wie auch das Kindlein fleht mit süßem Wort:
Es wird der Greis mit silberweißem Haupt
Der Freiheit — seines einz'gen Guts — beraubt.

Seht dort das Weib
Mit dürrem Leib,
In Lumpen elend eingehüllt,
Des tiefsten Jammers sprechend Bild.

Digitized by Google

Zwei theure Söhne waren ihre Stütze,
Sie mußten Beide fort in Krieg und Schlacht,
Und hatten in des wilden Kampfes Hitze
Dem Vaterland ihr Leben dargebracht.
Jetzt, wo die Aermste nichts mehr hat,
Jetzt schlicht sie, abgezehrt und matt
Von Haus zu Haus an ihrem Stab'
Und fleht um eine milde Gab'!
Da kommt ein Häscher, packt die Arme:
„Ist Dir nicht, schlechtes Weib, bekannt,
Daß Du nicht betteln sollst im Land?
Marsch, fort mit Dir!" — „Daß Gott erbarme,
Habt Mitleid, Herr, seyd gütig, laßt mich geh'n!"
Vergebens aber ist ihr heißes Fleh'n:
Es wird die Alte mit dem grauen Haupt
Der Freiheit — ihres einz'gen Guts — beraubt.

Den Mönch seh'n hier
Von Thür zu Thür
Mit seinem vollen Säckel geh'n,
Und für sein reiches Kloster fleh'n.
Er ist so kräftig, in den besten Jahren,
So wohlgerundet, gleich wie die Tonsur,
Er kennt des Lebens Noth nicht und Gefahren,
Er betet, bettelt, ißt und trinket nur.
An jeder Thür wird er beschenkt,
Weil Alles an den Himmel denkt,
Fest glaubend, daß man, wenn man stirbt,
Dadurch sich ew'ges Heil erwirbt.
Kein Häscher naht sich ihm, man zieht die Mütze
Vor diesem Gott ergeb'nen Kuttenmann,
Und Alles schauet ihn voll Ehrfurcht an,
Er ist ja unsr'er heil'gen Kirche Stütze!
Die hat einmal das Privilegium
Zu betteln, wie sie immer mag, darum
Wird auch der Mönch mit dem geschornen Haupt,
Der Freiheit nicht, wie jenes Pack, beraubt.

R. E.

Ein Brief Gottfried Kinkel's aus der Zelle in Spandau.

In der „Weser Zeitung" veröffentlicht gegenwärtig Adolf Stahr Briefe von Kinkel aus der Gefangenschaft. Schon die Bewunderung für die ungebrochene Geisteskraft des gefangen gewesenen Dichters, die so frische Blüthen auch an der öden Kerkerwand unter dem eisernen Druck einer mechanischen, geisttödtenden Arbeit emporzutreiben vermochte, würde eine weitere Verbreitung dieser Briefe verlangen. Was uns an dem einen, der hier mitgetheilt werden soll, besonders anzieht, sind einige merkwürdige Gedankenblitze über jenen westlichen Zug der Kultur und des Völkerverkehrs, den wir durch Erschließung der Westküste Amerika's, namentlich Kaliforniens, und die allmälige Belebung des stillen Weltmeeres gegenwärtig in raschester Entwicklung und jetzt eben hauptsächlich über das weitgedehnte Amerika hinschreiten sehen.]

Der Brief lautet:

„In Genua hat einst ein Gegensatz mir unauslöschliche Eindrücke gegeben. Alle Paläste auf den großen Palaststraßen, Alessios erfindungsreiche Schöpfung, haben einen engen, dunkeln Eingang. Aus ihm, wie aus einem Rahmen, schaut man dann in die sonnenbeleuchtete Marmorpracht des Hofes mit seinen orangenbesetzten Galerien. Ganz so blicke ich aus der Dämmerung des Kerkers in die glanzvoll herandringende Zukunft der Menschheit. Du weißt, daß mir der Blick des Propheten gegeben ist, nicht durch träumerisch visionäre Anschauung, sondern durch Zusammenschauung aller Weltverhältnisse, wie sie durch ruhiges Forschen uns klar werden. Ich lasse den ganzen politischen Zwergenkampf Europas aus dem Spiele, und betrete das jedenfalls censurfreie Zukunftgebiet ganzer Welttheile. Die Physik lehrt, daß Elektrizität und Galvanismus nur dann ihre gewaltigen Ströme wirksam ergießen, wenn die Kette geschlossen, der Kupferpol dem Zinkpol genähert wird. Vom Herzen strömt alles Blut; es würde aber sofort stocken, wenn es nicht durch andere Adern zum Herzen zurückgeleitet und im Kreislauf getrieben würde. Im Leben der Menschen fehlte bis heute dieser Kreislauf. Europa strömt seine Kultur-Elemente nach Nordamerika ab, aber es empfängt von dort keine Rückwirkung. So wichtig Amerika ist, kann in ihm das letzte Ziel der Kultur nicht liegen. Amerika mag in den Vereinigten Staaten jetzt 20 Millionen Menschen haben, also auf dem ungeheuren Gebiet so viel, wie vom Main bis an die Nordsee wohnen. Es hat nur Zweidrittel so viel Menschen wie Frankreich. Die bei weitem größten Menschenmassen hat Asien. China hat mit seinen Nebenreichen etwa zehnmal so viel, als die (nordamerikanische) Union. Hundert von Millionen gehören zum Centralreich des Dalai Lama; Ostindien ist fabelhaft volkreich. Alle diese Völker *) ruhen, weil eben der elektrische Strom der Kultur sie noch nicht durchzieht. Es war nämlich bisher ein todter Fleck auf Erden, den jener Strom nicht zu durchbrechen vermochte. Dieser Fleck war die ungeheure Westküste von Nordamerika, von Kalifornien bis oben zu den russischen Besitzungen auf dem nordamerikanischen Festlande bei Neu-Archangelsk. Diese Küste ist herrliches Land. Sie ist viel wärmer als die gegenüberliegenden von Boston und New-York, und hat doch im Süden nichts von der fiebernden heißen Sumpfluft, die der untere Mississippi über die Carolinen und Louisiana ausbreiten. Alle Westküsten der großen Kontinente theilen diese Aehnlichkeiten. Aber dieser ganze Strich lag wild, denn von Osten her, von New-York und New-Orleans, trennen ihn endlose Wälder und Bergzüge, von noch wilden Indianern bewohnt, und nach Westen dehnt sich der weite stille Ocean. Man mußte von Europa aus erst ganz Afrika, und dann ganz Ostindien umfahren, um dann nach abermals langer Fahrt in Kalifornien anzulangen. Dazu kam, daß die Spanier bis jetzt Herren des kleinen angebauten Küstenstrichs im Süden durch elende Verwaltung Alles einschlafen ließen. Nun aber arbeitet die Geschichte schon ein Jahrzehend hier ganz im Stillen auf ein Ziel los, das an Wichtigkeit der Entdeckung Amerika's gleichkommen wird. Du erinnerst Dich wohl noch des heftigen Streites über das Oregongebiet: er wurde so entschieden, daß die Amerikaner, ohnehin thätsächlich durch kühne Squatterei im Besitz, endlich diesen Strich vertragsmäßig erhielten. Mit amerikanischer Raschheit wird nun hier die Kultur die Thäler des Oregon- und des Kolumbiaflusses hinabschreiten und am Strande dieses Meeres Fuß fassen. Nun kommen aber wo große Weltveränderungen eintreten sollen, stets mehrere auf einen Punkt hinwirkende, sonst scheinbar getrennten Ursprüngen entstammende Begebenheiten zusammen. Die Amerikaner kriegten mit Mexico. Es handelte sich um Texas; aber das Ende war, daß jene nach dem Siege auch Kalifornien gewannen, ohne dessen Bedeutung zu ahnen. Da mit einem Mal, nachdem durch die wunder-

*) Das eigentliche China hat auf 73,000 Quadratmeilen 215 Mill. Einwohner, also auf eine Q.-Meile 3000 Einw.; es gibt aber größere Bezirke, worin auf jede Q.-Meile 20—30,000 Einw. kommen. Ostindien hat auf 50,000 Q.-Meilen 143 Mill. Einwohner. Anm. d. R.

Digitized by Google

samste Fügung diese Entdeckung bis auf den rechten historischen Moment verspart war, wird Kaliforniens unerschöpfliches Gold entdeckt. Denn unerschöpflich ist es; was man bisher fand, ist bloße Abwaschung, und in's Unermeßliche wird die Produktion gehen, wenn nur erst regelmäßiger Bergbau in der Sierra Nevada beginnt, der der Sacramentofluß entströmt. Mit dieser Einen Begebenheit ist diese ganze Küste in lebendige Erregung gebracht. An die Stelle der wüsten und räuberischen Goldgier wird sehr bald ruhige Bodenkultur treten, und das Gold selbst wird es sehr leicht machen, eine Eisenbahn durch das ungeheure Festland von Nordamerika zu leiten. Während wir sonst dreiviertel Jahre bis dahin segelten, gehen wir dann in 14 Tagen zur See nach New-York (das leisten wir schon jetzt mit guten Dampfbooten), und in höchstens 3—4 bis an den stillen Ocean! Dieß alles wäre für sich unwichtig! Nun aber wird sofort auch die Wirkung auf die gegenüberliegende Küste beginnen: Japan, China, die hinterindischen Reiche werden in die Bewegung hineingerissen; der goldene Schlüssel öffnet mit seiner geheimnißvollen Macht alle gesperrten Handelsthore. Das erste in Monterey selbst gebaute Schiff, das hinüber nach Kanton mit Gold fährt, und chinesische Tuch- und Seidenstoffe zurückführt, ist dem elektrischen Funken zu vergleichen, der die zerrissene Menschheit zusammenkettet. *) Mit dem Golde im Bunde geht die Macht des Wasserdampfes. Wir arbeiten nicht wie das Reformationszeitalter bloß mit der Presse, mit bloßen Ideen, die wir über die Welt streuen — nein! wir tragen den ideenerfüllten Menschen selbst in ganzen Massen auf den jedesmaligen Schauplatz der Thätigkeit. Die Eisenbahn ist ein so furchtbar welteroberndes Prinzip, daß jedes Volk fühlt, es müsse in seinem Gewerbsleben untergehen und verhungern, wenn es sie nicht bei sich einführt; und wo sie einmal besteht, da bringt sie mit den Leibern auch die Geister sofort in Bewegung. Nun ist eben durch die Eisenbahn Raschheit des industriellen Handelns ein Charakterzeichen unserer Tage geworden. Bedenken wir, daß erst 1829 Stephenson die erste Lokomotive auf einer Eisenbahn laufen ließ, und zwanzig Jahre später fahren wir von Krakau nach Havre, vom Mittelmeer bis zur Ostsee! Nun sind die großen, geldverschlingenden Bahnen in Europa ungefähr ausgebaut. Wohin sollten nun bald die Kapitalien sich wenden? Der Gedanke ist gar nicht so chimärisch, daß der Riesenbahn durch Nordamerika die freilich noch gewaltigere durch Asien, von Kanton bis Smyrna nachfolgen wird. Aber ist das auch nicht, so ersetzt schon die Dampfschifffahrt von Ostindien durchs rothe Meer und die beabsichtigte Eisenbahn über die Landenge von Suez einigermaßen den Schluß der Kette. — So bereitete sich denn im riesigen Maßstabe ein Rückfluthen des menschlichen Lebensblutes vor, dessen Resultat die neue Kolonisirung und Bevölkerung des prächtigen Vorderasiens, ein Aufblühen Aegyptens, Palästinas und Kleinasiens unter europäischer Gesittung seyn wird. Ist so die Kette geschlossen, nimmt erst der elektromagnetische Gluthstrom seinen Lauf, dann werden in ihm die alten Weltverhältnisse schmelzen, sowie vom Lavastrom rechts und links die erlöschenden Stücke absinken. Dieß ist die nächste Zukunft der Menschheit, und je mehr sie heranrückt, desto rascher wird man einsehen, daß der Menschen auf Erden für all das vorhandene, dann zugänglich werdende Land noch viel zu wenig sind, und kein armes Elternpaar wird seufzen, wenn ihm ein neues Kind geboren wird, sondern Kinder werden wieder für einen Gottessegen und einen Reichthum gelten. Denn jede Kraft wird Spielraum finden auf der weiten schönen Erde. Und den ersten Andrang davon wird noch das lebende Geschlecht erblicken. Mich aber haben solche Blicke in diesen Wochen inmitten meines Kerkers wundersam getröstet und gestärkt."

*) Der Verkehr mit und die Auswanderung aus China nimmt nach allen Berichten, namentlich den neuesten, in Californien in erstaunlich schneller Weise zu. Anm. d. R.

Mannichfaltigkeiten.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter den Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja sie gewahren ihn nicht.

Börne sagt: Frankreich ist das Zifferblatt Europens; hier sieht man, welche Zeit es ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht.

Korrespondenz.

Köln, 11. December.

Der Gesang-Chor des Berliner Domes, bestehend aus circa 30 sechzehn bis achtzehn Jahre alten Mitgliedern, hat auf seiner Retourreise von London, wo er bekanntlich mit hervorragendem Erfolge auftrat, auch hier in der Casinogesellschaft ein Konzert für unseren Dom gegeben. Die Leistungen dieser jungen Künstler haben unsere ersten Musikkenner enthusiasmirt, da sie die schwierigsten Stellen der ersten Compositionen mit außerordentlicher Präcision executirten. Das Konzert war, trotz mehrerer nachtheiligen Nebenumständen, recht besucht. Als Curiosum mag angeführt werden, daß ein Musikdirektor in Oxford in einem Zeugnisse, welches er dem Direktor des Berliner Gesang-Chores ausstellte, den Sarastro in der Zauberflöte als den Componisten der Zauberflöte bezeichnet.

Kunstnotiz.

Frankfurt, 6. December.

Dem Pianisten Hrn. Charles Voß, der bekanntlich seit geraumer Zeit in Paris lebt und dort an neuen Compositionen arbeitet, ist eine eigenthümliche Auszeichnung zu Theil geworden. Der Musikalienhändler Bernard, Besitzer der größten Verlagshandlung in Petersburg, hat eines der Voß'schen Themen (Op. 103. Nr. 1), welches in Petersburg Sensation macht, variirt und, als Phantasie bearbeitet, in seinem Verlag herausgegeben und dem Componisten gewidmet.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Dec. (Zum Erstenmale): Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Sonntag, 16. Dec. (Neu einstudirt): Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten von Cosmar. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Hans und Geele, Genrebild in 1 Akt. Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, eine Hampelmanniade in drei Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Bohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 298. Samstag, den 14. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Vor einigen Tagen habe ich meinem alten Freunde und Kompagnon die Augen zugedrückt; wenige Menschen sterben so ruhig und gelassen wie dieser brave Mann; was er mir war, werde ich nimmer vergessen. Sein Leben war mir zum Segen: von dem Augenblick an, wo ich sein Komptoir betrat, lächelte das Glück mich an; auch bei seinem Sterben erfuhr ich, daß er meiner in Freundschaft eingedenk gewesen: aus einem wohlhabenden Mann bin ich in Einem Augenblick, Dank sey seinem letzten Willen! ein reicher Grundbesitzer geworden; doch auch die entfernten Verwandten, welche Geerveld in Europa hat, sind nicht übergangen, und mancher Vetter, manche Nichte werden staunen über den ansehnlichen Nachlaß des ehrlichen Advokaten. An ihm sieht man, wie auch hier das Sprichwort gilt: „Ehrlich währt am längsten!“ — Möchten Viele, die bloß hierher eilen, um durch Unrecht und Raub Schätze zu sammeln, an ihm sich spiegeln; möge er mir stets zum Antrieb gereichen, fortzufahren, wie ich begonnen, damit auch an den Früchten meines Fleißes nie die Thräne eines Unglücklichen klebe: denn solche Thränen — wahrlich! sie müssen schwer wiegen in der großen Stunde der Vergeltung!

Vaterland! o Vaterland! wie stark, wie unauflöslich sind die Bande, mit denen Du uns fesselst! — Jahre sind entschwunden, seitdem ich, ein Jüngling ohne Vermögen, ohne Aussichten, Deinen Gefilden Lebewohl sagte. Die Theuren, die ich, bei meinem Abschiede, Dir hinterließ — sie sind entschlafen, oder haben mich vergessen; nur aus den Tageblättern erfahre ich, was innerhalb Deiner Gränzen sich ereignet, und dennoch bist Du stets noch nahe meinem Herzen! Von Dir verstoßen, fand ich in diesem, von der Natur so freigebig gesegneten Lande, Wohlfahrt, häusliches Glück, wohlmeinende Freunde. Als Du für Deinen Sohn kein Brod hattest, da ward ihm hier ein Wirkungskreis eröffnet, in welchem er, nicht ohne Nutzen zu stiften, arbeitete; und dennoch wühlt in seiner Brust ein rastloses Sehnen, diesen Zufluchtsort zu verlassen und die Fluren, auf denen er als Kind spielte, wo er als Jüngling durch verständige Männer seine Bildung empfing, wo seiner theuern Aeltern Asche ruhet, wiederzusehen!

Und was ist's, das ihn abhält, diesem rastlosen Sehnen Gehör zu schenken? Ist es das Meer, das von Dir ihn trennt? Seinen Stürmen hat er trotzen gelernt. — Etwa die mit seinem Amte verbundenen Geschäfte? Hat er denn nicht bereits Anordnungen getroffen, diese einem Andern zu übertragen? — Oder ist es das Band, was an seine Nanny ihn fesselt? Ja, gewiß, das ist es, was mich zögern läßt, Batavia zu verlassen und das geliebte Niederland wieder aufzusuchen.

Jedesmal verbanne ich aus meinem Geiste den Wunsch, abzureisen, wenn ich bedenke, was es Nanny kosten würde, mich zu entbehren; sie, die gänzlich in mir und durch mich lebt und deren Daseyn mit dem meinigen gleichsam ineinander verwebt ist. — Doch, was hindert sie, mich zu begleiten? Der feste, der unwiderrufliche Entschluß, diesen Ort nie zu verlassen. „Ich weiß, was mir geziemt, lieber Meister!“ sagte sie noch unlängst; „Du hast Dir nicht umsonst so viele Mühe gegeben, meinen Verstand zu entwickeln und auszubilden; nicht vergebens mir Deinen Gottesdienst eingeprägt; meine Bestimmung ist, Dich zu verehren als meinen Herrn, Dir mit Liebe und Sorgfalt zu dienen — höher reicht sie nicht. — In meinem Stande erfülle ich meine Aufgabe mit Ehre: anderswo würde ich mich über mich selbst schämen. Du hast mich hier unaussprechlich glücklich gemacht: da drüben, im Lande der Weißen, würde man die schwarze Nanny verachten; dort würde die kalte, feuchte Luft die geringe Schönheit, die ihr noch geblieben, welken; dort würde ich Dir zur Last, mir selbst zum Verdruß seyn. Dein Verlangen nach dem Vaterlande ist natürlich; die Liebe zu mir darf Dich nicht hindern, diesem Verlangen zu folgen; Du hast dem armen Sklavenkinde Jahre des Glücks geschenkt, und wenn auch Nanny's Herz bei Deiner Abreise bräche: die Lehre, in der Du sie unterwiesest, wird ihr Kraft schenken, dieses Leid muthig zu ertragen. Hinterlasse Nanny nur so viel, daß sie sorgenfrei leben kann; das Bewußtseyn, daß Du fern von ihr ein Glück genießest, was dieß für Dich fremde Land Dir nicht zu schenken vermag, wird ihr Kraft verleihen, sich über Deinen Verlust zu trösten.“

„Ach, Nanny“, entgegnete ich, „Du weißt nicht, was es mich kosten würde, Dich zu verlassen!“

„Das weiß Nanny wohl, lieber Meister“, fuhr sie fort, mit Mühe die Thränen verbergend, die in ihren schönen Augen sich sammelten, „das fühlt sie in dieser Stunde mehr denn jemals; — aber Du darfst Dich durch das Gefühl nicht abhalten lassen, dahin zu gehen, wohin Pflicht und Vaterlandsliebe Dich rufen. Ein neuer Wirkungskreis harrt Deiner jenseits des Oceans; die Luft, die man dort athmet, würde mir tödlich seyn, in Deine Adern hingegen neue Lebenskraft gießen; unter den Töchtern Deines Landes, an Farbe wie an Bildung Dir gleich, wirst Du ein Weib, das Deiner würdig, finden; der Stamm, der hier auszusterben droht, wird dort in üppigen Zweigen blühen, und Nanny wird sich glücklich fühlen, wenn ihr guter Herr auch dort noch zuweilen ihrer gedenkt und, zum Beweise seiner Freundschaft, ihr von Zeit zu Zeit seine Erlebnisse mittheilt.“

Digitized by Google

Wie sehr diese Sprache mich auch rührte, fühlte ich gleichwohl all das Verständige ihrer Vorschläge. Mehrmals hatten Williams und andere, früher ins Vaterland heimgekehrte Freunde in dem nämlichen Geiste zu mir gesprochen. Es mußte ein Entschluß gefaßt werden, und ich beschloß — nach Europa zurückzukehren.

Kaum war dieß Vorhaben zur Reife gediehen, als ich die nöthigen Anordnungen traf, um Nanny auf immer dem Sklavenstande zu entreißen und ihr in dem bisher von uns bewohnten und seit Geerveld's Tode mir zugehörigen Häuschen ein ruhiges, sorgenloses Leben zu sichern. Auch Diana und Samson versorgte ich pflichtgemäß, zum Lohn für ihre treuen Dienste; doch Erstere erbat es sich als eine Gunst, in Nanny's Dienst bleiben zu dürfen. Samson sollte sein Vaterland Sumatra wieder aufsuchen.

Dem Manne, der mehrere Jahre hindurch mein erster Kommis gewesen, habe ich mein Komptoir und zugleich die Verwaltung meiner Güter übertragen und nicht vergessen, ihm ans Herz zu legen, Nanny stets mit Rath und That beizustehen.

Der Augenblick ist erschienen, wo ich die letzten Zeilen in dieses Tagebuch schreiben werde; morgen fährt das Schiff ab, das es meinem Freunde Williams überbringen soll. Es wird alsdann wenigstens Jemand in Europa seyn, der von meinen Begebenheiten während meines Aufenthalts in Ostindien Kenntniß erhält und der, wenn ich, wie so Viele, auf der Rückreise sterben möchte, im Stande seyn wird, die hiernach folgenden Anordnungen zur Ausführung zu bringen.*)

Nicht ohne Angst sehe ich dem Augenblick meiner Abfahrt entgegen, obgleich Nanny sich alle Mühe gibt, ruhig und gelassen zu scheinen. Sie besitzt große Seelenstärke und weiß, was sie sich als Pflicht vorschreibt, männlich auszuführen. Gott gebe, daß ich mich nicht kleinmüthiger zeige als sie!

XI.

Der Erbe.

Mein Tagebuch hatte die gewünschte Wirkung nicht verfehlt; meine Großtante sowohl als Elise waren überzeugt, daß man mich schändlich verläumdet hatte, um so mehr, als die inzwischen eingegangenen Nachrichten von Familien, welche sich gleichzeitig mit mir in Indien aufgehalten hatten und nach denen man in dem handelsreichen Amsterdam nicht lange suchen durfte, ebenfalls ganz zu meinem Vortheil ausgefallen waren. Selbst Gläser's schändlicher Brief war mir nunmehr günstig, da er mich schneller, als dieß sonst der Fall gewesen wäre, das Ziel meiner Wünsche erreichen ließ. — Elise gab meiner Bitte um ihre Hand Gehör auf eine Weise, die mich überzeugte, daß die Entdeckung meines Reichthums durchaus keinen Einfluß darauf ausgeübt habe. Mein früheres Verhältniß zu Nanny war der Hauptanstoß; allein ich war glücklich genug, sie zu der Einsicht zu führen, daß ich nach den Umständen nicht anders hatte handeln können.

Meine Großtante schrieb eigenhändig an Elisen's Vormund, um ihn zu überzeugen, daß er hinsichtlich meiner im Irrthum sey; doch der Elende, — wie sich später ergab, durch van Heule bestochen, — widersetzte sich fortwährend unserer Verbindung und wußte es durch heimliche Intrigue so weit zu bringen, daß der zusammen berufene Familienrath die erbetene Zustimmung zu derselben geradezu verweigerte. Wie sehr auch diese Beleidigung mich kränkte, so blieb uns doch nichts übrig, als Elisen's Großjährigkeit, welche in acht Monaten eintrat, abzuwarten.

Während dessen nöthigte mich ein Unfall, der einem für meine Rechnung befrachteten Schiffe zugestoßen war, nach Toulon zu reisen, um zu verhüten, daß mir durch die Unredlichkeit des Kapitäns, der mit Avarie dort eingelaufen, bedeutender Schaden zugefügt würde. Ich trat daher meine Reise an mit dem festen Vorsatze, bald möglichst zurückzukehren; allein meine Abwesenheit währte fünf Monate.

In dem Briefe, welchen ich auf der Rückreise von Elisen empfing, meldete sie mir, daß unsere gute Großtante durch plötzliche Abnahme ihrer Kräfte ihrem Ende zu nahen scheine; sie theilte mir ferner mit, die Tante habe ihr geäußert, daß sie in ihrem Testamente Elisen reichlich bedacht und mich zu ihrem Testaments-Exekutor ernannt habe. Liebe und Pflicht trieben mich daher zu verdoppelter Eile an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese, als das Testament des Herrn Moons enthaltend, durften wir hier nicht veröffentlichen.

(Anm. der Red. des Nedal-Magazyn.)

Deutsche Auswanderung und Socialdemokratie,

von Nordamerika aus betrachtet.

Die Erwartungen der Europamüden in Bezug auf das gelobte Land jenseits des Weltmeers werden diesseits desselben häufig durch unwissende oder befangene Rathgeber irre geleitet und bald zu übertriebenen Hoffnungen gesteigert, bald zu grundloser Muthlosigkeit herabgestimmt. In beiden Fällen — im einen früher, im andern später — leiden die unerläßlichen Bedingungen eines neuen Lebens: Lebensmuth und Thatkraft der Auswanderer, unter dem Einflusse solcher irregeleiteter Ansichten und Stimmungen. Deßhalb sind Nachrichten und Anschauungen aus Nordamerika selbst, sofern ihre Quellen bekannt sind, den europäischen Fernsichten vorzuziehen. Aus diesem Grunde theilen wir hier einige Aeußerungen der demokratischen „New-Yorker Staatszeitung" über die rubricirten Gegenstände mit:

I.

Die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten hat in den letzten Jahren, namentlich seit der Februar-Revolution, eine überraschend große Zunahme erhalten, und freudig muß es dabei anerkannt werden, daß eine tüchtige Intelligenz, daß eine geistige Kraft hier eingebürgert wurde, welche zunächst für die Stellung der Deutschen in der Union, künftig aber auf diese selbst, einen höchst wohlthuenden Einfluß äußern muß. — Es sind eine Masse mehr oder weniger gebildeter Männer mit und ohne Familie, welche unzufrieden mit dem Bestehenden oder furchtsam wegen des ungewissen Zustandes in Europa, hier einwanderten, es wurde aber namentlich eine große Menge braver Männer, die redlich in ihrem Streben und consequent in revolutionärer Folgerung sich mit Schwert und Feder, mit Herz und Mund an dem Freiheitskampfe betheiligt hatten, durch den scheinbar augenblicklichen Sieg der Reaction, gezwungen, in das Asyl der Menschheit, in unsere Republik zu flüchten. Daß sich unter den Letzteren viele Sprudelköpfe, viele Revolutionäre von Handwerk, viele Schwärmer mit unfruchtbaren Weltverbesserungs-Ideen und viele Bummler befinden, welche sich sämmtlich unsere Republik als das Eldorado oder das Faulbett der Menschheit träumten, unterliegt kaum einem Zweifel, und sonderbar lächerlich ist es dabei, wenn mehrere von diesen sich noch auf dem europäisch-revolutionären Boden glauben und ihren alten Kampf fortsetzen wollen, ohne sich der — ihnen gehässigen — Arbeit zu unterziehen, wenigstens in etwas sich mit Sprache, Sitte und Gesetz, mit den nothwendig bedingenden Verhältnissen ihrer neuen

Digitized by Google

Heimath, bekannt zu machen und den Organismus der politischen Entwickelung der Vereinigten Staaten kennen zu lernen. So viel ehrende Ausnahmen wir immerhin dabei machen müssen, so sehr ist es erforderlich, gewisse Herren, die stets über deutsche Gelehrte spotten und den Pedantenzopf als einen Fächer benutzen, um ihre Stellung zu bewedeln, daran zu erinnern, daß sie mit ihren überstürzenden Ansichten eben so unfruchtbar anmaßend, eigensinnig und oft verschroben sind, als nur immer ein Professor betitelter Stubenhocker in Deutschland sich lächerlich gemacht hat. — — —

Von den deutschen Einwanderern, welche wir innig begrüßen müssen, gehen die Bemittelten nach dem Westen, um Landbauer zu werden. Ihre geistige Kraft und neu gewonnene Weltanschauung wird dort einen geeigneten, glücklichen Wirkungskreis finden. Die unbemittelten Einwanderer sind meist tüchtige Handwerker und finden in den größeren Städten ein wenigstens für den Augenblick gesichertes Unterkommen. Diejenigen, welche kein Handwerk verstehen, dieß oft in Europa so obenhin und sich untergeordnet betrachteten, sind gezwungen, sobald ihre geistigen Mittel nicht zur praktischen Thätigkeit geeignet sind, irgend eine körperliche Beschäftigung zu treiben, und dabei müssen sie eine oft sehr bittere, oft auch wohlthuend wirkende Schule durchmachen. Viele werfen sich auf die Presse und benutzen jede Möglichkeit, mit ihrem Unmuth, ihrer einseitigen Stellung und ihren gehässigen Persönlichkeiten das Publikum zu langweilen, oder den kleinen skandalliebenden Theil desselben abzufüttern. Wir werden darauf in einem andern Artikel zurückkommen.

Den wesentlichsten Vortheil, welcher den Deutschen hier und überhaupt der Union durch die Einwanderung erwächst, bildet die reiche Zahl tüchtiger Lehrer und Aerzte, die wir namentlich in jüngster Zeit erhalten haben. Es finden diese hier das glücklichste und dankbarste Feld ihrer Thätigkeit und wir werden nicht unterlassen, sie an ihre große Aufgabe zu mahnen und sie in ihrem Streben zu ermuntern.

II.

Um das Rhinoceros zu seh'n,
— — Beschloß ich auszugeh'n.

In manchen deutschen Blättern der Vereinigten Staaten, namentlich in denen, die ihrem Patentmaschinen-Urtheile nicht grade ein gründliches Studium des socialen und politischen Lebens hier zu Lande vorausgeschickt zu haben scheinen, hören wir jetzt viel von Social-Demokratie sprechen. Mit einer Ausdauer, auf die wir uns viel zu Gute thun, haben wir geharrt und gespäht, ob die neue Weltweisheit auch einmal dociren werde, was die umnachteten Republikaner Amerika's nicht bloß im uneigentlichen, sondern auch im eigentlichen Sinne darunter zu verstehen haben, welche Vorzüge die Socialdemokratie vor der simplen Demokratie voraus hat, in wie weit die Constitution der Vereinigten Staaten nach Socialdemokratie riecht, um genießbar zu seyn u. s. w. — Denn wir konnten uns nicht entschließen, zu glauben, daß Socialdemokratie ein bloßes Katchwort, ein der deutschen Titelsucht auf versteckte Weise schmarotzender Wohlklang seyn soll, der mit scharfen und breiten Lauten lang und ausländisch, folglich schön ist.

Leider hat es noch keinem der socialdemokratischen Himmlischen gefallen, sich aus seinen höhern Regionen einmal in diese irdische Wirklichkeit herabzulassen und uns ohne Floskelschmuck zu sagen, was er über obige Punkte weiß; doch haben wir von den Hymnen dieses hohen Sphärenchors dann und wann eine Strophe aufgeschnappt, deren Mittheilung wir unsern Lesern nicht länger vorenthalten dürfen.

Manchmal stimmte der socialdemokratische Chor die communistische Tonart mit unbedeutenden Variationen an; es klang uns wie: ich habe nicht, du hast nicht, also müssen wir Beide haben; denn auch ich bin in Arkadien geboren. Zu andern Zeiten schien es sich nicht um dergleichen Subtraktion- und Divisions-Exempel zu handeln, vielmehr klang die Melodie etwas fourieristisch und pries das glückliche Menschengeschlechtsvieh, welches sich auf Regiments Unkosten mästet. Ein andermal schien wieder das Bocksbein eines Philosophen, dem sein verluderter Lebenswandel die Courage einflößte, jeden Gottesbegriff rein wegzublasen, für eine socialdemokratische Posaune gehalten zu werden oder gelten zu sollen. Dann kam auch ein Triumphgesang über den socialdemokratischen Sieg der Arbeiterbewegung. Dieß ist gegenwärtig der am öftersten benutzte Tonschlüssel, und wird es wahrscheinlich bleiben, bis neue Componisten auftreten.

In wie weit es mehr als demokratisch, sondern sogar socialdemokratisch ist, wenn sich die Arbeit von dem Drucke des Kapitals, oder vielmehr des Credits zu befreien und die ihr gebührende Gleichberechtigung zu gewinnen sucht, vermögen wir nicht zu deuten. Eben so wenig verstehen wir den Grund zu einem ausschließlich socialistischen Hallelujah, wenn gewisse Arbeiterklassen sich vereinen, um für ihre Arbeit einen wenigstens in so weit gesteigerten Lohn zu erzwingen, daß sie und ihre Familien sich anständig nähren können. Jeder Menschenfreund billigt dieses Streben und unterstützt es; aber welcher radikale socialdemokratische Grundsatz damit festgestellt seyn soll, darüber bedürfen wir Belehrung. Wir halten diese oft gekommenen und oft wieder verschwundenen Bewegungen für bloße Palliative, für unsichere Nothmittel, welche der nächsten Geschäftsstockung zur ersten Beute fallen. Mit einer nur klassenweisen Association der Arbeit kann nichts Dauerndes gewonnen werden; denn erstreckt sich diese Klassenassociation auf alle Arbeit, so hebt sich auch die gegenseitige Preiserhöhung auf. Muß z. B. die Frau des Handwerkers, der in Folge der sogenannten Bewegung wöchentlich 2 Dollars mehr verdient als früher, auf dem Markte für ihre eingekauften Lebensmittel auch 2 Dollars mehr bezahlen als früher, so ist die Lage des Handwerkers sicherlich nicht verbessert. Vereinigen sich andererseits einige Arbeiter mit einander zu einem Geschäfte, von dem sie sich Gewinn versprechen, so haben sie dazu jedenfalls ein unbedingtes Recht, — aber welches glorreiche socialdemokratische Princip ist damit auf den Thron gesetzt? Angenommen, die sociale Spekulation gelingt — wer erhält den Gewinn? — etwa die Menschheit? Ist diese Verwechslung des gewöhnlichen Materialismus mit demokratischen Rechtsbegriffen, dieser Neid des Nichtbesitzes gegen den Besitz, dieses Verlangen des Nichtbesitzes nach Besitz unter fremden Namen Selbsttäuschung oder absichtliche Täuschung Anderer?

Doch wir verlieren unsere socialdemokratischen Kämpen aus den Augen, die bei ihren Gladiatorenspielen all' diesen undurchdringlichen Staub aufwirbeln. Von einem, der den am besten reparirten Blasebalg zu besitzen scheint, hoffen wir noch, daß er uns die Theorie und Praxis der Social-Demokratie gegenüber der Konstitution und den Gesetzen der Vereinigten Staaten demonstriren werde. Als einstiger vagabondirender Schauspieler Europa's, Liberalismus-Boutiquier en gros et en detail und weltstädtischer Polizeispion eignet er sich vorzugsweise zur Lösung dieser Aufgabe, und der Bierfeind in Louisville wird nicht verfehlen „Sela!" zu leiern. Einige Mal hat unser Freund, der den Snake-Indianern am nächsten wohnt und ihre socialdemokratischen Operationen an den Reisenden über die Prairien am bequemsten beobachten kann, eine etwas unbestimmte Erklärung des Wortes „social" gegeben, wonach es heißen würde: so zieh All', nämlich an der Nase herum.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten

Von dem bekannten und auch in diesen Blättern schon öfters rühmlichst besprochenen „Buch der Welt, ein deutsches Familienbuch für alle Stände. Stuttgart, Carl Hoffmann" ist der Jahrgang 1850, aus 12 Lieferungen in groß Quart bestehend, erschienen. Sowohl der reiche und mannichfaltige Inhalt, als die colorirten und sonstigen zahlreichen Abbildungen machen dieß Werk zu einem sehr geeigneten und werthvollen Festgeschenk für die reifere Jugend. Größere und kleinere belehrende Aufsätze aus dem Gebiete der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Naturgeschichte u. s. w., sowie anziehende Erzählungen und Lebensbeschreibungen von berühmten Männern aus der Vergangenheit und Gegenwart, und endlich vermischte lehrreiche Mittheilungen und Notizen aller Art sind hier in trefflicher Auswahl vereinigt und bieten einen Lesestoff, welcher die heranreifende Jugend mit nützlichen Kenntnissen bereichern und auf ihr sittliches Gefühl einen veredelnden Eindruck hervorbringen wird.

Von dem „Buch der Revolutionen, oder: Die Ereignisse des Jahres 1848, für's Volk bearbeitet von Ferd. Schrader" ist das dritte Heft erschienen, welches die Ereignisse der Pariser Februar-Revolution zu erzählen fortfährt. Beigegeben sind die Bildnisse von Ledru-Rollin, Cremieux, Lamartine, Marrast und Louis Blanc. Die gedrängte Zusammenstellung und populäre Darstellung, so wie der billige Preis haben diesem Volksbuche einen weiten Leserkreis gewonnen.

Eine neue, von dem Lithographen Nik. Zach in München erfundene Kunst, die in ihrer Anwendung Epoche machen kann, ist die von ihm so benannte Metallographie, womit Alles, was mittels Holzschnittes geleistet wird, erhaben auf Metall hervorgebracht werden kann. In einem der letzten Hefte des Kunst- und Gewerbe-Blattes des polytechnischen Vereines für das Königreich Bayern" ist darüber Folgendes zu lesen: „Die Vortheile, welche diese Kunst vor der Holzschneidekunst auszeichnen, sind: 1) Ein jeder Künstler kann seine Composition selbst mit Leichtigkeit auf eine beliebig zubereitete Metallplatte mittels einer Nadel oder eines Stiftes zeichnen. Sobald dieß geschehen, bedarf es keiner weitern technischen Nachhülfe, sondern die Zeichnung wird durch Präparirung binnen einer Stunde so vollendet, daß sie der Buchdruckerei übergeben werden kann. 2) Die Herstellungskosten werden dabei um die Hälfte billiger, als beim Holzschnitt, was bei Herausgabe von illustrirten Werken besonders zu berücksichtigen ist. 3) Die Zeichnungen gehen bei dieser Kunst unmittelbar aus der Hand des Künstlers hervor und sind und bleiben sohin Original. 4) Nach diesem Verfahren können auch die Abdrücke in unbegränzter Zahl gemacht werden, ohne daß ihre Reinheit und Originalität etwas leidet."

Literatur.

Kalender für deutsche Arbeit. Nebst allerlei Kurzweil für den Feierabend. Hamburg, Meißner und Schirges.

Ein Büchlein, von dem man in Wahrheit sagen kann, es werde damit einem „Bedürfnisse abgeholfen." Dasselbe befaßt sich, wie es in dem gemüthlichen Vorwort heißt, mit Dem, was Werkstatt und Fabrik, Scheune und Feld angeht, was in jener und auf diesem an nützlichen und für das Leben nothwendigen Dingen hervorgebracht wird, was hie und da noch mehr gethan, wie da und dort noch geholfen und verbessert werden muß, damit Handel und Wandel blühe, die deutsche Arbeit wachse und gedeihe, damit der deutsche Arbeiter in Stadt und Land seiner Mühen froh werde und deutscher Wohlstand sich mehre und ausdehne. — Der Kalender für deutsche Arbeit will sein Scherflein beitragen zur Verbreitung solcher Grundsätze und Kenntnisse, welche der deutschen Arbeit eine bessere Zukunft bereiten, den Frieden, die Freiheit und die Ordnung befestigen. Wer sollte einem solchen Vorhaben nicht freudig seinen Beifall? Man weiß, wie bisher eigentlich noch nichts geschehen ist für die Belehrung des Volkes über seine materiellen Interessen, über jene Fragen, die in eines Jeden Leben mit eingreifen und auf die zuletzt doch Alles zurückgeführt werden muß. Hier finden wir nun zum ersten Male gemeinfaßliche Darstellungen jener Verhältnisse, in körnigem Tone gehalten und von einem practisch gesunden Geiste durchweht. Neben haus- und landwirthschaftlichen sowie gewerblichen Fingerzeigen werden größere Mittheilungen gegeben über die Arbeit in der alten und in der neuen Zeit, wie sich die Gewerbszweige von frühester bis zur jetzigen Zeit gestaltet haben und was man thun muß, um sie zu größerer Blüthe zu bringen, von der Eisenerzeugung und Verarbeitung, Flachsbau, Garnspinnerei und Leinenweberei, vom Nutzen der Maschinen u. s. w. Möge dieser neue Kalender recht fleißig gelesen werden, möge er das Seine beitragen zur Aufklärung und sittlichen Erhebung unseres Arbeiter- und Nährstandes. J. W. A.

Frankfurt, 12. December.

Das vor etwa einem Jahre von einer Anzahl angesehener hiesiger Bürger Sr. k. Hoh. dem Erzherzog Johann von Oesterreich als Ehrengeschenk und zur Erinnerung an unsere Stadt zugedachte große Oelgemälde, eine Ansicht von Frankfurt, ist gegenwärtig im Städel'schen Kunstinstitut ausgestellt. Der Maler Funk hat dieß Bild in einer Weise vollendet, die einen sehr wohlthuenden Eindruck hervorbringt und das anerkannte Talent dieses Landschaftsmalers auf's neue bekundet. — Dieser Tage ist ein Schriftchen „Anlaß und Entstehung des Kampfes in Schleswig-Holstein" von Gustav Pfitzer erschienen, auf welches wir hier verweisen zu müssen glauben, da der Ertrag desselben zum Besten unserer so hart bedrängten norddeutschen Brüder bestimmt ist. — Auf unserer Bühne steht uns die erste Aufführung zweier Novitäten bevor: Samstag Flotow's romantische Oper: „Die Großfürstin", und in den nächsten Tagen: „Das Haus Barneveldt", Trauerspiel von Dingelstedt

Vorläufige Theater-Anzeige.

Fräulein Lucile Grahn,

deren Talent als erste Solotänzerin, durch ihre Darstellungen auf den ersten Bühnen Deutschlands, Englands und Frankreichs hinlänglich bekannt ist, wird im Laufe der nächsten Tage einige Gastvorstellungen auf dem hiesigen Theater geben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 14. Dec. (Zum Erstenmale): Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Janeee des Eispalastes auf der Newa.

Sonntag, 16. Dec. (Neu einstudirt): Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten von Cosmar. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Hans und Grete, Genrebild in 1 Akt. Zum Schluß: Ein Abenteuer des Herrn Hampelmann, oder: Der Ehemann wider Willen, eine Hampelmanniade in drei Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 299. Montag, den 16. December 1850.

Jakob Moons.

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Es war bereits spät am Abend, als ich mit der Diligence in Amsterdam anlangte. An meiner Wohnung angekommen, vernahm ich, daß die Tante schon vor länger als acht Tagen gestorben sey, daher ich mir kaum die Zeit gönnte, so lange dort zu weilen, bis ich einen Wagen erhalten konnte, der mich zum Sterbehause brächte. Ich war überzeugt, daß ich dort, trotz meines späten Erscheinens, noch immer willkommen seyn und daß die Familie Balten mich auch jetzt eben so gastfreundlich aufnehmen werde, als sie dieß, seit ich zu Elisen in so nahem Verhältnisse stand, stets gethan hatte. Doch nicht wenig erstaunte ich, das Hofthor verschlossen und die Klingel abgenommen zu finden, so daß ich, nach vergeblichen Bemühungen, gehört zu werden, mich entschließen mußte, sogleich zum Notar zu fahren. Hier erhielt ich bald Nachrichten, die mein Herz mit Staunen und Wehmuth erfüllten.

Gleich nach dem Tode der Frau Moons — so erzählte man mir — war Junker Joost auf der Villa erschienen und hatte, ohne sich an die Trauer der Hausgenossen zu stören, sich der Schlüssel bemächtigt. In der Nacht darauf hatte er, nach dem Zeugnisse der Bedienten, mit seinem Kammerdiener Alles durchstöbert, Papiere zerrissen und verbrannt, Effekten und Kostbarkeiten eingepackt und sich bereits entfernt, als der Friedensrichter erschien, um, nach Vorschrift des Gesetzes, Alles zu versiegeln.

Dieses Benehmen des Junkers gab natürlich Anlaß zu allerhand sonderbaren Vermuthungen, und ehe man noch darüber einig war, wie man diese Sache am besten angreifen sollte, erschien Gläser, bewaffnet mit einer von dem Junker, als dem einzigen gesetzlichen Erben, ertheilten Vollmacht und erklärte, daß er Besitz von dem Nachlasse nehme und gegen alle gerichtlichen Maßregeln, als hier nicht anwendbar, protestire. Die arme Elise, welche mehr todt als lebendig war, versicherte jedoch, es müsse ein olographisches Testament vorhanden seyn; Herr Gläser aber erklärte, sein Prinzipal, welcher persönlich Alles genau nachgesehen, habe sich überzeugt, daß kein letzter Wille vorhanden, und er, als Bevollmächtigter des Herrn van Heule, werde dessen gesetzliche Rechte gegen Jeden zu handhaben wissen, der sich erkühnen möchte, Eingriffe in dieselben zu thun.

Alles, was zur Bestattung der Leiche einer Frau, deren Gedächtniß bei so Vielen im Segen war, in Beziehung stand, war mit kalter Gleichgültigkeit angeordnet worden; dessenungeachtet hatte ihre Beerdigung einen feierlichen Anblick dargeboten, weil eine große Schaar der Dorfbewohner, unaufgefordert, der Leiche folgte und Vieler Thränen reichlich flossen. Der gefühllose Gläser hatte das Alles mit kalten Blicken angesehen, und kaum waren die Anordner des Begräbnisses in's Sterbhaus zurückgekehrt, als er schon mit den Dienstleuten abrechnete und sie entließ; bloß den alten Gärtner ließ er auf dem Gute, mit dem Auftrage, auf dessen Unterhattung zu achten, das Gemüse und Obst zu verkaufen und über den Ertrag ihm Rechnung abzulegen. Auch Elise hatte den Landsitz verlassen müssen, um ihrem Vormunde nach Amsterdam zu folgen.

Mehr wußten die guten Nachbarn mir nicht mitzutheilen.

Wir verlieften uns in allerhand Vermuthungen; doch in dem Punkte stimmten wir so ziemlich überein, daß das olographische Testament meiner Großtante verheimlicht sey in der Absicht, den darin sowohl für die Dienerschaft als für Elisen ausgesetzten Legaten keine Folge zu geben.

Früh Morgens kehrte ich nach Amsterdam zurück und begab mich, sobald dieß schicklicher Weise geschehen konnte, nach Gläser's Wohnung; allein dieser war, wie es hieß, in einer wichtigen Angelegenheit auf Reisen und wurde erst nach drei Wochen zurückerwartet. Ueber Elisen wußte mir Niemand einige Nachricht zu ertheilen.

Ich war rathlos. Eine unbeschreibliche Angst befiel mich. Es war mir, als sollte ich das geliebte Mädchen nimmer wiedersehen. Inzwischen mußte ich Gläser's Rückkunft abwarten.

Mit scheinheiliger Miene empfing mich der Schurke. Seine erheuchelte Freundlichkeit machte mir das Blut kochen und ziemlich barsch verlangte ich Rechenschaft wegen seines Benehmens gegen Elisen.

„Ich habe in der That nicht eher Rechenschaft darüber zu geben," sagte Gläser, „bis zur Zeit ihrer Großjährigkeit; auch sey es mir vergönnt, zu bezweifeln, daß Diejenigen, welche das unschuldige Mädchen in schlechte Gesellschaft geführt haben, dieß am Tage der großen Verantwortung in der That so gut vermögen, als ich."

„Ich habe mit Ihrer Scheinheiligkeit nichts zu schaffen," erwiederte ich, „sagen Sie mir nur, wo Elise sich befindet."

„Herr Moons wird in der That besser wissen, als ich, wohin er Elisen geführt hat, um sie meiner, ihres gesetzlichen Vormundes, Gewalt zu entziehen."

„Schamloser Heuchler!" rief ich in Zorn entbrannt, „sag' mir Elisens Aufenthalt, oder ich erwürge Dich!"

Der Sachwalter erhob ein Zetergeschrei. Zwei kräftige Gehülfen, jeder mit einem Lineal bewaffnet, stürzten sogleich herbei, entrangen Gläser's Hals meinen zugeklemmten Fäusten und zwangen mich ziemlich unsanft, das Haus zu verlassen.

So waren denn auf einmal alle meine schönen Aussichten vernichtet; denn es litt bei mir keinen Zweifel, daß Elise durch

Digitized by Google

Junker Jooft, mit Gläser's Zuftimmung, entführt und, vielleicht ihrer Freiheit beraubt, irgendwo ein elendes Leben friftete. Guter Rath war in diefem Falle theuer, da felbft der mächtige Arm der Juftiz vergeblich zu Hülfe gerufen wurde; die Maßregeln waren fo gut getroffen, daß alle Nachforfchungen fruchtlos blieben. Gläfer ftreute aus, Elife habe heimlich fein Haus verlaffen, ohne etwas von fich hören zu laffen und ein geheimer Liebeshandel ftehe mit diefer Flucht in Verbindung. Er überließ es auf diefe Weife dem Publikum, fich hinfichtlich der Perfon, mit der fie entflohen feyn follte, in Vermuthungen zu vertiefen.

Nur Derjenige, der jemals liebte und den Augenblick nahe glaubte, der feinen innigften Wunfch krönen follte, doch plötzlich feine Ausficht in Rauch verfchwinden fah — nur er ift im Stande, zu fühlen, was ich litt. Ich machte taufend Pläne, um fie eben fo bald als unzweckmäßig wieder zu verwerfen; ich pflegte Rath mit Männern von Verftand und Einfluß, ohne meinem Ziele um einen einzigen Schritt näher zu treten: es blieb mir daher nichts übrig, als die fchwache Hoffnung, daß die Zeit diefes Gewebe der Bosheit entwirren werde.

Der Nachlaß der Frau Moons war mittlerweile durch den Sachwalter, als Bevollmächtigten ihres außerhalb Landes befindlichen Enkels, geordnet worden. Bei dem öffentlichen Verkaufe ward ich Eigenthümer ihres Landfitzes. Dort vereinigte ich um mich her Alle, die der Entfchlafenen treu gedient, und es war meinem wunden Herzen ein Balfam, mit diefen wackeren Leuten oft über die von Allen fo fehr geliebte Elife mich zu unterhalten.

XII.

Das Bild.

Portrait charmant, portrait de mon amie,
Gage d'amour par l'amour obtenu.
Ah! viens m'offrir un bien que j'ai perdu:
Te voir encore me rappelle à la vie
(Aus einer bekannten Romanze.)

Ich will die Aufmerkfamkeit meiner Leſer nicht ermüden mit der Schilderung des einförmigen Lebens, das ich mehr als fechs Jahre hier zubrachte: ein Tag war dem andern beinahe gleich. Zu meiner Zerftreuung trieb ich Oekonomie und ftrebte, dadurch die ausgedehnten Befitzungen, die ich von Zeit zu Zeit angekauft, zu verbeffern, gleichzeitig aber auch den Landleuten meiner Umgebung nützlich zu feyn. Nur felten befuchte ich meine Amfterdamer Freunde, welche jedoch aus Erfahrung wußten wie willkommen fie mir jederzeit waren. Die Familie meines alten Freundes Balten war die einzige, mit der ich täglich verkehrte; oft befuchten wir uns gegenfeitig: konnte ich doch mit ihnen über die mir unvergeßliche Elife mich unterhalten!

Doch meine braven Nachbarn wurden alt und begannen fchon die Abficht zu äußern, in eine benachbarte kleine Stadt zu ziehen, wo ihre Kinder, ein einziges ausgenommen, fämmtlich wohnten; und dieſes eine, die jüngſte der Töchter, hatte, während eines Aufenthalts im Haag, mit ihren fchönen blauen Augen einen Regimentsarzt von guter Familie dermaßen bezaubert, daß er ihr Herz und Hand anbot. Vater Balten hatte gegen den Antrag des Soldaten, welchen ſeine Tochter mit innigem Wohlgefallen unterſtützte, nichts einzuwenden, und es war daher zu befürchten, daß ich bald auch den freundlichen Umgang mit diefen biedern Menfchen würde entbehren müſſen.

Faft mit jeder Schiffsgelegenheit erhielt ich Nachrichten über Nanny. Nicht allein von ihr ſelbſt, ſondern auch durch Andere, erfuhr ich, daß ſie ſich vollkommen wohl befinde, und, obgleich immer noch von ganzem Herzen ihrem geliebten Maſſa oder Herrn (ſo nannte ſie mich fortwährend) zugethan, hatte ſie auch nach meiner Abreiſe gezeigt, welche Macht ſie über ihre Leidenſchaften auszuüben wiſſe. Sie lebte nur, um wohlzuthun und hatte unter Anderm eine Schule geſtiftet, in welcher ſie die Kinder der Farbigen Leſen und Schreiben lehrte und ſie in den Grundſätzen der chriſtlichen Sittenlehre unterrichtete. Trotz meiner großen Entfernung von ihr, nahm ſie dennoch fortwährend den lebhafteſten Antheil an meinem Looſe. „In jedem meiner Gebete," ſchrieb ſie einſt, „flehe ich zum lieben Gott um Dein Wohlſeyn und um Erfüllung Deiner theuerſten Wünſche. Der Tag, der mir die Nachricht von Deiner Verbindung mit Eliſen bringen wird, ſoll mir ein wahrer Feſttag ſeyn. Ich beſitze nicht Eigenliebe genug, um, nun ich Deinen täglichen Umgang entbehren muß, einer meiner Schweſtern dieß Glück zu beneiden. Gott verleihe, theurer Maſſa, daß Eliſe Dir bald wiedergegeben werde und daß ſie Dich all' das häusliche Glück genießen laſſe, was Du in vollem Maße verdienſt."

(Fortſetzung folgt.)

Ein Heſſenlied.

Homer und die Nibelungen, wie ſie uns entzücken, werden auch kommende Menſchenalter begeiſtern; es liegt nichts daran, daß Achilles und Siegfried nie gelebt haben, ihre Thaten zünden das Gemüth an, als ob ſie wirklich geſchehen wären. Noch näher rühren müſſen uns aber die Ereigniſſe unſerer Gegenwart, ſey Empfindung und Gedanke dadurch befriedigt oder ſchmerzvoll angeregt, die Geſchichte hat Bedacht zu nehmen auf alle vortretenden edlen Züge; mir iſt ein ſchönes kräftiges Heſſenlied zur Hand gekommen, das ich hier weiter mittheile. Die Hoffnungen, die es ausdrückt, ſtanden im Begriff, ſich zu verwirklichen, ſind aber durch bayeriſche und öſterreichiſche Bajonette geknickt worden, im Andenken werden ſie nicht erlöſchen.

Jakob Grimm.

Melodie: Auf, auf ihr Brüder und ſeyd ſtark!

Horch auf, was tönt aus Heſſenland?
Wie, Landgraf, finſter, ſchwer, —
Befiehlt der jüngſte Padiſchah?
Marſchirt man nach Amerika?
O Heſſen: blindes Heer!

Nein, Kameraden, nein, habt Acht!
Ha, präſentirt's Gewehr!
Sie ſollen blinde Heſſen ſeyn,
Da rufen alle Heſſen: Nein,
Nein, Kurfürſt, nimmermehr!

Führ' uns auf Leben oder Tod
Für Dich, für Weib und Kind,
Bei Gott, Du ſollſt zufrieden ſeyn!
Doch gegen Weib und Kinder? — nein,
Brav ſind wir, doch nicht blind.

Treu, wie das Gold auf Bruſt und Schwert,
Sind wir dem Feldhauptmann.
Doch goldner iſt der Ehre Pflicht,
O Feldhauptmann, beſchimpf' uns nicht,
Straf Gott! es geht nicht an.

Du willſt, wohlan, es ſey! ſo nimm,
Was Du mir gabſt, nimms hin!
Die Bruſt, die Dein Geſchmeide trug,
Inwendig hat ſie Schmuck genug,
Soldatenehr' iſt drin.

Digitized by Google

O seht, es leuchtet durch die Nacht
Stern, Kreuz und Portepee.
Sie legen Alles hin zu Hauf,
Doch heller strahlt der Ruhm hinauf
In ew'ge Sternenhöh'.

Der soll Dir bleiben, Kamerad,
Den rühre keiner an!
Und kommt ein Hesse stolz daher:
Achtung! Auf, präsentirts Gewehr!
Hurrah dem Ehrenmann!

Nacht ist's in Deutschland, Mitternacht,
Doch Licht entzündet Licht.
O Land, das solche Krieger zählt,
So wahr ein Gott die Brust beseelt,
Verloren bist du nicht.

Voran! Auf, Hesse, leuchte vor,
Wir stehn mit dir voran.
Zweitausend so wie Du, Kam'rad,
Gen Mitternacht nach Friedrichstadt,
Und Deutschlands Tag bricht an.

(Const. Ztg.)

Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten.

Unter diesem Titel hat der durch verschiedene Andachts- und Erbauungsschriften, sowie durch seine eigenen Gedichte bekannte A. Hungari eine Festgabe religiöser Lieder- und Betrachtungen in zwei Bänden herausgegeben (Frankfurt, bei J. D. Sauerländer). Wir besitzen dieser Sammlungen so viele, daß man wohl fragen wird, wozu eine abermalige Vermehrung derselben. Wer aber die vorliegende einer aufmerksamen Prüfung unterzieht, der wird sich mit ihr befreunden und ihr Erscheinen nicht als ein überflüssiges betrachten. Die meisten Sammler pflücken nur solche Blumen, die an der großen Heerstraße und an allbekannten Wegen stehen; einzelne verlassen diese, um auf wenig betretenen Pfaden das einsame Thal, den stillen Wald und die friedlichen Höhen zu besuchen. Zu diesen gehört A. Hungari. Seine Sammlung bringt nicht Dasjenige wieder, was man in hundert andern schon gelesen hat, ist nicht das Resultat einer leichtfertigen Zusammenstoppelung, sondern eine durchaus selbstständige, mit seltenem Fleiße und wahrhaft überraschender Belesenheit ausgeführte, überaus reiche und neue Sammelarbeit, ist das Ergebniß langjähriger Vorarbeiten und weit ausgreifender Bekanntschaft mit unserer poetischen Literatur, sowie nicht minder eines geläuterten Geschmackes. Wir gehören nicht zu den Anhängern derjenigen Richtung, welche A. Hungari auf dem kirchlichen Gebiete vertritt; aber in der vorliegenden Sammlung hat er höchst Anerkennungswerthes geleistet. In zwei starken Bänden finden sich hier die auserlesensten und edelsten Blumen und Blüthen von Hunderten unserer deutschen Lyriker, und zwar nicht nur von den aller Welt bekannten, sondern auch von allen denjenigen, welche Schönes geboten haben, ohne darum zum Glanze eines berühmten Namens gelangt zu seyn. Der Herausgeber hat Uhland's goldnes Wort:

Nicht an wenig stolzen Namen
Ist die deutsche Kunst gebannt u. s. w.

festgehalten und die Wahrheit desselben auf eben so überraschende als erfreuliche Weise bekundet. — Der erste Band dieser Sammlung umfaßt die Religion der Natur und des Lebens; er feiert die Schönheit und die erhebenden Eindrücke der Tages- und der Jahreszeiten, dann das Still-Leben im Verkehr mit unseren Gedanken und Gefühlen, die mannichfaltigen Eindrücke, welche die Außenwelt, das Schicksal und die wechselnden Leiden und Freuden des Daseyns hervorbringen und zuletzt die Quellen des Trostes und der Erhebung, die aus den Offenbarungen der Natur und des menschlichen Geistes fließen. — Der zweite Band gehört der geoffenbarten Religion und den Sonn- und Feiertagen des Christenthums an, verweilt bei den einzelnen Festtagen, bei wichtigen Momenten der Kirche und schließt mit erhebenden Betrachtungen im Hinblick auf ein besseres Land. Unter den nicht minder zahlreichen Gedichten, Betrachtungen und Gebeten dieses zweiten Bandes befinden sich viele, die wir nicht aufgenommen haben würden, weil sie mehr oder minder jener überschwänglich frommen und übermäßig gläubigen Richtung angehören, die über dem Jenseits das Diesseits vergißt und sich bis zu jenem trübseligen Pietismus verirrt, der von nichts Anderm zu reden weiß, als von Sünde und Buße, von Zorn und von der Gnade Gottes, von den lieben Engeln und der heiligen Jungfrau und von allerlei dergleichen Dingen, die nicht Jedermanns Sache sind. — Indessen ist die Sammlung so reichhaltig, daß man der Auswahl genug hat und die allzu süße Schüssel oder den allzu bittern Wermuth, die Einem nicht schmecken, an sich vorüber und weiter gehen lassen kann. Ohne, wie gesagt, mit dem ganzen Inhalt dieser Sammlung und namentlich mit dem ihres zweiten Bandes einverstanden zu seyn, dürfen wir sie doch als eine der reichhaltigsten und selbstständigsten bezeichnen und als eine sehr werthvolle und schöne Festgabe bestens empfehlen. W.

Olden-Barneveldt.

Bei Veranlassung der demnächst auf der Frankfurter Bühne stattfindenden ersten Vorstellung des neuen Dramas von Franz Dingelstedt: „Das Haus Barneveldt" dürften die nachstehenden Skizzen nicht ohne Interesse seyn: Jan van Olden-Barneveldt, Großpensionär von Holland, geb. 1549, gehört zu den eifrigsten Verfechtern und Befestigern der Unabhängigkeit und Freiheit der vereinigten Provinzen der Niederlande, welche die spanische Oberherrschaft im 16. Jahrhundert abgeworfen hatten. Durch 30 Jahre bewährte sich B. als ein eben so einsichtsvoller, wie gewandter Staatsmann im Dienste der Niederlande, aber auch zugleich als unerschütterlicher Republikaner. Dem strengen Moritz von Nassau trat B. mit Entschiedenheit entgegen, als derselbe seine Stellung zum Nachtheil der Freiheit mißbrauchen wollte. Durch ihn kam 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand mit Spanien zu Stande, wobei Hollands Unabhängigkeit anerkannt wurde. Der Prinz von Nassau, gegen B. erbittert, bot Alles auf, um denselben zu stürzen. Dieß gelang ihm, und nachdem 1619 in der Synode zu Dortrecht die Arminianer als Ketzer verurtheilt worden waren, ließ Moritz den schuldlosen B. mit andern Häuptern derselben verhaften und von 26 erkauften Richtern den Mann wegen angeblichen Hochverraths zum Tode verurtheilen, dem Holland sein politisches Daseyn dankte, und ließ auch am 13. Mai 1619 trotz aller Vorstellungen der angesehensten Personen und der Familie B.s, dieß Urtheil an dem 72jährigen Greise vollziehen. Dasselbe Loos traf 1623 dessen Sohn René, weil er keine Entdeckungen über einen Anschlag auf des Prinzen Leben machen wollte, den sein geflüchteter Bruder Wilhelm angesponnen hatte. — Das Drama von Dingelstedt, welches diesen edeln Freiheits- und Vaterlandsfreund zu seinem Mittelpunkt gemacht hat, wird als eine an treffender Charakteristik und poetischer Schönheit reiche Dichtung gerühmt und hat

Digitized by Google

bereits auf verschiedenen deutschen Bühnen eine dem Interesse des Gegenstandes und seinem innern Werth entsprechende beifällige Aufnahme gefunden. Es dürfte somit die Wahl des Hrn. Breuer, welcher es zu seiner Benefizvorstellung geben wird, die Anerkennung der Freunde des Schönen finden und dem Publikum in jeder Hinsicht willkommen seyn. Dieses wird gewiß nicht verfehlen, bei Gelegenheit der demnächstigen Vorstellung durch zahlreichen Besuch Achtung und Dank einem Künstler zu bethätigen, dessen Talent und unermüdliches Streben anerkannt sind und der uns so manchen erheiternden und erhebenden Kunstgenuß zu bereiten unablässig bemüht ist.

Mannichfaltigkeiten.

Vor kurzem kam in Rom ein Engländer an und bezog mit seiner Frau eine Wohnung in einem der ersten Gasthöfe. Eines Abends ging er aus, um in der Stadt umherzuschlendern und seine Cigarre im Freien zu rauchen. Es war Vollmond; er trat in das Colosseum und fing eben an, sich dort seinen Träumereien zu überlassen, als er Fußtritte hinter sich hörte. Ein Mann, ganz wie ein katholischer Priester gekleidet, ging an ihm so nahe vorbei, daß er ihn mit dem Arm streifte. Der Priester war eben hinter dem Constantinsbogen verschwunden, als es John Bull zufällig einfiel, nach der Uhr zu sehen; sie war nicht da. Er eilte dem als Priester verkappten Taschendiebe nach, holte ihn ein und forderte sein Eigenthum zurück. Der Priester verstand kein englisch, unser Freund kein italienisch; dieser machte sich indeß durch Zeichen verständlich und jener gab zitternd die Uhr heraus. Zu Hause erzählte der Engländer die Geschichte seiner Frau und war nicht wenig erstaunt, als sie ihm lachend versicherte, er habe seine Uhr gar nicht mitgenommen, sie liege auf dem Tische. Er zog die Uhr heraus; es war nicht die seinige, die in der That auf dem Tische lag. Er war also ohne Wissen und Willen zum Straßenräuber geworden. Am andern Tage ging er auf die Polizei, um die Sache ins Reine zu bringen, und erfuhr dort, der Priester, ein in Rom sehr angesehener und geachteter Mann, sey schon da gewesen und habe sich beschwert, er sey gestern Abend auf seinem gewöhnlichen Spaziergang von einem Garibaldista Inglese angefallen und durch Drohungen genöthigt worden, seine Uhr abzugeben.

Unter einem Transport jüngst durch Wien gekommener ausgedienter ungarischer Soldaten des Infanterie-Regiments Ferdinand von Este befand sich als Begleiterin ihres gleichfalls verabschiedeten Geliebten ein achtzehnjähriges Mädchen, von Geburt eine Italienerin, welche mit Ersterem die italienischen Feldzüge mitgemacht und stets im heftigsten Kugelregen eine Pflegerin der verwundeten Soldaten gewesen war. Sie geht nun nach Ungarn, um sich mit ihrem Geliebten dort häuslich niederzulassen.

Korrespondenz.

Berlin, Ende November.

Das musikalische Leben vom verflossenen Monat bot schon eine reichere Ausbeute an Genüssen, als der Monat October. Die Zuhörerschaft mehrte sich nicht nur durch Diejenigen, welche mit dem Monat November ihren Einzug in die Winterresidenz zu halten pflegen, sondern man sah auch die Theater zahlreich angefüllt mit Offizieren, die aus allen Gegenden des Landes, dem Rufe unseres Königs folgend, Berlin zu passiren hatten. Den Mittelpunkt des Musiklebens bildete v. Flotow's neue Opee: „Die Großfürstin". Man muß zur unbefangenen Würdigung dieses Werkes den Standpunkt des Componisten, nach dem, was er bereits geleistet hat, beurtheilen. Die Großfürstin ist eine Oper, reich an lieblichen und fein rhythmisirten Melodien, die sowohl durch diese ihre Eigenschaften, sowie durch das gewandte und bühnengerechte Textbuch der Frau Birch-Pfeiffer fesselt und stets fesseln wird. Wenn schon der Text so angelegt ist, daß er eine spannende Intrigue von durchaus leichtem Charakter in den Regionen des Hoflebens sich entwickeln läßt und dadurch der Komik und der Romantik einen gleichen Antheil an dem Interesse für das Ganze zuwendet, so geht die Musik mit allen ihren Mitteln, ohne das Maß des vorgezeichneten Gebietes zu überschreiten, in den Gedankengang der Dichterin vollständig ein, und stattet den Text mit dem schönsten Schmuck leichter, verständlicher, sinnvoller und mannichfaltig charakteristischer Melodien aus. Demnach fand die Oper in fünf schnell auf einander folgenden Vorstellungen den entschiedensten Beifall; in den ersten beiden, die der Componist selbst leitete, wurde derselbe allgemein gerufen, und heute hatten wir den noch nicht dagewesenen Fall, daß die Oper in der Mittagsstunde, freilich nur in ihrem ersten Akt, als Konzertnummer im Opernhause paradirte, während sie den Abend in vollständigem Glanze erschien. Das Haus war bis zum letzten Platz gefüllt. Die Ausstattung und Aufführung an hiesiger Bühne ist übrigens vortrefflich. — Haben wir hier zunächst von einem Werke geredet, so wenden wir uns jetzt zu einer Person, die im Laufe des Monats die musikalischen Ohren in lebhafte Spannung versetzte: Mad. Castellan an der italienischen Oper. Sie gastirte in der Lucia, im Othello, als Nachtwandlerin und als Rosine im Barbier, in allen Rollen mit gleichem Erfolg, muß man auch gestehen, daß ihr Naturell sich vorzugsweise der komischen und tragikomischen Aufgabe fügt. Sie ist indessen in den feinen Regionen französischer Kunst groß geworden, sie hat den mannichfaltigen Duft französischer Kunstblüthen eingesogen, sie kennt ihre Kräfte und hat gelernt, was eine Künstlerin nur lernen kann. Also ist sie überall an ihrem Platze. Ihre Darstellungen finden eine allgemeine Theilnahme bei allen Kunstkennern und in der ganzen gebildeten Welt unserer Residenz. — Die Cyclen unserer Instrumental-Soiréen sind in vollem Gange. Drei Sinfonie-Abende sind bereits absolvirt. Beethoven's Eroica und B dur-Sinfonie entzückten die Ohren der sogenannten Feinschmecker über die Maßen, und an dem einen Abend, der vornehmlich dem Andenken Mendelssohns gewidmet war, erregte seine Sinfonie in A, die Ouverture zum Sommernachtstraum und das Scherzo aus diesem Melodrama jene ehrenvolle Anerkennung, auf die mit Recht die Manen des früh dahingeschiedenen Künstlers Anspruch haben. — Die Trio-Soiréen der Herren Löschhorn und Gebr. Stahlknecht zeichnen sich ebenfalls durch die treffliche Ausführung klassischer Meisterwerke aus und bringen auch hie und da aus dem Schatze der Neuzeit Interessantes. So das letzte Mal ein Trio von Ulrich, einem hiesigen talentvollen jungen Künstler, dessen Werk im Einzelnen schöne und neue Züge enthielt, im Allgemeinen aber des Guten zu viel gab und noch eine plastische Abrundung vermissen läßt. Eben so erfreuen die Quartett-Soiréen der Herren Zimmermann, Ronneburger, Richter und Lotze einen alten wohlbekannten Kreis von Kennern. Haydn und Beethoven spielen hier die Hauptrolle, und selbst die schwierigsten Aufgaben, so neulich das siebente Quartett von Beethoven, wurde in seltener Vollendung und mit sicherm Verständniß ausgeführt. — Schulhoff, der hier anwesend war, ist nach Warschau abgereist, ohne Konzerte zu geben, sich diese auf eine günstigere Zeit vorbehaltend. — Mad. de la Grange ist eingetroffen und wird zuerst als Rosine im Barbier auf der Hofbühne gastiren.

G. B.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Dec. Pfeffer-Rösel, oder: Die Frankfurter Messe im Jahr 1297, romantisches Schauspiel in 5 Abth.

Dienstag, 17. Dec. (Gastdarstellung der Frau Hoffmann, vom ständischen Theater zu Prag und der Fräul. Jenny Hoffmann, Schülerin des Hrn. Lamperti, ersten Gesanglehrers in Mailand): Die Montecchi und Capuleti, Oper in 4 Abth. Julia: Fräul. J. Hoffmann. Romeo: Frau Hoffmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 300. Dienstag, den 17. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Doermann.)

(Fortsetzung.)

Herr Albrecht van den Stinse, der künftige Gatte des Fräuleins Kunigunde Balten, hatte mein Anerbieten, bis zur Hochzeit bei mir sich einzuquartieren, nicht abgelehnt, und ich freute mich, dadurch Gelegenheit zu erhalten, mit einem jener tapfern Jünglinge Bekanntschaft zu machen, welche dem niederländischen Heere zur wahren Zierde gereichen. Es wunderte mich keineswegs, daß die blauäugige Kunigunde ein inniges Wohlgefallen gefunden an der herzlichen Huldigung des wackern Mannes, der mit einem männlichen Aeußern einen feinen Anstand vereinigte, der von seiner Weltkenntniß zeugte. Das kleine Ding schritt denn auch mit einem gewissen Stolz am Arme des muthigen Liebhabers einher, dessen reich mit Gold besetzte Uniform den jungen Landmädchen nicht wenig in die Augen glänzte.

Mehrmals hatte ich bemerkt, daß Albrecht mit Interesse ein Miniaturbild Elisens betrachtete, das in meinem Wohnzimmer vor dem Kamin hing. Eines Morgens erregte dieß meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich die Frage nicht unterdrücken konnte, ob er etwa das Original dieses Bildes gekannt habe.

„Ich glaube es wenigstens, Herr Moons! Kunigunde hat mir erzählt, es sey das Porträt Ihrer gewesenen Braut, welche Ihnen auf unbegreifliche Weise entrissen worden: allein ich müßte mich sehr irren oder von einer großen Aehnlichkeit getäuscht werden, wenn ich diesem Mädchen nicht in Paris begegnet bin."

„In Paris, Albrecht! und wo — und wann?"

„Schon längst bemühe ich mich, darüber nachzusinnen; doch jetzt glaube ich, auf der Spur zu seyn. In den letzten Monaten, wo ich auf Urlaub mich zu Paris aufhielt, um in den Spitälern den Verlauf der Augenkrankheiten zu studiren, habe ich für den Professor R., einen berühmten Oculisten, dessen Vertrauen ich genoß, einige Zeit die Patienten wahrgenommen, welche ihn in seiner Wohnung nicht besuchen konnten, weil das Podagra ihn hinderte, das Haus zu verlassen. Auf diese Weise erhielt ich Zugang zu einem Institut oder einer Erziehungsanstalt für geistliche Damen, welches den Journalen lange Zeit Stoff zu heftigen Artikeln geliefert hatte, da es der Proselytenmacherei stark verdächtigt wurde, während man dasselbe öffentlich beschuldigte, ein junges englisches Mädchen gezwungen zu haben, den Glauben seiner Väter abzuschwören. In dieser Anstalt nun hatte ich eine an einem heftigen Augenleiden laborirende Patientin, die mit äußerster Sorgfalt behandelt werden mußte, da sie, nach der Aeußerung des Professors R., zuweilen derartige Anfälle von Wahnsinn bekam, daß man sie einschließen mußte. Dieses Mädchen nun war eine geborene Niederländerin und war diesem Bilde zum Sprechen ähnlich."

„Und hieß dieß Mädchen Elise?"

„Ich bedaure, Ihnen das nicht sagen zu können. Ihr Name ward nie in meiner Gegenwart genannt; ich sah sie nie als im Beisein der barmherzigen Schwestern und hatte die ausdrückliche Weisung von R. erhalten, keine andere Fragen zu stellen, als solche, die auf die Krankheit Bezug hätten, indem er großes Interesse dabei habe, die Praxis in diesem Institut zu behalten, welche er, wie er behauptete, durch die geringste Unbescheidenheit einbüßen könne, weil eine der Hauptregeln der Anstalt „eine strenge Absonderung von der Welt" sey. Aus diesem Grunde hielt ich dieses Institut für eines jener heimlichen Klöster, welche die Jesuiten in Frankreich, unter der bigotten Regierung der Bourbonen, unter verblümten Namen wieder eingerichtet haben. Unmöglich wäre es daher nicht, daß Ihre Braut, unter losen Vorwänden dahin gelockt, sich dort aufhielte."

„Unmöglich, Albrecht, unmöglich! Wenn Elise sich wirklich in dem Institut befindet, so ist sie wider ihren Willen dahin geführt und man hält sie dort gefangen. Doch Ihr Erinnerungsvermögen täuscht Sie, und die Hoffnung, die Ihr Gespräch in meinem Herzen wiederum hat aufleben lassen, die Hoffnung, das theure Mädchen wiederzusehen, wird eine genaue Erkundigung aufs Neue vernichten. Doch sey dem, wie ihm wolle! Auf Alles gerüstet, will ich untersuchen, was an der Sache ist. — Albrecht, morgen schon reise ich nach Paris; erzeigen Sie mir die Freundschaft, mich zu begleiten, damit ich mich in dem Institut nicht irre."

„Wenn Kunigunde nicht viel dagegen hat und ich den dazu erforderlichen Urlaub erhalten kann, bin ich zu Ihren Diensten. Gern will ich zum zweiten Mal Frankreichs Hauptstadt besuchen, nur müssen Sie sich getrösten, zu warten, bis ich beides erlangt habe."

Ich fühlte sehr wohl, daß es rathsam sey, meine Ungeduld zu zügeln, um nicht durch Uebereilung Alles zu verderben, und ich benutzte diese Zeit, um mich mit guten Empfehlungen, sowohl an den niederländischen Gesandten bei dem französischen Hofe als an einige angesehene Bankiers in Paris, zu versehen.

XIII.

Sie ist es!

Es ist nicht leicht, Zugang zu einem Jesuiten-Kollegium zu erlangen, besonders dann nicht, wenn dessen Zweck dahin geht, junge Damen dem Auge der Welt zu entziehen. Es war Frankreich, und namentlich seiner Hauptstadt Paris, das sich immer selbst den Sitz der Bildung und Aufklärung nennt, vorbehalten, im neunzehnten Jahrhundert, unter dem schönklingenden Namen „maisons d'éducation" die Nonnenklöster des Mittelalters wie-

Digitized by Google

der in's Leben zu rufen. Weniger äußerlicher, desto mehr aber innerer Zwang: das war das Einzige, was diese von jenen unterscheidet. Manche Familie ist das Opfer der Schlauheit der Vorsteherinnen geworden, welche nur zu oft ein argloses Mädchen zu verführen wußten, die Kirche, in der es erzogen war, abzuschwören, während sie von einem bigotten Hofe beschützt, sich um die ohnmächtige Wuth der in die gelegten Schlingen gefallenen Fremden wenig kümmerten.

Da nicht daran zu denken war, durch den Professor R., der als Jesuitenfreund bekannt, einige Auskunft zu erhalten, sahen wir uns nach andern Mitteln um, zunächst zur völligen Gewißheit zu gelangen, daß das bewußte Mädchen wirklich meine Elise sey. Mancher zu diesem Zweck angestellte Versuch blieb fruchtlos, und oft überraschte der frühe Morgen mich noch schlaflos auf meinem Lager, nach einer Nacht, die ich mit dem Entwerfen von Plänen zugebracht, welche, bei ruhigerem Nachdenken, unausführbar erschienen.

Inzwischen hatte Albrecht die Bekanntschaft mit einem ehemaligen Kavallerie-Offizier erneuert, mit dem er in dem nämlichen Regimente gedient, der jedoch jetzt en garçon in Paris zu seinem Vergnügen lebte. Mit dem Zweck unserer Reise vertraut geworden, erwarb er uns die Bekanntschaft eines gewissen Goldschmieds Fripin, dessen Wohnung neben der jesuitischen Erziehungsanstalt lag, und wir fühlten Alle, daß dieser Umstand den von uns beabsichtigten Maßregeln nur vortheilhaft seyn könne.

Madame Rosette Fripin war protestantisch, und, gleich den meisten französischen Frauen aus dem Bürgerstande, oberste Gebieterin in ihrem Hause; sie war gutherzig und dienstfertig, und bald gewann ich die Ueberzeugung, daß die ihr von mir zugesagte ansehnliche Belohnung ihre Bereitwilligkeit nicht vermindert hatte, mir in der Nachforschung beizustehen, ob Elise sich wirklich in dem ihrer Wohnung benachbarten Institut befinde. Wer Rosetten zur Bundesgenossin hatte, der war auch des Herrn Fripin sicher, welcher bereits in den ersten sechs Wochen seiner Ehe praktisch erfahren hatte, daß er, um nicht ewigen Krieg zu führen, nichts Besseres thun könne, als das häusliche Scepter seiner reizenden Ehehälfte abzutreten.

Wir besaßen nun wenigstens einen Punkt, von wo aus wir unsern Angriff beginnen konnten, fühlten jedoch nichtsdestoweniger, daß wir, ohne Kriegslist, gegen die schlauen und mächtigen „Väter", die wie Cerberusse das Institut der Geschwister Ricardini bewachten, nichts vermochten. Vergebens hatte ich mehr als einmal versucht, von dem Garten aus, welcher, wie der Garten des Instituts, auf einen der Boulevards ausging, das Terrain zu rekognosziren; allein ich konnte leider! nichts entdecken; die Fenster des altfränkischen Gebäudes waren mit Eisengittern und in einer gewissen Höhe mit mattgeschliffenen Scheiben versehen. Ich gewann daher keine andere Ueberzeugung, als die, daß man Späheraugen fürchtete. Natürlich mußte mich dieß nicht wenig in meiner Vermuthung bestärken und mich zu dem Entschlusse veranlassen, alles Mögliche zu versuchen, um in den geheimnißvollen Aufenthalt zu dringen. Nachdem bald dieser, bald jener Plan verworfen worden, beschlossen wir endlich, daß wir in Fripins Werkstatt, welche durch einen innern Hof gänzlich von seinem Hause getrennt war, jedoch gerade an einen Theil des Instituts stieß, einen blinden Brandlärm erregen wollten, um dadurch die „Väter" zu zwingen, die wohlverschlossenen Täubchen ausfliegen zu lassen, und inmitten der in solchen Umständen gewöhnlichen Bestürzung, Elisen wo möglich zu retten. Da Wohnung und Hausgeräthe assekurirt waren und ich mich schriftlich zur Vergütung jeglichen Schadens verpflichtete, welcher möglicher Weise entstehen könnte, so hatte Fripin gegen unsern Plan nichts einzuwenden, wie verwegen und gewagt er ihm anfänglich auch erschien; doch machte er es zur ausdrücklichen Bedingung, daß man denselben erst während einer der kleinen Reisen, welche er in seinen Geschäften zuweilen zu verrichten habe, ausführen möge, damit er persönlich immer außer Verantwortung bliebe, falls die Sache etwa eine solche Wendung nehmen möchte, daß die Justiz mit in's Spiel gerathe.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vorurtheile.

(Nach Dumarsais von Wilhelm Wagner.)

III.

Die Erkenntniß der Wahrheit ist für jeden Menschen nothwendig, am meisten aber für Diejenigen, welchen die Lenkung des Staates anvertraut ist. Irrthümer und Vorurtheile, von denen Einzelne befangen sind, schaden nur Diesen, während sie bei Jenen der Gesammtheit verderblich werden. Den Vorurtheilen der Herrschsucht und des Ruhmes sind jene fortwährenden Kriege, welche das Blut und Lebensmark der Staaten aussaugen, jene vielfältigen Bedrückungen und Quälereien, unter denen der friedliche Bürger seufzt zuzuschreiben, wie nicht minder jene großartigen Verschwendungen und glänzenden Feste, wodurch man den Massen zu imponiren sucht, und jener Mißbrauch der Gewalt, die sich für unfehlbar hält und ihre Willkür stets zu beschönigen weiß. Die Könige und Fürsten sollten nie vergessen, daß sie mit den Menschen Alles und mit den Göttern nichts gemein haben, daß ihre Gewalt ihnen nicht vom Himmel, sondern von ihren Völkern anvertraut worden ist, daß die Gesetze nicht zum Nutzen Einzelner, sondern zum Vortheil Aller vorhanden sind, daß sie die ihnen anvertraute Gewalt nicht nach eigenem Gutdünken, sondern nur nach dem Willen und zum Besten der Gesammtheit gebrauchen dürfen, daß endlich Auszeichnungen und Belohnungen nicht für kriechende Höflinge, feile Schmeichler, blindgehorsame Söldner u. dergl. Leute bestimmt sind, sondern für das wahre Verdienst, für wahrhaft nützliche Thaten, für wahre Talente und für die Tugenden, aus denen dem Vaterland wirkliches Heil erwächst. Es ist eins der schlimmsten Vorurtheile, daß die meisten Fürsten noch immer glauben, das unmündige Volk durch Furcht und Strenge regieren zu müssen, anstatt sich dessen Liebe und Vertrauen zu erwerben, daß sie nicht einsehen wollen, daß nur Derjenige willig gehorcht, der die Zweckmäßigkeit der Gesetze begreift, während dagegen der unterdrückte Sklave seine Ketten abwirft, sobald ihm die Möglichkeit dazu geboten wird.

Sollten die Hoffnungen auf eine glücklichere Zukunft der Menschen weiter nichts seyn, als Träume der Einbildungskraft und der Selbsttäuschung? Sollen die Welt und ihre Bewohner immer das Spielzeug von einigen Menschen bleiben, die sie unterdrücken und für ihre persönlichen Interessen ausbeuten dürfen? Sollen sie nie etwas anders werden können als ein Gefängniß, welches zur Aufbewahrung von Sträflingen und Empörern bestimmt ist? Werden die Mächtigen der Erde nie ihrer willkürlichen Gewalt, die überall nur Unheil verbreitet, entsagen, und werden sie nie dazu gelangen, aus dem großen Buche der Geschichte vergangener Zeiten irgend eine gute Lehre für sich zu gewinnen? Wenn Irrthum, Thorheit und Verblendung, von der Macht der Herrscher unterstützt, schon so viel Unheil angerichtet und die Entwickelung des Menschengeschlechtes schon so oft gestört haben, könnte man sich im Gegentheil, wenn dieselben Kräfte und Mittel besser verwendet würden, nicht unendlich heilsame Folgen davon versprechen? Wie die weltlichen Beherrscher, so könnten auch die geistlichen Herren und Hirten den ihrer Sorge

Digitized by Google

Anvertrauten mehr nützen als seither, wenn sie eine freiere Bewegung verstatteten. Sie könnten die wahre Sittenlehre durch eine vernünftige Volkserziehung anbahnen, die wahre Tugend durch ein gutes Beispiel empfehlen und dahin streben, dem Staate nützliche und aufrichtig ergebene Bürger zu erziehen, was weit besser wäre, als nur für Bürger des Himmels zu sorgen und nur das Jenseits, über das wir doch noch sehr in Ungewißheit leben, im Auge zu behalten. Hier begegnen wir wieder einem der traurigsten, ja vielleicht dem schändlichsten aller Vorurtheile, dem nämlich, daß die Priester stets geglaubt haben und noch immer glauben, die Moral an und für sich sey nicht genügend, um die Menschen tugendhaft zu machen, sondern man müsse sie auf die Belohnungen und Bestrafungen des Jenseits verweisen, und ihnen die Erde als ein Jammerthal darstellen, dessen Bewohner nun einmal dazu bestimmt seyen, sich mit den Leiden und Bekümmernissen dieses Lebens herumzuschlagen.

Kehren wir zu den Fürsten zurück. Ein Herrscher, welcher die Wahrheit haßt, Licht und Aufklärung verabscheut, kann sich treuer Unterthanen nicht erfreuen. Seine Anhänger, nur mit ihrem eigenen Wohl beschäftigt, haben nichts Klügeres zu thun, als seiner Eitelkeit zu schmeicheln und seinen Lastern zu fröhnen; sie werden sich bemühen, ihren Herrn nur noch mehr zu verderben und ihn auf allerlei Abwege zu leiten, werden ihn von den Regierungsgeschäften abwenden und in Zerstreuungen aller Art zu stürzen suchen. Das schlechte Beispiel des Fürsten wird dann seine Umgebungen anstecken und er wird nur Theilnehmer seiner Schuld, nicht aber treue und warnende Freunde finden. Da wird es der Wahrheit nicht gelingen, sich Eingang bei dem Fürsten zu verschaffen und erst dann, wann es zu spät ist, wird er die wahre Lage der Dinge zu erkennen im Stande seyn. Der Ausspruch eines türkischen Weisen, daß Derjenige, der einen Tyrannen belehren will, seine Hände im eigenen Blute wäscht, bleibt wahr für alle Zeiten. Sie wollen die Wahrheit nicht hören, können sie nicht verstehen, und wie sollte sie auch bis zu ihren Ohren gelangen können? Die Wahrheit muß sich daher an die Völker wenden und wird von diesen um so mehr vernommen werden, je mehr Aufklärung sich verbreitet hat. Das Licht dringt immer weiter und macht nach und nach seine friedlichen, aber sicheren Eroberungen. Die Fehler und Laster der Fürsten, die verkehrten Maßregeln und Verblendungen der Regierungen tragen zum Siege der Wahrheit am meisten bei. Die Geister gerathen in Bewegung und bringen einen gewaltigen Umschwung der Ideen hervor. Die Wahrheit, von Tausenden erkannt, wird immer mächtiger und durchbricht alle Dämme, die man ihr entgegenstellt; sie wird so stark, daß allmälig selbst ihre ärgsten Feinde nachgeben und der bessern Einsicht, dem allgemeinen Bedürfniß der Zeit Zugeständnisse machen müssen. In gleichem Verhältniß mit der Aufklärung werden die Sitten milder. Die Menschlichkeit tritt den Gräueln und dem Unsinn der Kriege entgegen und der Despotismus darf es nicht mehr wagen, sein verderbliches Spiel mit der Freiheit fortzusetzen; er muß sich endlich der Nothwendigkeit fügen, er mag wollen oder nicht.

Die Wahrheit wird unwiderstehlich, wenn sie einmal so weit gekommen ist, von der öffentlichen Meinung getragen zu werden, und dann müssen selbst die Gewalthaber sich ihr unterwerfen. Kein Mensch hat den Muth, allein unvernünftig und schlechter als die andern seyn zu wollen; die Dummheit und der Unsinn sind nur so lange mächtig, als sie eine starke Majorität für sich haben. Der Betrug kann nur da ausgeübt werden, wo er Billigung und Anhänger findet, und nur bei unvernünftigen Leuten ist es möglich, die Vorurtheile, den Aberglauben und die Thorheit mit einem glänzenden Scheine zu umgeben. Ungeachtet der Schlaffheit der Völker und des Druckes, womit man sie niederhalten konnte, haben doch Recht und Wahrheit ihre siegreichen Fortschritte gemacht und hat doch die Erkenntniß des Bessern, wenn auch nur langsam, festern Boden gewonnen. Der Menschenfreund soll sich weder durch die weite Verbreitung, noch durch die Kraft, noch durch die Ehrwürdigkeit der Vorurtheile irre machen und abschrecken lassen. Sie sind so allgemein verbreitet, weil der Mißbrauch dem Einfluß der gesunden Vernunft vorausging, sie sind geheiligt, weil die Leute nie über sie nachgedacht haben, sie sind ehrwürdig, weil sie alt sind. Laßt uns den Muth und das Vertrauen nicht verlieren! Wir werden die Menschen und ihre Zustände nicht vollkommen, aber wir werden sie doch besser und glücklicher machen.

Ludwig Kalisch's neues Buch über Paris.

(Paris und London. 1r Band: Paris. Literarische Anstalt in Frankfurt am Main.)

Das alte Paris erneuert — ich möchte kaum sagen: verjüngt — sich jeden Tag. Wer es vor einem Monate verlassen und nach einem Monate dahin zurückkehrt, findet sich zu seinem Staunen in einer fast neuen, ungekannten Welt. Und doch ist es so unendlich schwer, sich und Andern deutlich zu machen, worin eigentlich diese ewige Neugestaltung, diese Selbstknospung der Weltstadt an der Seine besteht. Paris ist eine Welt, man darf fast sagen, die Welt; es ist der Mittelpunkt aller Ideen und Bestrebungen, aller Thaten und Unterlassungen, alles Großen und Kleinen, was uns an unserer Mutter Erde entzückt oder mißfällt, begeistert oder mit Abscheu erfüllt. So viel schon über Paris gesagt und geschrieben worden ist, es läßt sich jeden Tag noch Neues und Ueberraschendes über Paris sagen und schreiben. Freilich ist nicht Alles, oder nur sehr Weniges, was über Paris gesagt und geschrieben wird, neu und überraschend; dieß liegt aber nicht am Gegenstande, sondern an Dem, der den Gegenstand behandelt. Mit lebhaftestem Interesse hat uns dagegen Kalisch's Buch über Paris erfüllt, denn hier sehen wir den großen Stoff in neuer, anziehendster und belehrendster Weise verarbeitet. In der That findet man in Kalisch's humoristisch ernsten, gediegen leichten Darstellungen des Pariser Lebens und Treibens, in seiner lebendigen und tief wahren Charakteristik des französischen Volkes nach allen vielverzweigten Schichten, ein so ansprechendes, vollkommenes Bild der französischen Hauptstadt, daß der Eingeweihte und Nichteingeweihte gleich lebhaft davon erfüllt und ergriffen wird. Kalisch versteht die Kunst, einen oft behandelten Gegenstand, einen tagtäglichen Begriff wahrhaft zu verjüngen, und so gewinnt denn bei ihm Paris und das Pariser Volk selbst für den Kundigen ein so frisches, neues, anziehendes Ansehen, daß man gleichsam ein altes herzliches Verhältniß mit einem Freunde zu erneuern glaubt, den man vorher gar nicht gekannt! So gewährt denn dieß Buch einen doppelten Gewinn, den einer allerliebsten, anmuthigen Unterhaltung und den einer interessanten, wünschenswerthen Belehrung. Der zweite Theil des Werkes wird das Leben und Treiben in London behandeln, und wir glauben uns um so mehr davon versprechen zu dürfen, da Kalisch's humoristisches Talent bekanntlich am meisten in Gegensätzen glänzt, wozu ihm die Vergleichung zwischen Paris und London ein reiches Feld darbieten wird. F.

Mannichfaltigkeiten.

Abermals nähert sich ein großes Projekt der Nordamerikaner, welches schon vor einigen Monaten ausführlich in den Blättern

Digitized by Google

des Freistaates besprochen wurde, seiner Vollendung. Der Weg von Newyork bis London soll bis auf die Dauer von 7 oder selbst 6 Tagen verkürzt werden. Die Verbindung soll zuerst durch eine Eisenbahn von Newyork nach einem gelegenen Küstenpunkt in Neu-Schottland vermittelt werden, wozu entweder Halifax oder Canso vorgeschlagen wurde: dort nimmt ein Dampfschiff die Reisenden auf, um sie nach Galway an der westlichen Küste von Irland zu bringen — eine Reise von höchstens 5 Tagen; von Galway auf der Mittelland-Eisenbahn bis Dublin (120 engl. Meilen); von Dublin wieder zur See bis zum Hafen von Holyhead (63 Meilen), und von Holyhead schließlich bis London auf der Chester- und Holyhead-Bahn, der Londoner Bahn und der nordwestlichen Bahn (263 Meilen). Der ganze auf diese Weise zurückgelegte Weg würde 3200 Meilen betragen, wovon 1200 per Eisenbahn und 2000 auf dem Seeweg zurückgelegt werden müssen. Abgesehen von der kürzeren Entfernung zur See, da die kürzeste Entfernung von Newyork bis Liverpool allein so viel beträgt, würde den Dampfern auf dem atlantischen Meere auch noch eine schnellere Fahrt dadurch ermöglicht werden, daß sie einen bedeutend geringeren Kohlenvorrath mitzunehmen brauchten.

Das „Liverpool Albion" schreibt: Briefe aus Boston melden, daß in der Nacht des 15. Nov. ein dritter Ring um den Saturnus entdeckt wurde, ein Phänomen, wegen dessen die Astronomen lange im Zweifel waren. Auf dem Observatorium von Cambridge (Amerika) wurde die Entdeckung bestätigt. Der neue Ring ist der dem Planeten zunächst gelegene, folglich der kleinste. Merkwürdiger Weise war die Nacht, in welcher die interessante Entdeckung gemacht wurde, so neblicht, daß man mit unbewaffnetem Auge bloß einige größere Sterne sehen konnte.

Korrespondenz.

Stuttgart, 10. December.

Richard der Dritte.

Nach einer langen Reihe von Jahren und mancherlei Verzögerung ist gestern Richard der Dritte wieder über unsere Bretter geschritten. In der That, Richard der Dritte selber war's mit Fleisch und Blut, im Geist und in der Wahrheit. Wir sahen ihn, wie er mit scheinheiligem Augenverdrehen die Welt um ihn her täuschte und immer wieder täuschte, trotzdem, daß sie von seiner Heuchelei überzeugt war; wie er mit einem Feuer, das an Liebenswürdigkeit gränzte, Leidenschaften aussprach, die er doch nur verhöhnte, wie er mit schauerlichem Humor seine Henkersbefehle gab und endlich in großartiger, titanenhafter Wuth, dem wilden Eber vergleichbar, der ihm vom Helme gleißte, in den letzten Kampf stürzte und starb wie ein Held, nachdem er gelebt wie ein Schurke! — Es ist wohl kaum nöthig, daß wir sagen, Grunert war dieser Richard, denn wer sonst wäre im Stande, einen solchen Richard wiederzuschaffen? Freilich kommen ihm hier, wie überall, seine ausdrucksvollen Züge, welche die feinsten Schattirungen des Gemüthslebens wieder zu geben vermögen, vor Allem sein seelenvolles Auge und nächstdem sein außerordentlich biegsames Organ auf eine Weise zu Hülfe, wie sich wohl Wenige rühmen können und konnten. Aber was mochten diese äußeren Mittel helfen, wenn nicht das tiefe, künstlerische Verständniß, das ernste, vielseitige Studium und der mächtige Geist dazu kam, der jene in Wirksamkeit setzte, wie ein Feldherr seine wohlgeordneten und kriegsgeübten Schaaren? — Der Raum gestattet uns nicht, Grunert's Leistungen von Scene zu Scene zu verfolgen, nur einige Momente wollen wir näher beleuchten. Es ist dieß vor Allem jene Liebesscene mit Anna an der Todtenbahre ihres Vaters. Zwar gestehen wir, daß wir dieses psychologische Kunststück noch nie recht haben verdauen können — ein solcher Umschlag der Gefühle scheint uns allerdings ganz wahr und in der Natur einer gewissen Gattung von Weibern begründet, nur nicht in diesem engen Raum einer Viertelstunde, nur nicht unmittelbar vor dem blutigen Leichnam eines Vaters — aber wie man auch darüber denken mag, gewiß ist, daß Grunert fast das Unmögliche leistete, um diese Scene möglich erscheinen zu lassen, daß er mit einer Gluth, mit einer einschmeichelnden Beredtsamkeit sprach, die der erste Liebhaber sich zum höchsten Muster hätte nehmen können, und daß nur das ausdruckslose Gesicht der Anna, dieses weiße Blatt, auf dem höchstens die Weisheit eines Modejournals geschrieben stand, immer wieder an die Geschraubtheit der ganzen Situation erinnerte. Eben so bredt und verführerisch erschien er in der Scene mit der Königin, da er um die Hand ihrer Tochter wirbt. Es ist fast unmöglich, diesem süß einträufelnden Gifte zu widerstehen, so sehr man weiß, daß es Gift ist, man kommt nicht los von dem Basiliskenblick, der doch unser Verderben trägt. Ein gleich interessanter Moment war die Erscheinung des Heuchlers zwischen den zwei Bischöfen und die meisterhafte Abwehr der Krone, die einen Heiligen hätte täuschen können; um so ergreifender wirkte gleich darauf die ungeheure Energie der Verachtung, mit welcher er nach dem Abgang des Lordmayors das Gebetbuch in einen Winkel schleudert. Der Tyrann auf dem Throne, seine kalte berechnende Mordlust, der gräuliche Humor seines: „Haut ihm den Kopf herunter!" empört und fesselt doch zugleich wieder durch die Heldenkraft der Schlechtigkeit, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Es liegt eine Art Heroismus in diesem Niedermähen um sich her, der uns unwillkürlich fortreißt, und wir empfinden nachgerade selbst eine gewisse Zufriedenheit, daß das Feld rein ist und der gewaltige Mensch den Zweck erreicht hat, nach welchem er so unverdrossen und unbekümmert um Himmel und Hölle gerungen. Hätte aber wohl auch in einem andern als eben in diesem vollendeten Darsteller dieses versöhnende Element sieghaft durchzubrechen vermocht, wäre der Richard eines Andern wohl mehr gewesen als ein Schuft, vor dem uns schauderte und eckelte? Endlich kommt der letzte Schlaf, die furchtbare Erscheinung der Geister und das noch furchtbarere Erwachen. Da wird er, wie Franz Moor (mit dem er überhaupt manche Aehnlichkeit hat), von Seelenangst und Selbstanklage, von Liebe und Haß gegen sein eigenes Ich umhergetrieben, bis das aufsteigende Tageslicht seine schlaftrunkene Verzweiflung tödtet und ihm neue Hoffnung, neue Kraft gibt. Da wirft er sich in seine Rüstung, entwirft rasch den Schlachtplan und stürzt in den Kampf. Da schwillt er höher und höher, seine Streiche donnern umher wie die Keulenschläge eines himmelstürmenden Titanen, bis ihn das Verhängniß endlich zu Boden wirft! Sollen wir nach diesen erhabenen Eindrucken noch mit einem kleinlichen Tadel über diese oder jene Einzelnheit nachhinken und an den Absätzen mäkeln, da wir dem Wesen nichts anhaben konnten? — Es wäre jämmerlich. Aber wenn wir Grunert den ersten und weit aus größten Ruhm dieses Abends lassen, wenn wir wiederholen müssen, was so Mancher an diesem Abend beim Hinausgehen aus dem Theater sagte: „Was hätten wir, wenn wir ihn nicht hätten" — so müssen wir doch die Gerechtigkeit üben und anerkennen, daß die Darstellung für die Masse der Mitwirkenden im Allgemeinen ein ziemlich befriedigendes Bild gab und selbst mancher Chorist mehr leistete, als man von ihm erwarten durfte. Sehr bedauern wir, daß Hr. Löwe, der stets mit so fleißigem Studium Hrn. Grunert zur Seite geht, durch das dringende Gebot der Zeitkürzung um einen guten Theil seiner schönen Rolle (Clarence kam. — Rühmend erwähnen wir ferner den Herren Gnauth (1. Mörder), Lehr (Hastings), Maurer (König Eduard) und der Damen Oesterling (Margarethe), Sieber (Prinz Eduard) und Petit-Jean (Prinz York). Nur dem harmopauten Kleeblatte der alten Herzogin, der Königin und Anna wünschten wir eine gute Portion ihrer Rollen gestrichen; denn daß diese jemals lernen sollten, wahrhaft menschlich zu sprechen, ist wohl nicht zu hoffen. Doch um eines solchen Richards willen wollen wir uns auch Das gefallen lassen, und wir wünschen nur, daß noch mehrere solcher Meisterwerke zur Aufführung kommen möchten, die uns mit manchem andern Misere in und außer dem Musentempel versöhnen können.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 17. Dec. (Gastdarstellung der Frau Hoffmann, vom ständischen Theater zu Prag und der Fräul. Jenny Hoffmann, Schülerin des Hrn. Lamperti, ersten Gesanglehrers in Mailand): Die Montechi und Capuleti, Oper in 4 Abth. Julia: Fräul. J. Hoffmann. Romeo: Frau Hoffmann.

Mittwoch, 18. Dec. (Zum Erstenmale): Sophia Catharina oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 301. Mittwoch, den 18. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

In einer dunkeln Nacht, während Alles in dem entlegenen Stadtviertel in tiefen Schlaf versenkt lag, entstieg ein dichter Rauch den Fenstern der Fripin'schen Werkstätte, zwischen welchem sehr natürlich Flammen spielten, welche genau beobachtende Sachkundige für Schwestern eines wohlgelungenen Theaterbrandes erkannt haben würden. Kaum hatten sie sich gezeigt, als Albrecht, in Uniform gekleidet, unter gewaltigem Lärm die Bewohner der Jesuiten-Anstalt weckte und bald erschallte der Ruf: „Brand! Brand!" durch die nächsten Stadtviertel.

Nie erlebte ich eine größere Verwirrung, als in diesem Augenblick, um so mehr, als unsere, an verschiedenen Punkten aufgestellten Helfershelfer die widersprechendsten Berichte über den Ort der Feuersbrunst ausstreuten, welche man, da er von zwei hohen Gebäuden eingeschlossen war, von der Straßenseite nicht bemerken konnte; allein desto heller glänzten Flammen und Funken aus der ganz von Stein gebauten Werkstatt den bestürzten Schwestern Ricardini in die Augen, während man nicht unterließ, durch herbeigeschaffte Löschmittel die Verwirrung zu vermehren und jeden Schein von Betrug zu entfernen.

Bald benachrichtigte man mich, der ich mit meinem Gehülfen die Ausgänge der Anstalt beobachtete, daß die Damen sich in den Garten begeben hätten. Auf Flügeln der Liebe eilte ich zur hintern Pforte, die an den Boulevard stieß. Vier Fiaker standen schon bereit, die Bewohnerinnen des Gebäudes aufzunehmen; von der Dunkelheit begünstigt, drang ich bis zu ihnen durch, drückte dem am Schlage stehenden Jungen ein gutes Trinkgeld in die Hand und nahm dessen Stelle ein; zwei Fackelträger beleuchteten an beiden Seiten des Thores die heraustretenden verschleierten Gestalten. Als der erste Fiaker abgefahren war, folgte eine gesetzte Frau, die eine schlanke Gestalt mit sichtbarem Unwillen mit sich fortriß; hätte ich Elisens Wuchs nicht bereits erkannt, so würde das ungestüme Klopfen meines Herzens mir gesagt haben, daß die diesem Herzen entrissene Geliebte mir nahe: doch jede Furcht vor Irrthum war geschwunden, als ich die mir wohlbekannte Stimme in der Sprache des Landes ausrufen hörte: „Lassen Sie mich hier sterben, Madame! Erlauben Sie, daß die Flammen dem namenlosen Leiden ein Ende setzen, das Sie mir bereiten!"

„Elise! theure Elise!" rief ich, auf sie zufliegend; — doch plötzlich ward ich von kräftiger Hand angegriffen und gegen die Mauer geworfen; — bewußtlos sank ich nieder.

In Albrechts Armen erwachte ich aus der Ohnmacht, die eine Folge der schweren Wunde war, welche ich durch den Fall gegen die Mauer am Kopf erhalten; er erzählte mir, er habe, nach der Abfahrt der Wagen, dafür gesorgt, daß die Kunstflammen gelöscht wurden, wonach das Gerücht, man sey des Feuers Meister, sich schnell verbreitet habe. Es war ein Glück, daß wir, einige Tage zuvor, verschiedene alte Möbelstücke verbrannt und hier und da zerstreut hatten, weil sonst die Polizei, welche bald darauf den Ort, wo der Brand entstanden, aufnahm, leicht hätte Lunte riechen können.

Mein Lohnbedienter hatte mich bei Tagesanbruch leblos liegend gefunden und sogleich gesorgt, daß ein geschickter Wundarzt den nöthigen Verband um meinen Kopf legte. Doch mein Herz blutete mehr, als meine Wunde: ich hatte Elisen wiedergefunden, um sie eben so bald wieder zu verlieren! Zwar war es nicht mehr zweifelhaft, daß sie sich zu Paris befand; doch zugleich konnte ich leicht ermessen, daß Diejenigen, welche sie bisher gefangen hielten, nunmehr ihre Wachsamkeit verdoppeln würden, da mein Ausruf ihnen die Anwesenheit eines Mannes verrathen hatte, der in nahen Verhältnissen zu Elisen stand. — Guter Rath war theuer; doch mein Reisegefährte war bald darüber mit mir einig, daß der einzige Weg, den wir nunmehr in der Hoffnung auf guten Erfolg einschlagen könnten, der sey, den niederländischen Gesandten in Anspruch zu nehmen.

Dieser, bekannt mit den jesuitischen Gesinnungen der damaligen französischen Regierung und dem Einflusse der Geistlichkeit, fühlte wohl, daß er nur in der höchsten Nothwendigkeit sich in die Sache einlassen könne, um nicht, wegen Privatinteressen, seine offiziellen Verhältnisse bei dem empfindlichen Hofe Unannehmlichkeiten auszusetzen; er rieth mir daher, zuvor den Advokaten D . . . . . , der wegen seines Rednertalents berühmt und, wie die meisten seines Standes, ein erklärter Feind des Jesuitismus war, in Anspruch zu nehmen und ihn zu ersuchen, Elisen zu reklamiren. Mit Begeisterung nahm der aufrichtige Mann diesen Auftrag an, verhehlte jedoch die Schwierigkeit nicht, welche darin liege, den gesetzlich erforderlichen Beweis zu liefern, daß wir zu jener Reklamation berechtigt seyen.

Zum Glück besaß ich unter meinen Papieren Elisens Geburts-Akt und die Beweisstücke über das Ableben ihrer Aeltern; ich hatte diese Papiere mir ausfertigen lassen, weil sie bei unserer früher gehofften Eintragung in die Heirathsregister gebraucht werden mußten. Es ging aus denselben ihre Großjährigkeit, folglich auch der Umstand hervor, daß ihr Vormund nicht mehr berechtigt sey, irgend welche Macht über sie auszuüben. Herr D . . . . . schmeichelte sich, mit diesen Papieren ausgerüstet, seinen Zweck erreichen zu können. Noch an demselben Tage erfolgte in meinem Namen, als verlobten Bräutigams und Verwandten, die gerichtliche Aufforderung an die Geschwister Ri-

Digitized by Google

cardini, das Fräulein Elise Moons aus der Anstalt zu entlassen.

Die schlauen Italienerinnen empfingen den Gerichtsvollzieher mit der zuvorkommendsten Höflichkeit, äußerten jedoch, daß Niemand dieses Namens sich in ihrem Institut befinde; sie behaupteten, es müsse ein Irrthum zu Grunde liegen, ja, sie verwiesen ihn sogar an ein paar andere Damen-Institute, in welchen sich wirklich Mädchen aus Niederland befinden sollten. Allein der Gerichtsvollzieher war ein schlauer Vogel und hatte gute Instruktionen empfangen, so daß er, nachdem er ihre Antwort aufgezeichnet, fragte: „ob sich denn durchaus nicht ein einziges niederländisches Mädchen in ihrer Anstalt aufhalte?" Doch es erfolgte eine ausweichende Antwort, die sowohl ja als nein bedeuten konnte, und er mußte daher eben so klug abziehen, als er gekommen.

Der Advokat D . . . . . reichte nunmehr in meinem Namen bei der Justiz eine Klage ein, enthaltend die Beschuldigung gegen die Geschwister Ricardini, auf eine durch die Landesgesetze verbotene Weise das Fräulein Elise Moons in unfreiwilliger Gefangenschaft zu halten. Wahrscheinlich würde jedoch auch dieses Mittel fruchtlos geblieben seyn, weil man hartnäckig bei der Behauptung beharrte, daß Niemand dieses Namens sich in der Anstalt befinde, hätte nicht der niederländische Gesandte sich endlich bewegen lassen, seinen Einfluß bei Hofe geltend zu machen. Da man die nachtheilige Wirkung derartiger Ereignisse, bei deren Veröffentlichung, auf den Geist des Publikums, früher erfahren hatte, so fürchtete man das Bekanntwerden dieser kitzlichen Angelegenheit; daher erhielten die „Väter der Gesellschaft Jesu" einen für sie verständlichen Wink, woraus sie merkten, daß es rathsam sey, diesen vereinten Bemühungen nachzugeben. Sie sagten sich jedoch, schlau genug, von jeder Verantwortlichkeit in dieser Sache los, indem sie anzeigten, Elise sey unter dem Namen des Fräuleins Gläser von ihrem Vormunde zu ihnen in Pension gegeben worden.

XIV.

Aufklärungen.

Ich will es nicht versuchen, die Scene zu schildern, die im Hotel des Gesandten vor sich ging, als dessen liebenswürdige Gemahlin mir Gelegenheit verschaffte, Elisen, welche sie freundlich bei sich aufgenommen, zum ersten Male wieder zu sehen. Wir hatten einander Vieles zu sagen, was für den Leser von geringem Interesse seyn kann; allein die Mittheilung, die sie mir damals und später über ihre Schicksale machte, darf ich ihm nicht vorenthalten.

Unter dem Wechsel mannichfacher Empfindungen erzählte sie Folgendes:

„Unter dem Vorwande zur Linderung meiner Traurigkeit eine kleine Reise nach Gelderland zu machen, wußte mein Vormund mich aus Amsterdam zu entfernen. Vergebens ersuchte ich ihn, mit dieser Reise mich zu verschonen: was ich auch vorstellen mochte, es half Alles nicht. Ich mußte mich daher getrösten, mit dem verhaßten Mann die Reise anzutreten, anstatt Dich zu treffen. In der Kutsche, welche er sehr bequem hatte einrichten lassen, quälte er mich beständig mit Rathschlägen, die er „wohlmeinende" zu nennen beliebte, die jedoch nichts Anderes bezweckten, als mich gegen Dich einzunehmen und die Vortheile einer Heirath mit dem Junker Joost Diederik van Heule mir weitläufig auseinander zu setzen. Ich aber erklärte ihm geradezu, daß ich Dich und keinen Andern zum Gatten wolle, und nun hatte der Schändliche die Unverschämtheit, mir zu sagen: „Junge Mädchen hätten keinen Willen und er werde es schon zu verhindern wissen, daß ich je Deine Gattin würde."

„Heiße Thränen benetzten meine Augen; um von seinen Gesprächen befreit zu seyn, stellte ich mich, als ob ich schliefe. Inzwischen war der Abend gekommen und es muß diese verstellte Ruhe, durch die Anstrengungen des langen, mir ungewohnten Fahrens, in wirklichen Schlaf übergegangen seyn: denn als ich durch das Stoßen des Wagens auf holperige Steine erwachte, schlug die Glocke eilf Uhr.

„In einem unbekannten Orte stiegen wir an einem Wirthshause aus, welches, nach der Einrichtung zu urtheilen, in einem Dörfchen liegen mußte. Ich verlangte, mich sogleich zur Ruhe zu begeben; man wies mir eine Schlafkammer an. Inzwischen ließ Herr Gläser, unter dem Schein, mir allerhand Aufmerksamkeiten zu erzeigen, mich keinen Augenblick allein, so daß ich keine Gelegenheit erhielt, Jemanden zu fragen, wo wir uns befänden. Doch heftig erschrack ich, als er, das Zimmer verlassend, die Thüre von Außen verschloß; ich rief ihm zu, mir den Grund zu sagen, erhielt jedoch keine Antwort — und dieß überzeugte mich, daß man mich als Gefangene behandle. Ich kann Dir nicht sagen, welche Angst mich ergriff; allerhand Gedanken stiegen in mir auf; ganz angekleidet begab ich mich zu Bette, konnte aber vor Angst kein Auge schließen. Mit Tagesanbruch war ich schon wieder aufgestanden in der Hoffnung, durch meine Fenster zu entdecken, wo ich sey; allein ich erblickte nichts, als eine ungeheure Haide, auf welcher kein lebendes Wesen sich zeigte. Mittel zur Flucht besaß ich nicht und mußte daher geduldig erwarten, welchen Ausgang diese Reise für mich haben werde: eine innere Angst weissagte mir wenig Gutes.

„Schon früh verließen wir diesen Ort; in der Reisekutsche wagte ich es, meinem Vormunde blicken zu lassen, wie ich glaube, er beabsichtige nichts Gutes mit mir. Der Heuchler that, als bemerke er dieß nicht, blieb gleich freundlich und dienstfertig und sprach über gleichgültige Gegenstände. Doch scheint er inzwischen auf Maßregeln bedacht gewesen zu seyn, die mir die Möglichkeit rauben sollten, seine Pläne zu vereiteln: so viel ist wenigstens gewiß, daß er mir ein schlaferregendes Mittel beizubringen wußte, was dermaßen wirkte, daß ich erst zu Paris erwachte, und zwar in der Anstalt, aus welcher Deine treue Liebe, mein theurer Freund, Deine Elise erlöste.

„Was ich in jenem Hause gelitten, davon zeugen mein bleiches Gesicht, mein ausgemagerter Körper, meine geschwächte Gesundheit. — Meinen Vormund sah ich nicht wieder; doch die Geschwister Ricardini gehörten zu seinem Komplot, und bald erfuhr ich, daß bloß der Tag, an welchem ich mich entschließen würde, meine Hand dem Herrn van Heule zu geben, der Tag meiner Erlösung aus diesem geistlichen Kerker seyn werde.

„Doch noch ein Ausweg blieb mir offen, wenigstens ward mir dieß durch einen der Jesuiten auf geheimnißvolle Weise zu erkennen gegeben: dieser Weg lief durch die römische Kirche. Wenn ich deren Lehre annehmen wollte, versprachen mir die „Väter", für meine Rechte aufzutreten und mich zu führen, wohin ich wünsche; ich könne diesen Uebergang zur katholischen Konfession Anfangs geheim halten, während es mir in der Folge leicht fallen werde, wenn ich einmal verehelicht sey, meinen Gatten von seinen ketzerischen Meinungen zurückzubringen! Ich verschmähte dieses Rettungsmittel wo möglich noch kräftiger als das andere, während es mir Veranlassung zu der Bemerkung gab, wie meistens ein Böswicht den andern zu überlisten sucht und darauf ausgeht, den Gang der Umstände zu eigenem Vortheil zu benutzen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Besuch in Schiller's Geburtshaus.

(Aus der „Ostdeutschen Post" mitgetheilt.)

Den 25. Juli besuchte ich Marbach, um Schiller's Geburtshaus zu sehen. Das Städtchen liegt am erhöhten rechten Ufer des Neckar in einer anmuthigen Gegend, zu deren Belebung und Zierde der Neckar mit seinen Uferauen nicht wenig beiträgt. Marbach besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, die außer der unverhältnißmäßigen Anzahl Gasthausschilde, nichts Ungewöhnliches bietet. Sehenswerth ist die Kirche. Allein das Alles würde keinen Reisenden nach dem kleinen Neckarstädtchen ziehen, stände nicht da unten, südöstlich von der Hauptstraße auf einem kleinen Brunnenplatze, ein höchst unansehnliches Haus, aus welchem einer der größten Geister und Lieblinge der deutschen Nation hervorgegangen ist. Das Herz pocht Einem, wenn man von der Hauptstraße aus eine krumme Nebengasse abwärts gehend die Wiege Schiller's sucht. Wir sind bei dem Gedanken an diesen so gewaltig erfassenden und immer nur nach Großem zielenden Geist so sehr gewöhnt, Alles, was Bezug auf ihn hat, auch groß und bedeutend zu wähnen, daß wir uns einer Erschütterung seltsamer Art nicht erwehren können, wenn wir auf einmal vor einem Häuschen stehen, so klein, so schlicht, ja so ärmlich als möglich und dabei erfahren: hier sey der Philosoph und Dichter Schiller geboren. Man bleibt unwillkürlich stehen und ist beklommen. Der Brunnen rauscht eintönig weiter, ab- und zugehende Wasserträgerinnen beschauen sich den Fremden und hier und dort öffnet sich ein Fenster und ein neugieriges Gesicht blickt heraus. Schiller's Geburtshaus ist von einem Bäcker bewohnt und das Brett mit Broden vor den Fenstern kündigt dieses schon von ferne an. Das Häuschen hat an der Hauptfronte zu ebener Erde und im Stockwerke darüber drei Fenster; drei grüne mürbe Läden schließen die letzteren wie müde Augenlieder. Der Eingang ist von der südlichen Seite; der Blick fällt dabei auf allerlei Wirthschaftsgerümpel und alte Gebäulichkeiten. Ich trat durch die niedere Hausthüre in eine kleine verrauchte Vorhalle; Kinder sprangen und riefen um eine kränkliche hagere Mutter, am Herde innerhalb eines Verschlags brannte ein bescheidenes Feuer und daneben holte der junge blühende Bäcker Brod aus dem Ofen, das er, unterstützt von einem Jungen, nach der Stube trug. Dahin folgte ich ihm über zwei Stufen nach freundlicher Begrüßung meiner- und seinerseits. Wie klein, wie drückend, wie rührend schlicht war nun dieses Stübchen wieder! Ein großer Ofen beengt den Raum noch mehr. Dazu kommt nun noch ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, so daß wenig Raum zum Hin- und Herbewegen übrig bleibt. Auf den Wandbänken herum lehnten große Laibe Brod, als ich eintrat; ein Heer von Fliegen schwärmte in der heißen Stube. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Häuschens; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte lächelnd: „Ja, das ist Alles." Dann legte er mir das „Schilleralbum" auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen könne. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Restchen Mobiliar mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube, um das Postament derselben ist ein Gedicht befestigt, welches unter Anderm auch folgende Stelle enthält:

Deutscher Barde, frei und groß,
Seltsam fiel dein Schicksalsloos.
Bald gelobt und bald getadelt
Und am End' auch noch geadelt:
Ach, vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand.

Rechts und links neben der Büste hängen zwei fromme Bilder: ein Jüngling am Scheidewege, der aus Math. (VII. 13, 14) citirt: „Nicht der Weg, sondern das Ende des Weges bestimmt meine Wahl; wie schön und ehrenvoll wird sich's oben ruhen." Das Bild rechts stellt ein großes Wettrennen mit Hindernissen nach dem Paradiese vor: „Des Christen Weg und Ziel"; der Text lautet: „Glaube, hoffe, dulde — am Ziel wird er dich belohnen." Ich sag's ja, der Eigennutz guckt dieser Frömmigkeit ellenlang aus allen Poren. Das Schiller-Album ist ein Gedenkbuch für die Besucher der theuren Stelle. Es wimmelt von Namen aller Stände; man ersieht, daß jeder derselben sein Kontingent von Verehrern liefert. Nur Fürsten fehlen und Diplomaten; das ist aber kein Stand, das ist nur der Unbestand. Ich zweifle, daß in einem ähnlichen Goethe-Album die Begeisterung des schlichtesten Arbeiters so gefunden würde. Dieses Schiller-Album ist übrigens ein wahres Kunterbunt von Sentimentalitäten, Gemüthsprühungen, ungeschickten Citaten, Neckereien und Gedankenspänen. Ich konnte nicht umhin, einige derselben zu notiren. Sehr häufig sind die Anspielungen auf Palast und Hütte, reich und arm, und daß ein Genie keiner goldenen Wiege bedürfe. So heißt es an zwei Stellen: „Zum großen Geist braucht es nicht des großen Vaterhauses, noch enger ist der Mutterschooß". Die meisten Einzeichnungen bestehen in der bloßen Angabe der Namen, des Standes und der Zeit der Anwesenheit; da ist es nun auffallend, wie sich oft unter einigen guten Versen ganze Gruppen von Namen drücken und drängen, als wollte jeder hinpostirte Namen damit anzeigen, daß er „mit Gut und Blut" für die Inschrift einstehe und mit derselben Gesinnung „stehe und falle." Unter den Versen:

Wir haben von unserm Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und Schmerzen.
Und das, wofür wir uns halten im Herzen —

liefert der Andrang von Namen ein förmliches Gefecht um sichere vierschrötige Positionen. Mancher Name guckt auf solche Weise einem anderen nur halb unter dem Arm hervor. Hie und da findet sich eine Inschrift durch das Terrain begünstigt von großem Zudrange sicher. So gibt sich folgende Stelle:

Willst Du treu dem Dichter seyn,
So präge Dir seine Gefühle ein —

mit der einen Unterschrift des Verfassers zufrieden. Herzensergießungen gar zu subjektiver stammesbewußter Art theilen ein gleiches Schicksal; so die folgende Stelle: „Zum Volksredner bin ich nicht geboren, auch weiß ich nicht Reime zu schmieden; doch Schiller, Dich weiß ich zu verehren, dieweil ein ehrlicher Schwabe ich bin." Ein Lächeln beschleicht uns, wenn wir zahllose Citate aus Schiller selbst ganz wunderlich eingezeichnet sehen. Sie beziehen sich meist auf Liebe, Freiheit, Glauben und Hoffen. Da seufzt Einer:

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz . . .

Dort deklamirt ein Anderer:

Religion des Kreuzes u. s. w.

Ein jungfräuliches Herz mit der Unterzeichnung N. N. schreibt:

O! daß sie ewig grünend bliebe
Die erste Zeit . . .

Und wieder Einer schwingt sich also auf:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn . . . —

A. B. aus L.

Mäßiger tritt ein anderes Herz auf, indem es schreibt:

Digitized by Google

Denn wo das Milde mit dem Zarten . . .

Oder: Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben . . .

Oder: Ich habe gelebt und geliebet: —

Schelme gibt es überall, sie fehlen auch hier nicht. Hart hinter manche einfache Inschrift der Verehrung nistet sich hie und da der Humor des Zufalls oder der Absicht. So schrieb z. B. ein Hr. L. B. aus Winnenden bescheiden: „Auch ich verehre Schiller" — gleich setzt ein E. B. aus Winnenden darunter:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth . . .

An einer anderen Stelle erglüht Einer folgender Maßen:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,
So werden „Kerner" selbst zur Spreu,
Der Dichterlinge Gras wird Heu;
Ja selbst der milde Göthe
Wird Schiller's Morgenröthe.

Jean Theopile Kleinknecht aus Breitach.

Sogleich findet sich eine „Bewunderin", die darunterschreibt:

Kleinknecht, Du bist ein Engel! —

Louise.

Jedennoch die bleibt in ihrer Freude nicht alleine, denn unter die Louise schwört ein Mor. Kirchler:

Du hast wahr geschrieben!

Natürlich muß Schiller auch der Gesinnung zum Ausdruck helfen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er ihnen Speer und Spieß
Zu wahren ihre Rechte.

Ein Republikaner.

Unter den einzelnen Besuchen stehen auch Kollektivbesuche von Arbeitervereinen aufgezeichnet, um ihre tiefe Verehrung des Dichters Schiller zu bezeigen.

An charakteristischen Einzeichnungen fehlt es auch nicht. Wer kennt nicht den Kommis-Voyageur aus folgender Stelle: „Auch ich verehre Schiller auf einer Geschäftsreise N. N." Es fehlt nur noch das Cito! Cito! — Oder wer zweifelt, daß ein alter Philolog der Thäter ist, wenn eine milde Hand mit griechischen Lettern eine klassische Stelle niederzeichnet? — Eine psychologische Merkwürdigkeit ist mir auch noch vorgekommen. Es gibt Menschen, die so weich und gebrochen und noch ein Mal gebrochen sind, daß ihnen bei Allem anstatt Gedanken nur Gefühle kommen. So fand ich in dem Schilleralbum, das doch dem Andenken und der Verehrung Schiller's geweiht seyn soll, folgende Stelle:

O Tochtermann, Walter, warum so schnell deinen Tod?
Das weiß Niemand als der allwissende Gott.

Rothgerber her v. Winnenden.

Das ist wahrscheinlich ein alter gebeugter Mann, dem über einen nahen Verlust noch warm die Thränen über die Backen liefen, obwohl er eine „Zerstreuungsreise" angetreten hatte. — Und so wimmelt es noch von so manchen wohl- und wehgemeinten Sprüchen. Auch viele sehr würdige Worte von Engländern und Franzosen finden wir in diesem Album. Dem vielen abgeschmackten und kindischen Unwesen, welches sonst darin vertreten ist, macht ein schalkhafter Versekünstler den Prozeß, indem er sagt:

Und was das Beste ist dabei
Der Todte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen.

Mannichfaltigkeiten.

Friedrich von Reden berechnet (in seinem eben erschienenen interessanten Werk: „Vergleichende Darstellung des Haushaltes, des Abgabenwesens und der Schulden Deutschlands und des übrigen Europas"), daß die Staatsschuld Europas in den Jahren 1848 bis einschließlich 1850 um etwa 1300 Mill. Thaler gestiegen ist.

Korrespondenz.

Weimar.

Unter den unzähligen Veranstaltungen unserer Begeisterung für Schleswig-Holstein hatten wir, so wie jetzt in Frankfurt, im vorigen Monat wieder eine interessante, von dem vortrefflich organisirten Frauenverein veranstaltetete Ausstellung und Verloosung zum Besten der Verwundeten und Kranken. 600 Geschenke, feine Damenarbeiten, Luxusgegenstände, Bücher, Bilder schmückten den Bazar im großen Saale des Stadthauses. Unter der linken Colonnadenreihe hatte Hofmaler Remde eine Gemäldeausstellung eröffnet, unter den Colonnaden rechts hatten Damen von Geschenken ein Buffet-arrangirt; für jede Tasse Chocolade, für jeden Teller rollte ein Gulden oder Thaler oder Doppelthaler durch die zarten Hände. An der Versteigerung nahmen die höchsten Hof- und Staatsbeamten, sowie das Offiziercorps lebhaften Antheil. Unter andern erstand Minister von Wodenbrugk eine kleine Geldbörse für 2 Louisd'or, schenkte sie wieder, so daß sie nochmals 5 Rthlr eintrug; das erste Glas des geschenkten Champagners zu 2 Rthlr. und andere folgten. Der Frauenverein hat in vorigem Monat nebst einigen Ladungen Socken, Decken, Roßhaarsohlen, Jacken u. dergl 500 Rthlr. absenden können. Die Stadt Weimar und umliegende Dörfer haben bis jetzt gegen 5000 Thlr. gesendet (im Nov. über 1000, Jena 500 Rthlr, so Eisenach, Dornburg u. a. nach Verhältniß), auch zur Anleihe eine ansehnliche Summe und auch die Sammlung für die treuen Hessen ist im erfreulichen Gange.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 18. Dec. (Zum Erstenmale): Sophia Catharina oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Donnerstag, 19. Dec. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Freitag, 20. Dec. (Gastdarstellung der Fräul. Lucile Grahn, erste Solotänzerin der königl. Oper zu London, unter Mitwirkung des k. sächsischen Solotänzers Hrn. Ambrogio und des Balletchors vom Hoftheater zu Darmstadt): Des Malers Traumbild, Ballet in 2 Akten von Perrot, Musik von Pugni. Donna Bianca di Castilla: Frl. Lucile Grahn. (In Scene gesetzt von Fräul. Lucile Grahn). Vorher: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten. Nach dem Ballet Ouverture. Zum Schluß: La Tarantella napolitana, italienischer Nationaltanz, getanzt von Fräul. Lucile Grahn. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 302. Donnerstag, den 19. December 1850.

Jakob Moons

(Aus dem Holländischen des Robidé van der Aa; übertragen von Gottfried Doermann.)

(Schluß.)

„Ich mußte mich daher getrösten, zu leiden und zu schweigen. In einem entlegenen Theile des Gebäudes war mir ein nicht sehr geräumiges Zimmer als abgesonderter Aufenthalt angewiesen. Hier verlebte ich in strengster Abgeschiedenheit meine jammervollen Tage; einige römisch-katholische Werke wurden mir zur Lektüre gelassen, und wenn ich zuweilen einige Näharbeit für die Anstalt verrichten durfte, ward mir dieß als eine Wohlthat angerechnet. In diesem Gemache sah mich Dein Freund Albrecht; er war, in Gottes Hand, das Mittel, meinem Elend ein Ziel zu setzen.

„Schon lange schien jede Aussicht auf Rettung für mich verschwunden, als am Abende des Brandes der Ton Deiner Stimme die Hoffnung in meinem gefolterten Herzen wieder aufleben ließ. Allein ich sah, wie einer der „Väter" Dich angriff, und wurde in demselben Augenblick von einem zweiten in die Kutsche gehoben, welche, ehe ich einen Laut hervorzubringen vermochte, mit mir abfuhr. Eine der Schwestern Ricardini saß neben mir und erklärte auf meinen ersten Jammerton, den ich ausstieß, daß, wenn ich nicht schwiege, ein unterirdischer Kerker fortan mein Aufenthalt seyn werde. Dennoch unterdrückte ich meine Wehklagen nicht, so daß in dem Augenblick, wo der Fiaker am Bestimmungsorte hielt, einer der Umstehenden fragte: „Was fehlt dieser Dame?" Ohne Zögern erwiederte Fräulein Ricardini in einem Tone verstellten Mitleids: „Die Unglückliche ist bei dem Brande im Kloster vor Schrecken wahnsinnig geworden!" worauf sie mich, trotz meines Sträubens, durch ein paar ihrer Helfershelfer aus dem Fiaker heben und an den Ort bringen ließ, den ich seitdem nicht wieder verlassen habe. Dort befand ich mich in einem Gemache, das nicht die mindeste Aussicht darbot, da die Fenster etwa acht Fuß über dem Boden angebracht waren. An dem Rasseln der Ketten, an dem Aechzen und Geheul, was ich zuweilen in meiner Nähe vernahm, merkte ich, daß ich in ein Irrenhaus eingesperrt sey! Fürchterlich war mir der Gedanke, hier mein Leben beschließen zu müssen. Der liebe Gott, an den ich mich beständig in meiner Angst wandte, verlieh mir Kraft, auch dort mein unglückliches Leben zu ertragen. Doch zum Glück dauerte dieß nicht lange, denn dieser Zustand war unerträglich; mehr als einmal ergriff mich die gräßlichste Verzweiflung und das schmerzlichste Seelenleiden wirkte nachtheilig auf meine Gesundheit. Du selbst weißt, mein Freund, durch welches Mittel es Dir gelang, Deine Elise zu retten."

Die Erzählung des theuern Wesens hatte meinen Augen manche Thräne entlockt; doch die Freude über ihr Wiederfinden, der Genuß, den ihre Gegenwart mir gewährte, trocknete rasch diese Thränen, und allerlei Pläne für unser künftiges Glück bildend, traten wir, in Begleitung einer holländischen Familie, deren Bekanntschaft ich zu Paris gemacht, die Rückreise nach dem Vaterlande an.

XV.

Das Sterbebette.

Gewiß erwartetest Du, geneigter Leser, daß dieses Kapitel Dir eine lachende Beschreibung biete von den Festen, welche der wonneberauschte Jakob Moons, bei Gelegenheit seiner ehelichen Verbindung mit der liebenswürdigen Elise, bereitete. Hast Du Dich wohl einmal auf dem Meere befunden, als plötzlich eine Wasserhose sich erhob, welche in einem Augenblicke Dein Schiff, das nach langer gefahrvoller Fahrt bald in den ersehnten Hafen einzulaufen schien, in die weite Wasserfluth zurückschleuderte und Dir alle Hoffnung raubte, das Ziel Deiner Reise jemals zu erreichen? .... Nun dann vermagst Du Dir einen schwachen Begriff zu machen von den Gefühlen, die meine Brust zu dieser Stunde erschüttern. Nicht an der Hochzeitstafel, nicht im traulichen Kreise meiner zur Freude gestimmten Freunde, nicht inmitten meiner mit Laub und Blumen festlich geschmückten Untergebenen — nein: an Elisens Krankenlager findest Du mich wieder. Und, ach! dieses Krankenlager wird, nach des Allwissenden Rathschluß, wohl bald in ihr Sterbebette sich umwandeln! Weinet mit mir, Ihr Jünglinge, die Ihr einst Eurer Geliebten ein ewiges Lebewohl zurufen mußtet! Vermischt Eure Thränen mit den meinigen, Ihr Männer, die ihr jemals die Todtenbahre einer angebeteten Gattin zum finstern Grabe geleitetet!

Mit Elisen verwelkt das letzte Blümchen der Hoffnung, das auf meinem mühevollen Lebenspfade noch blühte; mit Elisen werden alle die süßen Bande zerrissen, die an das Land mich fesseln, wo einst, von frommer Aeltern Lippen, das Danklied für meine Erscheinung auf Erden zum Himmel emporstieg. Himmlischer Vater, ist es möglich! Für Elisen, die reizende, mit der Farbe der Gesundheit geschmückte Jungfrau, wird die frühe Gruft gegraben! Sie erliegt, ein Opfer menschlicher Bosheit; der Mann, dessen Fürsorge ein sterbender Vater sie anvertraute, hat mit eigener Hand ihren Lebenskeim zerstört. — O, wie konnte ich so verblendet seyn, nicht schon bei der ersten Begegnung zu bemerken, wie der Tod die Zeichen seiner verwüstenden Annäherung ihren ermatteten Augen, ihren eingefallenen Wangen, ihren scharf gezeichneten Zügen eingeprägt hatte!

Gleich einem Engel liegt meine Elise auf ihrem Sterbebette; sie fühlt es selbst, wie die Stunde ihrer Auflösung von Tag zu Tag näher rückt, und dennoch bleibt sie ruhig und ergeben; sie, die so innig mich liebt, die aus unserer Verbindung größeres

Digitized by Google

Glück sich versprach, als ich vielleicht beim besten Willen ihr zu schenken vermochte, — sie gehorcht ohne Murren dem Befehl ihres Schöpfers und ermahnt mich zu christlicher Gelassenheit. — Herrliche, von menschlichen Erfindungen nicht befleckte Lehre des göttlichen Erlösers! siehe, das ist Dein Werk!

Dunkle Rathschlüsse des ewigen Vaters! welcher menschliche Verstand vermag Euch zu ergründen? — Wer sagt es uns, warum die Tugend hier auf Erden leiden muß, während dem Laster alle irdischen Segnungen in reichem Maße zufließen! Wer deutet uns, weßhalb Elise, nachdem sie so viele Schmerzen erduldet, so früh diese Erde verlassen muß, indeß Gläser den Lohn seiner Ungerechtigkeit in vollen Zügen genießt? . . . Doch stille . . . stille . . . was stürzt dort in den vorbeifließenden Strom? Was führt die zusammengeströmte Schaar an's Ufer? Was fischen sie dort hinten aus dem Wasser? . . . Himmel! es ist eine Leiche, es ist Gläser's Leiche! . . . . . Wucherische Sucht nach unerlaubtem Gewinn trieb ihn zu gewagten Spekulationen; er hat Alles eingebüßt: sein großes Vermögen, benetzt von den Thränen der Wittwen und Waisen, und außerdem Alles, was Andere ihm anvertraut! Die rächende Nemesis drohte ihm mit ihrer Strafruthe: am gestrigen Abende warf er sich bei der hohen Schleuse in die Amstel . . . Gläser ward ein Selbstmörder! Schreckliches, Abscheu erregendes Sterbelager des Bösen; wer bebt bei deinem Anblick nicht zurück? . . .

Stille . . . stille . . . was säuselt so sanft mir in's Ohr? Es ist, als ob ein Zephir das Gemach durchschwebte! War es Deine sanfte Stimme, meine Elise, die mir rief? . . . . Du antwortest nicht, Geliebte? . . . Wie, Deine Blicke sind erstarrt — Deine Hände kalt — es war also Dein letzter Seufzer? . . . Der Seufzer, der Deine Seele aus ihrem Kerker entließ und sie dem Himmel zuführte? — O trostreiches Sterbelager einer Frommen! — Wer wünschte nicht, daß einst der Tod auch das seinige also bereite? . . .

Hier endigte das Manuscript.

Schluß.

Ich hatte aus den ferner in dem rothledernen Koffer enthaltenen Papieren nichts weiter entnehmen können, als daß Herr Jakob Moons zum zweiten Male nach Ostindien gereis't war; daß seine liegenden Güter durch meinen verstorbenen Freund, seinem Auftrage gemäß, verkauft waren und daß der letzte in dieser Angelegenheit aus Batavia empfangene Brief das Absterben des wackern Mannes mittheilte. Dem Verfasser dieses Briefes, welcher, nach dem Inhalt zu urtheilen, sein Testaments-Exekutor seyn mußte, schrieb ich mit der freundlichen Bitte, mir einige Nachrichten über die ferneren Schicksale des Herrn Moons mitzutheilen, da die Lektüre seines Lebenslaufs meine Theilnahme für ihn erregt habe; zugleich ersuchte ich ihn um Anweisung, wie es mit den Papieren gehalten werden sollte, die der Verstorbene im Mutterlande hinterlassen.

So schnell, als dieß bei der großen Entfernung möglich, erhielt ich eine höfliche Antwort, aus welcher ich, zur Vollendung des Manuscripts, von dem man mir freien Gebrauch überließ, Nachstehendes ausgezogen habe, was ich dem Leser gern mittheile.

„Zur Zeit erster Kommis bei dem Herrn Moons, mit seinem Vertrauen beehrt und Nachfolger in seinem Geschäfte, bin ich," so schrieb der Briefsteller, „vollkommen im Stande, Ihnen die gewünschten Aufklärungen zu geben.

„Nach dem Tode des Fräuleins Elise war Niederland unserm Freunde zu eng geworden; er unternahm verschiedene Reisen, um den Trübsinn zu verscheuchen, der je länger, je mehr sein, früher zur Fröhlichkeit geneigtes, Gemüth bewältigte. Allein nichts half, und seine Aerzte sowohl als seine Freunde waren der Meinung, daß nur die Heirath mit einer verständigen Frau im Stande seyn werde, ihn vor langsamem Dahinschwinden zu schützen. Herr Moons wollte jedoch von einer neuen Heirath nichts hören; er behauptete, Nanny sey eigentlich seine Gattin und er betrachte die in Niederland ihm widerfahrenen Unglücksfälle als die gerechte Strafe Gottes für das Verlassen dieser treuen Seele. Weder die Beweisgründe erleuchteter Freunde, noch Nanny's Briefe selbst, vermochten ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, und zu einer Zeit, wo ich nicht anders glaubte, als Herr Moons befinde sich zu Amsterdam, stand er unerwartet vor mir.

„Ich wage es nicht, Ihnen eine Beschreibung zu liefern von der Scene des Wiedersehens zwischen ihm und Nanny, welcher ich jedoch nicht unterlassen hatte, zuvor Nachricht von seiner Ankunft zu geben. Beide fanden sich höchst glücklich im gegenseitigen Beisammensein, und ehe zwei Monate vergingen, begrüßte Batavia sie als „Frau Moons". Vergeblich waren alle Bemühungen Nanny's, ihn von der Unschicklichkeit dieses Schrittes zu überzeugen; sie mußte endlich nachgeben, wohl einsehend, daß die Ruhe seines folgenden Lebens davon abhänge.

„Doch es scheint der Wille des himmlischen Vaters gewesen zu seyn, unsern Freund, in seinem eigenen Bilde, zu erinnern, daß diese Erde der Ort nicht ist, wo der Rechtschaffene ärntet nach Maßgabe Dessen, was er gesäet; der lebhafte Wunsch, Vater zu werden, blieb ihm unerfüllt, und nur kurze Zeit sollte er das Glück des häuslichen Lebens an der Seite der ihn zärtlich liebenden und noch immer reizenden Nanny genießen; eine bösartige Krankheit, die er aus einem Spital mitbrachte, wohin der unermüdliche Menschenfreund, zur Pflege kaum ausgeschiffter und verwahrloster Sklaven, sich täglich begab, führte ihn dem Grabe zu.

„Sein letzter Wille würde von seinem edlen Charakter Zeugniß geben, wenn es zu Batavia dafür noch der Beweise bedürfte. In demselben schenkte er allen seinen Sklaven die Freiheit und außerdem ein hinreichendes Jahrgeld, um vor Kummer und Mangel geschützt zu bleiben. Reichliche Vermächtnisse bewilligte er verschiedenen mildthätigen Stiftungen, bedachte einige seiner Freunde mit ansehnlichen Legaten und ernannte seine Gattin zur Universalerbin. Gewiß hätte er Keinem seine Schätze besser anvertrauen können, als dieser vortrefflichen Frau, die in jeder Hinsicht den Beweis liefert, für welchen hohen Grad der Geistesbildung die Farbigen, bei zweckmäßiger Anleitung, empfänglich sind. Sie wird gewiß eine wohlthätige Verwalterin seines Vermögens seyn. Gott erhalte sie noch lange zum Heil Aller, die der Hülfe und des Rathes bedürfen; gleich einem wohlthätigen Engel wandelt sie umher, und so lange von der jetzigen Generation noch Einer lebt, wird Nanny's Name auf dankbaren Lippen schweben nächst dem Namen des wahrhaft edeln Jakob Moons."

Pfälzer Briefe.

VI.

Die Erhebung der Pfalz erklärten wir für einen großen Fehler, der mit seinen unglücklichen Folgen für die Pfälzer Bevölkerung beklagt und unverholen getadelt werden muß. Man kann weiter gehen und in ihm ein tolles Unternehmen sehen; ein Verbrechen aber darin zu erblicken, wird dem unbefangenen Urtheil eine Unmöglichkeit seyn. Bei dem großen praktischen Werthe, den diese Auffassung auch heute noch im Allgemeinen und insbesondere für eine große Anzahl von Männern und Familien hat, deren Lebensglück davon abhängt, daß ihre Mitbürger diese Auffassung theilen, werden wir auf Entschuldigung rechnen dürfen, wenn wir, bei diesem Punkte angelangt, durch einen

Digitized by Google

eben so einfachen als kurzen Rückblick auf die Entwickelung der Verhältnisse dem hie und da mangelnden Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Jene Auffassung beruht aber auf den klaren und unläugbaren Sätzen: „Im Frühjahre 1848 erhob sich das deutsche Volk, mit inbegriffen die Pfalz, gegen das bestehende System der deutschen Regierungen; die Erhebung hatte den Erfolg, daß vom Volke gefordert und beauftragt, von den Regierungen geduldet oder anerkannt, in Frankfurt eine Versammlung zusammentrat, welche nach vielmonatlicher Berathung eine Verfassung für Deutschland als rechtsgiltig verkündete. Dieses Gesetz erhielt die Anerkennung der Staats-Regierung von Bayern nicht, die Bevölkerung der Pfalz aber erkannte das Gesetz als solches sofort an. Hiedurch entstand ein Conflict, in welchem Regierung und Volk sich ohne Erfolg gegenseitig zu bekehren suchten, während ein Gerichtshof zur Entscheidung des Conflicts nicht bestand. Die Nationalversammlung in Frankfurt forderte das Volk auf, die Verfassung zur Geltung zu bringen. In der Pfalz versuchten viele Behörden durch Eingaben an die Staatsregierung den moralischen Zwang zur Anerkennung des Gesetzes, ein Theil der Bevölkerung schritt bald zum äußern Zwang. Der moralische wie der äußere Zwang verfehlten ihr Ziel und das der anerkannten oder mindestens geduldeten Revolution entsprungene Verfassungsgesetz wurde beseitigt, *war aber darum nicht weniger für wirkliches Gesetz gehalten worden*. Die Frage, die sich aufwirft, ist daher einfach die: ob der unter solchen Verhältnissen angewandte Zwang ein Verbrechen bilden kann? Diejenigen, welche über die Beantwortung dieser Frage im Zweifel seyn sollten, mögen uns gestatten, in der Entwickelung der Verhältnisse eine Veränderung zu unterstellen, die wir nicht aus unserer Phantasie, sondern aus dem Verlauf der Dinge in Frankfurt selbst entnehmen. Bekanntlich waren in der Nationalversammlung eine große Zahl von Stimmen für ein „Direktorium", und auch die bayerische Staatsregierung hatte sich für ein Direktorium ausgesprochen. Man nehme nun an, das Direktorium wäre in die Verfassung aufgenommen worden und sofort hätte die bayerische Staatsregierung sich für die Annahme der Verfassung erklärt, die Bevölkerung in der Pfalz hätte aber aus irgend einem Grunde die Anerkennung verweigert. Unter diesen Verhältnissen hätte ganz gewiß die Regierungsgewalt die Anerkennung des Volks zu erzwingen versucht; *der Vorwurf eines Verbrechens würde jedoch die Regierung sicher nicht getroffen haben*. Da nun aber auch, abgesehen von der Volkssouverainität, nach der ungünstigsten Ansicht jener Zeit Volk und Regierung gleichgestellt werden müssen, so kann bei veränderter Lage folgeweise auch das Volk jener Vorwurf nicht treffen. — Das scheint uns so einfach und klar zu seyn, daß wir geneigt sind, anzunehmen, die anders Urtheilenden lassen sich durch den Eindruck bestimmen, den vielleicht diese oder jene vereinzelte Erscheinung auf ihr verletztes Gefühl gemacht hat. Vor dem Einflusse solcher Gefühlseindrücke muß man sich aber bewahren, wenn man über so wichtige weittragende Fragen sich ein Urtheil bilden will. Jene einzelnen Erscheinungen, welche in der Bewegung ganz zufällig zum Vorschein kamen und der entfesselten Leidenschaft Einzelner entstammen mögen, müssen offenbar für sich beurtheilt werden. Würden wir hier eine Vertheidigungsschrift zu fertigen die Absicht haben, es würde uns nicht schwer fallen, aus dem systemlosen „System" der mit Unrecht veröffentlichten Anklageakte jene vereinzelten Erscheinungen zu sondern. Diese Aufgabe werden kundigere Stimmen mit lebendigem Worte in den öffentlichen Verhandlungen ohnehin besser erfüllen, als wir in diesen Briefen zu thun im Stande wären. Bei diesen einzelnen Erscheinungen werden die Motive, welche die Handelnden leiteten, — die Beziehung der Handlung zum Zwecke der Erhebung das Urtheil erst bestimmen müssen. Mit einem Worte, wir werden immer behaupten, daß die Erhebung ein Freibrief für etwaigen Unfug seyn konnte. Die Erhebung selbst aber, gleichviel, ob sie einen „Landesvertheidigungsausschuß" oder eine andere Centralbehörde hervorrief, gleichviel, ob eine „provisorische Regierung" oder ein Vollziehungsausschuß die Leitung übernahm, die Bewegung selbst, sobald die Thätigkeit der Behörden, der Agenten und der Unteragenten auf die Geltendmachung der für Gesetz gehaltenen Verfassung gerichtet war, kann der Vorwurf des Verbrechens nicht treffen. Dieß hoffen wir, in diesem Briefe klar gemacht zu haben; im nächsten Briefe wollen wir die uns bekannt gewordenen Einwürfe einer kurzen Prüfung unterwerfen.

Mannichfaltigkeiten.

Als ein geeignetes Festgeschenk für die Jugend machen wir wiederholt auf die von uns bereits angezeigten *Räthselgespräche* von *Karl Enslin* (erstes und zweites Bändchen) im Verlag von *H. L. Brönner* in Frankfurt a. M. aufmerksam. Preis 42 kr. Eltern und Lehrer, die für 7—10jährige Kinder eine wahrhaft bildende Unterhaltungsschrift wünschen, werden sie in diesen Räthselgesprächen finden. Der Verfasser hat den kindlichen Ton meisterhaft getroffen und seine Gespräche fördern die Bildung des Geistes und Herzens der kleinen Leser auf eine so anmuthige Weise, daß wir dieser trefflichen Jugendschrift die weiteste Verbreitung wünschen, um so mehr, als es gerade für dieß Alter an Büchern fehlt, welche statt einseitig die Phantasie zu beschäftigen und aufzuregen, wahre Geistesnahrung bieten.

(*Elektrisches Licht.*) Das elektrische Licht nimmt wieder unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das „Athenaeum" berichtet darüber Folgendes: „Neulich wurde in dem chemischen Hörsaal des polytechnischen Instituts vor einer auserwählten Gesellschaft wissenschaftlicher Personen ein Experiment gemacht, um die Kraft des Voltaischen Lichtes, worauf Hr. Allmann ein Patent erhalten hat, so wie die Möglichkeit, daß dasselbe dauernd gemacht werden könne, zu zeigen. Das Resultat fiel befriedigend aus, indem das Licht ununterbrochen mehrere Stunden lang die glänzendsten Strahlen verbreitete. Man hält dieß für einen großen Fortschritt, da in früheren Experimenten der Funke stets unterbrochen war. Es wurde behauptet, daß die Kosten für ein solches Erleuchtungsmittel geringer als für Gas, selbst im reduzirten Maßstabe, wären, und daß, wenn die Erfindung zu einer allgemeinen Anwendung käme, die Kosten sich noch sehr verringern würden. Der Lichtglanz war zugleich äußerst intensiv."

Den Gegenwärtigen.

Saget nicht: „Nur Epigonen
Sind wir und zu spät geboren;
Unsrer warten keine Kronen,
Unser Mühen ist verloren."

Wißt, der Mensch ist nur vorhanden,
Um dem Augenblick zu nützen:
Denn das Jetzt, wie es entstanden,
Muß das Ernst der Zukunft stützen.

Digitized by Google

Nur wer nicht [illegible]
Hat vergebens sich gemühet, —
Wie auch eine Frucht nicht reifet,
Wenn sie nicht zur Zeit geblühet.

N. Adler.

Korrespondenz.

Weimar, 16. December.

Die englische Hof-Ballettänzerin Lucile Grahn hat dem kunstsinnigen Publikum mehrere genußreiche Abende bereitet. Ihre Kunst ist wahrhaft bezaubernd, und die düstere Gegenwart vergessend, brachte das Offiziercorps der ausgezeichneten Künstlerin die schmeichelhaftesten Huldigungen dar. Man übergoß sie mit einem Regen von Blumen, Kränzen ꝛc. und ihr Erscheinen auf der Bühne wurde jedesmal mit stürmischen Freudenbezeigungen begrüßt. — Das Ersuchen um einen Beitrag für die braven hessischen Offiziere hat jedoch die gefeierte Künstlerin mit den Worten abgewiesen, daß sie schon in Leipzig zu diesem Zweck 50 Thaler gesteuert habe. Man hatte nämlich nicht gewußt, daß Lucile Grahn von Haus aus sehr sparsam sey; diese Kargheit hat jedoch ihr Scheiden für uns Weimaraner weniger schwer gemacht.

Darmstadt, 15. December.

Die Ausstellung der zur Verloosung bestimmten Fabrikate der hiesigen Gewerbehalle hat bereits begonnen und ist die in dieser Beziehung getroffene Auswahl für den häuslichen Gebrauch so mannichfaltig und zweckmäßig ausgefallen, daß man sowohl damit, als auch mit der Zahl der Preise und ihrer Wertheintheilung zufrieden seyn kann. Schon die beiden vorhergehenden Verloosungen hatten sich eines so guten Fortganges und günstigen Erfolges zu erfreuen, daß auch die gegenwärtige, nach dem guten Anfange zu schließen, im Interesse der hiesigen Industrie sicherlich zu Stande kommen und zu Anfang des neuen Jahres stattfinden wird. Von Seiten des Verwaltungsausschusses der Gewerbhalle ist eines seiner Mitglieder, der hierzu in jedweder Beziehung sehr geeignete Hr. Kanzlist L. Speyer, mit der speciellen Leitung des ganzen Unternehmens beauftragt worden. Derselbe hat sich bei Gründung der hiesigen Gewerbhalle die größten Verdienste erworben, ja, genau genommen, dieselbe durch seine rastlose Thätigkeit eigentlich erst ins Leben gerufen und dadurch der Förderung unserer gewerblichen Interessen einen großen Vorschub geleistet. Die öffentliche Dankbarkeit hat sich gegen denselben in dieser Beziehung bis jetzt in so ferne geäußert, als seine dießfälligen rühmlichen Leistungen von Seiten der Gewerbtreibenden durch ein sehr ehrenvolles Anerkenntniß ausgezeichnet wurden.

Literatur.

Marburg, seine Geschichte und Sehenswürdigkeiten mit neun lithographirten Ansichten, Marburg, 1850. Verlag von Joh. Aug. Koch. *)

Auf seinen 100 Seiten bietet uns das Werkchen mehr, als sich nach seinem einfachen Titel erwarten ließe, denn es liefert uns nicht allein in seiner vollständigen Geschichte der Stadt und der Universität, welche die erste deutsche protestantische war, einen sehr angenehmen Beitrag zur deutschen und besonders zur hessischen Geschichte, sondern auch die übrigen Verhältnisse und mannichfaltigen historischen Momente der alten Bergstadt sind so angenehm gruppirt, daß wir nur auf das Inhaltsverzeichniß zu verweisen brauchen, um das Gesagte vollkommen zu bewahrheiten. Noch sey uns gestattet, hier auf die Geschichte der prächtigen Elisabeth-Kirche, die Beschreibung der akademischen Institute, Beschreibung und Geschichte des Schlosses, auf dem einst Luther und Zwingli auf Veranlassung eines hochherzigen Regenten über ihre verschiedenen Ansichten und Auslegungen sich einigen sollten, hinzuweisen. Wir wünschen, daß sich dieß Unternehmen als ein dankbares erweisen möge, wozu Ausstattung, billiger Preis und die beigegebenen Lithographien, welche von der reizenden Lage Marburgs zeugen und den zahlreichen Besuchern der hoch oben liegenden Musenstadt eine sehr willkommene Gabe seyn werden., ihr Möglichstes beitragen dürften.

—s.

*) In Frankfurt a. M. vorräthig in J. D. Sauerländers Sortiments-Buchhandlung.

Dr. H. Hoffmann's „Struwwelpeter".

Die garstigen und politischen Struwwelpeterzustände, in denen wir leben, haben glücklicherweise den Sinn für die kleinen Freuden des Lebens, die aber gar oft dessen größte sind, nicht ganz ersticken können; das zeigt sich am besten aus der stets wachsenden Zahl neuer Schriften zur Belustigung und Belehrung der Kinder, wodurch sich zugleich auch das wachsende Bedürfniß solcher Schrift kund gibt.

Der aller Welt bekannte Struwwelpeter von Dr. Heinrich Hoffmann hat nicht nur seine Rundreise durch Deutschland gemacht, sondern ist auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden. Kein Wunder also, daß dieses originelle und bei allen innern und äußern Vorzügen auch noch am meisten wohlfeile Bilderbuch nun schon die 14. Auflage erlebt hat, obschon sein Name erst seit 4—5 Jahren in dem kleinen Verzeichnisse der klassischen Bilderbücher Deutschlands prangt! — Also in jedem Jahre durchschnittlich drei Auflagen — ist das nicht die beste Kritik dieses Buches und seiner vielen Nachahmungen, von welchen letzteren keines die Dauer eines kurzen Weihnachtsfrühlings überlebt hat!?

F—r.

Fräulein Lucile Grahn,

die sich als Solotänzerin einen europäischen Ruf erworben hat, wird in diesen Tagen auch das hiesige Publikum durch ihre ausgezeichneten Leistungen erfreuen. Die Journale aller Städte, wo die Künstlerin auftrat, Paris, London, Kopenhagen, Berlin, Hamburg, Dresden u. s. w. haben sich bereits mit einem solchen Enthusiasmus über sie ausgesprochen, daß wir mit dieser Notiz lediglich eine Pflicht der Hochachtung gegen die Gefeierte erfüllen und voraussetzen dürfen, daß ihr Ruf dem hiesigen Publikum bereits zu bekannt ist, als daß es einer ausgedehnteren Ankündigung bedürfte.

Frankfurt, 17. December.

Die hiesige Turnerschaft hatte im vorigen Jahre für sich und für den weiteren Kreis der Turnvereinsmitglieder und Freunde der Turnerei überhaupt ein Weihnachtsfest veranstaltet, welches sich großer Theilnahme erfreute. Ein ähnliches Fest wird, wie wir vernehmen, auch in diesem Jahre am ersten Weihnachtsabend im großen Saale des Wolfseck's vorbereitet, und es bedarf wohl nur dieser kurzen Anregung, um demselben eine zahlreiche Theilnahme (auch Seitens des schönen Geschlechtes, welches dieses Mal nicht ausgeschlossen seyn wird) zuzuwenden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 19. Dec. Ein deutsches Dichterleben, oder: Bürger und Molly, Schauspiel in 5 Abtheilungen nach Otto Müller's gleichnamigem Roman von S. H. Mosenthal.

Freitag, 20. Dec. (Gastdarstellung der Fräul. Lucile Grahn, erste Solotänzerin der königl. Oper zu London, unter Mitwirkung des k. sächsischen Solotänzers Hrn. Ambrogio und des Balletchors vom Hoftheater zu Darmstadt): Des Malers Traumbild, Ballet in 2 Akten von Perrot, Musik von Pugni. Donna Bianca di Castilla: Frl. Lucile Grahn. (In Scene gesetzt von Fräul. Lucile Grahn). Vorher: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten. Nach dem Ballet Ouverture. Zum Schluß: La Tarantella napolitana, italienischer Nationaltanz, getanzt von Fräul. Lucile Grahn. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 303. **Freitag, den 20. December** **1850.**

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

She was a fantome of delight,
When first she glimd upon my sight
A lovely apparition sent
To be a moments ornament.

Es gibt Menschen, die wir im gesellschaftlichen Leben flüchtig begegnen, nach langen Zwischenräumen wiedersehen, zu denen wir nie in irgend eine nähere Berührung treten, die durch nichts sich besonders vor Anderen auszeichnen, aber deren Bild sich nicht in unserem Gedächtnisse verwischt, und deren Geschick wir immer mit regem Interesse verfolgen. Eine solche Erscheinung ist mir in den letzten Jahren in sehr verschiedenen Situationen begegnet, und ich will versuchen, in einer flüchtigen Skizze die Eindrücke wiederzugeben, die ich durch sie empfing.

Es war im Jahre 1846, als ich von Hannover, wo ich auf einer Urlaubsreise meine Aeltern besucht hatte, nach Wien, meiner damaligen Garnison, zurückkehrte. Abgespannt und gelangweilt von der schon zurückgelegten Strecke, stieg ich in B..... in die Eisenbahn, indem ich ein kleines Stoßgebet um interessantere Reisegenossen, als ich bisher gefunden, zum Himmel schickte. Ich musterte neugierig die kleine Gesellschaft im Waggon, in der Hoffnung, doch einige Elemente in ihr zu finden, die mir die langen acht Stunden bis Wien verkürzen könnten; aber es zeigte sich wenig Tröstliches. Rechts neben mir saß ein Sohn Israels, den ich seinem ganzen Wesen und Auftreten nach für einen reichen Banquier oder Kaufmann hielt. Diese Ansicht bestätigte sich mir, als er aus seiner Westentasche eine verbrauchte schmuzzige Brieftasche zog, die seltsam mit der übrigen gesuchten und überladenen Eleganz seines Anzugs kontrastirte, und eine Menge Ziffern auf das Papier schrieb, indem er vor sich hin murmelte: Metalliques al pari, neues Anlehn, Finanzkrisis .... Hier war offenbar keine Unterhaltung zu finden, und ich wandte mich deßhalb zu meinem Nachbar links. Dieser war ein hübscher, junger Mann mit einem feinen, bleichen Gesicht, in dem etwas Blasirtheit, mit einer Dosis Weltschmerz à la Byron und Heine versetzt, lag. Sein dunkles Haar, das länger war, als es vernünftige Leute gewöhnlich zu tragen pflegen, ein abgetragener Sammtrock, und ein Hut, dessen Form etwas polizeiwidrig war, ließen mich einen Literaten in ihm vermuthen. Wir Soldaten haben gewöhnlich wenig Sympathie für die Herren von der Feder und sehen sie leicht über die Achsel an: es ist das Ueberheben des praktischen, positiven Berufs dem Streben nach dem Ideellen, Theoretischen gegenüber.

Also auch hier keine Aussicht auf Unterhaltung, und da mein vis-à-vis in zwei Töchtern Albions bestand, die so blaß, so prüd, so langweilig und steif, wie nur je eine englische Miß, die den Continent bereis't, ausschauten, so wollte ich mich schon in mein Schicksal ergeben und fing an, sehr logisch über Langeweile zu philosophiren, als ich in der fernsten Ecke des Wagens noch eine Gestalt in tiefer Trauer, das Gesicht dicht verschleiert, entdeckte. Verschwunden war jetzt alle Langeweile. Trauerkleider und ein Schleier! Welche köstliche Gegenstände, um die Phantasie eines dreiundzwanzigjährigen Lieutenants zu beschäftigen. Ich war gleich im Reinen, daß die Dame jung und schön seyn müsse, und mein ganzes Streben ging dahin, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, ohne aufdringlich zu erscheinen. Der Zufall war mir günstig; ich hatte Gelegenheit, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen, und sie dankte mir mit so wohlklingender, melodischer Stimme, daß mein Interesse für sie noch viel reger wurde, denn nichts ist für mich so anziehend bei einem weiblichen Wesen, als ein schönes Organ. Sie hatte die paar Worte, die sie sagte, in einem so entschieden norddeutschen Dialekt gesprochen, daß ich sie für eine Landsmännin erklärte. Sie fragte mich darauf, ob ich auch aus Hannover sey, und auf meine bejahende Antwort fügte sie in einem freudigen Tone hinzu: „Ach, das ist mir lieb; man freut sich so sehr in der fernen Fremde, Jemanden aus der Heimath zu begegnen."

„Nun, in der Fremde sind Sie doch eigentlich noch nicht; Oesterreich ist ja auch noch deutsches Land," antwortete ich ungeschickt genug.

Sie schien in meiner dummen Antwort eine absichtliche Unart zu finden, denn sie wandte den Kopf mit einer Bewegung auf die andere Seite, die deutlich zeigte, daß sie das Gespräch nicht fortsetzen wollte. Ich fluchte innerlich über meine Ungeschicklichkeit und verwünschte den fatalen Widerspruchsgeist, der mir schon so oft geschadet hatte. Mein Unmuth stieg noch sehr, als ich sah, daß es dem Literaten gelungen war, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, und sie ihm so aufmerksam zuhörte und mit ihrer lieben Stimme so freundlich antwortete, als wäre ich gar nicht in der Welt. Ich hätte für mein Leben gern einen Zank mit dem jungen Manne angefangen, um meinem Aerger Luft zu machen, aber da sich dieser ebenfalls nicht im Geringsten um mich bekümmerte und ganz mit seiner Nachbarin beschäftigt war, so blieb mir nichts Anderes übrig, als mich höchst ärgerlich in meine Wagenecke zu drücken und den boshaften Wunsch zu hegen, die Dame möge, wenn sie den Schleier zurückschlüge, alt und häßlich seyn. Aber auch diese Genugthuung sollte mir nicht zu Theil werden. Als ob sie meine Gedanken errathen hätte, zog sie jetzt den dichten, schwarzen Krepp, der ihre Züge verhüllte, hinweg, und ich blickte in ein so jugendlich reizendes Gesicht, als ich nur je eines gesehen. Sie war nicht gerade eine regelmäßige Schönheit, aber ihre Züge bildeten ein so harmoni-

Digitized by Google

sches Ganze, es war solcher Zauber, solche Anmuth und Lieblichkeit darüber verbreitet, daß der Blick mit wahrem Vergnügen auf ihr ruhte. Ihre Wangen waren sehr bleich, und es schien, als hätten viele Thränen ihre frische Farbe hinweggenommen, ohne jedoch ihre weichen, runden Contouren zu zerstören; sie sah aus wie eine Blume, über die der Sturm zum erstenmal hingezogen, der aber ein einziger Sonnenblick ihren ganzen Schmelz wieder gibt.

Ich suchte jetzt, nachdem ich über ihr hübsches Gesicht meinen ganzen Zorn vergessen hatte, mich ihr wieder zu nähern, und sie schien auch meine vorige Ungeschicklichkeit vergeben zu haben, denn sie antwortete zwar zurückhaltend, aber doch freundlich auf Das, was ich sagte. Ich war eben im Begriff, ihr in einer schönen Rede das Leben in Wien zu schildern, als sie zum erstenmal ihre Augen auf mich richtete, und dieser Blick verwirrte mich, der ich doch das Feuer schöner Augen schon oft heldenmüthig ertragen, so sehr, daß ich mitten in einem Satz stecken blieb. Es waren aber auch Augen, wie ich nie ähnliche gesehen. Ich weiß nicht, waren sie groß oder klein, schwarz oder blau, — man dachte nicht an Form und Farbe, wenn man hinein sah. Es lag so viel Ernst und doch so viel Schelmerei, so viel durchdringende Klugheit, und doch so eine weiche Hingebung, so viel kalte Festigkeit, und doch so eine heiße Gluth darin, daß man vergeblich suchte, welcher Ausdruck der eigentlich herrschende sey. Aber eben in diesem Kontrast, diesem beständigen Wechsel lag der wunderbare Zauber dieser Augen. Ich glaube, wenn ich nicht in der Heimath so tief in ein Paar blaue Augen geblickt, die bei meinem Abschied voll heißer Thränen standen, und von denen ich glaubte, daß sie nicht trocknen würden, bis sie mich wiedersähen, so würde das fremde Mädchen mein Herz mit sich genommen haben.

Ich bin sonst nicht neugierig, aber ich hätte gerne gewußt, wer sie war, wohin sie ging und wie sie hieß; aber wie fein ich auch meine Fragen stellen mochte, sie wich ihnen immer aus, und ich konnte nichts erfahren, als daß sie beide Aeltern zu gleicher Zeit verloren, und jetzt zu ihren Verwandten nach Ungarn ging. Sie schien nicht gern von sich selbst und ihren Verhältnissen zu sprechen, vielleicht, weil sie meine freundliche Theilnahme für zudringliche Neugier hielt, und lenkte deßhalb die Unterhaltung immer wieder auf allgemeine Gegenstände.

Sie sprach gut, ihr Urtheil war richtig und treffend, und Alles, was sie sagte, verrieth Geist und jene feine Bildung und richtigen Takt, wie sie nur eine sorgfältige Erziehung und das Leben in der großen Welt gibt. Jung, hübsch, geistreich, und, wie es schien, vom Geschick eben hart getroffen, flößte sie mir das wärmste Interesse ein, und als der Zug in Wien ankam, that es mir wirklich leid, die kaum angeknüpfte Bekanntschaft schon abbrechen zu müssen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr bei dem Abschied zu sagen, ich hoffte, ein günstiges Geschick würde sie mir noch einmal begegnen lassen, und bat sie, mich dann nicht zu verleugnen.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Ansichten von Deutschland.

Die „Grenzboten" bringen das nachstehende Schreiben aus St. Petersburg, das, vielleicht von einem russischen Flüchtling in Deutschland schalkhaft abgefaßt, jedenfalls den russischen Standpunkt sehr scharf und treffend bezeichnet.

„Was man in Rußland von den deutschen Händeln denkt? — Denken ist eine deutsche Gewohnheit, vor welcher der Himmel unsere Mutter Rußland behüten wird, da Ihr vieles Denken Sie in solche Wirthschaft geführt hat. Der Russe denkt nicht, er will, was sein Kopf, der Kaiser, will. Ob die große Masse des Volks, und die Masse seiner Beamten, und die Masse der Fremden hier über Deutschland Ansichten hat, und welcher Art diese Ansichten sind, ist daher sehr gleichgiltig. Die privilegirten Russen aber, welche in der Nähe des Kaisers ihre Ansichten holen, hegen in seltener Einigkeit alle dasselbe Gefühl, welches ich schicklicher Weise nicht bezeichnen kann, welches aber das entschiedenste und äußerste Gegentheil von Achtung ist. Der Schach von Persien und der Sultan werden mit größerem Respekt genannt, als die erlauchten Häupter der deutschen Schiiten und Sunniten; denn wir haben mehr Grund, uns um die Intriguen zu Teheran und zu Stambul, als um die diplomatische Weisheit von Wien oder Berlin zu bekümmern; der Orden, welchen Abdul Meschid einem unserer Generale verleiht, erweckt mehr Aufmerksamkeit und Neid, als drei Großkreuze oder erste Klassen aus Wien und Berlin, und ein krummer Ehrensäbel, den der russische Vasall von Persien einem Gesandten seines Oberherrn schenkt, macht im Palast größere Sensation, als ein königl. oder kaiserl. Regiment, welches dem Fürsten-Statthalter zu passender Stunde gewidmet wird. Aber geschickt zu geben, versteht man bei Ihnen nicht; und da wir sehr geschickt zu nehmen wissen, verletzt uns solche Taktlosigkeit.

Der Kaiser leitet die Politik gegen Deutschland selbst. Daher sind seine Umgebung und unsere Gesandten an den deutschen Höfen ziemlich genau die Spiegelbilder seiner Ansichten, oder richtiger gesagt, seiner Stimmungen. Ich kann Ihnen keinen Bericht über diese Stimmungen geben, denn die Menge von Aeußerungen, welche aus seinem Munde gesammelt werden, und dem Hofe Anekdoten und den Diplomaten Klatschereien liefern, sind selbst dann unzuverlässig, wenn man sie aus sicherer Quelle hat, d. h. aus seinem eigenen Munde. Dieser Mund hat allerdings keine Scheu, auszusprechen, was dem Gemüth gerade ärgerlich ist. Ich glaube aber, Ihnen sagen zu können, was über diese wechselnden Stimmungen hinaus seine Ansichten von der Stellung Rußlands zu Deutschlands sind. Denn gerade Deutschland gegenüber ist das russische Interesse sehr klar und kein Geheimniß weniger Eingeweihter.

Dem Kaiser ist Deutschland, als einiger Förderativstaat, ein Unsinn, oder, wie Sie sagen würden, ein Mythus; gerade wie ihm ein panslavistisches Reich als Unsinn erscheint. Der Traum eines slavischen Weltreichs kann uns aber vielfach nützen, die Träume von einem zusammengeschmolzenen deutschen Staat können uns gar nichts nützen, deßhalb verachten wir den deutschen Traum seit Ihrer unglücklichen Revolution noch vollständiger, als den slavischen, obgleich man bis zum Jahr 1848 in der Nähe des Kaisers gewöhnt war, ihn mit einem gewissen wohlwollenden Humor zu betrachten. Das weitere Terrain, auf welchem Sie ziemlich willkürlich Deutschland annehmen, besteht dem Kaiser aus zwei Staaten, Oesterreich und Preußen, und aus neutralisirtem Zwischenland. Alle zusammen bilden für unsere Mutter Rußland einen Wall, ein Vorland, welches für die Ruhe und das Glück Rußlands unentbehrlich ist, und deßwegen unter unserer Leitung stehen muß. Seyn Sie ohne Sorge; — unter kluger Leitung, die wir eben so wenig mit unbedingter Herrschaft vertauschen wollen, als zur Zeit noch bei Persien oder Serbien.

Wir haben Ihre Fabrikate und Ideen ausgesperrt und so den Schaden, den Sie unserer Entwicklung zufügen könnten, ziemlich vermieden; was wir dagegen von deutscher Kraft brauchen können: Schafmeister, Marinelieutenants, heirathsfähige Fürstenkinder, das ziehen wir an uns. In dem winkeligen Vorland brechen sich alle großen Völkerstürme von Westen, die energielosen und großentheils verkümmerten Völker sind mit ihren vielen Höfen vortreffliche Nachbarn, welche sich damit befriedigen, in dem bemitleidungswürdigen Klatsch ihrer Zeitungen unsere Nichtswür-

Digitized by Google

digkeit und Rohheit zu geißeln, aber weder den Muth noch das Talent gehabt haben, unsere nothgedrungenen Fortschritte irgend wo aufzuhalten; nicht in Polen, nicht in den Fürstenthümern und Serbien. — Uns aufhalten! man denkt bei Ihnen gar nicht daran; im Gegentheil, wenn man Ihren Zeitungen irgend glauben darf, so ist das stärkste Gefühl, welches Ihre „Staatsbürger" aufzubringen vermögen, furchtsame Antipathie gegen uns, und das stärkste Gefühl, welches Ihre Fürsten haben, furchtsame Bewunderung.

Das Principat des Kaisers über die deutschen Staaten beruht auf dem Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen. Unsere Politik muß seyn, beide Staaten zu conserviren, die divergirenden Interessen beider zu unterstützen, keinen so einflußreich und mächtig werden zu lassen, daß er den andern klein macht. Ginge das Protektorat Preußens von der Nordsee bis an das Erzgebirge und die Alpen, so würde sich unfehlbar in den deutschen Stämmen Selbstgefühl und eine Energie einstellen, welche für uns unbequem seyn müßte, eine staatliche Einheit wäre die schnelle Folge und dieser junge Staat wäre ein Feind Rußlands. Gelänge es dagegen den österreichischen Waffen, Preußen vollständig zu reduciren und ein deutsches Kaiserreich wieder herzustellen, so würde die bisherige österreichische Politik sich wesentlich modificiren und der neue große Staatskörper wäre ebenfalls ein Feind Rußlands. So lange aber die beiden Staaten gegeneinander mit ziemlich gleichem Erfolge kämpfen, sind beide genöthigt, die Rathschläge des Kaisers zu befolgen, denn keiner von beiden ist stark genug, dem Gegner das Gleichgewicht zu halten, wenn Rußland sein Schwert in die Wagschale desselben legt. Beide Staaten sind Rußland gegenüber hülflos und entblößt, die lange Ostgränze Preußens und die Gränzen von Galizien, ja selbst von Ungarn und den südslavischen Provinzen sind unsern Heeren gar nicht zu verschließen.

Beide Staaten begehren die Hegemonie über Deutschland, beide haben zu natürlichen Gegnern die kleinen Königreiche und wie Ihre Nippessouveränetäten sonst heißen. Das Interesse des Kaisers ist daher, die unschuldigen kleinen Staaten gegen Beide zu stellen. Man weiß bei Ihnen wahrscheinlich nicht, wie leicht uns das gemacht wird, welchen Werth eine kleine Aufmerksamkeit unseres Hofes, ein wohlwollendes Wort des Kaisers bei den meisten der kleinen deutschen Souveräne hat und wie kläglich die Haltung derselben ist, wenn sie den Strahlen unserer Hofsonne nahe kommen. Die nützlichsten werden durch Heirathen beehrt, die Prinzessinnen deutscher Höfe sind willig, unsern Glauben anzunehmen, die Prinzen, welche unsere Czaarentöchter erhalten, fügen sich eben so gern der Sitte, daß unsere Töchter an fremden Höfen dem Glauben des heiligen Rußlands treu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Sophia Katharina, oder: Die Großfürstin.

Unter diesem Titel ist im vorigen Monat eine neue Oper von Flotow, Text von Charlotte Birch-Pfeiffer, in Berlin in Scene gegangen und sehr beifällig aufgenommen worden. Die erste Aufführung derselben auf der Frankfurter Bühne, die ebenfalls eine beifällige gewesen, fand am 18. d. M. statt. Text und Musik gehören der leichten, aber gefälligen und auf die Erheiterung des Momentes berechneten Gattung an, in welcher die Franzosen uns Meister und Vorbild bleiben. Wenn die deutsche Oper durch Tiefe und Wahrheit der Empfindung auf das Gemüth zu wirken, wenn die italienische durch den Glanz gefälliger Melodien und durch Bravour ihrer Sänger und Sängerinnen sich geltend zu machen sucht, so strebt die französische darnach, durch geistreiche und pikante Combinationen zu interessiren, anziehende Theatereffekte hervortreten zu lassen und der Erheiterung des Augenblicks sich zuzuwenden. Flotow's „Großfürstin" gehört dieser letztern Richtung, jedoch mit einiger Beimischung deutscher Lyrik, an. Frau Birch-Pfeiffer hat einen Text geliefert, der einem französischen Libretto-Dichter nicht zur Unehre gereicht und auch in der Seine-Stadt gefallen haben würde; er ist lebendig und gefällig, gut angelegt und geschickt verwickelt, leicht fließend und recht unterhaltend. Gibt man die Unwahrscheinlichkeit der Grundlage, auf welcher der ganze Bau, wie auf einer Nadelspitze ruht, einmal zu, so folgt alles Andere in geregelter Consequenz, — rüttelt man dagegen an besagter Nadelspitze, so fällt alles Andere wie ein Kartenhaus zusammen. Wer keinen Glauben mitbringt, sondern sich auf's Fragen und Grübeln einläßt, für den sind derartige Operntexte nicht geschrieben. Eben so darf man auch die Musik nicht mit dem klassischen Maßstab messen wollen, sondern muß sich harmlos und leicht befriedigt ihrem Eindrucke hingeben. Wie das Libretto dahin angelegt ist, eine spannende Intrigue in den Regionen des Hoflebens zu entwickeln und ernste und heitere Situationen im bunten Wechsel einander gegenüber zu stellen, so ist der Komponist in die Auffassung des Textes eingegangen und hat denselben mit leicht faßlichen, leicht fließenden, anmuthigen und theilweise wirklich schönen Melodien, sowie durch brillante Instrumentation ausgestattet. Man wird hier nicht hingerissen, nicht tief ergriffen, nicht mächtig erschüttert, wohl aber freundlich angeregt und bestens unterhalten. Nehmen wir demnach die „Großfürstin" für Dasjenige, was sie ist und seyn will, so dürfen wir sie als eine heitere Blüthe des Augenblickes willkommen heißen und zweifeln nicht, daß sie auf unserm Repertoir festen Fuß gewinnen wird. Einen weitern Bericht über dieß Tonwerk, so wie über dessen gelungene Aufführung durch die Damen Behrend-Brandt (Sophie Katharina) und Dennemy-Rey (Helene) und die Herren Caspari (Baron v. Berkof), Chrudimsky (v. Geldern), Leser (Fürst v. Anhalt-Zerbst) und Dettmer (Großfürst von Rußland) werden wir demnächst folgen lassen. W.

Mein Nebenbuhler.

Mein Nebenbuhler ist ein feuriger Genosse,
Früh Morgens kommt er schon auf pfeilgeschwindem Rosse
Vor Liebchens Kämmerlein;
Er klopft nicht lange an und bleibt nicht vor der Pforte,
Bis man ihm aufgethan, er gibt nicht gute Worte,
Er dringt durch's Fenster ein.

Da naht er leise sich mit freundlich süßem Kosen,
Bestreut das Schlafgemach mit frisch erblühten Rosen,
Die er schon mitgebracht;
Er schließt mein Lieb in Arm und hält sie zart umfangen,
Bedeckt mit Küssen ihr die rosenfarbnen Wangen,
Bis sie vom Schlaf erwacht.

Nun bringt er strahlend Gold, behängt das ganze Stübchen
Mit reichem Glanz und schmückt, wie eine Fee, schön Liebchen
Vom Scheitel bis zum Fuß;
Und wenn der Abend naht, dann bringen seine Hände
Des Purpurs reiche Pracht für Fenstersims und Wände,
Sein Mund — den Abschiedskuß.

Und schnell entflieht er dann, als hätt' er Sturmesflügel,
Doch einmal schaut er noch, mit süßem Gruß, vom Hügel
Herab in's duft'ge Thal. —

Digitized by Google

Und fragt ihr mich, wie's kommt, daß ich das Alles leide,
So wißt, daß ich mich nie aus Eifersucht entzweite
Mit einem — Sonnenstrahl!

W. Ewald.

Mannichfaltigkeiten.

Nach Hrn. Mayhews Angabe in dem „Morning Chronicle" werden in einer Dampfschneidemühle, die er besuchte, durchschnittlich des Jahres zu 156,000 Gros Schachteln Spähne gefertigt, jede Schachtel enthält 50 Streichhölzchen, in Summa also 1,123,200,000 Hölzchen. Zur Anfertigung dieser Quantität werden wöchentlich 400 Kubikfuß Holz verbraucht, was durchschnittlich acht Bäume ausmacht, oder jährlich 400 große Bäume zu Streichhölzern in einer einzigen Mühle. Es ist jetzt kein Scherz mehr, zu sagen, daß ein Schwefelholzverkäufer ein Holzhändler sey.

Dem Prof. Fraas an der Universität München ist der schon seit 6 Jahren wiederholt ausgeschriebene Preis von 1200 fl. für die beste Geschichte der Landwirthschaft in den letzten 100 Jahren von der k. k. mährischen Gesellschaft für Natur- und Landeskunde zuerkannt worden.

Als am 7. Dec. der frühere Redakteur des „Freien Staatsbürgers", Hr. Wehnert, als Angeklagter vor dem Schwurgericht zu Ansbach erschien, bemerkte der Präsident, daß er es dem Angeklagten nicht zumuthen könne, sich auf die Bank der Angeklagten niederzulassen, auf welcher gestern eine Person (die Hilpert) saß, die wegen einer gräßlichen That zum Tode verurtheilt wurde. Es wurde Hrn. Wehnert ein Stuhl gebracht.

Korrespondenz.

Mainz, 15 December.

Im Leben der Völker geht es, wie im Leben der einzelnen Menschen. Am hellen Tage des ernsten, männlichen Strebens, des Ringens nach einem hohen Ziele sind alle geistigen Thätigkeiten auf dieses Ziel gewendet; mit angestrengter Kraft schafft der Geist an der Wegeräumung der vor ihm sich aufthürmenden Hindernisse, und Widerstand, wie einzelnes Gelingen, spornt ihn zu neuer Anstrengung, so lange in ihm die Hoffnung auf endlichen Sieg nicht gebrochen ist. So lange ist das Volk, wie der einzelne Mensch fähig aller Opfer, voll Kampfesmuth und Begeisterung; in dem Rennen und Trachten geht die leichte Seite des Lebens, der geflügelte Humor, unter; in den Tagen begeisterten Ringens ist der leichte Scherz unmöglich, erscheint er, wo er sich aufzudrängen versucht, verächtlich, ja gefährlich. Die Menschheit geht in solchen Momenten auf dem Kothurn, und selbst die Träger niederer Rollen tragen auf ihrer Maske den Abglanz erhabenen Ernstes. Ganz anders, wenn der losbrechende Sturm die Sonne der Hoffnung verbirgt und das mühsam errichtete Tagewerk in Trümmern hinwegführt, wenn das Volk oder der Einzelne im Kampfe mit dem Schicksal unterliegt. Mit dem Herandringen der feindlichen Mächte, mit ihrem ungestüm vorschreitenden Siege beginnt wieder die Zeit des vielgestaltigen Humors, der — in den edelsten Seelen — der anerkannten Uebermacht höherer Kräfte den lachenden Hohn und ihren unerbittlichen Streichen die offene Brust entgegenhält, und für die großen Massen den selbstverhöhnenden Spott und den schillernden Witz gebiert. Diesem Stadium nach den göttlich großen Tagen des Jahres 1848 haben wir uns wieder genähert, und daher glaubten auch in unserer Stadt viele Leute den Zeitpunkt wieder gekommen, wo die durch die Februarstürme unterbrochene Carnevalslust wieder aufzunehmen sey. Als daher das noch fortwährend bestehende Comité der hiesigen Carnevalsgesellschaft statutengemäß auf vorgestern Abend eine Generalversammlung der Mitglieder der früheren Carnevalsgesellschaft zusammenberufen und diese zahlreich sich einfanden, traten Mehrere mit dem Antrage auf, die Gesellschaft, wie früher, für die Carnevalszeit ins Leben treten zu lassen. Und daß dieser Antrag hier so wenig Anklang fand und unterlag, wo doch früher in unserer Stadt Carnevals-Lust und Witz so eifrig gepflegt wurden, das beweist, daß unsere Bevölkerung die Hoffnung auf bessere politische Zeiten noch nicht verschworen und es mit der Trauer über die bis jetzt erlittenen Niederlagen, mit dem düsteren Ernste der Zeit unvereinbar findet, der buntfarbigen Narrheit sich in die Arme zu werfen, und führte dieselbe auch statt der neckischen Peitsche die scharfe Geißel der unerbittlichen Satyre. Um jedoch den schönen Zweck der Wohlthätigkeit, welchen hier die Carnevalsgesellschaft immer mit ihrem Bestehen verknüpft hatte, nicht schwinden zu lassen, beschloß die Generalversammlung, am Fastnachtsdienstage in der Feuchthalle den seit vielen Jahren üblichen und so beliebten Jahrmarkt abzuhalten, welcher den Armen jedesmal eine sehr bedeutende Summe einbrachte.

Darmstadt, 17. December.

Wir hatten gestern eine glänzende Theatervorstellung, verherrlicht durch die erste Gastrolle von Fräul. Lucile Grahn, welche in dem zweiaktigen Ballet: „Des Malers Traumbild", mit Hrn. Ambrogio in den darin vorkommenden Tänzen ihr außerordentliches Talent in so überraschender Weise entwickelte, daß sie nicht bloß allgemein bewundert, sondern auch mehrmals hervorgerufen und zuletzt aufgefordert wurde, die Tarantella napolitana, womit die Vorstellung schloß, zu wiederholen, welcher Aufforderung die liebenswürdige Künstlerin mit der größten Bereitwilligkeit entsprach. Man hat übrigens durch ihre Darstellungen den ihr vorausgegangenen großen Ruf vollkommen gerechtfertigt gefunden; einen Ruf, der sie den ersten Ballettänzerinnen unserer Zeit gleichstellt, welche Rangstellung sie wirklich zu verdienen scheint. Vor dem Ballet wurde zum ersten Male aufgeführt das zweiaktige Lustspiel: „Er sucht seine Beaut", von Otto Prechtler, welches in seiner ersten Abtheilung nicht sehr ansprach, dagegen in der zweiten desto besser zu gefallen schien.

Offenbach, 18. Dezember.

Auswärtigen Freunden der Musik dürfte die Mittheilung erwünscht seyn, daß Sonntag, den 22. Dec., Abends 6½ Uhr im hiesigen Schauspielhause zum Besten eines hierselbst zu gründenden Krankenhauses ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert, unter gefälliger Leitung des Hrn. Heinrich Henkel von Frankfurt a. M. und gütiger Mitwirkung mehrerer dortiger Künstler und Kunstfreunde, sowie des hiesigen Gesang- und Orchestervereins, stattfindet. Außer andern Solo- und Orchesterkompositionen kommt namentlich Dr. Aloys Schmitt's Ruth, Pastoral-Oratorium in zwei Abtheilungen, zur Aufführung. Für einen Extrazug nach Frankfurt nach dem Konzert ist Sorge getragen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 20. Dec. (Gastdarstellung der Fräul. Lucile Grahn, erste Solotänzerin der königl. Oper zu London, unter Mitwirkung des k. sächsischen Solotänzers Hrn. Ambrogio und des Balletchors vom Hoftheater zu Darmstadt): Des Malers Traumbild, Ballet in 2 Akten von Perrot, Musik von Pugni. Donna Bianca di Castilla: Frl. Lucile Grahn. (In Scene gesetzt von Fräul. Lucile Grahn). Vorher: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Akten. Nach dem Ballet Ouverture. Zum Schluß: La Tarantella napolitana, italienischer Nationaltanz, getanzt von Fräul. Lucile Grahn. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Samstag, 21. Dec. 1) Er muß nach Magdeburg, Lustspiel in 2 Akten. 2) Arie aus der Oper „die Puritaner", gesungen von Fräul. Hoffmann. 3) Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Akt. 4) Scene und Arie mit Chor, im Kostüm aus der Oper „die Nachtwandlerin" (1. Akt). Amine: Fräul J. Hoffmann.

Sonntag, 22. Dec. (Zum Lestenmale wiederholt): Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 304. Samstag, den 21. December 1850.

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war seit dieser Zeit verstrichen, und ich hatte längst in dem lebhaften Wiener Leben und Treiben meine schöne Reisegefährtin mit den wunderbaren Augen vergessen, als ich, nach einem Ausfluge von ein paar Tagen nach Hause zurückkehrend, zwei Briefe auf meinem Tische fand. Der eine war von dem Graf Ellerberg und enthielt bloß eine Einladung zum Balle auf den heutigen Abend. Die Familie Ellerberg, deren Haus ich früher oft besucht, hatte sich seit einem Jahre auf ihre in Ungarn gelegenen Güter zurückgezogen, aber war jetzt, wie es schien, in die Hauptstadt zurückgekehrt. Der andere Brief trug den Poststempel Hannover, und war von der Hand meiner Mutter. Als ich ihn erbrach, fiel eine Karte heraus, auf der nur fünf Worte standen, — aber fünf Worte, die mir für einen Augenblick alle Besinnung raubten. Es war die Verlobungskarte des Mädchens, mit dem ich als Knabe gespielt, das ich als Jüngling geliebt, und als Mann meine Braut genannt hatte. Meine Aeltern wollten ihren Segen nicht zu dieser Verbindung geben, weil sie meinten, die bürgerliche Schwiegertochter würde ihren Stammbaum, der ihre sechzehn Ahnen wies, beflecken. Ich hoffte aber, daß meine Festigkeit und unwandelbare Treue ihren Sinn beugen würde, und weil ich die Kraft in mir fühlte, allen Hindernissen, allen Vorurtheilen zum Trotz sie am Ende die Meine zu nennen, glaubte ich sie eben so stark und treu. Ich hatte mich getäuscht, ich war vergessen worden und konnte nun mit Heine sagen: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei!"

Ich ersah aus dem Briefe meiner Mutter, daß heute Mariens Hochzeitstag war, und da, bei allem tiefen Schmerz über ihren Verlust, doch auch die verletzte Eitelkeit, so schnell vergessen zu seyn, sich in mir regte, so beschloß ich, auf den Ball zu gehen. Tanzen an dem Tag, wo sie sich auf immer einem Andern verband, schien mir eine Rache an ihr zu seyn; ich vergaß, daß ich mich damit eigentlich nur an mir selbst rächte. Allein und einsam wird man mit jedem Schmerz am Ende fertig, aber mit einem wunden Herzen im Gewühl einer munteren Gesellschaft fröhlich scheinen zu müssen, ist eine Höllenpein. Das fühlte ich recht, als ich in dem glänzenden Ballsaal unter all' den heiteren Menschen stand, deren Freude mir wie Hohn über meinen Schmerz erschien. Ich wollte schon wieder umkehren, ohne selbst die Damen des Hauses, die ich in dem bunten bewegten Treiben nicht gleich finden konnte, begrüßt zu haben, als ich die junge Gräfin Clara Ellerberg an dem anderen Ende des Saales stehen sah. Sie war so bleich geworden in dem Jahre, wo ich sie nicht gesehen, und es lag so eine tiefe Schwermuth auf ihrem schönen Gesicht, daß mir jene Sympathie, die Den, der unglücklich ist, immer zu Denen, die auch zu leiden scheinen, zieht, den Wunsch einflößte, sie zu begrüßen. Sie hatte sich, seit ich sie zuletzt gesehen, in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Art zu seyn so sehr verändert, daß ich nicht umhin konnte, sie zu fragen, warum sie so ernst, ich hätte gerne gesagt so traurig, geworden sey?

„Man wird älter!" gab sie mir scherzend zur Antwort, aber ihr Blick flog mit einem so schmerzlichen Ausdruck über das bunte Gewühl vor uns hin, daß er den Scherz ihrer Lippen Lügen strafte. Ich folgte der Richtung ihres Auges, und, an einen Pfeiler gelehnt, sah ich meine schöne Reisegefährtin, mit der ich vor einem Jahre von B . . . . . nach Wien gefahren war, stehen. Sie trug ein einfaches weißes Kleid ohne allen Schmuck, das ihr reizend stand; sie sah schön und lieblich, wie ein Engel aus; die Blicke des jungen ungarischen Grafen Vilacky, der sie eifrig unterhielt, ruhten mit einem Ausdruck von Bewunderung und Zärtlichkeit auf ihr, der mir plötzlich den Grund von Clara's Schwermuth erklärte. Dieser Graf Vilacky hatte sich nämlich, ehe sie mit ihren Aeltern Wien verließ, sehr um sie bemüht, und man war allgemein der Ansicht, daß er sich mit der schönen, reichen Erbin verloben würde, als plötzlich statt der Verlobung ihre Abreise erfolgte. Ob der Graf sich erklärt und abgewiesen, oder ob er durch ihre Abreise zu einer Erklärung gedrängt werden sollte, darüber waren die Meinungen sehr getheilt. Aber als Vilacky nach kurzer Zeit ebenfalls abreiste, glaubte man allgemein das Letztere, besonders da die kalte, fast schroffe Clara ihn immer ausgezeichnet hatte. Wie die Sache sich auch verhalten mochte, so schien es mir doch ausgemacht, daß Clara der eifrigen Unterhaltung zwischen meiner Unbekannten und dem Graf nicht gleichgültig zusah, und die Zerstreuung, mit der sie mir zuhörte, und die traurigen Blicke, die sie zuweilen auf die Beiden warf, bestärkten mich in meiner Vermuthung, daß Eifersucht der Grund ihrer Trauer sey.

Ich bat sie um den nächsten Walzer, und als ich sie in die Reihe der Tanzenden führte, stellte der Zufall gerade Vilacky mit der Unbekannten neben uns. Die Hand der Gräfin zuckte in der meinigen, als sie das Paar erblickte, und über ihre bleichen Wangen flog ein flammendes Roth. Wie beklagte ich das arme Wesen, ich wußte ja selbst, wie weh' verschmähte Liebe that.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Russische Ansichten von Deutschland.

(Fortsetzung.)

So ist jetzt die Aufgabe unserer Diplomaten: Oesterreichs und Preußens Regierung Wohlwollen zu zeigen, die eifersüchtige Spannung beider zu erhalten, ohne sie zu einer entscheidenden Krisis kommen zu lassen, und das politisch ohnmächtige Drittel von „Deutschland", um welches beide werben, gegen beide zu sichern.

Diese Politik, so einfach und nothwendig sie ist, hat gleichwohl durch die Persönlichkeit des Kaisers und die politischen Ereignisse der letzten Jahre einige Modificationen erhalten.

Oesterreich hat sich offen und rückhaltslos zu unserm Bundesgenossen bekannt und Preußen hat seit zwei Jahren einige allerdings schwache und furchtsame, aber doch beunruhigende Versuche gemacht, eine selbstständige Politik zu befolgen. Die Regierung Oesterreichs ist dem Kaiser im Ganzen angenehm gewesen, das Betragen Preußens hat ihn verletzt, und wenn die Entschiedenheit seiner Neigungen nicht auch hier durch die starken Rücksichten auf die Nützlichkeit temperirt würde, wären unsere Heere längst in Preußen eingerückt.

Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Dritten hatte die Einwirkung des Kaisers auf Preußen eben so anständige Form, als feste Grundlage. Es ließ sich bis auf den Punkt bestimmen, wie weit man dem ehrwürdigen alten Herrn Freiheiten lassen mußte; seine persönliche Zuneigung hatte er dem Gemahl seiner Tochter in der gefährlichen Katastrophe von 1831 bewährt, und kaum einmal von da bis zu seinem Tode wurde das freundschaftliche Einverständniß zwischen St. Petersburg und Berlin getrübt. Wir waren sicher, daß er in allen Fragen der großen Politik mit uns ging, und wo seine Ansichten entschieden abwichen, konnte er bei seinem Verwandten auf Achtung seiner Persönlichkeit, ja seiner Rathschläge, rechnen, welche, selten gegeben, nie ohne Ehrerbietung angehört wurden. Der Kaiser hat durch seinen Tod nicht nur einen treuen Verbündeten, sondern auch den Mann verloren, gegen den er das stärkste Pietätsgefühl seines ganzen Lebens hatte. Und wie der Kaiser selbst, so denken unsere Diplomaten mit Wärme an die Zeit zurück, wo Rußland mit Preußen und Oesterreich in der Politik fast eine Einheit bildete, welche zwischen Rußland und Preußen durch sehr edle persönliche Sympathien erhalten wurde. Für unsere Herren von den auswärtigen Angelegenheiten liegt ein gleichsam poetischer Hauch auf jener Periode, wie auf der Zeit der ersten Jugendliebe zwischen zwei Menschen.

Schon die Innigkeit der Zuneigung zu dem Verstorbenen machte die Beziehungen zu dem gegenwärtigen König von Preußen schwierig. Und zwischen ihm und unserm Herrn war außerdem Vieles, was trennen mußte. Es geschah, wie man bei uns erwartet hatte. Trotz allen aufrichtigen Bemühungen, an beiden Höfen ein gutes Einvernehmen zu erhalten, trat allmälig Kälte ein. Bereits die Aufhebung des Kartellvertrags durch Preußen, der doch für diesen Staat ein offenbarer Vortheil gewesen war, galt uns als Symptom der locker werdenden Freundschaft, die Lauigkeit Preußens bei der Uebernahme Krakau's durch Oesterreich, die nicht vollständig geglückten Versuche, das preußische Haus mit der königlichen Familie von England in nähere Beziehungen zu setzen, hatten das Mißtrauen vermehrt, und wenn auch die Gerüchte von den deutschen Reichsplänen des Königs und einer Umänderung des Bundes keine ernste Besorgnisse einflößten, so ließen sie doch ahnen, daß auf Preußen im entscheidenden Augenblick nicht zu rechnen seyn werde.

Das Jahr 1848 rechtfertigte die Annahme. Der König von Preußen erhob die dreifarbige Fahne, begann den Kampf mit Dänemark, ließ in Frankfurt für sich operiren, sandte seine Truppen zum zweiten Male gegen Dänemark und versuchte die Union, um die deutschen Staaten in einen Föderativstaat zu vereinigen. Durch jeden dieser oppositionellen Schritte wurde unser Einfluß auf Deutschland, ja unsere Stellung in Europa wesentlich gefährdet. Der Kaiser verlor nicht die Herrschaft über seine gereizten Gefühle, und wenn je, so hat unsere Politik in dieser Zeit Mäßigung bewiesen. Die Aufgabe, Preußen von nicht wieder zu sühnenden Thaten zurückzuhalten, ihm das Prinzipat über die kleinen Staaten zu verleiden, Dänemark zu erhalten und Oesterreichs Gegengewicht zu retten, löste unsere Diplomatie allein durch entschlossene Haltung und wiederholte Erklärungen unsers festen Willens. Freilich that die Regierung Preußens auch ihrerseits Alles, die eigenen Pläne zu ruiniren. Doch, wenn wir auch ohne große Mühe im Stande waren, enthusiastische und unpraktische Maßregeln zu hintertreiben, und wenn auch alle Unternehmungen des Königs von Preußen gescheitert sind, so ist doch das Streben, sich von unsern Interessen zu emancipiren, so deutlich geworden, daß wir fortan in der Lage sind, jede Maßregel dieser Regierung ohne Vertrauen zu beobachten.

(Schluß folgt.)

Zwölfter Jahresbericht

des

Verwaltungs-Ausschusses der Mozart-Stiftung an den Liederkranz dahier über Bestand und Fortgang der Mozart-Stiftung in dem Geschäftsjahr 1849 auf 1850.

Indem der Verwaltungs-Ausschuß der Mozartstiftung seinen Bericht über das mit dem 30. Sept. d. J. abgelaufene zwölfte Geschäftsjahr der Stiftung dem Liederkranz hiermit vorlegt, entledigt er sich einer durch die Statuten ihm auferlegten Pflicht, aber einer angenehmen Pflicht, da er nur Erfreuliches zu berichten hat.

Aus unserem eilften Jahresbericht ist dem Liederkranz bekannt, daß am 30. Sept. 1849 das Kapitalvermögen der Mozartstiftung die Höhe von fl. 20,840. 31 kr. erreicht hatte. Wir haben nunmehr die Ehre, dem Liederkranz die über die Gesammt-Einnahme und Ausgabe der Stiftung von uns aufgestellte Bilanz als Anlage dieses Berichtes zu überreichen. Dieselbe weist am Schlusse des letztverwichenen zwölften Geschäftsjahres ein Kapitalvermögen von fl. 21,708. 11 kr., mithin gegen das vorhergegangene Geschäftsjahr eine Vermehrung desselben im Betrag von fl. 867. 40 kr. nach. Wir verdanken dieses im Vergleich zu mehreren der früheren Jahre ansehnlichere Ergebniß zunächst dem Umstand, daß die laut unserem vorigen Berichte im Rückstand gewesenen zwei Konzerte des Liederkranzes zum Besten der Mozart-Stiftung im Laufe des letzten Geschäftsjahres beide, das eine am 24. Nov. 1849 im Saale des Weidenbusches, das andere am 23. Juli 1850 auf der Mainlust, zur Ausführung gekommen sind, und zusammen einen Ertrag von fl. 404. 54 kr. geliefert haben. Es reihen sich hieran die Zinsen-Erübrigungen im Betrage von fl. 359. 27 kr. und ferner fl. 5. 6 kr. an Geschenken und Gottespfennigen von Mitgliedern des Liederkranzes, wofür wir den Gebern unseren Dank hiermit aussprechen.

Eine weitere, der Stiftung von Außen her gewordene Zuwendung bildet der Betrag von fl. 100, welcher durch letztwillige Verfügung des am 4. Juli 1850 zu Rosek verstorbenen hiesigen Bürgers Rudolph Bernus der Mozart-Stiftung als Legat vermacht wurde. Es ist dieß das zweite Mal, daß der Mozart-Stiftung ein Legat zu Theil wird. Der erste Fall dieser Art war das aus früherem Bericht dem Liederkranz bekannte Acker-

Digitized by Google

mann'sche Vermächtniß, gleichfalls im Betrage von fl. 100. Da aber der verewigte Ackermann Mitglied des Liederkranzes gewesen, so liegt mit dem erwähnten Bernus'schen Vermächtniß der erste Fall vor, daß der Mozart-Stiftung von Außen her in einer letztwilligen Verfügung gedacht wird. Dem edlen Erblasser können wir den Ausdruck unserer Dankbarkeit nur nachrufen, doch werden wir dieselbe deßhalb nicht minder lebhaft in uns bewahren. Zugleich begrüßen wir diesen neuen Vermächtniß-Fall als einen günstigen Vorboten besserer Zukunft für die Mozart-Stiftung. Er hat in uns die Hoffnung neu belebt, daß das gegebene Beispiel wohl Manchen, der reiche Glücksgüter bei seinem Scheiden von dieser Erde zurücklassen müßte, bewegen werde, alsdann auch die, seither in solchen Fällen fast immer unbeachtet gelassene Mozart-Stiftung zu bedenken, und diese solchergestalt der ihr bestimmten großartigeren Entfaltung rascher zuführen zu helfen. Wir werden sie festhalten diese Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Außer obgedachten Zuwendungen haben wir noch der Bereitwilligkeit zu erwähnen, womit die Redaktionen der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung und des Frankfurter Journals, wie schon in früheren Jahren, unsere Veröffentlichungen unentgeltlich in ihre weit verbreiteten Blätter aufgenommen haben, und wofür wir denselben unseren Dank hiermit aussprechen.

Zunächst wird es nun Aufgabe des Liederkranzes seyn, in Gemäßheit des §. 24 der Statuten die Revision der Rechnungsbücher anzuordnen, und nach deren Erledigung die Bilanz zu veröffentlichen.

Was sodann die ebenfalls sofort vorzunehmende Ergänzung des Verwaltungs-Ausschusses betrifft, so bemerken wir, daß zu Anfang des abgelaufenen zwölften Geschäftsjahres die statutengemäß erledigten zwei Stellen durch Neuwahl der Herren

Johann Friedrich Quilling, und
Dr. juris Martin,

wieder besetzt wurden, worauf Ersterer die Führung der Kasse, Letzterer das Präsidium von Seiten des Verwaltungs-Ausschusses übertragen erhielt.

Bei jener Neuwahl hatte auch eine Ersatzwahl für die durch Tod erledigte Stelle des Mitgliedes des Verwaltungs-Ausschusses Johann Adam Böhler stattgefunden, durch welche Herr Johann Konrad Wilhelm Backes zum Mitgliede des Verwaltungs-Ausschusses ernannt wurde. Da nun dermalen nach Vorschrift der Statuten die Herren

Kanzleirath Dr. Jost,
Peter Finck, und
Johann Adam Böhler

die Reihe des Austrittes aus dem Verwaltungs-Ausschuß treffen würde, so ist demnach nunmehr zur Neuwahl für die erstgenannten beiden Mitglieder, so wie für den Ersatzmann des dritten, Herrn

Johann Konrad Wilhelm Backes

zu schreiten. Wir ersuchen den Liederkranz, das deßfalls Erforderliche sofort vornehmen, und dem Verwaltungs-Ausschuß sodann das Ergebniß mittheilen zu wollen.

Nach Erledigung der vorstehenden geschäftlichen Gegenstände, wenden wir uns nunmehr zu der seitherigen Wirksamkeit unseres Zöglings Kaspar Jakob Bischoff, und zu deren Resultaten.

Nach unserem vorigen Jahresberichte war derselbe hauptsächlich mit Ausbildung seines Klavierspieles beschäftigt. Die Früchte dieses mit nachhaltigem Eifer und Fleiße fortgesetzten Strebens sind nicht ausgeblieben, bedeutende Fortschritte haben sich eingestellt. Die Leitung dieser Studien hatte, wie wir früher Ihnen mitgetheilt, Herr Aloys Schmitt in uneigennützigster Weise übernommen und fortgeführt. Wir können seine großen Verdienste in dieser Beziehung nicht dankend genug anerkennen.

Auch im Fache der Komposition blieb der Stipendiat in unausgesetzter Thätigkeit. Eine beträchtliche Anzahl von ihm gefertigter Arbeiten im Fache des Liedes, des einstimmigen wie des mehrstimmigen, würde schon genügendes Zeugniß darüber ablegen. Es liegt aber ein vollgültigerer Beweis dafür zur Hand in einer größeren Komposition, welcher wir eine gesonderte Besprechung widmen müssen.

Es war ein lebhafter Wunsch des Stipendiaten, noch während der Dauer seines Stipendiums eine Oper zu componiren. Die nächste Schwierigkeit der Verwirklichung war die Beschaffung eines geeigneten Textbuches. Der Verwaltungs-Ausschuß, jenen Wunsch sich selbst aneignend, glaubte auf dessen Ausführung auch seinerseits Werth legen zu sollen. Er entschloß sich daher, zur Erlangung eines Textes das Seinige beizutragen. Es fand sich endlich ein zu deutscher Bearbeitung geeigneter französischer Text einer komischen Oper. Die Bearbeitung wurde dem dermalen in Mannheim ansäßigen Hrn. Heribert Rau übertragen, und bei deren förderlich erfolgter Ablieferung als das Original in manchen Stücken wesentlich verbessernd befunden.

Gedachte Oper, betitelt: „Maske und Mantille", mit Ausschluß der Ouverture 17 Nummern, und hierunter Arien, Terzette, Sextette, Chöre sowie ein großes Finale enthaltend, ist jetzt vollendet, und dieses Ziel, wie der Stipendiat selbst gewünscht hatte, in der That während der Dauer des Stipendiums erreicht worden, welches letztere am 1. Dec. l. J. nach nunmehr vierjähriger Bewilligung endigt.

Auf eine Kritik dieser größeren Arbeit einzugehen, ist weder unseres Amtes, noch wäre es geeignet, dem Urtheile von anderer Seite hierin vorgreifen zu wollen. Doch dürfen wir wohl sagen, daß nach den Proben fraglicher Arbeit, welche wir kennen gelernt, sowie nach dem, was Kenner darüber geäußert haben, hier allerdings ein verdienstvolles Werk vorliegt. Wird die Oper, was wir einzuleiten beabsichtigen, zur Aufführung kommen, so mögen dann Kenner wie sonstiges Publikum, je nach ihren Anforderungen, über dieselbe sich aussprechen.

Wenn es aber erlaubt ist, von einer Arbeit auf die andere zu schließen, so müssen wir den Liederkranz auf die von dem Stipendiaten am Schlusse des vorigen Winters bereits öffentlich abgelegte Probe verweisen. Es ist den Mitgliedern dieser Gesellschaft wohl bekannt, daß damals eine große Symphonie desselben, welche noch während dessen Aufenthaltes zu Leipzig vollendet worden war, durch die Güte des Vorstandes der hiesigen Museumsgesellschaft, welcher wir dafür unseren lebhaften Dank hiermit aussprechen, zur Aufführung kam. Der Erfolg war, wie Sie gleichfalls wissen, ein entschieden günstiger, man könnte sagen, ein glänzender. Hieran knüpfen wir die Hoffnung — und dieß um so mehr, weil wir es von Herzen wünschen —, daß der Erstlings-Oper unseres Stipendiaten ein gleicher Erfolg zu Theil werden möge.

Wir brauchen wohl nichts weiter beizufügen, um dem Liederkranz darzuthun, daß die Mozartstiftung in ihrem jetzt ausscheidenden Zögling, Hrn. Bischoff, einen würdigen Angehörigen gefunden hatte, der die vier Jahre seines Stipendiaten-Verhältnisses mit Eifer, Kraft und Ausdauer für seine Ausbildung im Sinne der Mozartstiftung zu nutzen verstand. Der Stellung eines Zöglings wäre er auch ohne Ablauf des Stipendiums entwachsen. Möge er nun als selbstständiger Musiker in die Welt treten, unsere besten Wünsche begleiten ihn in seine neue Lebensstellung, in welcher er deßwegen doch der Mozartstiftung nicht fremd werden, vielmehr an dieser, so oft er es bedarf, Halt und Stütze finden soll. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß er jene Worte des Dichters, welche einst von uns als Motto seinen Prüfungsarbeiten aufgeschrieben wurden, nie vergessen werde:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!"

Digitized by Google

Was hauptsächlich mitgewirkt habe, um ein solches Resultat zu erzielen, dieß zu erwähnen, bleibt noch eine angenehme Aufgabe gegenwärtigen Berichtes. Es sind die großen Verdienste, welche sich zwei Männer, Hr. Hofkapellmeister Stuntz in München, und der mittlerweile eben daselbst verstorbene Hoforganist Ett, um die Ausbildung unseres Stipendiaten erworben haben. Als der Letztere noch vor Erwerbung des Stipendiums, ein unbemittelter Jüngling, auf gut Glück nach München kam, klopfte er bei genannten beiden Männern an, und ward von diesen, völlig unbekannt, wie er ihnen war, freundlich aufgenommen. Jahre lang genoß er bei denselben, neben ohnehin lehrreichem Umgang, gründlichen und nachhaltigen Unterricht in der Compositionslehre, welcher auch nach Erlangung unseres Stipendiums fortgesetzt wurde. Hier war es, wo Hr. Bischoff seine eigentliche Schule durchmachte. Gewährt wurde solches Alles in völlig uneigennütziger Weise. Für diese Widmung an die Sache der Kunst können wir jenen Männern nur unsere höchste Anerkennung, unseren wärmsten Dank zollen. Dem Verdienste seine Kronen!

Verehrte Mitglieder des Liederkranzes, wir stehen also jetzt am Schlusse eines zweiten Stipendiums. Das bereits begonnene neue Geschäftsjahr wird die Vergebung eines dritten Stipendiums herbeiführen. Was es in dieser Beziehung uns bringen wird, ob Erfreuliches oder nicht, das liegt noch in der Zukunft Schooß verborgen. Auf das bereits Vollbrachte aber können wir mit voller Befriedigung zurückblicken. Die Mozartstiftung hat sich bewährt, sie blüht und gedeiht, trotz beschränkter Mittel, trotzdem, daß sie noch schwach und klein ist. Wollen Sie aber derselben, wie bisher, Ihren Schutz und Ihre Fürsorge angedeihen lassen, wollen Sie dieses Ihr Geschöpf an treuem Vaterherzen behalten, dann wird es erstarken, dann wird und muß das Kindlein zum kräftigen Manne werden.

Somit schließen wir diesen Bericht in hochachtungsvoller Ergebenheit.

Frankfurt a. M., 22. Nov. 1850.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung
und in dessen Namen:
Der Präsident.
Gez. Dr. Martin.
Gez. Dr. A. Giar,
Sekretär.

Sophia Katharina, oder: Die Großfürstin.

Romantisch-komische Oper in 4 Akten. Text von Charl. Birch-Pfeiffer. Musik von F. v. Flotow. Auf der Frankfurter Bühne zum ersten Male gegeben am 18. December.

Zuerst ein Wort über das Buch, von der gewandten Bühnendichterin in einer Weise verfaßt, die dem Componisten alle Gelegenheiten darbot, sein reiches Talent nach vielen Richtungen hin zu entfalten.

Die Hauptfigur, Katharina die Zweite von Rußland, erblicken wir hier aber nicht als gewaltige Czaarin aller Reussen, sondern in den ersten beiden Akten am Hofe ihres Vaters, des Fürsten von Anhalt-Zerbst, als Prinzessin von Anhalt-Stettin, und in den zwei letzten Akten als Gemahlin des Großfürsten Peter-Feodorowitsch, mit welchem sie bekanntlich in Unfrieden lebte. Andeutungen der beiden Hauptleidenschaften Katharinen's: Liebe und Ruhmsucht, finden wir auch hier, und mehr in den Rahmen kleinerer Verhältnisse und Intriguen eingengt und moderirt. Wir haben es also hier mit der vorgeschichtlichen Katharina zu thun. Diese Intrigue spinnt sich nun in unerwarteten Situationen durch alle 4 Akte leicht und beweglich fort. Wir können sie mit kurzen Umrissen zeichnen: Zwei Stabsoffiziere, von Berkof und Geldern, sind bestimmt, der Prinzessin und deren Freundin Helena von Wartenberg Unterricht im Exercieren zu geben. Beide Damen also in Uniform. Militärische Haltung, Gewehr in Arm, Evolutionen links und rechts, dabei Trommeln im Orchester, kurz, nichts fehlt, die Scene anziehend zu machen. Dabei aber liebt Berkof (der primo amoroso) die Prinzessin, Geldern aber (ein Humorist) Helenen, indem die Letztere hingegen dem von Berkof ihr Herz geschenkt. Katharina, die ebenfalls ein Auge auf Berkof hat, beseitigt aber dieses Gefühl und sucht nun, um Alles mit einmal abzumachen, die Intrigue dahin zu leiten, daß gerade Helena und Berkof ein Paar werden sollen. Die Scene zeigt darauf den Hafen von Stettin. Frohe Bewegung, Matrosengesang beim Wein, ein Fähndrichslied des Geldern und die Nachricht einer großen Bewegung im Schlosse. Darauf erscheint der Fürst mit den beiden Damen hoch zu Roß und verkündet den Anwesenden (ein Recitativ zu Pferd), daß so eben ein Abgesandter von Petersburg seiner Tochter Rußlands Krone und den Verlobungsring des künftigen Kaisers anbiete. Berkof will verzweifeln, Geldern lacht, die Chöre jubeln und der Vorhang fällt. Im zweiten Akte (um der dem Publikum zugedachten Ueberraschung nicht vorzugreifen, will ich mich in Kürze fassen) veranstaltet Katharina, daß Berkof mit Helenen schnell und heimlich vermählt werden (die Dunkelheit und eine Tapetenthüre müssen das Ihrige thun), wobei aber der neue Gatte in dem Wahn bleiben soll, als sey die Prinzessin selbst seine Frau geworden. Ein tüchtiger Coup de main! Aber in der Oper geht Alles. Dafür entschädigt nun das diskrete Schicksal unser Gefühl wieder, indem gleich nach diesem neuen matrimonio segreto die Postillone lustig draufschmettern, die beiden Damen in den Reisewagen steigen und nach Rußland ziehen. Unsere deutschen Frauen können dabei lernen, wie schnell man Reisetoilette macht; aber — welch eine Lage für den Neuvermählten!

Die beiden letzten Akte spielen 6 Monate später in Petersburg. Beide Offiziere, im Palaste des Großfürsten en civil erscheinend, und natürlich mit ihren Gefühlen und Rechten im Zweifel, theils von Liebe, theils von Rache angetrieben, verwickeln durch die Gegenwart den Knäuel und wecken des Großfürsten Eifersucht so sehr, daß er sie beide in Verwahrsam bringen läßt. Dort finden wir sie ganz comfortable bei einem guten Mahle; dort wird dem Großfürsten von Berkof als Liebhaber Helenens bezeichnet, dort wird endlich von Berkof von der aufopfernden Liebe Helenens gerührt. Er ahnet die mit ihm gespielte Komödie und wendet nun ihr seine Liebe zu. Nach Sibirien wandern oder Aufklärung der Verwickelung ist die Losung. Die aber kann nur Katharina geben. Um zu ihr zu gelangen, werden die beiden wachthabenden Kosacken betrunken gemacht (bei welcher Gelegenheit ein famoses Katzenduett gesungen wird) und dann von den beiden Liebhabern in ein Seitenzimmer getragen. Der kurze vierte Akt spielt im Eispalaste auf der Newa, wo die beiden Stabsoffiziere in der geraubten Kosackentracht erscheinen und wo sich dann alle weiteren Conflicte glücklich lösen. Daß diese geschickt zusammen gestellten Scenen, deren allzu kühnen Umrissen nur etwas mehr Wahrscheinlichkeit zu wünschen bliebe, übrigens zu der gehörigen Abwechslung von Tonstücken Veranlassung gaben und kein Sänger dabei zu kurz kam, ließ sich von der Dichterin erwarten.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 21. Dec. 1) Er muß nach Magdeburg, Lustspiel in 2 Akten. 2) Arie aus der Oper „die Puritaner", gesungen von Fräul. Hoffmann. 3) Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Akt. 4) Scene und Arie mit Chor, im Kostüm aus der Oper „die Nachtwandlerin" (1. Akt). Amine: Fräul. J. Hoffmann.

Sonntag, 22. Dec. (Zum Erstenmale wiederholt): Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Abth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Montag, 23. Dec. (Zweite Gastdarstellung der Fräul. Lucile Grahn, erste Solotänzerin der königl. Oper zu London, unter Mitwirkung des k. sächsischen Solotänzers Hrn. Ambrogio. (Zum ersten Male): Die Peri, oder: Ein orientalischer Traum, mimisches Divertissement in 1 Akt, arrangirt von Fräul. Lucile Grahn, Musik von Burgmüller. Die Peri: Frl. Lucile Grahn. Achmet: Hr. Ambrogio. Hierauf: Yelva, die Weiße aus Rußland, Melodrama in 2 Abth. — Yelva: Fräul. L. Grahn. Zum Schluß: El Toreadoro, spanischer Nationaltanz, ausgeführt von Fräul. Lucile Grahn und Hrn. Ambrogio. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Keller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 305. Montag, den 28. December 1830.

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

„Welch' ein schönes Paar," sagte Clara, als die Beiden im raschen Tanz an uns vorüber flogen. Wie viel Ueberwindung mochte ihr es wohl kosten, dieses Lob auszusprechen? Aber sie hatte recht, es war ein auffallend schönes Paar: er ein großer, schöner Mann, dem das reiche, ungarische Nationalkostüm herrlich stand, und sie, so schlank, so biegsam, sah in ihrem einfachen, schmucklosen Anzug unter all' den glänzenden, prächtigen Toiletten wie eine frische, gratiöse Feldblume unter prachtvollen Treibhausblüthen aus.

Ich fragte Gräfin Clara: wer das liebliche Mädchen sey?

„Meine Cousine, Helene von Arnulf," erwiederte diese, „nach dem Tode ihrer Aeltern ist sie zu uns gekommen, und seit einem Jahre ist sie jetzt in unserem Hause."

Sobald der Tanz beendigt war, ging ich zu Fräulein von Arnulf, um unsere Reisebekanntschaft zu erneuern. Sie erinnerte sich meiner noch, und erwiederte freundlich meine Begrüßung. Ich fand, daß sie noch hübscher geworden war, ihre Wangen blühten im frischesten, zartesten Roth, und ihre Augen strahlten in Liebe und Glück. Diese zauberischen Augen waren es gewiß auch, die Vilacky's Herz von Clara abgewandt, und wenn man sie ansah, konnte man ihm deßhalb nicht zürnen. Ich hatte grade in der letzten Zeit ein näheres Verhältniß mit ihm angeknüpft, und ich nahm mir vor, dieses zu benutzen, um sein Herz ein wenig zu sondiren. Aber während des ganzen Abends fand ich keine Gelegenheit, mit ihm allein zu sprechen, und erst als ich mit ihm den Ball verließ, konnte ich im Nachhausegehen meinen Vorsatz ausführen. So wie ich indessen den Namen des Fräulein von Arnulf nannte, wich er mir so geflissentlich aus und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, daß ich, wenn ich nicht indiscret werden wollte, mein Vorhaben aufgeben mußte.

Ein paar Tage darauf kam Vilacky eines Abends zu mir, und nachdem er eine Zeit lang von gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, fragte er mich plötzlich: „Gehen Sie heute Abend auf den Ball des S . . . . schen Gesandten?" und als ich verneinte, fuhr er fort: „Nun dann könnten Sie mich zu Ellerbergs begleiten, Sie sind ja in dem Hause eingeführt." Ich hatte gar keine Lust auszugehen und machte Anfangs einige Einwendungen, aber endlich siegte der Wunsch, Vilacky's Verhältniß zu den beiden Cousinen zu ergründen, über meine Lethargie, und ich ging mit. —

Wir fanden die Familie Ellerberg gerade am Theetisch, und da fast die ganze beau monde auf dem Balle des Gesandten war, beinahe allein. Der einzige Fremde, der wie wir den stillen Familienzirkel der geräuschvollen Soiree vorgezogen hatte, war der Baron Walldorf. Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, dessen großer Reichthum und einflußreiche Verbindungen ihm eine Stellung in der Gesellschaft verschafften, die er durch seine persönlichen Eigenschaften nie erreicht haben würde. Er war arrogant bis zur Impertinenz, absprechend bis zur Unhöflichkeit, und trotz des häßlichsten Aeußern eitel bis zur Lächerlichkeit. Er war einer der heftigsten Gegner Vilacky's, dessen Ueberlegenheit er oft weichen mußte, und dessen freisinnige Richtung ihm, als einem fanatischen Anhänger des Metternich'schen Systems, höchlichst verhaßt war. Vilacky theilte diese Antipathie vollkommen, und beide waren offenbar unangenehm berührt, sich hier zu begegnen. Baron Walldorf, der schon seit ihrem Eintritt in die Welt einer der eifrigsten Verehrer Clara's war und auch früher oft mit Vilacky rivalisirt hatte, saß neben ihr, und ein triumphirendes Lächeln, diesen Platz vor seinem vermeintlichen Nebenbuhler zu behaupten, flog über sein Gesicht. Vilacky bemerkte es nicht und setzte sich neben Helene von Arnulf, mit der er bald in so eifrigem, leisem Gespräch begriffen war, daß Baron Walldorf erstaunt bald die beiden, bald Clara, die bleich und angegriffen in ihrem Sessel lag, beobachtete. Er mochte wohl nicht lange den Schlüssel zu diesem Räthsel gesucht haben, denn plötzlich lenkte er die Unterhaltung auf Ungarn und die neuesten politischen Ereignisse dort und wandte sich dabei so direkt an Vilacky, daß dieser genöthigt war, sich von Helenen ab und zu ihm zu wenden. Er antwortete Anfangs kalt und zerstreut auf Walldorf's Bemerkungen, aber als jener immer schärfer und spitzer in seinen versteckten Angriffen auf Bathianyi und Kossuth, Vilacky's persönliche und politische Freunde, wurde, erhitzte auch er sich und war leidenschaftlich, fast heftig in seinen Antworten. Die Discussion, obgleich sie sich fortwährend in den Gränzen der Höflichkeit und des bon ton bewegte, wurde nach und nach so heiß und die Anspielungen so persönlich und beleidigend, daß der alte Graf Ellerberg, der schon lange schweigend und mit deutlichem Mißfallen zugehört hatte, den Streit mit den Worten endigte: „Meine Herren, ich wünsche keine politischen Discussionen in meinem Hause zu hören, und muß sie deßhalb bitten, ein anderes Thema zu wählen."

Das Blut stieg bei diesem Verbot dem Grafen Vilacky heiß in das Gesicht und er schien schon eine heftige Erwiederung auf den Lippen zu haben, als er, einen Blick auf das erbleichende Gesicht Helenens werfend, dieselbe unterdrückte. Er zog eine Zeitung aus seiner Tasche, und mit einer leichten Verbeugung sich gegen Ellerberg wendend sagte er: „Ich fand gestern in diesem Blatt ein hübsches Gedicht, von dem ich glaube, daß es den Damen gefallen wird, und wenn es nicht gegen Ihre Grundsätze

Digitized by Google

ist, Herr Graf, in Ihrem Hause Gedichte vorlesen zu hören, so will ich es jetzt vortragen."

Ellerberg fühlte den Hohn in den letzten Worten Vilacky's recht gut, aber als Mann der Temporisation und Feind jedes entschiedenen Bruchs, mit wem es auch sey, bat er auf die höflichste Weise den Grafen, das Gedicht zu lesen. Vilacky nahm das Blatt, aber sich plötzlich besinnend reichte er es Helenen mit der Bitte, es vorzulesen. „Die Herrschaften verstehen doch alle magyarisch?" fragte er. Alle bejahten und Fräulein von Arnulf begann. Es war ein ungarisches Volkslied, das die frühere Größe, den Glanz und Ruhm des Landes pries und keine andere Anspielung auf die Gegenwart enthielt, als die klagende Frage: „Und jetzt?" am Ende jedes Verses. Ich weiß nicht, war es das klangvolle Magyarisch oder die echte Volksthümlichkeit des Liedes, oder das tiefe Gefühl und die weiche, süße Stimme, mit der es Helene vortrug, weßhalb uns Alle das einfache Gedicht so ergriff. Clara's bleiche Wangen rötheten sich, und mit verhaltenem Athem beugte sie sich vor, um zu hören; ihrer Mutter, einer geborenen Ungarin, traten Thränen in die Augen, und sogar der alte Ellerberg, der verknöcherte Hofmann, murmelte vor sich hin: „'s ist schön, bei Gott!" Vilacky sah mit strahlendem Blick und stolzer Freude auf die liebliche Leserin. Nur Baron Walldorf blieb kalt, ohne irgend ein Zeichen von Theilnahme zu geben, und als Helene geendigt hatte, sagte er mit einem höhnischen Lächeln: „Sie sprechen das Magyarische so rein aus, mein gnädiges Fräulein, als ob es Ihre Muttersprache wäre; darf man fragen, wer der geschickte Lehrer war, von dem Sie es gelernt?"

Fräulein von Arnulf erröthete und zögerte einen Augenblick. Vilacky bemerkte es und erwiederte statt ihrer: „Ihr Kompliment gilt mir, Herr Baron, ich war Fräulein Helenens Lehrer."

„Und darf man," fuhr Walldorf, des Grafen Antwort überhörend, fort, „ohne indiscret zu seyn, fragen, was Sie, meine Gnädige, bewogen, eine so schwierige Sprache zu erlernen?"

„Die Liebe zu Ungarn, Herr von Walldorf," entgegnete jetzt Helene, der die kalte Impertinenz dieser Frage ihre ganze Fassung wiedergegeben hatte. Ja, ich liebe das hochherzige, edle Volk und das schöne Land, fuhr sie fort, und deßhalb wollte ich auch seine Sprache kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Ansichten von Deutschland.

(Schluß.)

Unser Herr hat an der Unterwerfung Holsteins und der Restitution des Kurfürsten allerdings ein großes Interesse, dessen Gründe hinlänglich bekannt sind. Aber noch höher steht ihm die Nothwendigkeit, auch bei diesen Fragen den Einfluß Preußens und Oesterreichs im Gleichgewicht zu erhalten; der Kaiser hat nicht die geringsten Sympathien für die Union, dagegen starke für den Bundestag; aber er würde weder das Fortbestehen der Union, wie sie in der letzten Zeit war, für eine besondere Kalamität, noch auch einen vollständigen Sieg des österreichischen Bundestages für ein besonderes günstiges Ereigniß halten. Rußland ist nicht so sehr ein Feind Preußens, daß es ihm eine kleine Vergrößerung seines Gebiets mißgönnen sollte, und es ist soweit ein Freund Oesterreichs, daß es diesem eine kleine Vergrößerung auf Kosten Preußens wohl gestatten würde, aber es wird keinem von beiden erlauben, über den andern zu dominiren, am wenigsten den Preußen, weil diese am unsichersten sind.

In diesem Satze liegt auch die Antwort auf Ihre Frage, wie der Kaiser sich im Fall eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen verhalten wird. Ich kann Ihnen nichts Anderes geben, als meine eigene Ansicht. Ich habe aber die Ansicht, daß wir uns beobachtend verhalten werden, so lange der Krieg nur von deutschen Mächten geführt wird; daß der Kaiser mit Genugthuung sehen wird, wenn Preußen kleine Demüthigungen erfährt, trotzdem aber der Regierung Schwarzenberg nicht gestatten kann, Preußen aufzureiben; und daß ferner, falls Preußen mit seinen Waffen glücklicher seyn sollte, als wir erwarten, sein erster großer Sieg der Anfang einer Reihe von kurzen Warnungen seyn wird, gleich jenen, welche das preußische Heer von Jütland vertrieben haben. — In Petersburg oder in Warschau werden auf der Karte von Deutschland die Nadeln eingesteckt werden, bis zu welchen Ihre deutschen Armeen vorrücken dürfen.

Das ist unbequem für Ihren Patriotismus, aber es ist nicht zu ändern. Fester als je steht die Herrschaft des Kaisers über Ihre Länder, sie wird stehen, so lange als der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich dauert, und dieser Gegensatz wird dauern, so lange beide Staaten bestehen. Wünscht aber deßhalb der Unwille Ihrer Demokraten, beide Staaten zu vernichten, so ist das vollends thöricht, denn dann sind wir in die lästige Nothwendigkeit versetzt, die zertrümmerten deutschen Staaten etwa bis zur Elbe und Böhmen zu besetzen, den Franzosen die Rheinländer zu lassen und dem englischen Interesse die Nordseestaaten anzubieten. Auch das Rußland nach uns wird diese Nothwendigkeit sehr beklagen, denn sie würde unsern Schwerpunkt verrücken. Wir können Ihren Idealismus nicht gebrauchen.

Jetzt werden Sie begreifen, warum uns Russen Ihr Parlament zu Frankfurt mit seinen Vergrößerungsplänen so ungereimt erschien. Ihre besten Patrioten vergaßen, daß weder sie selbst, noch ihre Fürsten die Macht hatten, frei in ihrem eigenen Gebiet zu herrschen, und sie wollten noch fremdes dazu erobern! — Ihre plötzliche Revolution hat die Folge gehabt, unser Protektorat zu befestigen, freilich auch Ihren Fürsten und Völkern auffälliger zu machen. In ruhigen Zeiten wird man es weniger merken. — Ihre Liberalen fordern ein Bündniß mit England, ja Krieg gegen Rußland. — Rußland ist sehr groß, es hat wenig Küstenland, und Polen ist nicht mehr gefährlich. Wollen Ihre liberalen Politiker einer russischen Armee von 200,000 Mann das Vergnügen machen, die Scheuern und Viehställe der alten preußischen Provinzen aufzuessen? Aber Sie werden uns schlagen, denn Sie haben Begeisterung, unsere Soldaten sind arme Teufel. Wozu wollen Sie uns schlagen? Wollen Sie in Polen einrücken, das Land insurgiren, uns auf Moskau zurücktreiben? Wissen Sie, was das alte Polen ist? Eine Leiche; Sie werden höchstens einige galvanische Zuckungen hervorbringen. Alle nützliche Kraft in Polen gehört uns. Ihr Polen hat weder Getreide, noch Geld, noch Waffen, noch Menschen. Eine Armee von 100,000 Preußen in Rußland wäre im schlimmsten Falle, was eine Biene im Pelz eines Bären ist; sie ärgert so lange, bis sie zerdrückt wird. — Vertrauen Sie nur nicht auf das Bündniß mit England. Unsere Flotte kann ein halb Dutzend Schiffe verlieren, an den Ostseeküsten können einzelne Städte abgebrannt werden, die Tscherkessen können einige Erdwälle zerstören, die Türken mit unseren Serben in Krieg gerathen. Das Alles wird Rußland wenig schaden, sicher nicht so viel, daß der Kaiser die Macht verlöre, den treulosen Deutschen seine Rache fühlbar zu machen.

Lassen Sie mich mit einem öffentlichen Geheimniß schließen: Rußland hat nur *eine* schwache Stelle, und sie ist nicht zu treffen, so lange das Oesterreich besteht, welches wir in Ungarn wieder hergestellt haben."

Da sitzt der Knoten! Ist ja doch selbst der Reichsverweser, wenn man's glauben darf, so scharfsinnig gewesen, zu entdecken, daß, wenn Deutschland eine Macht seyn solle, stark genug, um einer Macht die Spitze zu bieten, kein Oesterreich und kein Preußen bestehen dürfe. Und doch ist Rußland, das am liebsten in

Digitized by Google

Deutschland zwei gleiche Hälften sehen möchte, die es beständig im Schwanken gegen einander erhalten könnte, durch die unerbittliche Logik der Thatsachen jetzt genöthigt, Preußen durch Oesterreich herabzudrücken und auf diese Weise einen Umschwung herbeizuführen, der mit Naturnothwendigkeit eintreten muß und einen gewaltigen Strich durch die russische Rechnung machen kann.

Allgemeine vergleichende Finanzstatistik.

Vergleichende Darstellung des Haushalts, des Abgabenwesens und der Schulden Deutschlands und des übrigen Europa. Vom Freiherrn Friedr. v. Reden, b. R. Dr. Darmstadt, 1851. Jonghaus. I. Heft: Haushalt und Abgabenwesen des Königreichs Bayern.

Das vorstehende Werk, das in 9 Heften (à circa 10 Bogen) bis Ostern nächsten Jahres erscheinen soll, dürfen wir schon nach dem bis jetzt Erschienenen zu dem Besten auf dem Felde der Finanz-Statistik zählen, und dieß um so mehr, als wir von dem als Statistiker längst rühmlich bekannten Verfasser eine unbefangene, durchaus wahrheitsgetreue Mittheilung des von ihm so reichlich und mit unendlichem Fleiße gesammelten wichtigen Materials erwarten dürfen. Von der auf das interessante Werk verwendeten Sorgfalt gibt allein schon Zeugniß, daß Hr. v. Reden, um bei jedem Abschnitte einen geschichtlichen Nachweis der Gesetzgebung liefern zu können, sämmtliche Gesetzsammlungen aller Staaten ausgezogen hat. Die erste Anlage der Schrift geschah in Folge eines Auftrages des Finanz-Ausschusses der deutschen Reichsversammlung, deren Mitglied Reden gewesen, zu einer Zeit, als manche bis dahin tief verborgenen (vielleicht bald wieder verschleierten!) finanziellen Verhältnisse offen gelegt waren. Dadurch, sowie durch die Hülfe vieler Freunde in fast allen Staaten Europa's flossen dem Verfasser reiche Originalquellen, deren weiteren Ergebnissen wir daher mit Spannung entgegen sehen dürfen. — In einer Art Einleitung, die dem Werke selbst noch nicht einverleibt ist, gibt R. sehr beachtenswerthe Winke über die Nothwendigkeit von Finanzreformen und die Unumgänglichkeit eines allgemeinen Staatsbankerots, sollte mit diesen Reformen noch lange gezögert werden. „Soll ich — heißt es — die Nothwendigkeit darlegen, mit dem Haushalt der Staaten und dessen Verbesserung recht ernstlich sich zu beschäftigen? Wird ferner es des Beweises bedürfen, daß gründliche Kenntniß und genügende Hülfe nur unter Führung der Statistik, so wie durch Anwendung gesunder Lehren der Staats- und Volkswirthschaft zu erlangen ist? Thatsachen lehren besser als Worte." Reden gibt einige. Seit 1820 konnte man unter Begünstigung eines allgemeinen, wenig oder nur lokal gestörten Friedenszustandes mit Abtrag der Staatsschuld beginnen. Der Privatfleiß hatte diesen Frieden gleichfalls vortrefflich benutzt, wenn er nur irgend gefördert, oder wenigstens nicht behindert wurde. Wie aber hat der Haushalt der Staaten diese Vortheile des Friedenszustandes benutzt? Wenig und nur in wenigen Staaten. Noch weniger findet sich von Anwendung des Grundsatzes der Gerechtigkeit bei Vertheilung der Staatslasten, von Beschränkung der Ausgaben oder Regelung derselben im Interesse der Erwerbsquellen. So kamen Verlegenheiten durch die Ereignisse im Frühling 1848, Lähmung des Staatskredits, und (abermals ohne einen eigentlichen Krieg) ein Steigen der Staatsschuld Europa's in den Jahren 1848, 49, 50 um etwa 1300 Mill. Thlr., was den Ersparnissen von 11 Jahren regelmäßiger Tilgung gleich kommt. Sonach ist eine der sog. Errungenschaften, die gehoffte Steuererleichterung, vor der Hand nicht zu erwarten. Gewisse Politiker und Staatsmänner sind nun hierbei sehr schnell fertig, diese vereitelte Hoffnung der Revolution (die ja ohnehin Alles gethan haben soll!) in die Schuhe zu schieben. Hr. v. Reden gehört nicht zu diesen; er ist ein zu gesunder und zu unbefangener Finanzmann, um unser Urtheil verkehren zu wollen; er sucht die Quelle dieser Mißstände vorzugsweise da, wo sie, seit es Staatsfinanzen gibt, in der Regel gesucht werden muß, in der — frühern Finanzwirthschaft, offenbar der beste und einzige Weg, zu einer besseren zu gelangen. Der Hr. Verf. verschweigt uns nicht, daß die äußersten Gränzen des Schuldenmachens fast erreicht seyen und selbst den konservativsten Steuerzahlern eine stärkere Prüfung ihrer Gesinnungstüchtigkeit nicht wohl aufzulegen sey, ohne eine neue Umwälzung befürchten zu müssen. Auch hier, auf diesem Gebiete, kommt die Geschichte lehrend und warnend entgegen: der Ursprung vieler Revolutionen ist in der Geldbörse und in der Vermögenszerrüttung zu suchen. Auch mehrere andere mögliche Ereignisse fordern zur Besserung der bisherigen Finanzwirthschaft dringend auf, z. B. einige auf einander folgende Mißernten. Die Bekanntschaft mit den Einzelheiten des Staatshaushalts muß Gemeingut werden; die Beschäftigung damit soll in weitere Kreise dringen, aufhören, Monopol der Finanzministerien, der Finanzkommissionen (nicht immer sonderlich von der Sachlage unterrichtet!), der großen Börsenlenker und einiger Staatswirthschaftslehrer zu seyn, Eigenthum eines jeden Gebildeten werden. Dahin zu wirken, ist der Hauptzweck der Reden'schen Schrift.

So reden wir es, wenn die todten Zahlen noch nicht den Kopf verdumpft, das Herz verknöchert haben! Wenn die Beschäftigung mit den Millionen noch die Pulse frei schlagen läßt, und das scheinbar Trockene sich zur Wissenschaft vergeistigt, die dem Leben dienen soll und dem Staatsbürger zu denken gibt. So begrüßen wir auch mit freudigem Interesse das Werk des Sammlers nicht nur, sondern auch des Denkers, des redlichen Bürgers, und unterschreiben gerne die Worte des trefflichen Verfassers, daß „erst wenn die ernste Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Staats Gemeingut aller denkenden Staatsbürger geworden, wir uns der Hoffnung hingeben dürfen, in letzteren selbst eine Gewähr für die Erhaltung gesetzlicher Freiheiten und für die Entwicklung deutschen Sinnes zu finden."

Dr. Ln.

Mannichfaltigkeiten.

(Aargau.) Nach dem Schweizerboten wurde die Belastung der neuen Kettenbrücke in Aarau am Donnerstag Abends vollzogen und hat die völlige Tragfähigkeit und Festigkeit des neuen und schönen Bauwerkes erwiesen. Es wurden zu dieser Probe 3200 Centner Sand verwendet. Zur Zeit, als das größte Gewicht noch auf der Mitte der Brücke lastete, senkte sich der Bogen der Ketten um 32 Linien, als aber der Sand gleichmäßig über der ganzen Brücke vertheilt war, verkürzte sich diese Senkung auf 18 Linien. An den Kettenhäusern, ihrem Mauerwerke und Gefüge und in den Kettenkammern wurde nicht die mindeste Veränderung wahrgenommen. Die somit erprobte Brücke wird nun in diesen Tagen Hrn. Dollfuß abgenommen und dem allgemeinen Verkehr übergeben werden.

Im Augsburger Stadttheater sollte neulich der „Prophet" gegeben werden. Kurz vor der Vorstellung bekommt der Direktor den magistratischen Befehl, daß im Krönungszuge die Figuren mit den langen Rauchmänteln, die man für Geistliche halten kann, wegbleiben müssen. Dieser Befehl erging auf Anregung des Hrn. Karl von Brentano, im Namen der Augsburger Piusvereine!!!! — Karl von Brentano, der Mann, dem die Schuppen

Digitized by Google

von den Augen gefallen sind — der erste Deutsche, der das Wunder in Rimini mit eigenen Augen gesehen hat.

Sophia Katharina, oder: Die Großfürstin.

Romantisch-komische Oper in 4 Akten. Text von Charl. Birch-Pfeiffer. Musik von F. v. Flotow. Auf der Frankfurter Bühne zum ersten Male gegeben am 18. December.

(Schluß.)

Was die Musik im Ganzen betrifft, so ist Flotow's Styl bereits so bekannt und heimisch geworden, daß eine Zergliederung derselben hier überflüssig wäre. Sein hervorragendes Talent hat ihn auch hier begleitet. Wir wissen, was Flotow als Melothet und Rhythmiker leistet, daß er Meister der Form ist und es ihm an Eleganz, an natürlichem Guß und Fluß nicht leicht Jemand zuvor thut. Doch scheint Das, was ihn gerade vor Allen besonders auszeichnet, das eigentliche attische Salz und eine gewisse Pikanterie der Combination, ihm weniger zu Gebote gestanden zu haben. Möglich auch, daß sie sich bei wiederholten Darstellungen mehr ausprägen.

Die Titelrolle wurde von Mad. Behrend-Brandt in Gesang und Spiel ausgezeichnet gegeben. Wir haben bei dieser Sängerin anzuerkennen, daß sie nicht nur für den ernsten und großen Opernstyl, sondern auch für den leichten und heiteren Talent und Befähigung besitzt. Die Rolle der Großfürstin verlangt einerseits den ganzen Umfang der Stimmmittel einer Primadonna und anderseits Gewandtheit und Anmuth, Empfindung und Humor in Darstellung und Spiel. Nach beiden Seiten hin genügte Mad. Behrend-Brandt in dieser eben so schwierigen als dankbaren Rolle. In den verschiedenen ernsten und heiteren Gesangsnummern machte Mad. Behrend-Brandt die Kraft und den Umfang ihrer schönen Stimme und einen ausdrucksvollen Vortrag geltend, so wie sie nicht minder in den Ensembles und Finales erfolgreich mitwirkte. Die ganze Auffassung der Partie war der Art, daß den Intentionen des Textes und der Musik entsprochen und die in der Titelrolle gegebene Aufgabe sehr befriedigend gelöst wurde. — Die schöne Rolle der gemüthvoll und sinnig gehaltenen Helena wurde von Mad. Deunemy-Ney sehr beifällig gegeben, was ganz besonders von dem lieblichen Liede im dritten Akte gilt. — Die beiden Liebhaber der Oper, von Berkof (Caspari) und von Geldern (Chrudimsky), jener dem sentimentalen und dieser dem humoristischen Genre zugewiesen, wurden schön und ausdrucksvoll gesungen und wußten ihre Nummern anziehend hervortreten zu lassen. Die kleineren Partien des Fürsten von Anhalt-Zerbst (Hr. Leser) und des Großfürsten (Hr. Dettmer) wurden in ansprechender und geeigneter Weise gesungen und gespielt. — Auf den am Schluß erfolgten Hervorruf erschien Mad. Behrend mit den ersten Darstellern der Oper. — Die Ausstattung des neuen Tonwerks darf als eine glänzende bezeichnet werden.

Literatur.

Das Leben der Thiere. Bilder und Erzählungen von Friedrich Wilhelm Wegener. Nebst einem Vorwort von Ludwig Reichenbach, Direktor am königl. Naturalienkabinet in Dresden. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1851.

Ein vortreffliches Buch zu einer Weihnachtsgabe für Kinder der mittleren und herangereiften Jugendzeit, eingeführt in die Lesewelt und warm empfohlen durch ein praktisches Vorwort des Direktors am k. Naturalienkabinet in Dresden, L. Reichenbach. Der Verfasser, der Landschafts- und Thiermaler Wegener, gibt hier der Jugend seine Naturstudien in einem Gewande zum Besten, das, mit den trefflichsten Zeichnungen versehen, ganz geeignet ist, in Familienkreisen die belehrendste Unterhaltung zu gewähren. — Sehr bemerkenswerth sagt der Verfasser in seiner Ansprache an die Leser: „Das Gemüth und der Verstand des Kindes sollen durch Märchen und Fabeln sowohl zum Rechtsgefühl, als auch zur Erkenntniß höherer Wahrheiten herangebildet werden. Bei meinen Kindern machte ich indeß die Bemerkung, als ihr Verstand so weit zu reifen begann, um die in Fabeln und Märchen enthaltenen Sittenlehren zu begreifen, daß sie nicht mehr befriedigt, sondern mißmuthig wurden, wenn sie nach der Wahrheit der Erzählung fragten und man ihnen sagen mußte, es seyen allerdings nur Gleichnisse für menschliche Verhältnisse. Ja, sie fragten später mißtrauisch bei Erzählungen gleich vorher, ob sie auch wahre Geschichten wären. Ich erzählte ihnen daher wirkliche Begebenheiten aus der Natur, wobei ich sie mit den Grundrissen der Schöpfung, so weit ihr Verstand es zu fassen vermochte, vertraut zu machen suchte." Der Verfasser erzählt eine Reihe von verbürgten Thatsachen aus dem Leben und der geistigen Seelenthätigkeit der Thierwelt, die er durch eine große Zahl bildlicher Darstellungen nach der Natur veranschaulicht.

Korrespondenz.

Darmstadt, 19. December.

Bei ihrer gestrigen zweiten Gastdarstellung auf dem großh. Hoftheater wurde Fräul. Lucile Grahn mit Beifall überschüttet. Sie war gleich ausgezeichnet als „Peri" in dem mimischen Divertissement dieses Namens, wie auch in dem Schauspiel: „Yelva, oder die Stumme", in welchem die Titelrolle ihrem ausgezeichneten mimischen Talent überlassen blieb, welches sie aber auch in so glanzvoller Weise entfaltete, daß der Eindruck ihrer Darstellung ein allgemein ergreifender war. Niemand blieb kalt bei dieser beredten Sprache des Herzens, welche, obgleich der Worte entbehrend, dennoch die Wirkung der gefühlvollsten Rede machte. Wie wenn sie bei den eben erwähnten Darstellungen mit dem Reichthume ihres unerschöpflichen Talentes nicht freigebig genug gewesen wäre, ergötzte sie zum Schluß das Haus noch durch den spanischen Nationaltanz „Il Toreadoro", der höchst charakteristisch war und seinen Eindruck um so weniger verfehlte, als auch darin ihr Begleiter, Herr Ambrogio, sein nicht zu verkennendes Talent als Tänzer in der glücklichsten Weise entwickelte.

Frankfurt a. M.

Mittwoch, den 25. Dec. 1850. Vierte und letzte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Waldhauser, Posch und Siedentopf im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus B dur (Nro. 3) von Mozart. 2) Quartett aus Es dur von Cherubini. 3) Quartett aus C moll von Heinrich Wolff (unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Arnold.) Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 23. Dec. (Zweite Gastdarstellung der Fräul. Lucile Grahn, unter Mit-wirkung des k. sächsischen Solotänzers Hrn. Ambrogio und des Balletcorps vom Hoftheater zu Darmstadt. (Zum ersten Male): Die Peri, oder: Ein orientalischer Traum, mimisches Divertissement in 1 Akt, arrangirt von Fräul. Lucile Grahn, Musik von Burgmüller. Die Peri: Frl. Lucile Grahn. Achmet: Hr. Ambrogio. Hierauf: Yeloa, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Abth. — Yelva: Fräul. L. Grahn. Zum Schluß: Il Toreadoro, spanischer Nationaltanz, ausgeführt von Fräul. Lucile Grahn und Hrn. Ambrogio. — Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eintrittspreisen.

Dienstag, den 24. und Mittwoch, den 25. December findet kein Vorstellung statt.

Donnerstag, 26. Dec. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. von Meyerbeer.

Freitag, 27. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum ersten Male): Das Haus Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten von Dingelstedt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rodm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 306. Dienstag, den 24. December 1850.

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Eine lange, unbehagliche Pause trat nach Helenens Worten ein; Niemand sprach ein Wort, und als endlich das Schweigen zu peinlich wurde, setzte sich Clara an das Klavier und sang eine italienische Romanze. Während ihres Gesangs trat Walldorf zu mir, legte mit herablassender Freundlichkeit seine Hand auf meinen Arm und sagte, sich gegen mein Ohr beugend, leise zu mir: „Ich will Ihnen wohl, junger Mann, und bin Ihr Freund, deßhalb mache ich Sie darauf aufmerksam, daß man höheren Orts Ihren näheren Umgang mit dem Grafen Vilacky, der ein Glied der ungarischen Propaganda ist, nicht mit günstigen Augen sieht."

„Seit wann," erwiederte ich heftig, „schreibt man uns denn auch noch die Wahl unserer Freunde vor?"

Walldorf warf mir einen stechenden Blick zu und sagte achselzuckend: „Ich habe Sie gewarnt, thun Sie nun, was Ihnen beliebt." Dann wandte er sich zu Clara, die eben aufgehört hatte zu singen, sagte ihr einige Komplimente über ihre Stimme, und empfahl sich bald nachher. Auch Vilacky gab mir kurz darauf ein Zeichen zum Aufbruch, und wir entfernten uns.

Es schlug erst zehn Uhr, als wir auf die Straße traten, und ich machte deßhalb den Vorschlag, in das naheliegende Gasthaus zu gehen, wo sich die Offiziere oft Abends einfanden, um noch ein paar Stunden in munterer Gesellschaft zu verplaudern. Wir fanden schon mehrere Kameraden dort, und mischten uns in die lebhaft und fröhlich geführte Unterhaltung. Der Wein und die laute Lustigkeit erhitzten unsere Köpfe, und manches freie, kecke Wort wurde über das von uns Allen gehaßte Spitzel- und Spionirwesen und auch über die herrschende Politik gesprochen. Ich wollte eben zur Vorsicht mahnen, da mir Walldorfs Warnung noch unangenehm in den Ohren klang, als Vilacky plötzlich bleich und mit zornbebender Stimme einem Offizier, der an einem anderen Tische in unserer Nähe saß, zurief: „Herr, Sie lügen!" Der so Angeredete fuhr in die Höhe und sah ihn einen Augenblick verblüfft an, als habe er ihn nicht recht verstanden, aber dann fragte er heftig: „Wie können Sie das behaupten, Graf, ich lüge nie."

„So beweisen Sie, was Sie gesagt haben," sagte Vilacky.

„Beweisen!" wiederholte der Andere spottend; „wie kann ich ein Stadtgeschwätz beweisen?"

„Nun, dann widerrufen Sie das vorhin Gesagte, oder ich erkläre Sie für einen ehrlosen Verleumder," entgegnete Vilacky kalt.

„Für das Wort fordere ich blutige Genugthuung!" rief der Offizier wüthend.

„So blutig, als Sie sie wünschen," antwortete Vilacky ruhig und wandte sich mit der Bitte, sein Sekundant zu seyn, an mich. Ich versprach ihm, die nöthigen Schritte zu thun und Alles zu besorgen, worauf er sich entfernte. Sein Gegner, Lieutenant von Falden, hatte auch schon einen Sekundanten gewählt, mit dem ich auf der Stelle Rücksprache nahm. Wir bestimmten Zeit und Ort des Duells, und da dem Grafen, als dem Geforderten, die Wahl der Waffen zustand, bestimmte ich Pistolen, weil ich wußte, daß er ein vortrefflicher Schütze war.

Ich war so plötzlich in einen Handel verwickelt, dessen Ursache ich nicht einmal kannte und erst von Faldens Sekundanten erfuhr. Jener hatte nämlich eine im Grund ganz unbedeutende Verleumdung gegen Fräulein von Arnulf nacherzählt, worauf Vilacky die heftige Aeußerung, die den Streit begann, gethan. Sein Benehmen war Allen ein Räthsel und wurde von Manchen heftig getadelt. Ich konnte ihn nicht völlig rechtfertigen, und ging deßhalb, um nicht in das Urtheil über sein Betragen einstimmen zu müssen, weg. Mein Weg führte mich an seiner Wohnung vorüber, und da ich ihm unsere Anordnungen in Betreff des Duells noch mittheilen mußte, ging ich zu ihm hinauf. Ich sagte ihm, daß wir es auf den nächsten Morgen sechs Uhr anberaumt und als Waffen Pistolen gewählt. Er dankte mir so freundlich und ruhig, als hätte ich ihn statt zu einem Kampf auf Leben und Tod, zu einem Frühstück eingeladen. Ich berührte die Ursache des Streits und wollte ihn fragen, warum er über eine so unbedeutende Aeußerung so heftig geworden wäre; aber er unterbrach mich mit den Worten: „Morgen, morgen, mein Freund, sollen Sie Alles wissen. Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, aber heute Abend habe ich noch so Vieles zu ordnen für den Fall, daß die Hand meines Gegners sicherer ist, als die meinige, weßhalb ich sie Ihnen erst morgen geben kann."

Ich verstand den Wink und entfernte mich.

Am andern Morgen begab ich mich schon um fünf Uhr zu ihm und fand ihn bei meinem Eintritt an seinem Schreibtisch sitzen, Papiere ordnend und versiegelnd. Er sah bleich aus, wie nach einer durchwachten Nacht, und trug noch denselben Rock, wie am gestrigen Abend.

„Sie waren diese Nacht nicht im Bett!" rief ich, wirklich erschrocken; „Graf, welche Unvernunft und Tollkühnheit, die Nacht vor einem Duell nicht zu schlafen. Ihr Auge wird jetzt trüb seyn und Ihre Hand wird zittern."

„Kamerad," erwiederte er mit einem ruhigen Lächeln, „es hing Wichtigeres als mein Leben daran, daß meine Papiere geordnet waren für den Fall, daß ich bleibe. Machen Sie mir deßhalb keine Vorwürfe. Wie viel Uhr ist's? was, schon fünf? dann haben wir keine Zeit zu verlieren." Er entledigte sich bei

Digitized by Google

diesen Worten rasch seiner Uniform und zog einen Civilüberrock an.

„Sie wollen sich nicht in der Uniform schlagen?“ fragte ich.

„Ich habe kein Recht mehr, sie zu tragen. Gestern Abend erhielt ich meinen Abschied, um den ich schon lange nachgesucht hatte.“

„Ihren Abschied!“ wiederholte ich staunend.

„Scheint Ihnen das so unbegreiflich?“ sagte er; „es haben mich triftige Gründe zu diesem Schritt bestimmt. Jetzt bin ich fertig,“ fuhr er fort und steckte noch einen Brief in seine Westentasche.

„Lassen Sie uns gehen. Sind die Pistolen im Wagen?“

Ich bejahte und fünf Minuten darauf fuhren wir ab.

Es war ein kalter, feuchter Novembermorgen, der Himmel war grau schattirt, der Wind pfiff uns schneidend um die Ohren und die Straßen waren noch öde und leer. Die ganze Welt sah trüb und melancholisch aus; es war ein Wetter, das Einem recht disponirte, sich todt schießen zu lassen, oder selbst Jemand todt zu schießen.

(Fortsetzung folgt.)

Die heilige Nacht.

Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt;
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Drang
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Gesang!

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Thal und Höh'n,
Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst geseh'n,
Da die Palmen lauter rauschten
Und versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung;

Da, der Jungfrau Sohn zu dienen,
Fürsten aus dem Morgenland
In der Hirten Kreis erschienen,
Gold und Myrrhen in der Hand;
Da, mit seligem Entzücken,
Sich die Mutter niederbog,
Sinnend aus des Kindes Blicken
Niegefühlte Freude sog.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf:
O, so geh' in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf.
Schau', im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Rosenschein:
Friede soll's noch einmal werden,
Und die Liebe König seyn!

R. E. Prutz.

Der Sorgen-Berg.

Es war eine bekannte Lieblingsidee des Socrates, daß wenn alles Elend und Mißgeschick der gesammten Menschheit auf einen Haufen geworfen und dann gleichförmig vertheilt würde, sich jeder Einzelne unglücklicher fühlen würde, als zuvor. Horaz theilte dieselbe Ansicht und hat sie noch weiter ausgedehnt.

Dieser Idee der beiden Philosophen nachhängend, schlief ich eines Nachmittags in meinem alten Sorgenstuhle, am warmen Ofen sitzend, ein und träumte, Jupiter habe einen Aufruf erlassen: alle Sterblichen möchten ihre Sorgen und Unglück herbeibringen und auf einen Haufen schütten. Eine weitausgedehnte reizende Ebene war zu diesem Zwecke bestimmt. Ich stand in der Mitte derselben auf einem kleinen Hügel und beobachtete mit nicht geringem Vergnügen, wie die ganze Menschheit, einer nach dem andern, herangezogen kam und sein Bündel abwarf. Es entstand alsbald ein ungeheurer Berg, der bis über die Wolken hinauszureichen schien.

Eine gewisse Dame, von dünnem ätherischen Aussehen, zeigte sich auffallend geschäftig bei dieser Gelegenheit. Sie hielt in einer Hand ein großes Vergrößerungsglas, war in ein leichtes, flatterndes, mit allerlei Geistern und Dämonen besticktes Gewand gekleidet, welche sich in chimärischen Gestalten und abenteuerlichen Stellungen zeigten, wenn das Kleid vom Winde bewegt wurde. In ihren Blicken lag etwas Verworrenes, etwas Wildes. Ihr Name war „Einbildung“. Sie umflatterte jeden neuen Ankömmling und führte ihn auf dem bestimmten Platze ein. Mir blutete das Herz, den bereits zu einem Koloß angeschwellten Haufen immer noch durch Herbeieilende, unter schwerer Bürde Seufzende vergrößern zu sehen.

Es kamen aber auch Einige, die mich wirklich ergötzten. So bemerkte ich unter Andern Einen, der ein unter einem alten abgetragenen Mantel, der noch Spuren früheren Wohlstandes trug, wohlversteckten schweren Bündel herbeischleppte. Ich war neugierig auf den Inhalt, entdeckte aber beim Ausleeren desselben, daß er „Armuth“ enthielt. Ein Anderer eilte keuchend herzu, warf sein Bündel ab und es fand sich, daß es sein Weib enthalten. Schaaren von Verliebten kamen herangezogen mit wunderlicher Last — aus Wurfspießen und lodernden Flammen bestehend —, bepackt. Obgleich sie unter ihrer Bürde seufzten und stöhnten, als wolle ihnen das Herz springen, so konnten sie sich im entscheidenden Augenblick nicht entschließen, dieselbe auf den gemeinschaftlichen Haufen niederzulegen, sondern zogen nach einigen schwachen Versuchen kopfschüttelnd und schwer beladen, wie sie gekommen, wieder ab. Eine Menge alter Frauen legten ihre Runzeln hin und viele junge Mädchen entledigten sich ihrer gelben Haut. Rothe Nasen, aufgeworfene Lippen und angestoßene Zähne bildeten einen nicht unbeträchtlichen Theil des Haufens. Ich war in der That nicht wenig erstaunt, den bei weitem größeren Theil des Berges aus körperlichen Gebrechen bestehend, zu sehen. So fiel mir ein, eine mehr als gewöhnliche Last auf dem Rücken Tragender auf. Bei genauerer Untersuchung fand ich, daß es ein natürlicher Höcker war, mit dem er mit vielem Wohlbehagen den Haufen menschlichen Mißgeschicks anschwellte. Auch konnte ich nicht umhin, zu bemerken, daß unter dem bunten Gemisch von Krankheiten die „Eingebildeten“ die Majorität ausmachten. Ein kleines Päckchen, eine Complication aller Leiden, denen die menschliche Natur ausgesetzt ist, enthaltend, welches ich in den Händen sehr vieler Reichen und Vornehmen bemerkte, stach mir besonders in die Augen. Meine Neugierde trieb mich, zu wissen, was es eigentlich enthalte, und ich fand, daß es der „Spleen“ war. Am meisten aber befremdete mich, daß nicht ein einziges Laster, Untugend oder Thorheit auf dem Haufen lag. Ich war hierüber um so mehr erstaunt, da ich von vorn herein

Digitized by Google

fest darauf gerechnet, daß Jedermann diese Gelegenheit, seine Leidenschaften, Irrthümer und Schwächen loswerden zu können, mit Freuden begrüßt und benutzt haben würde. So kam unter Andern ein sehr lasterhafter und verdorbener Mensch, warf aber statt seiner Schuld, sein Gedächtniß ab. Ihm folgte ein anderer Taugenichts, der sich noch seines letzten Bischen Schamgefühls, statt seiner vielen Fehler entledigte.

Als nun die ganze Gesellschaft ihre Bürden in dieser Weise abgelegt, näherte sich mir das oben genannte Phantom, als sie bemerkte, daß ich nur müßiger Zuschauer gewesen. Ich fühlte mich gar nicht behaglich in ihrer Nähe, als sie mir aber auf einmal das Vergrößerungsglas vor die Augen hielt, wurde mir noch viel unheimlicher zu Muthe, indem mich die auffallende Kürze meines Gesichtes wahrhaft bestürzte. Am allermeisten aber frappirten mich die breiten, groben Züge desselben, was mich so außer Fassung brachte, daß ich mein Gesicht, gleich einer Maske, von mir warf. Glücklicher Weise stand Einer neben mir, der kurz zuvor auch sein Gesicht abgerissen, weil es ihm zu lang vorgekommen. Es dehnte sich auch in der That zu einer so abscheulichen Länge aus, daß das Kinn allein vollkommen so lang als mein ganzes Gesicht war. Wir hatten nun Beide die schönste Gelegenheit, uns zu verbessern.

Nachdem nun alle Beiträge gebracht, wurde Jedem erlaubt, sein Mißgeschick mit dem eines Andern zu vertaxschen. Es war eine Lust, das ganze Menschengeschlecht, aller seiner Sorgen befreit, dastehen zu sehen. Es dauerte nicht lange, so fing man, noch um den Berg herumstehend und die verschiedenen Materialien, woraus er zusammengesetzt, betrachtend, an, sich zu wundern, wie die Besitzer der respektiven Beiträge dazu kommen konnten, dieselben als Lasten und Mißgeschicke zu erachten. Noch in Betrachtungen über diese Confusion von Unglück, dieses Chaos von Calamitäten vertieft dastehend, erging plötzlich eine zweite Proklamation von Jupiter, erklärend: daß es nun einem Jeden gestattet sey, sein Leiden gegen ein anderes umzutauschen.

Hierauf setzte sich das Phantom wieder in Bewegung, und mit unglaublicher Gewandtheit den ganzen Haufen vertheilend, empfahl sie Jedem ein Bündel. Die Eile und Verwirrung bei dieser Gelegenheit war unbeschreiblich. Wir wollen versuchen, dem Publikum einige Scenen vorzuführen.

Ein ehrwürdiger Greis, der Kolik auf den Haufen geworfen, schnappte, einen Erben für seine unermeßlichen Reichthümer wünschend, nach einem ungerathenen Sohn, der von seinem Vater, als dessen einzige Plage, dahin gebracht worden war. Der verdorbene und verstoßene Jüngling gerieth aber schon in der ersten halben Stunde mit dem alten Manne in heftigen Streit, riß ihn am grauen Barte herum und zerschlug sein ehrwürdiges Haupt dergestalt, daß der Alte, als er dem rechten Vater, der ihm, unter den schrecklichsten Krämpfen im Unterleib stöhnend, begegnete, ersuchte, ihm seine Kolik wieder gegen den ungerathenen Sohn zurückzugeben. Sie waren aber, zu ihrem beiderseitigen Leidwesen, nicht im Stande, den Handel rückgängig zu machen.

Ein armer Galeerensklave hatte seine Ketten abgeworfen und sich das Podagra dafür genommen, schnitt aber alsbald so erbärmliche und verzweifelte Gesichter, daß man leicht sehen konnte, daß er durchaus nicht mit dem Tausch zufrieden war.

Interessant waren die verschiedenen Tauschgeschäfte, als: Krankheit gegen Armuth, Hunger gegen schlechten Appetit, Sorgen gegen körperliche Leiden und vice versa.

Die schöne Welt wetteiferte im Austauschen der Gesichtszüge. Die Eine droguirte eine Locke graues Haar gegen einen Carbunkel, die Andere eine kurze Taille gegen ein Paar hohe Schultern, wieder eine Andere feilschte um ein süßliches Gesicht gegen verlorene Reputation ꝛc. ꝛc. Es gab aber Niemanden, der nicht, sobald er sich in Besitz seines neuen Flecks gesetzt, denselben bei weitem unerträglicher fand, als seinen eben abgelegten. Dieselbe Bemerkung drängte sich mir bei dem Tauschhandel wirklicher Calamitäten auf. Ob nun die Uebel, welche uns zu Theil gefallen, uns in einem bestimmten Verhältniß zu unserer physischen und moralischen Stärke zugemessen, oder ob einem Jeden sein Theil durch die Macht der Gewohnheit erträglicher geworden, wollen wir hier nicht erörtern, sondern es den Meditationen der geehrten Leser anheimstellen.

Ich konnte nicht umhin, den armen Bucklichten, dessen oben erwähnt worden, der nun als ein recht schön Gewachsener, aber als ein mit einem furchtbaren Blasenstein Behafteter umherging, von Grund meines Herzens zu bedauern. Eben so fühlte ich für den früheren eleganten, schönen Herrn, mit dem er den Handel abgeschlossen, als derselbe vor einer großen Damengesellschaft, die ihn früher bewundert, mit seinen ihm über den Kopf hervorragenden Schultern vorbeiwackeln sah.

Ich darf aber auch nicht vergessen, meines eigenen, sonderbaren Abenteuers zu erwähnen. Mein Freund, mit dem früheren langen Gesichte, schnitt, sobald er sich in den Besitz meines kurzen gesetzt, eine so grotesque Figur, daß die ganze Gesellschaft sich des Lachens nicht erwehren konnte. Ich selbst aber verzog bei dieser Gelegenheit mein eignes so sehr, daß auch mir der allgemeine Spott zu Theil wurde, und wir konnten uns beide nicht leugnen, daß wir mit unserem Handel im höchsten Grade unzufrieden waren. Ich z. B. im Begriff, mir die Haare von der Stirne zu streifen, verfehlte den Theil des Gesichtes und stieß mit den Fingerspitzen in sehr empfindlicher Weise gegen meine Oberlippe. Außerdem begegnete es mir noch mehrmals, daß ich mit meiner Nase, die einen nicht unbeträchtlichen Vorsprung bildete, indem ich andere Gesichtstheile berühren wollte, in sehr unangenehme Collisionen gerieth. Ich bemerkte zwei andere Herren neben mir, die sich ebenfalls in sehr mißlicher Lage befanden. Sie hatten nämlich einen thörichten Handel zwischen ein Paar kurzen Säbelbeinen und ein Paar dürren, langen und wadenlosen Beinen abgeschlossen. Der Eine sah aus, als ob er auf Stelzen ginge und war so hoch über seine gewöhnliche Höhe erhaben, daß er, am Schwindel leidend, gleich einem Betrunkenen umhertaumelte, während der Andere so possierliche Zirkel beschrieb, daß er kaum wußte, wie auf seinen neuen Unterthanen vorwärts zu kommen.

Die gesammte Gesellschaft wurde nun je nach dem Geschlecht in zwei Parteien getheilt und wandelte dann, unter dem Druck ihrer verschiedenen Lasten sich zum Erbarmen geberdend, auf und ab. Die ganze Ebene war mit Seufzen, Murren und Wehklagen erfüllt. Jupiter, von Mitleid ergriffen, erbarmte sich der Armen und befahl zum zweiten Male, die Lasten abzulegen, mit dem Bemerken: daß es Jedem frei stehe, sich wieder in den Besitz seines früheren Eigenthums zu setzen. Unter lautem Jubel entluden sich Alle ihrer Bürde, nachdem das Phantom, das sie so verblendet hatte, entfernt worden war. Statt ihrer war eine Göttin ganz anderer Art erschienen. Ihre Bewegungen waren gesetzt und der Ausdruck ihres Gesichtes ernst, aber freundlich und liebevoll. Ihr Name war — Geduld. Sobald sie sich neben den Berg der Sorgen gestellt, schwand derselbe in den Augen Aller so sehr, daß er kaum noch den dritten Theil so groß und so hoch erschien. Dann gab sie Jedem sein ursprüngliches Bündel wieder zurück, und nachdem sie ihn gelehrt, wie dasselbe am bequemsten zu tragen, zog er vergnügt und Gott dankend, daß er nicht wieder seiner eignen Wahl war überlassen worden, von dannen.

Außer der verschiedenen Moral, welche aus dieser Vision zu ziehen ist, mögen wir lernen, „nie über unsere Geschicke zu murren, noch das Glück eines Anderen zu beneiden, indem es unmöglich ist, ein gerechtes Urtheil über die Leiden unserer Nebenmenschen zu fällen". Wir wollen uns dagegen beeifern, niemals die Klagen Anderer leicht an uns vorübergehen zu lassen, sondern

Digitized by Google

ihre Sorgen mit Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleidens zu betrachten. A. F—g—r.

Mannichfaltigkeiten.

Als in Mainz von der Abschaffung der Civil-Ehe die Rede war, sprach ein Oesterreicher zu seiner Geliebten: „Schau, Kätherl, jetzt werd' i di bold heirathen, die Civil-Ehe wird jetzt aufg'hoben, und dann darf Niemand mehr heirathen, wie's Militär."

Den Schülern einer Pensionsanstalt in St. Maude, dicht bei Paris, war von dem Pensionsvorsteher das Lesen der Journale verboten worden. Dirse, meist junge Leute von 16 bis 18 Jahren, war darüber erbittert, und kürzlich kam es in Folge der Confiscation mehrerer Journale so weit, daß sie sich, 70 an der Zahl, in ihrem Schlafsaale verbarrikadirten. Der Pensionsvorsteher ließ Gensdarmen holen, die aber nichts ausrichteten. Zuletzt kam eine Abtheilung Infanterie von Vincennes, welche die barrikadirten Fenster und Thüren mit Sturm nahm. Neunzehn Schüler sind verhaftet.

In der Rue Neuve St. Nicolas, in der Nähe des Chateau d'Eau in Paris, wird binnen Kurzem ein Konzertsaal eröffnet, der 3000 Zuhörer fassen kann. Er ist dazu bestimmt, die Arbeiterbevölkerung mit den Meisterwerken französischer, deutscher und italienischer Musik bekannt zu machen. Die Eintrittspreise sind deßwegen außerordentlich mäßig gestellt. Die Gesellschaft „die musikalische Union", deren Präsident der Componist der „Wüste" und des „Columbus", Felicien David, ist, wird diesen Saal Ende December eröffnen.

(Pfalz.) Die Gesammteinnahme der Schauspielerin Rachel auf ihrer Kunstreise in Deutschland soll sich auf die enorme Summe von 260,000 Franken rein (netto) belaufen. Wie viel ist dagegen bei Sammlungen für patriotische Zwecke, z. B. für die verfassungstreuen kurhessischen Offiziere, zusammengebracht worden? Wahrlich wenig genug! Es wird kein gebildeter Mensch die Kunst gering achten, noch verlangen, daß deren ausgezeichnetsten Jünger auch einen gebührenden äußern Lohn nicht finden sollten. Alles aber hat seine Gränzen, und das Mißverhältniß, auf welches wir hindeuteten, läßt keinen Zweifel, in welchem Maße die Genußsucht und die Ostentation in den „höheren Ständen" über den Patriotismus vorwalten.

(Wahrt Eure Taschen.) Englische Blätter brachten neulich unter der Ueberschrift: „Wahrt Eure Taschen!" folgende Notiz: „Mehr als 200 Advokaten sind vorige Woche von dem Master of the Rolls vereidigt worden." Wäre dieß in Deutschland möglich, ohne den Redaktionen einen Prozeß wegen Verunglimpfung eines Standes auf den Hals zu ziehen?

Korrespondenz.

Köln, 20. December.

In Düsseldorf sollen die Jünger der Kunst schon seit mehreren Wochen feiern, weil für das laufende Jahr keine von den Geldern mehr vorräthig seyen, die von der Regierung alljährlich der Akademie zur Verwendung für Studienköpfe, Gewandstudien und für das Actzeichnen ausgeworfen werden. Den Grund zu dieser Hemmung sucht man der Regierung zur Last zu legen, weil diese in den letzten Jahren nicht mehr die anfängliche Summe auszahlt; man thut ihr aber Unrecht, wenn es wahr ist, daß der Inspektor der Akademie nicht selten bedeutende Geldsendungen, die erübrigt wurden, zurückgehen ließ, wodurch die Regierung natürlich zu dem Schluß berechtigt gewesen wäre, die Summe zu beschneiden. Unsere Malerschule in Köln, die nun zwei Jahre bestehen mag, hebt sich mit jedem Monate mehr, was sehr natürlich ist, da Künstler wie Kleinenbroich und Mohr es nicht verschmähen, Theil zu nehmen.

Stuttgart, 22. December.

Dingelstedt's „Haus des Barneveldt", das am 15. d. in München unter großem Beifall auf dem k. Hoftheater aufgeführt wurde, wird hier auf den besondern Wunsch des Dichters erst nach Neujahr zur Aufführung gelangen. — Der Baritonist Sontheim ist nun doch für die hiesige Oper gewonnen worden, zunächst für zwei Jahre. Er soll bereits in dem eben vorbereiteten Prophelen von Meyerbeer mitwirken, nachdem er einige schon früher eingegangene Gastspiele beendigt haben wird.

Burghaun, in Kurhessen, 18. Dec.

Am 16. d. M. stürzte vor der Haunbrücke dahier ein Wagen, mit Menschen besetzt, im Wasser um, wobei drei Personen ertranken und nur zwei gerettet wurden. Eine Frau, Wittwe und Mutter von drei kleinen Kindern, hat ihre Rettung einem dahier einquartierten k. bayer. Kanonier, Namens Rosa, zu verdanken. Nachdem dieselbe einige Hundert Schritte weit vom Strome fortgerissen war, fing sie sich an einem schwachen Erlenreis, hielt sich daran fest, blieb jedoch bis an das Kinn im Wasser stecken, wobei eine Welle um die andere ihr über den Kopf schlug. Mehrere Menschen zu Pferd und zu Fuß versuchten es, die Unglückliche zu retten, konnten aber bei dem allzu großen Wasser, welches die Wiesen unterhalb der Brücke überschwemmt hatte, nicht so nahe zu ihr gelangen, um ihr eine Stange oder einen Strick zuwerfen zu können. Nachdem es Niemand mehr versuchte, diese Frau zu retten, und alle Umstehenden wehklagten und erklärten, sie sey verloren, es könne Niemand helfen, zog der oben genannte Soldat Rosa seine Uniform aus, legte Halsbinde und Mütze ab und wadete im Wasser vorwärts auf die Unglückliche zu, welche nicht im Stande war, sich länger zu halten und jeden Augenblick unterzugehen drohte. In diesem Augenblick und noch zur rechten Zeit kam genannter Soldat so nahe hinzu, daß er die mittelst eines Strickes an eine Stange befestigte Schlinge der Frau um den Hals warf, muthig zugriff und so dieselbe durch die starke Strömung an sich zog und glücklich herausbrachte. Genannter Kanonier Rosa übte diese schöne edle That und Menschenpflicht mit Gefahr seines eigenen Lebens tapfer und muthvoll aus.

Berichtigung.

In dem gestern mitgetheilten Programm über die Quartettunterhaltung der Herren Wolff ꝛc. muß es unter 3) heißen Quintett statt Quartett aus C moll von Heinrich Wolff.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 24. und Mittwoch, den 25. December findet keine Vorstellung statt.

Donnerstag, 26. Dec. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. von Meyerbeer.

Freitag, 27. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum ersten Male): Das Haus Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten von Dingelstedt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 307. Donnerstag, den 26. December 1850.

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

So lange wir in der Stadt waren, saß der Graf schweigend neben mir, aber sobald wir die letzten Häuser im Rücken hatten, begann er:

„Ich versprach gestern, Ihnen eine Erklärung meines Benehmens zu geben und bin jetzt dazu bereit, aber ich muß weit ausholen, wird das Ihre Geduld nicht ermüden?"

Ich verneinte, und er fuhr fort:

„Sie wissen, daß ich vor ungefähr anderthalb Jahren, als Gräfin Clara Ellerberg zuerst in die sogenannte große Welt eingeführt wurde, einer der eifrigsten ihrer Verehrer war. Ohne das Mädchen gerade zu lieben, gefiel sie mir doch recht gut, und da ich die Absicht hatte, mich zu verheirathen, so faßte ich den Entschluß, mich um ihre Hand zu bewerben. Unsere beiderseitigen Güter in Ungarn gränzen aneinander und liegen oft an manchen Orten so ineinander, daß beständig langwierige Prozesse wegen Gränzstreitigkeiten entstehen, denen ich durch diese Verbindung ein Ende zu machen hoffte. Ihre Aeltern und sie selbst nahmen meine Annäherung in einer Weise auf, die sehr aufmunternd für mich war. Ich gehörte damals und gehöre heute noch der liberalen Partei in meinem Vaterlande an. Bathianyi kenne ich persönlich, und Kossuth ist mein Freund.

„Clara's Vater hingegen steht entschieden auf der Seite der Regierung, und an dem Abend, wo ich mich erklären wollte, ließ er Winke fallen, daß ich nur dann sein Schwiegersohn werden könnte, wenn ich mich zugleich seiner Partei zuwendete. Die Hand seiner Tochter war der Preis, um welchen ich meinem Vaterland, meinen Freunden und Grundsätzen untreu werden sollte. Die Wahl ward mir nicht schwer, ich trat zurück, und die Folge davon war die schnelle Abreise der Familie Ellerberg auf ihre Güter.

„Dringende Geschäfte riefen mich kurze Zeit nachher auf die meinigen. Ich konnte, ihnen so nahe wohnend, es nicht versäumen, sie zu besuchen. Ich wurde sehr freundlich empfangen und zum Wiederkommen eingeladen; man schien den alten Plan wieder aufzunehmen. Ich benutzte ihre Einladung und ging oft hin; Helene von Arnulf, die ich dort gesehen hatte, war der Magnet, der mich anzog. Sie kennen das Mädchen; Sie sahen, wie lieblich und anmuthig sie ist, aber Sie wissen nicht, welch' ein reicher Schatz von Verstand, von tiefen Kenntnissen in ihr liegt, wie warm und begeistert ihr Herz für alles Große und Edle schlägt. Ich liebte sie bald mit der heißesten Leidenschaft.

„Die magyarische Sprache gefiel ihr so gut, daß sie sie zu erlernen wünschte, und sie nahm meinen Vorschlag, ihr Unterricht zu geben, freundlich an. In diesen Lehrstunden suchte ich ihre Sympathie für mein schönes Vaterland, dessen Freiheit und Unabhängigkeit zu erwecken. Es war mir ein Bedürfniß, daß ihr Das, was mein ganzes Leben und Wirken erfüllte, nicht etwas Fremdes, Gleichgültiges bleiben sollte. Sie war eine gelehrige Schülerin, und in kurzer Zeit hatte sie mit seiner Sprache auch die Liebe zu Ungarn eingesogen. Sie theilte meinen Schmerz über den Verfall und die Unterdrückung meines Vaterlandes, und hoffte eben so glühend, wie ich, daß es einst frei und unabhängig werden möge.

„Ich benutzte die Gelegenheit, die die Unterrichtsstunden — wo wir oft allein waren — mir boten, um ihr zu sagen, wie theuer sie mir war, und sie willigte freudig ein, mein Weib zu werden. Aber als ich bei ihrem Onkel und Vormund, dem Grafen Ellerberg, um sie warb, knüpfte er sein Jawort an dieselbe Bedingung, wie früher an die Hand seiner Tochter: ich sollte mich von meiner Partei lossagen. Das konnte und wollte ich nicht, aber eben so wenig wollte ich auf den Besitz der Geliebten verzichten. Ein Ausweg blieb mir noch; sobald meine Braut volljährig war, bedurfte sie der Erlaubniß ihres Onkels zu ihrer Verheirathung nicht mehr. Ich sagte Helenen, an welche Bedingung dieser sein Jawort geknüpft und fragte sie dann, ob ihre Liebe stark genug sey, um auch gegen seinen Willen die Meinige zu werden. Sie schwankte keinen Augenblick, zwischen mir und ihm hatte sie gleich zu meinen Gunsten entschieden.

„Heute ist der Tag, wo sie majorenn wird, und wenn ich lebe, wird sie noch heute meine Gattin. Wenn ich sterbe — fuhr er mit bewegter Stimme fort — geben Sie ihr diesen Brief, und sagen Sie ihr, daß meine Liebe noch über das Grab hinausreicht."

„Welch' einen traurigen Auftrag geben Sie mir da, Graf," sagte ich, „hoffentlich werde ich ihn nicht auszurichten haben. Aber wie konnten Sie nur gestern, wegen eines unbedeutenden Wortes, Ihr Leben so leichtsinnig auf das Spiel setzen, während heute . . . ."

„Hören Sie mich an," unterbrach mich Vilacky, „ehe Sie urtheilen. Sie haben recht, das Wort war unbedeutend, aber haben Sie nie gehört, wie riesengroß die kleinste Verleumdung werden kann? Und ich hätte ungerügt den guten Namen Derjenigen schmähen hören sollen, die so bald den meinigen führen wird? Es wäre ehrlos gewesen, wenn ich anders gehandelt hätte."

„Sie nehmen die Sache zu streng; und haben Sie denn nicht an ihren Schmerz gedacht, wenn . . . ."

„Sie ist ein starkes Mädchen," erwiederte Vilacky, „sie sieht mich lieber todt, als ehrlos."

Jetzt hielt der Wagen, wir waren zur Stelle. Der Lieutenant

Digitized by Google

von Falden mit seinem Sekundanten und dem Arzte erwarteten uns schon. Die Schritte wurden abgezählt, die Pistolen besichtigt und geladen; die beiden Gegner stellten sich an die bezeichneten Plätze, und wir gaben das Zeichen. Vilacky hatte den ersten Schuß und ruhig zielte er mit kaltem Blick und sicherer Hand. Er drückte ab — und Falden stürzte blutend zusammen. Seine Wunde war zum Glück nicht lebensgefährlich, und ihn der Pflege des Arztes überlassend, fuhren wir in die Stadt zurück.

An dem Ellerberg'schen Hause stieg Vilacky aus; er drückte mir nochmals dankend die Hand, indem er sagte: „Ich habe jetzt einen härteren Kampf auszufechten, als der war, den ich eben bestanden. Es gilt, dem alten Ellerberg seine Nichte abzutrotzen. Er kann mir zwar eigentlich ihre Hand nicht mehr verweigern, denn heute ist sie majorenn geworden, aber es wird doch noch einen heißen Streit geben, bis ich sie erlange."

„So wünsche ich Ihnen alles Glück, um den alten Trotzkopf zu beugen," erwiederte ich, aber er war schon in der Thüre verschwunden.

Ich besuchte noch einige Kameraden, denen ich den glücklichen Ausgang des Duells mittheilen wollte, und als ich um Mittag nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische eine Depesche des Kriegsministeriums. Sie enthielt in kurzen, scharfen Worten den Befehl: innerhalb drei mal vierundzwanzig Stunden bei einem, an der Militärgränze stationirten Regimente einzutreffen, in das ich urplötzlich versetzt worden war. Diese unerwartete Versetzung glich auf das Haar einer Strafe, und der barsche Ton, in dem der Befehl gehalten war, ließ keinen Zweifel, daß man höheren Orts sehr unzufrieden mit mir war. Ich zerbrach mir lange vergeblich den Kopf, wodurch ich mir die Ungnade meiner Vorgesetzten zugezogen haben könnte, bis mir endlich die Warnung Walldorfs in Hinsicht meines Umgangs mit Vilacky, und die unzufriedenen Aeußerungen, die ich denselben Abend in dem Gasthaus über das Spionirwesen gethan hatte, wieder einfiel. Ich war unzweifelhaft als ein Liberaler verdächtigt worden; wenn mir diese Versetzung aus der angenehmsten Garnison in die allerfatalste des ganzen Kaiserreichs nicht so außerordentlich ärgerlich gewesen wäre, so hätte ich beinahe darüber lachen können, daß ich, der fast nie eine Zeitung las, sich nie um Politik bekümmerte, nie in dieser Beziehung ein Urtheil ausgesprochen hatte, nun wegen Liberalismus verbannt wurde.

Die Zeit war mir indessen so karg zugemessen, daß mir zum Ueberlegen kein Augenblick mehr blieb, wenn ich nur das Wichtigste vor meiner Abreise noch besorgen wollte. Es drängte mich aber, Vilacky noch einmal zu sehen und zu erfahren, ob er den Widerspruch Ellerbergs besiegt und die Hand Helenens errungen hatte; auch war es mir in meinem Aerger ein angenehmes Gefühl, diesem ungerechten Verbannungsbefehl zum Trotz, ihm einen neuen Beweis meiner Freundschaft zu geben, und so suchte ich ihn in seinem Hause auf. Ich fand ihn nicht dort, aber sein Diener gab mir einen Brief, den er für mich zurückgelassen hatte. Er lautete folgendermaßen:

„Im Augenblick, wo ich Wien auf immer verlasse, will ich Ihnen, mein Freund, noch ein herzliches Lebewohl zurufen und Ihnen meinen Dank für den Dienst sagen, den Sie geleistet haben, indem Sie mich bei dem heutigen Duell sekundirten. Leider vernehme ich soeben, daß Ihre Freundschaft für mich Ihnen theuer zu stehen kommt, denn Ihre Versetzung hat keinen anderen Grund, als daß Sie durch den Umgang mit mir in den Verdacht, ein Liberaler zu seyn, gerathen sind. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht früher auf diese Gefahr aufmerksam gemacht habe, aber erstens hielt ich meine Gesinnungen und Verbindungen nicht für so bekannt, und zweitens war ich zu egoistisch, um so freiwillig auf den Genuß Ihres Umgangs zu verzichten. Verzeihen Sie mir deßhalb und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.

„Ich hatte, wie ich Ihnen voraussagte, einen heftigen Streit mit dem Onkel meiner Braut zu bestehen, und Helenens Festigkeit und Ruhe verdanke ich es allein, daß er am Ende seine Einwilligung gab. Aber er stellte dabei die Bedingung, daß von dem Augenblick an, wo sie meinen Namen führt, jede Verbindung zwischen ihr und seiner Familie aufhören muß. Dieses thut mir um Helenens willen leid, die nun so plötzlich mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen muß. Sie hat mich indessen versichert, daß ich ihr Freunde, Verwandte und Vaterland vollkommen ersetzen würde, und ich werde Alles aufbieten, damit sie das Opfer, was sie mir bringt, nie bereut.

„In einer halben Stunde werden wir im Ellerberg'schen Hause getraut; der alte Graf hat dieses auf Bitten Clara's, die sich sehr schön gegen uns benommen hat, gestattet. Nach der Trauung gehen wir sogleich nach Ungarn auf meine Güter.

„Wenn Sie, mein Freund, vielleicht einmal den österreichischen Dienst verlassen, und wieder ein freier Mann sind, werden Sie mir und meiner Frau herzlich willkommen in unserem Hause seyn. So lange Sie aber kaiserlich-königlicher Offizier sind, ist ein Besuch bei uns unmöglich, denn unsere Wege gehen dann so weit auseinander, daß wir uns kaum jemals wiedersehen können.

„Leben Sie wohl und gedenken Sie bisweilen

Ihres glücklichen

Vilacky."

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzer Briefe.

VII.

Man hat die Behauptung aufgestellt, die Bewegung in der Pfalz habe gar nicht der Reichsverfassung gegolten, sey vielmehr auf Einführung der Republik gerichtet gewesen. Wäre diese Behauptung wahr und erwiesen, so würde die Lage der Angeklagten nach unserer Ansicht eine verschlimmerte seyn. Diese Behauptung ist aber ungegründet. Sie wird, unseres Wissens, auf zwei Annahmen gestützt, deren Prüfung wir dem Leser empfehlen müssen. Einmal sollen an der Bewegung eine Menge Personen sich betheiligt haben, welche offenkundig einer republikanischen Staatsverfassung zugethan waren, und dann sollen von Behörden und einzelnen Theilnehmern an der Bewegung mit Frankreich Verbindungen theils versucht, theils angeknüpft gewesen seyn, um von dorther Unterstützung zu erlangen. Wenn man diese Annahmen als richtig zugeben muß, so muß man doch entschieden die daraus abgeleitete Schlußfolgerung als falsch bekämpfen. Die politische Ansicht des Einzelnen kann und darf nicht in Betracht kommen, wenn man den Charakter des Ganzen zu beurtheilen hat. Ist es auch zweifellos, daß der Republikaner lieber für die Republik als für ein chimärisches Kaiserreich eintreten wird, so ist doch auch nicht minder zweiffellos, daß man Republikaner seyn und für eine nichtrepublikanische Reichsverfassung kämpfen kann. Wer an dieser Behauptung zweifeln sollte, dem rufen wir ins Gedächtniß zurück, was sich in Frankfurt nach der Uebereinstimmung der Linken in der Oberhauptsfrage ereignete. Fast alle Mitglieder erklärten in feierlicher Abstimmung öffentlich, an der verkündeten Reichsverfassung unverbrüchlich festhalten zu wollen und gerade Mitglieder der Linken waren es, welche am meisten für die nichtrepublikanische Verfassung einsetzten. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf die Resignationsfähigkeit der Linken noch besonders hinweisen, damit jene Schlußfolgerung auch allen Schein des Rechts verliere. Wir glauben uns hierzu um so mehr verpflichtet, als der demokrati-

Digitized by Google

schen Partei, um die eigene gränzenlose Nachgiebigkeit zu beschönigen, häufig der gedankenlos nachgeklapperte ungerechte Vorwurf gemacht wird, daß sie entweder Alles oder gar Nichts wolle, statt das mögliche Gute abschläglich zu acceptiren, während sie in Wirklichkeit jede haltbare Position acceptirt, natürlich um von dieser aus aufs neue für die Realisirung ihrer Idee zu kämpfen. Der Antrag der Linken auf eine republikanische Spitze war verworfen worden; wäre jener Vorwurf begründet, so hätte die Linke nach Abwerfung ihres Antrags gegen alle anderen Spitzen stimmen müssen. Was that aber die republikanische Linke in Wirklichkeit? Wir lassen den öffentlichen Bericht der Linken selbst sprechen: „Das deutsche Volk hatte durch seine vorjährige Märzerhebung zwar seine eigene Souverainität proklamirt, aber daneben auch seine Fürsten in den einzelnen Staaten fortbestehen lassen. Die Gesammtverfassung für Deutschland mußte deßhalb, nachdem sich gezeigt hatte, daß das Parlament die Revolution nicht zu ihrem Ziele führen konnte, wenigstens den gegebenen Thatsachen Rechnung tragen, sie mußte sowohl das Volk als auch die Fürsten als existirende Mächte anerkennen und dem Volke durch das Parlament, den Fürsten durch die Reichsregierung eine gesonderte Stellung verleihen. Daraus folgte, daß nicht Einer aus den Fürsten allein, sondern, daß sie alle zusammen die Reichsregierung zu bilden hatten, und der einzige, der thatsächlich gegebenen Existenz der deutschen Einzelregierungen entsprechende Vorschlag war deßhalb das von ihnen allen zusammen beschickte Direktorium — —. — — Die Linke, welche stets die Prinzipien der Freiheit mit ihren Consequenzen aufgestellt, und so auch bei der Oberhauptsfrage zunächst eine republikanische Regierungsform gefordert hatte, war — entschlossen, auf das „Direktorium" mit dem Reichsstatthalter einzugehen. Dasselbe kam jedoch gar nicht zur Abstimmung, indem die Frage über das erbliche Kaiserthum voranging und schon dieses — leider durch Heinrich Simon aus Breslau und seine Freunde — die Majorität erhielt." — Wir hoffen, daß dieser Bericht klar darthut, wie man Republikaner seyn und doch, nach Lage der Dinge, für eine andere Staatsform stimmen kann, und daß die Republikaner, welche sich an der Bewegung in der Pfalz betheiligten, eben so wenig nothwendig die Einführung der Republik beabsichtigen mußten. — Bei derselben Gelegenheit wollen wir auch kurz darauf aufmerksam machen, was von dem Ausdruck „Stimmenhandel" zu halten ist, den nicht etwa bloße Zeitungskorrespondenten, sondern öffentliche Beamte in der Pfalz in öffentlichen amtlichen Berichten gebrauchen, um hierdurch gegen die Begeisterung für die als Gesetz verkündete Reichsverfassung einzunehmen. Ein solcher „Stimmenhandel" existirte nie und nirgends. Es stellte sich in der Versammlung zu Frankfurt in großen Hauptfragen keine Majorität für eine der vielen Unterabtheilungen der Fragen heraus. Wenn in einem solchen Falle überhaupt etwas zu Stande gebracht werden soll, müssen Einzelne von ihrer ursprünglichen Abstimmung abgehen und einer andern Minorität sich zugesellen, damit irgend ein Beschluß zu Stand komme. Das allgemeine Stimmrecht oder das suspensive Veto war aber keinesfalls der Preis, den Heinrich Simon und seine Genossen für ihre Stimmen „verhandelten", ein Ausdruck, der in keinem Falle zu rechtfertigen ist; denn nur eine Versicherung für die Aufrechthaltung der beschlossenen Verfassung mit ihren Bestandtheilen hielt H. Simon für nothwendig, da nach seiner Ueberzeugung das Kaiserthum nur unter diesen Bedingungen von Heil seyn konnte. Dabei hat aber noch gar Niemand das Recht, in die Gewissen der einzelnen Abgeordneten zu greifen und zu behaupten, sie hätten gegen ihre Ueberzeugung „für" oder „gegen" gestimmt, wenn auch der Eine und der Andere bei der ersten Abstimmung anders votirt hat, als bei der gerade deßhalb angeordneten zweiten Abstimmung. Die Gründe, die ihn hiebei bestimmten, hat der Abgeordnete einzig und allein mit seinem Gewissen abzumachen. § Daß er gegen seine Ueberzeugung gestimmt habe, ist Niemand berechtigt, zu behaupten. Am allerwenigsten aber sollten hochgestellte Beamte, in demselben Augenblicke, in dem sie den Beamten eine Stellung über den Parteien vindiziren, sich dazu hinreißen lassen, eine derartige Polemik hervorzurufen. — Wir bitten den Leser um Entschuldigung für diese übrigens nicht außer Verbindung mit unserem Thema stehende Abschweifung, und kehren zur raschen Prüfung der zweiten Annahme, bezüglich der Verbindung mit Frankreich, zurück. Diese versuchte oder wirklich angeknüpfte Verbindung kann man als höchst unklug, ja selbst als gefährlich tadeln, aber zur Annahme der dadurch geänderten Tendenz der Bewegung berechtigt sie deßhalb noch nicht. Im äußersten Falle mußten jene Einzelnen, welche jene Verbindung versuchten oder ausführten, für ihre Handlungsweise einstehen, das Urtheil über die Bewegung überhaupt kann aber dadurch keine Aenderung erleiden. Wir meinen, so etwas könnte auch der entschiedenste Gegner der Bewegung nicht in Abrede stellen, und kommen daher auf unsere einfache und klare Aufstellung zurück, daß weder Landesvertheidigungs-Ausschuß, noch provisorische Regierung, weder Agenten noch Unteragenten eines Verbrechens bezüchtigt werden können, so lange sie den Zweck der Bewegung: die Durchführung der Reichsverfassung, im Auge hatten.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

So stumpf und verblendet ist die Welt selbst noch mitten in der Bewunderung der Größe und Hingebung, daß sie selten ihre todten Heiligen verehrt, ohne gleichzeitig irgend einen lebenden zu martern.

— Der Werth der Arbeit liegt nicht in dem Vortheile, den sie dem Einzelnen bringt, sondern zunächst in ihrer Unentbehrlichkeit und dem Nutzen, den sie für die Gesammtheit hat.

— Der Geist ist der bildende Geschäftsführer in allen Werkstätten und Anstalten der Menschen und darum seine Thätigkeit jeder andern an Werth gleichzustellen.

— Künste und Wissenschaften sind geweihte Tempel zu unserer höhern geistigen und moralischen Veredlung. In ihnen ahnen und schauen wir das hohe Ideal unserer Bestimmung und lernen wir den ganzen Umfang und die Größe unserer Lebensaufgabe kennen. Jeder wirklicher Künstler und Mann der Wissenschaft ist ein Priester der Menschheit.

— Aus dem Munde der meisten Menschen hört man zuweilen die bedeutungsvollen Worte: „Wir leben nicht um zu essen und zu trinken, sondern essen und trinken um zu leben." Aber ich wäre sehr begierig, zu wissen, worin denn die große Mehrzahl den Zweck ihrer Bestimmung fände, wenn sie aufhörte, den Magen als den Mittelpunkt ihres Lebens zu betrachten!!

— Nur allein auf dem Gebiete des menschlichen Geistes ist für die Entwicklung und Befriedigung unserer gesteigerten und noch täglich sich mehrenden Bedürfnisse keine Gränzen gesetzt zur Wahrung des Rechtes auf Existenz der Uebrigen; auf dem Gebiete der Körper aber besteht diese Gränze und muß durch die Weisheit der Gesellschaftsverwaltung geschützt werden.

— Je roher und gemeiner die Seele der Menschen, desto unersättlicher sind sie in ihrem Streben nach denjenigen Gütern, die zur Abfütterung ihres Thieres dienen können. Je veredelter der Mensch, je weniger tritt der Magen bei seinen Bestrebungen

Digitized by Google

in den Vordergrund, desto mehr wird ihm die Befriedigung höherer geistiger Bedürfnisse Lebenszweck.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Bicknells „Reporter" schätzt die Zahl der flüchtigen Sklaven in den nördlichen Staaten und in Canada auf 30,000.

New-Orleans ist jetzt mit 145,000 Bewohnern bevölkert. 1840 zählte es 102,193.

Die Homöopathie findet in Frankreich immer mehr Anhänger. Paris zählt allein bereits 85 Aerzte dieser Schule; in Lyon und im südlichen Frankreich soll die Zahl derselben ebenfalls sehr im Zunehmen seyn.

Am 8. Dec. trat in Berlin eine jüdische Jungfrau zum Christenthum über. Ein merkwürdiges Zusammentreffen wollte, daß an demselben Tage ein christliches Mädchen zur jüdischen Religion überging und unmittelbar nachher vom Prediger der jüdischen Reformgemeinde, Dr. Holdheim, mit einem jüdischen Kaufmanne getraut wurde.

In das Wiener Irrenhaus wurde am 6. Dec. ein beurlaubter Soldat aus Liesing gebracht. Derselbe behauptet in seinem Wahnsinn, es sey in einem Keller ein deutsches Schwert begraben, mit welchem er allein ganz Deutschland für Kaiser Franz Joseph erobern könne.

Korrespondenz.

Dresden, 18. December.

Fräul. Doris Genast, Tochter des berühmten Schauspielers in Weimar, trat an vier Abenden auf hiesiger Hofbühne als Gast auf und ihre Darstellungen fanden großen Beifall, der sich bei der letzten Rolle als Luise bis zu einer gar seltenen Höhe steigerte. Diese Dame bringt als Naturgaben Jugend, Schönheit und ein seelenvolles Organ mit, denen sich Verständniß, Elasticität des Geistes, Bühnensicherheit und Darstellungstalent in einem Grade anschließen, wie man sonst bei solcher Altersstufe eben nicht gewohnt ist. Würde Fräul Genast am hiesigen Theater engagirt, so wäre dieß ein doppelter Gewinn; denn einmal bedürfen wir neben den Damen Bayer-Bürck und Wilhelmi noch einer derartig befähigten Künstlerin, und sodann würde Fräul. G. in ihrer dramatischen Ausbildung durch unsere Schauspielkoryphäen nur noch gewinnen können. In „Kabale und Liebe" hatte außerdem das Publikum den hohen Genuß, Emil Devrient wieder einmal als Ferdinand zu sehen, nachdem der Künstler eigentlich die jugendlichen Liebhaberrollen abgegeben, aber in diesen Leistungen bis jetzt auch nicht einmal annäherungsweise ersetzt werden konnte. Während der Abwesenheit der Frau Bayer-Bürck hat Fräul A. Wilhelmi mehrere Rollen derselben übernommen und einige mit großem Erfolge dargestellt, wiewohl das Rollengebiet, in welchem Fräul. Wilhelmi zu glänzen pflegt, eigentlich etwas anderer Natur ist. Erst neulich sah ich „Deborah" wieder, wo sie in der Titelrolle ein Charakterbild zeichnet, das den tiefsten Grund der Seele bewegt und unauslöschlich in der Erinnerung bleibt. Das Repertoir kann übrigens noch keineswegs mustergültig genannt werden, obschon die Bemühungen der Direktion, die Lücken im Personale auszufüllen, Anerkennung verdienen, wie denn kürzlich erst in den Damen Bredow, Bunke und la Grua drei Sängerinnen engagirt worden sind. — Zu den neulich erwähnten Vergnügungen und Schaustellungen ist nun auch ein Cirkus auf dem Jüdenteiche gekommen, in welchem die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Em. Beranek Vorstellungen gibt, während Cassidy's Riesenpyklorama noch nichts an Anziehungskraft verloren zu haben scheint. Bei den physikalischen Vorlesungen des Hrn. Seidmacher, in deren letzter die Verbrennung verschiedener Metalle und Erzeugung des Polarlichtes (bei einer aus 36 Elementen bestehenden electromagnetischen Batterie) allgemeines Erstaunen hervorriefen, vermehrt sich die Zahl des Zuhörerkreises mit jedem Male, und seit R Prutz 1848 politische Vorträge hier hielt, sehen wir den Stadtverordnetensaal noch nie so besetzt. Meine letzte Mittheilung in Betreff Auerbach's, daß derselbe ein Buch über N. Lenau schreibe, muß ich dahin berichtigen, daß dieß nur ein größerer Aufsatz seyn wird, der in dem von R Prutz und W. Wolfsohn neugegründeten Blatte erscheinen soll.

Mainz, 18. December.

Auch auf unserer Bühne ist die Oper: „Der Rächer", von Kapellmeister Schindelmeißer zur Aufführung gekommen und von unserem Personale recht brav gegeben worden. Das Finale des ersten Aktes hat besonders angesprochen; nächst diesem der von dem ganzen Orchester, in Verbindung mit der Kapelle des k. k. österr. Inf.-Reg Erzh. Rainer executirte Marsch bei Beginn des zweiten Aktes, das Terzett zwischen Cid, der Prinzessin und Lara im dritten und der Chor in mezza voce im vierten Akte. Die Oper wurde zwar beifällig aufgenommen, indessen glauben wir, trotz der sehr fleißigen und wirklich schönen Instrumentation, dennoch nicht, daß sie sich auf dem Repertoir erhalten wird, da ihr, gleich so manchen andern Werken neuerer deutscher Meister, im Gebiete der opera seria, ein Haupterforderniß abgeht: Melodienfluß, während die Aufgabe für die Sänger eine sehr schwierige ist. In Darmstadt und Mannheim dürfte die Oper, nach unserem Bedünken, größeren Beifall finden, da man dort für ernste deutsche Musik empfänglicher ist, als bei uns, wo man dem melodienreichen leichtfaßlichen italienischen und französischen Genre, in welch letzterem auch Flotow schreibt, entschieden den Vorzug gibt. — Das Schauspiel hat durch das Engagement der Fräul. Deny vom Stadttheater zu Bremen eine ausgezeichnete Acquisition gemacht, wozu wir der Direktion aufrichtig Glück wünschen. Schon bei ihrem ersten Debut als Marie in „Treue Liebe", sowie später als Cochen im „Verwunschenen Prinzen" und endlich als „Griseldis" hatte sich Fräul. Deny der glänzendsten Aufnahme Seitens des Publikums zu erfreuen, welches sie in ihren drei Debutrollen durch Hervorruf auszeichnete. Durch dieses Engagement ist die seither fühlbar gewesene Lücke in unserem Schauspiel vollkommen ausgefüllt, und wir dürfen kühn behaupten, daß wir uns hier, im Drama wie im Lustspiel, noch nie einer solchen Besetzung zu erfreuen hatten, wie dieß unter der Direktion des Hrn. Greiner der Fall ist. — In der Oper wäre ein größerer Wechsel im Repertoir wünschenswerth; indessen sollen, wie wir vernehmen, im Laufe dieser Saison noch mehrere neue Opern zur Aufführung kommen, worunter Ende des kommenden Monats Meyerbeer's „Prophet", für dessen mise en scène bereits große Vorbereitungen getroffen werden.

Museum.

Die nächste öffentliche Sitzung des Museums findet Freitag, den 6. Januar künftigen Jahres, statt. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26 Dec. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. von Meyerbeer.

Freitag, 27. Dec (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum ersten Male): Das Haus Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten von Dingelstedt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Bloem. — Verantwortlicher Redakteur: J. F. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 308. Freitag, den 27. December 1850.

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

(Fortsetzung.)

Es kann kaum etwas trostlos Langweiligeres geben, als der Dienst in einem Gränzer-Regiment, und war es für mich doppelt, weil ich mitten aus dem glänzenden Treiben der Hauptstadt in diese Wüste versetzt worden war. Um mir diesen schon an sich höchst unangenehmen Aufenthalt noch unerträglicher zu machen, kam noch, daß alle meine jetzigen Kameraden mich, wie einen Pestkranken, flohen, weil der Ruf des Liberalismus mir vorausgegangen war. Zwei ewig lange Jahre dauerte diese schreckliche Existenz, und mit Jubel begrüßte ich die Märzereignisse von 48, in der Hoffnung, daß der Sturm der Zeit in unser Leben Thätigkeit und Veränderung bringen möge. Wirklich erhielt auch unser Regiment Marschordre, und wir rückten in Ungarn ein, das gerade seine ersten entschiedenen Unabhängigkeitsversuche machte.

Das Kriegsleben mit seiner steten Abwechslung, seinem bunten, lebhaften Treiben, verbunden mit der Erregung des Kampfes, der Aussicht auf Ruhm und Avancement, gefiel mir anfänglich sehr gut. Aber als unsere steten Niederlagen am Ende den Geist der Offiziere und Soldaten gleich sehr niederdrückten, als ich vor und neben mir so manchen lieben Kameraden fallen sah und so viele meiner früheren Freunde in den feindlichen Reihen erblickte, denen ich jetzt zum Wiedersehen den eisernen Gruß schicken mußte, da ergriff mich ein tiefer Mißmuth und ich habe oft den Tod gesucht, aber von all' den Kugeln war keine für mich bestimmt.

Eines Tages, als wir wieder eine tüchtige Schlappe erhalten hatten, stand ich den Abend mit mehreren Offizieren um ein Wachtfeuer, an dem wir uns zu erwärmen suchten. Die ersten Gerüchte von einer russischen Hülfe tauchten eben in der Armee auf und vergrößerten noch den herrschenden Unmuth. Wir sahen zwar ein, daß wir den stets siegreichen Feind nie mit Erfolg bekämpfen würden und daß ein Succurs uns sehr nöthig sey, aber es war für unsere braven Soldaten ein demüthigender Gedanke, daß nun Fremde vielleicht vollbringen würden, was uns trotz der heldenmüthigsten Anstrengung und Aufopferung nicht gelungen war. Die Offiziere, bei denen ich stand, sprachen hin und her über dieses Gerücht, und dafür und dagegen wurde heftig gestritten. Ich war von der Wahrheit desselben fest überzeugt, weil ich einsah, daß es so fort nicht mehr gehen konnte und eine Hülfe dringend nöthig war. Der Wortwechsel wurde immer erbitterter, und wenn nicht eben die Stunde geschlagen hätte, wo ich eine Vorposten-Wacht beziehen mußte, hätte er leicht blutig enden können. Ich ritt mit meiner Schwadron von dannen und überließ es den Zurückbleibenden, den Streit unter sich auszufechten.

Es war ein kalter, nebeliger Winterabend, der Wind fuhr heulend über die schneebedeckte Haide, schüttelte die entblätterten Aeste der Bäume und jagte die schweren Wolken, die am Himmel hingen, vor sich her. Wir hatten eine kalte Nacht zu erwarten, wenn der Feind uns nicht für Bewegung sorgte. Meine Leute hatten bald ein großes, helles Feuer angezündet, und nachdem ich einige Reiter auf Rekognoszirung ausgeschickt hatte, streckte ich mich neben demselben nieder. Meine Gedanken schweiften bald weit ab; in langer Reihe zogen sie Alle an mir vorüber, deren Blut schon der Sand der Haide getrunken hatte. Die „alten bekannten Gesichter", mit denen ich so manchen fröhlichen Abend in Scherz und Lachen durchschwärmt hatte, wo waren sie jetzt? Die meisten von ihnen hatte der Tod in seinen kalten Arm geschlossen, und die Ueberlebenden standen mir in den Reihen der Ungarn, als Feinde, gegenüber. Auch Vilacky's Bild und das seiner schönen Frau tauchte wieder vor mir auf; ob er jetzt wohl auch mit dem Schwert für die Sache kämpfte, die er so oft mit Worten verfochten hatte? —

„Der Feind zeigt sich!" rief jetzt plötzlich einer meiner Reiter, der auf schaumbedecktem Pferde athemlos heransprengte. Wir hatten kaum noch Zeit aufzusitzen und uns kampffertig zu machen, als schon eine Abtheilung ungarische Reiterei, fast doppelt so stark als wir, uns angriff. Ich sandte eine Ordonnanz in das Lager, damit uns schleunige Verstärkung werde, und suchte dann durch Wort und Beispiel den Muth meiner Leute zu beleben. Meine braven Reiter boten dem überlegenen Feind muthig die Stirn, aber trotz aller Tapferkeit und Anstrengung waren wir bald umzingelt und wären unrettbar verloren gewesen, wenn nicht im entscheidenden Moment die ersehnte Verstärkung eingetroffen wäre. Jetzt waren wir dem Feind dreifach an Zahl überlegen und er suchte nun sein Heil in der Flucht, sich aber gegen die Angriffe der Unserigen, die ihn heftig verfolgten, tapfer wehrend. Ich rief meine Leute zurück, weil wir den Befehl hatten, ein Vorposten-Gefecht nur auf die Defensive zu beschränken. Als wir auf den Kampfplatz zurück ritten, fanden wir viele Kameraden todt und verwundet dort liegen, während die Feinde, die auf ihren leichten Pferden den Hieben unserer schweren Reiterei gut ausweichen konnten, sehr wenig Leute verloren hatten. Unter diesen bemerkte ich einen jungen Offizier, dessen tapfere und geschickte Vertheidigung gegen den Angriff zweier Kürassiere mir im Gefecht aufgefallen war. Ich trat zu ihm, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sey; aber ein Schrei des Erstaunens entfuhr mir, als ich, seinen Kopf emporhebend, die Züge Helenens, der Gattin Vilacky's, erkannte. Durch meinen lauten Ausruf herbeigelockt, umringten die Soldaten uns beide. Es wäre in der That ein Bild für einen Maler gewesen: wie die hohen, kriege-

Digitized by Google

rischen Gestalten in ihren weißen Mänteln, die bärtigen Gesichter vom Widerschein des Feuers grell beleuchtet, um das junge Weib standen, deren schlanke, feine Gestalt in der dunkeln, reichen Uniform der Bocskay-Husaren sich scharf auf dem schneebedeckten Boden abzeichnete, während der volle Strahl des Mondes auf ihr bleiches, schönes Gesicht fiel. Ich wandte alle Mittel an, um dem Tod seine liebliche Beute zu entreißen, und meine Leute, die auch meinten, es sey doch schade, wenn so viel Jugend und Schönheit im Grab vermodern sollte, unterstützten mich treulich. Aber nachdem ich eine halbe Stunde lang vergeblich alle Mittel erschöpft hatte, gab ich es schon auf, sie in's Leben zurückzurufen, als sie plötzlich die Augen aufschlug. Diese Augen, die ich zuletzt strahlend in Liebe und Glück gesehen, waren noch immer wunderbar schön. Die Hand des Todes, die schon so sichtbar auf ihren bleichen Zügen lag, hatte ihnen noch all' ihren Glanz und ihre Schönheit gelassen. Sie blickte forschend und erstaunt um sich und schien ihre Gedanken zu sammeln.

„Ist er gerettet?" fragte sie dann mit zitternder, unsicherer Stimme, und sah mich ängstlich an. Ich wußte nicht, wen sie meinte, aber als ich sah, mit welcher athemlosen, angstvollen Erregung sie an meinen Lippen hing, sagte ich:

„Beruhigen Sie sich, er ist gerettet."

„Oh, dann will ich gerne sterben," rief sie, und ein freudiges Lächeln flog über ihr Gesicht.

(Schluß folgt.)

Theater in Rußland.

Wir lesen in einem sehr gehaltvollen Aufsatze, welcher die Russen gegen den Vorwurf, daß sie in der dramatischen Dichtkunst, wie überhaupt in der Literatur nur Unbedeutendes geleistet, in Schutz nimmt, daß fast jede bedeutende Gouvernementsstadt in Rußland ein Theatergebäude und eine „Schauspielergesellschaft in russischer Sprache" besitze und daß sie sich im Winter immer voller Häuser zu erfreuen habe. „Manche Gesellschaften bringen einen Theil des Sommers auf den großen Jahrmärkten zu, die in Rußland wahrhafte Messen, wo für viele Millionen Geschäfte gemacht werden und wo Gäste aus allen Theilen des Landes hinströmen. Die Theatergesellschaften haben sich über ihre Einnahmen nicht zu beklagen; ein Beweis, daß der Russe sich mit dem Theater schon ziemlich vertraut gemacht hat. Hin und wieder findet man in den Provinzialtheatern ausgezeichnete Talente, die natürlich bald in die Hauptstädte gehen, um dort ihr Glück zu machen." „Die russischen Bühnen Moskau's und Petersburg's", bemerkt der Verfasser weiterhin, „haben manche wahrhafte Künstler sowohl im tragischen als komischen Fache aufzuweisen. Ich will hier nur zwei nennen, Schtschezkni in Moskau und Karatigin in Petersburg. Schtschezkni ist als Leibeigener geboren und wurde, als sich in der frühesten Jugend sein Talent zur Musik offenbarte, vom Edelmann freigelassen und zur Ausbildung in die Hauptstadt geschickt. Er gehört sowohl im komischen als ernst gemüthlichen Genre zu den besten Mimen, die eine deutsche Bühne aufzuweisen hat. Karatigin kann sich als tragischer Mime nach den Urtheilen deutscher Kritiker kühn einem Anschütz und Ludwig Löwe zur Seite stellen. Er gibt vollendete Charaktere und er allein liefert mehr als hinreichende Belege von der Fähigkeit des Russen zur darstellenden Kunst."

Bauernkeller's Handatlas.

Mit Recht wird in vielen politischen und wissenschaftlichen Blättern dieß treffliche Unternehmen einer thätigen Verlagshandlung besprochen und gerühmt, — wir meinen die in der Präganstalt von Jonghaus und Venator in Darmstadt erschienene erste Hälfte von Bauerkeller's „Handatlas der allgemeinen Erd-, Länder- und Staatenkunde", bearbeitet von L. Ewald.

Bereits im Jahre 1846, als der Plan zu diesem Werke mit den ersten Probenummern ausgegeben war, hatten sich sehr geachtete Stimmen zu dessen Empfehlung erhoben. So in Nro. 30 der Augsb. allg. Zeitung, in Nro. 69 der Breslauer, Nro. 82 der Magdeburger u. s. f. In Nro. 39 der Heidelberger Jahrbücher der Literatur war u. A. gesagt:

„Der Gedanke lag nicht fern, ob das naturgemäße Bild, welches Reliefkarten der Anwendung des Farbendrucks zum großen Theil verdanken, sich nicht auch in ebenen Karten wiedergeben, ob das Charakteristische der typographischen Darstellung sich nicht auch auf Flachkarten übertragen lasse. So entstand Ewald's Handatlas. Er umfaßt das ganze Gebiet der neuen Erdkunde, indem das mathematische, physikalische, naturhistorische, ethnographische, topische und statistische Element derselben in graphischer Darstellung zur Anschauung gebracht wird." — Das Werk selbst, so weit es jetzt vorliegt, hat unstreitig jede Empfehlung weit hinter sich gelassen; mag der physischen Beschreibung der Erdoberfläche, welche den Karten beiliegt, Aehnliches oder Gleiches zur Seite zu stellen seyn, die Karten selbst stehen gewiß einzig in ihrer Art da. Der glückliche Gedanke durch Gebrauch der Farben den Bildern eine Anschaulichkeit, Klarheit und Frische zu geben, die ihnen jedes Auge zuwendet, ist in der ansprechendsten Weise verwirklicht.

Tiefblau, besäet mit ihren Sternen, liegen die Himmelskarten vor uns, die Erdkarte in Mercators Prospecten, das Land in leichtem Gelb, Roth u. s. w., das Meer grün, seine Strömungen mit weißen Linien bezeichnet; — die Karte der geologischen Elemente nach Perioden, Eruptionen, Altersfolge der Schiefer- und Schichtgesteine — und Vertheilung der Organismen geschieden, — acht verschiedene Erdansichten nach der südlichen und nördlichen Polarprojection, der Horizontalprojection u. s. f. — drei Karten von Europa, Asien, Afrika zur Uebersicht der Meer- und Stromgebiete u. s. w. Die Ausführung aller Karten in einer Weise vollkommen, welche den besten Gebrauch aller Mittel der Technik, größten Fleiß, größte Sorgfalt beurkundet. Dazu die Auffassung des Ganzen mit wissenschaftlichem Blick und systematischer Zusammenstellung. Schwerlich hatte je ein ähnliches Unternehmen bei bescheidenen Ansprüchen ein so begründetes Recht auf allseitige Anerkennung und — möge sie ihm zu Theil werden!

Mannichfaltigkeiten.

Briefe aus Brasilien schildern den Sklavenhandel an den dortigen Küsten als sehr ausgedehnt und beweisen, wie sehr die neuesten strengen Maßregeln der brasilianischen Regierung am Platze sind. Im Jahre 1850 wurden im Ganzen von den britischen Schiffen 15 Sklavenfahrzeuge aufgetrieben. Rechnet man nach einer sehr mäßigen Annahme auf jedes Fahrzeug 600 schwarze Köpfe, so wurden ungefähr 9000 arme Gefangene dem Loose, das sie in den Pflanzungen Amerika's erwartete, entrissen. Schauder erregend soll besonders der Zustand der Kinder auf solchen scheußlichen Galeeren seyn. Das Schiff „Amalie", welches kürzlich aufgejagt und genommen wurde, hatte 74 Knaben

Digitized by Google

und Mädchen an Bord. Viele von ihnen traf man aus Mangel an Luft, Speise und Wasser todt oder dem Tode nahe. Andere waren durchs Deck durchgefallen und so eingeklemmt zwischen Kisten und Waarenballen hülflos liegen geblieben. Sie konnten lange nach ihrer Befreiung von ihren gequetschten, gelähmten und verstümmelten Gliedmaßen keinen Gebrauch machen, und solchen Thatsachen gegenüber finden es die Repräsentanten der Sklavenstaaten im Congreß zu Washington höchst sonderbar, wenn ein Mitglied den Sklavenhandel barbarisch nennt!

Nach den einzelnen Berichten der Kapitäne in den achtzehn Polizeidistrikten der Stadt New-York, die jetzt über eine halbe Million Einwohner hat, wurden im dritten Viertheil dieses Jahres daselbst verhaftet:

wegen Brandstiftung	2	Personen,
" Schlägerei mit mörderischer Absicht	32	"
" Angriffs auf Polizeibeamten	132	"
" Schlägerei	1678	"
" Hülfeleistung bei der Flucht Gefangener	35	"
" Versuchs der Schändung	9	"
" " des Einbruchs	32	"
" " des Diebstahls	50	"
" Einbruchs	69	"
" Doppelehe	5	"
" polizeiwidrigen Betragens	1229	"
" Desertirens aus Ver. St. Militärdienste	5	"
" Unterschlagung, Betrug, Fälschung und Veruntreuung	87	"
" Schlägerei in den Straßen	189	"
" Diebstahls	961	"
" verbotenen Spiels	12	"
" Besoffenheit	1909	"
" Besoffenheit und polizeiwidrigen Betragens	1622	"
" schamloser Blosstellung des Körpers	35	"
" Beleidigung ehrbarer Frauen	8	"
" Haltens verrufener Häuser	31	"
" Mord	2	"
" Schwindelei	27	"
" Taschendiebstahls	27	"
" Meineid	1	"
" Nothzucht	10	"
" Straßenraub	16	"
" Vagabondirens	1138	"
" Uebertretung der Gemeindeordnung	225	"
" verschiedener anderer Vergehen	250	"

Es wurden außerdem 39 flüchtige Verbrecher und 123 Wahnsinnige verhaftet. (New-Yorker Staatsz.)

Daß die Deutschen selbst in fernen Welttheilen immer der heimischen Gewohnheit treu bleiben, zeigt eine bei einem Magdeburger Hause aus Cincinnati eingegangene große Bestellung auf — Cichorien-Kaffee. Der Auftraggeber schreibt: Den Deutschen im Ohiostaate sey der reine Kaffee zu stark, sie könnten ihn nicht vertragen und verlangten dringend die Beschaffung von Cichorien-Kaffee, für welchen Artikel ein gutes Geschäft in Aussicht stehe.

Wieder ein Beispiel, daß es oft gut ist, wenn der Bediente klüger als sein Herr ist. Der junge Graf gewann an dem Roulette in Baden-Baden 30,000 Gulden an Einem Abend. Als er es nächsten Morgen zählen will, ist das Geld fort und sein Bediente Fritz auch. Nach acht Tagen aber stellt sich Fritz wieder ein. „Woher, Schlingel?" — „Von Wien!" — „Wo ist mein Geld?" — „Auch in Wien. Da ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater. Ich dachte, Sie würden das schöne Gelo wieder verspielen, da hab' ich's in Sicherheit gebracht!"

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" bringt allen Freunden der Industrie die Mittheilung, daß sie sich die Aufgabe gestellt hat, ein Organ der in London stattfindenden großartigen Weltausstellung zu werden. Sie hält zu diesem Behufe nicht nur in London einen eigenen Berichterstatter, sondern wird auch schnell und umfassend, und zwar in regelmäßig fortlaufenden Berichten von Allem Kunde bringen, was zur Kenntniß und Würdigung jenes großartigen Unternehmens gehört. Wir sind von der Redaktion der „Illustrirten Zeitung" ersucht worden, zur vollständigen Erreichung dieses Zweckes alle Industriellen in unserm Leserkreise, welche die Industrieausstellung beschicken wollen, aufzufordern, die Zeichnungen derjenigen Gegenstände an sie einzusenden, welche, nach London bestimmt, theils durch die Neuheit der Construction, theils durch industriellen Werth im Stande sind, Zeugniß von dem Standpunkte des betreffenden Industriezweiges abzulegen; sie wird dieselben durch ganz besonders hierzu befähigte Künstler in ihrer xylographischen Anstalt unter Leitung von Hrn. Eduard Kretzschmar ausführen lassen, und wird um so größere Sorgfalt auf die Schönheit des Holzschnitts verwenden können, je früher die Zeichnungen in ihre Hände gelangen. Ja, sie wird die Abbildungen von solchen Gegenständen, deren Veröffentlichung dem Interesse der Aussteller nicht zuwiderläuft, in der Reihenfolge, wie sie eingesendet werden, selbst noch vor Eröffnung der Ausstellung erscheinen lassen und so die Ausstellung früher eröffnen, als die Pforten des Londoner Industriepalastes sich aufgethan haben. — Und wenn es nicht Allen vergönnt ist, die Schätze des Industriepalastes selbst in Augenschein zu nehmen, so wird doch die „Illustrirte Zeitung" Allen den Vortheil bieten, sich die Früchte der Industrieausstellung aller Nationen zuzueignen, indem vom Neujahr 1851 ab und für die Dauer der Ausstellung ein vierteljähriges Abonnement zu zwei Thaler auf die „Illustrirte Zeitung" eröffnet werden wird.

(Pariser Advokaten.) „Der Advokatenstand und die Unmasse von Schriftstellern — bemerkt ein Engländer in einem Aufsatze in der „Revue des deux mondes" — „bilden zwei unterirdische Gesellschaften, die dem französischen Volke selbst nur wenig bekannt sind. Diese zwei Gewerbe sind die leichtesten, was die Erwerbung des Titels anlangt, und die schwersten, wenn man an die zahllosen Hindernisse denkt, über die man hinwegschreiten muß, um sich eine feste und sichere gesellschaftliche Stellung zu verschaffen. Und da diese beiden Wirkungskreise die umfassendsten von allen, da die Titel „Advokat" und „Schriftsteller" die unbestimmtesten sind, so sind es auch gerade diese Erwerbszweige und diese Titel, welche das meiste Elend verdecken. Man kann sich keinen Begriff von der Anzahl Derer machen, die in Paris sich mit Titeln brüsten und in Erwartung einer Revolution das Pflaster treten. Es gibt hier Advokaten, die lediglich Unterricht in der deutschen Sprache ertheilen, und Literaten, die weiter kein Papier verbrauchen, als ein Blatt im Schuldbuche ihrer gewöhnlichen Weinschenke.

Digitized by Google

Die neue Oper von Scribe und Auber: „l'Enfant prodigue", ist kürzlich in Paris in der großen Oper zur ersten Aufführung gekommen. Das Publikum war — wie bei solchen ersten Aufführungen immer — das ausgewählteste und glänzendste der Hauptstadt. Die Oper hat sogleich großes Glück gemacht; die Musik wird als fesselnd, melodienreich und brillant, das Libretto als sehr geschickt geschildert; die Inscenirung, welche 112,000 Fr. kosten soll, war prachtvoll; namentlich wird eine Dekoration, den gigantischen Isistempel darstellend — denn das Stück spielt in Egypten —, als wahrhaft blendend bezeichnet.

Der berühmte Prediger Horne sollte eines Tages in der Johanniskirche zu London predigen. In der Zerstreuung ging er aber zur Paulskirche. Er trat in die Sakristei, ohne seinen Irrthum zu merken. Nicht einmal, daß hier schon ein Prediger war, brachte ihn zur Besinnung. Glücklicher Weise spann sich zwischen beiden Predigern, die sich persönlich nicht kannten, folgendes Gespräch an: „Ich werde heute wohl nicht viele Zuhörer haben", begann der Prediger. „Und warum das?" fragte Horne. Der Prediger antwortete: „Weil halb London nach St. Johann strömt, um den berühmten Horne zu hören." — „So?" erwiederte Horne ganz gelassen. „Ja, dann werde ich wohl auch dahin gehen müssen; den wollte ich ebenfalls hören." Er hatte seinen Irrthum eingesehen, empfahl sich dem Prediger und eilte zur Johanniskirche.

(Wichtige geologische Entdeckung.) Es wird für Geologen von Interesse seyn, zu erfahren, daß zu Applecroß, an der Westküste von Schottland, eine höchst wichtige Entdeckung in diesem Gebiete der Wissenschaft gemacht worden ist. Als neulich ein großer Berg, „Tore More" genannt, durch Zufall ausgehöhlt wurde, bot sich in einer Tiefe von 5 Fuß eine Schicht von reinem Kalk dar, und indem man die Ausgrabung fortsetzte, gewann man die vollkommenste Ueberzeugung, daß der ganze Berg, mit Ausnahme einer oberen Schicht von durchschnittlich 20 Fuß, aus Kalk bestehe, wie er sich für das Feld oder den Mörtel eignet, und das Ergebniß organischer Hitze ist. Der Hügel scheint einst ein ungeheurer Kalksteinfelsen gewesen zu seyn, welcher dem Einfluß einer furchtbaren Hitze ausgesetzt war. Auf dem Gipfel finden sich Spuren vulkanischen Ursprunges, als verkohlte und verglaste Steine, Lava u. s. w.

Korrespondenz.

Vom Westerwald, 15. Dec.

Bei den ungünstigen Verhältnissen, welche sich bei der Holzconsumtion gegen die Holzproduction herausstellen, wie wir solche in der Beilage zu Nro. 284 der Nassauischen allgemeinen Zeitung in einem angegebenen Zahlenverhältniß dargestellt finden, dürfte es sehr zweckmäßig erscheinen, auf einen Gegenstand hinzuweisen, wodurch eine bedeutende Ersparniß an Brennmaterial erreicht würde. Hierunter verstehen wir die im Jahr 1848 von Hrn. Johann Heinrich Kremer zu Höhn im Amte Marienberg neu erfundenen Oefen und Kochherde. Die Construction dieser neuerfundenen Brennapparate beruht auf mathematischer Berechnung, und es ist die Einrichtung der Art, daß dem brennenden Feuer stets warme Luft in einer großen Quantität Sauerstoff zugeführt wird, wodurch die in dem Brennstoffe enthaltenen öligen, harzigen und essigsauern Theile, welche bei der bisherigen Einrichtung als Rauch entwichen, dem Feuer zur Nahrung dienen und nicht nur eine große Hitze erzeugen, sondern auch eine vollständige Verzehrung des verwendeten Brennmaterials veranlassen. Es kömmt nichts darauf an, ob das Holz erst frisch gefällt oder ob dasselbe bereits getrocknet ist, ja selbst Holz, was im Wasser gelegen hat und ganz durchnäßt war, hat sich bei diesen Brennapparaten sehr vortheilhaft bewährt, indem die fortwährend sich entwickelnde Wasserstoffgase dem Feuer stets neue Nahrung zuführt, wodurch es dann auch erklärlich erscheint, daß die Flamme nicht wie in andern roth, sondern weiß brennt. Ganz besonders vortheilhaft eignen sich diese Brennapparate zur Anwendung der Braunkohle, insbesondere des sogenannten Kohlenklein. Von diesem Kohlenklein werden jährlich Millionen Centner auf den Braunkohlengruben des Westerwaldes gewonnen, welche bisher in den Gruben zurückgeblieben und dem Verderben preisgegeben worden sind. Bei den von Hrn. Kremer neu erfundenen Brennapparaten kann dieses Kohlenklein mit großem Vortheil verwendet werden. Auf dem Westerwalde sind dermalen 10 Braunkohlengruben im Betrieb und es wird sich deren Zahl noch mit jedem Jahre vermehren. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß in jeder Grube jeden Arbeitstag 30 Zain Kohlenklein erzeugt werden und in der Grube zurückbleiben; dieses beträgt zu 300 Arbeitstagen für jede Grube im Jahr 9000 Zain und für alle zehn Gruben zusammen 90,000 Zain. Mit dieser Quantität Kohlenklein, welches bisher ganz unbenutzt geblieben ist, können, wenn man auf einen Ofen in einem Monat einen Zain rechnet, 7500 Oefen geheizt und in jedem derselben das für eine Haushaltung Nöthige gekocht werden. Wenn man annimmt, daß hiernach 6 Zain Kohlenklein auf ein Klafter Holz gerechnet werden können, so würde durch Anwendung dieses Kohlenklein jährlich eine Ersparniß von 15,000 Klafter Holz eintreten. Auch an anderem Brennmaterial würde bei Anwendung der von Hrn. Kremer erfundenen Brennapparate gegen die bisherige Einrichtung eine bedeutende Ersparniß eintreten, welche wenigstens zu 30 pr. C. angeschlagen werden kann. Bei diesem Sachverhalte dürfte die Erfindung des Hrn. Kremer sehr zu empfehlen seyn. Derselbe hat für Nassau, Baden, Großherzogthum Hessen und Homburg bereits Patente auf 5 resp. 10 Jahre erhalten und es wäre zu wünschen, daß ihm auch für andere und größere Staaten solche Patente ertheilt würden, wie es dann überhaupt wünschenswerth erscheint, daß diese gemeinnützige Erfindung einen gedeihlichen Fortgang nehmen möge.

Mainz 20. December.

Um großartige Anstalten ins Leben zu rufen oder ihnen größeren Umfang und Glanz zu geben, braucht es, wie zur Kriegführung, vor Allem Geld. Dieß sah auch der letzte Kurfürst von Mainz (von Dalberg) ein, indem er, um nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 die Mainzer Universität fort zu erhalten und als eine würdige Pflanzschule des höheren Wissens hinzustellen, mit dem Vermögen der von ihm aufgehobenen drei reichsten Klöster in Mainz dieselbe dotirte. Dieser große Fond erlebte, nachdem in Folge der großen Staatsumwälzungen die Mainzer Universität im Jahre 1794 aufgehoben worden war, die mannichfachsten Schicksale. Das große Stadtviertel — die Universitätsinsel genannt — nicht mitgerechnet, dessen herrliche Häuser vom deutschen Bunde zu militärischen Zwecken in Besitz genommen wurden, ohne die stipulirte geringe Entschädigung von einer viertel Million Gulden bis jetzt entrichtet oder verzinst zu haben, besteht der aus den mannichfachen Stürmen gerettete Rest dieses Fonds immer noch etwa in einem Vermögen, das zu etwa anderthalb Millionen veranschlagt ist. Dieß ist der Fond, aus dem das hiesige Gymnasium unterhalten wird und der Universität Gießen wegen der im Jahre 1828 von hier dorthin verlegten katholischen Facultät jährlich 5 oder 7000 Gulden zufließen, ohne daß durch beide Abflußwege kaum mehr als die Hälfte des aus ihm resultirenden Einkommens verzehrt würde. Kein Wunder also, daß dieser Fond das Eldorado für viele Wünsche ist, daß auf ihn mannichfache Projekte begründet wurden. Von all diesen Plänen, deren mancher durch Rechtsanspruch und durch Aussicht auf sehr wohlthätige Erfolge sich geltend macht, hat keiner so bedeutende Chancen für sich, als der in Ihren Blättern bereits mehrfach besprochene Plan: die katholische Facultät wieder hierher zu verlegen. Nach Allem; was wir darüber als sehr glaubwürdig hörten, wird ein nicht geringer Theil jener Fonds dazu bestimmt seyn, diesem Projecte zur Verwirklichung — und zwar in kurzer Zeit — zu verhelfen. Denn Das hat dieser Plan mit den angedeuteten, großen Nutzen versprechenden Plänen gemein, daß er zu seiner Ausführung — Geld, und zwar nicht wenig Geld erfordert; voraus aber hat er vor den andern Das, daß für ihn die Zeit eine sehr günstige ist.

Theater-Anzeige.

Freitag, 17. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Breuer und zum ersten Male): Das Haus Barneveldt, Trauerspiel in 5 Akten von Dingelstedt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 309. Samstag, den 28. December 1839.

Eine Skizze.

Von Franz Eugen.

(Schluß.)

„Sie werden nicht sterben," sagte ich, „es ist . . ."

„Solche Wunden, wie diese hier," unterbrach Helene mich und zeigte auf eine tiefe, klaffende Wunde in ihrer Brust, „sind tödtlich. Ich fühle es, ich werde keine Stunde mehr leben."

„Nein, nein," entgegnete ich schmerzlich bewegt, „Sie werden leben."

„Als Gefangene," sagte sie leise, und lieber will ich den schmerzlichsten Tod sterben, als gefangen seyn. Ich habe, so lange ich denken kann, für die Freiheit geschwärmt, ich habe mein Blut für die Freiheit eines edlen Volkes verspritzt, und sollte nun als Gefangene leben? Nie!"

„Aber wie wird Vilacky Ihren Verlust ertragen?"

„Sie kennen mich?" fragte sie erstaunt.

In kurzen Worter rief ich mich nun in ihr Gedächtniß zurück, und sie freute sich, daß ein Freund ihres Mannes ihr in ihren letzten Augenblicken zur Seite stände.

„Wenn Sie Vilacky je wiedersehen sollten," fuhr sie fort, „so sagen Sie ihm, daß mein Herz bis zum letzten Schlage mit inniger Liebe seiner gedacht, aber daß ich gern für die Freiheit seines theuern Vaterlandes gestorben bin. Es lebe Ungarn!" rief sie dann noch einmal mit fester, starker Stimme, und ihre Augen strahlten in einem fast überirdischen Glanze, ihre Wangen rötheten sich, das Leben schien wieder völlig zurückzukehren. Aber es war nur ein letztes Aufflackern, einen Augenblick darauf hielt ich eine Leiche in meinen Armen. Meine Soldaten gruben mit großer Anstrengung in die festgefrorene Erde ein Grab für sie, wir legten sie hinein, und nachdem ich eine ihrer reichen, braunen Flechten als Andenken abgeschnitten hatte, breiteten wir ihren Reitermantel über sie, und warfen das Grab wieder zu, während einer der Soldaten ein De profundis betete. Es standen in manchen Augen Thränen bei dieser einfachen Ceremonie, und das meinige blieb wahrlich auch nicht trocken. Wer hätte geahnt, als ich das junge schöne Mädchen zum ersten Mal sah, daß nicht drei Jahre darauf ich sie auf einer öden Haide Ungarns, in ein von Soldatenhänden gemachtes Grab legen würde! Und doch, war sie nicht glücklich? Mitten im heißen Kampf, voll Jugend und Begeisterung war sie für ihre Ueberzeugung den Heldentod gestorben.

Es war kurz nach Görgey's Verrath, als wir in die Festung Arad einrückten. Die Kasematten waren überfüllt von unglücklichen Gefangenen und jeder neue Morgen sah neue Opfer in den Festungsgräben von Arad bluten. Ich konnte die Freude meiner Kameraden über unseren Sieg nicht theilen. In mancher heißen Schlacht hatte ich den Feind als einen tapfern, heldenmüthigen Gegner kennen gelernt, und konnte ihm Achtung und Anerkennung nicht versagen. Die Schlächterei der Gefangenen, die jetzt ihren Anfang nahm, verletzte jedes Gefühl in meiner Brust. Seit die Ungarn besiegt waren, schien mir alles Recht auf ihrer Seite zu seyn, und die hochherzige Nation, die so aufopfernd für ihre Freiheit gekämpft hatte und durch eine beispiellose Verrätherei so schändlich betrogen worden war, erregte alle meine Sympathien. Das waren aber keine Gedanken für einen kaiserlich-königlichen Offizier, und der Zwiespalt zwischen meiner Stellung und meiner Ueberzeugung wurde mir immer unerträglicher. In dieser Stimmung erhielt ich eines Tages die Nachricht, daß ein gefangener ungarischer Offizier mich zu sprechen wünsche. Ich suchte bei dem Gouverneur der Festung, dem Grafen Thun, um die Erlaubniß dazu nach und erhielt sie auch. In der Stunde, wo die Gefangenen auf dem Wall spazieren gehen durften, begab ich mich zu denselben. Der erste, auf den mein Auge fiel, war — Vilacky. Ein schmerzliches Wiedersehen für uns beide! —

„Ich habe Sie rufen lassen, mein lieber Freund," sagte er, als die ersten Begrüßungen und stürmischen Fragen vorüber waren, weil ich mir die Freude, sie vor meinem Tode noch einmal zu sehen, nicht versagen konnte."

„Vor Ihrem Tode!" rief ich erschrocken; „sind Sie schon verurtheilt?"

„Ja," erwiederte er ruhig, „morgen werde ich erschossen."

„Nein, Sie sollen nicht sterben," sagte ich schnell, „wir müssen den Weg der Gnade versuchen."

„Der Gnade!" wiederholte Vilacky und ein spottendes Lächeln flog über sein Gesicht. „Ich bin schon begnadigt — zu Pulver und Blei! Aber beklagen Sie mich nicht; ich bin glücklich, daß der Tod, den ich im Kampfe so oft vergeblich gesucht, mich endlich findet. Das Leben ist mir eine bedeutende Last, seit Helene nicht mehr an meiner Seite und Ungarns Freiheit untergegangen ist."

„Von Helenen bringe ich Ihnen einen letzten Gruß und dieses Andenken," sagte ich, indem ich ihm die Haarflechte reichte, die ich ihr damals abgeschnitten hatte. Er griff hastig danach und drückte sie an seine Lippen. „Dieses weiche, glänzende Haar," sagte er dann, es wehmüthig betrachtend, „wie manche Erinnerung an vergangene, glückliche Tage ruft es in mir zurück! Als ich es zuletzt so in meiner Hand hielt, es war einen Augenblick vorher, ehe wir zu dem Gefecht ritten, in dem sie gefallen, stand sie noch in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit vor mir, und nun ist diese einzige Flechte Alles, was mir noch von ihr geblieben ist!"

Dann mußte ich ihm erzählen, wo und wie ich Helenen da-

Digitized by Google

mals gefunden; nach den kleinsten Einzelheiten fragte und forschte er. „Es ist mir ein wahrer Trost, zu hören, daß sie muthig gestorben ist und daß eine befreundete Hand ihr den letzten Liebesdienst erwiesen hat, sagte er, als ich ihm Alles mitgetheilt hatte. —

Jetzt schlug die Stunde, wo die Gefangenen wieder in die Kasematten zurück mußten, und mit einem langen, herzlichen Händedruck nahmen wir Abschied für dieses Leben.

Ich hatte ihn zum letzten Male gesehen. Am nächsten Morgen wurde er mit vielen seiner Kameraden erschossen. Sie starben alle als tapfere Männer, mit einem Heldenmuth, würdig der großen Sache, für die sie gekämpft hatten.

Pfälzer Briefe.

VIII.

Der Conflict zwischen der Staatsregierung von Bayern und der Bevölkerung der Pfalz, nach unserer Auffassung durch die Entwickelung der Verhältnisse seit dem März 1848 bedingt, fand, um mit den Worten einer k. Proclamation vom 10. Juni 1849 zu reden, „der Empfänglichkeit des Volkes für politische Ideen" entsprechend, seinen ersten Ausdruck von Bedeutung in einer Versammlung zu Kaiserslautern. Wenige Männer, deren Einfluß sonst kaum hingereicht hätte, die Bewohner auch nur eines Bezirks zusammenzutrommeln, gaben der herrschenden Aufregung durch eine öffentliche Einladung zu einer „allgemeinen Volksversammlung für die Pfalz" die erste äußere Gesammtrichtung. Die günstigsten Verhältnisse begleiteten dieses Unternehmen, von dem wohl nicht leicht Jemand voraussah, daß es den Ursprung so vieler Leiden in sich berge. Mit Ausnahme der in den Gränzfestungen selbst nothwendigen Besatzungen von Germersheim und Landau und drei unbedeutenden Truppenabtheilungen zu Speyer, Zweibrücken und Ludwigshafen hatte die Staatsregierung, welcher doch die Lage der Dinge in der Pfalz nicht wohl verheimlicht seyn konnte, keine disponible Macht im Kreise, um dem Fort- und Ausschreiten der Bewegung Einhalt gebieten zu können. Dazu kam, daß die übergroße Mehrzahl der Beamten, wie im März 1848, der Revolution selbst, so auch dem neuen, der Revolution entsprungenen Verfassungsgesetze zugeneigt, in die schwierige Lage kamen, entweder in Ohnmacht und wider Willen gegen das Unvermeidliche anzukämpfen oder noch mit der Rüstung des alten Gesetzes angethan dem neuen Feldzeichen zu folgen. Ohne alle bestimmte Weisung von München und Anfangs vielleicht noch der Hoffnung, daß eine Demonstration genügen werde, die Verfassung zur Anerkennung zu bringen, wählten sie durchgängig das Letztere, dachten aber gewiß nicht daran, daß der Strom der Ereignisse immer mehr und mehr anschwellen und zuletzt so reißend würde, daß nur den geübtesten Schwimmern etwa noch gelingen könnte, unterwegs einen festen Punkt zu gewinnen, auf dem wieder Fuß gefaßt werden konnte. Allerdings war dann dieser Punkt manchmal nur eine Sandbank mitten in der Fluth, oder eine schwache Staude, die vom Ufer hereinrankte, diente zum unsichern Anker. Es war daher nach unserer Meinung kein Akt der Gerechtigkeit, diese in so schwieriger Stellung exponirten Bediensteten hart zu beurtheilen. Versäumen wir aber ja nicht, beizufügen, daß das harte Urtheil nicht vom Volke ausging, sondern daß die Staatsregierung es war, welche von den Beamten eine Rechenschaft verlangte, die sie nur dann etwa hätte fordern können, wenn sie den verschiedenen Organen klare Weisung gegeben und zureichende Mittel gewährt hätte, der beginnenden Fluth einen Damm entgegen zu setzen. So aber mußten die Beamten entweder „Amt und Leute" im Stiche lassen und als schlechte Steuermänner im Augenblick des drohenden Schiffbruchs das anvertraute Fahrzeug Sturm und Wellen überlassen, oder auf die Gefahr hin, vom Strome weit fortgerissen und vielleicht verschlagen zu werden, durch Behauptung des Postens das Mögliche zu erhalten suchen. Schien es doch fast, als ob die Pfalz von der Staatsregierung als eine res derelicta (vom Herrn aufgegebene Sache) angesehen würde, über welche der Erstbinzukommende, dem sie gerade gefiel, verfügen konnte! Nach unserer Ansicht sind daher Jene im Recht, welche heute noch behaupten, die Staatsregierung habe nicht Rechenschaft zu nehmen, sondern Rechenschaft zu geben gehabt. Leider versäumten es aber die Beamten, sich auf diesen durch die Verhältnisse schreiend gerechtfertigten Standpunkt einmüthig zu stellen. Viele gingen, als die Ruthe drohte, zur Beichte und hatten doch nicht gesündigt. Da gab es kleine Gemüther, die in sich ohne Halt, sich selbst glauben machten, sie seyen Verbrecher und sich beeilten, die Vergebung wegen Unzurechnungsfähigkeit zu erflehen. Es gab schwache Seelen, die lieber die geheimnißvollsten Kräfte zu ihrer Rechtfertigung anriefen, als in offener Weise den Vorwurf dort hinzugeben, wo er verdient war. Es soll auch noch Andere gegeben haben, die durch einen Zufall an einen Platz gestellt, wo sie sich, über dem Strome schwebend, erhalten konnten, oder die durch einen Pfiff und Kniff aus dem Wege gegangen waren, auf einmal als nie geahnte Helden sich darstellten und für noch weniger geahnte Leistungen der Treue und Anhänglichkeit einen schwerlich verdienten Lohn forderten. Da wendete sich natürlich auch das Volk von solchen Repräsentanten des Gesetzes ab, und es entstand bald eine Spaltung zwischen vielen Beamten und Nichtbeamten, wie sie vor dem März 1848 in der Pfalz nicht gekannt war. An die Stelle der früher gerühmten Volksfreundlichkeit wollte man jetzt hie und da eine gewisse Volksfeindlichkeit treten sehen, mit welcher man, wie früher mit der Freundlichkeit dem Gefallen der Bürger, jetzt dem Gefallen der Regierung zu schmeicheln versuchte. Um aber nicht theilweise, sondern ganz gerecht zu seyn, dürfen wir, indem wir einen Theil der Beamten in so schwieriger Lage beurtheilen, nicht vergessen, daß sie eben auch — Menschen sind, und daß es aller Psychologie spotten hieße, wenn man erwarten wollte, daß ein System, das auf Schwächen rechnen muß, plötzlich bloß Starke hervorgebracht hätte. Würde der Raum es uns gestatten, wir könnten hier Aktenstücke wiedergeben, welche die hie und da vertrocknete Erinnerung anzufrischen geeignet wären. Wir müssen hier leider darauf verzichten. Gar Manchem müßte dadurch der Eindruck entstehen, als ob diese Manifestationen nicht der um uns her wandelnden, sondern einer längst entschwundenen Generation entstammt wären. — Möchten doch Manche, die nicht mehr sind, was sie vor und nach dem März 1848 waren, und auch nicht bleiben konnten, wofür sie zur Zeit des Konflikts sich ausgaben, sich heute zuweilen in die nicht immer ruhige Brust greifen. Möchten sie das doch nicht ganz zu übertäubende Gedächtniß wach rufen und sich vergegenwärtigen, daß sie, zum Theil zuerst mitfortgerissen, manch' Andere, viel entfernter Stehende in den Strudel verlockt; möchten sie bedenken, daß die im unverfolgten Fehler sich aneiferten, heute nicht das Recht haben können, die Steine gegen die frühern Genossen aufzuheben und auf diese die ganze Last zu wälzen, sollten sie auch dadurch erdrückt werden! — Der folgende Brief wird diesen Wunsch noch mehr zu begründen geeignet seyn.

Digitized by Google

Ansichten des Mississippi von dem Wasserfall von St. Antonius bis zum Golf von Mexico.

Die Bühne ist heutigen Tages oft genöthigt, nach außergewöhnlichen Hülfsmitteln zu greifen, um die Schaulust des Publikums zu reizen und es anzuziehen. So hat auch die Frankfurter Theaterdirektion uns einen neuen Genuß vorbereitet, indem sie uns nächster Tage das in englischen, französischen und belgischen Blättern so viel gerühmte Panorama des amerikanischen Künstlers John Smith: das Flußgebiet des Mississippi darstellend, zur Anschauung bringen wird. Hr. John Smith hat 14 Jahre damit zugebracht, dieß interessante Kunstwerk zu vollenden, das vollständigste in seiner Art, das wir jetzt besitzen, und zugleich das genaueste, weil er Alles an Ort und Stelle mit den größten Aufopferungen von Zeit und Geld aufgenommen und ganz naturgetreu wiedergegeben hat. Das Panorama zerfällt in 3 Abtheilungen, und zwar 1) von den Wasserfällen von St. Antonius bis zur Einmündung des Ohio; 2) von letzterer bis zur Stadt Natchez, und 3) von dieser bis zum Golf von Mexico. Aus vielen uns vorliegenden Journalberichten der ausländischen Presse, die alle in Lob und Anerkennung der ausgezeichneten Arbeit des Hrn. Smith übereinstimmen, theilen wir nachstehend das Urtheil des „Siècle" vom 7. Juni d. J. mit:

„Das Vaudevilletheater hat uns Parisern die Möglichkeit dargeboten, ohne unsere Hauptstadt zu verlassen, eine großartige und höchst interessante Reise zu machen und das weite Flußgebiet des Mississippi mit allen seinen Eigenthümlichkeiten und überraschenden Naturschönheiten kennen zu lernen. Hier gewahren wir alsbald die indianischen Völkerstämme, mit denen uns Fenimore Cooper bekannt gemacht hat, dann folgen Dampfboote, Einschiffungen von Auswanderern aller Art, den Kampf zwischen zwei Dampfern, von denen der eine in die Luft springt und der andere in Brand geräth und in den Fluthen versinkt. Weiter befinden wir uns inmitten einer Zuckersiederei mit allen ihren Arbeitern, und dann in einer mit Schlangen und Alligatoren bevölkerten Wildniß. Die Landschaft wechselt jeden Augenblick. Bald ist sie von hellem Tageslicht übergossen, bald von den bleichen Strahlen des Mondes beschienen, und bald befindet man sich in einem Halbdunkel, durch welches die am Ufer angezündeten Feuer erglänzen. Eine Leinwand, 4 engl. Meilen lang (1¹/₃ Stunde), entrollt sich vor dem Blicke des Beschauers und zeigt ihm den interessantesten Theil der Vereinigten Staaten. Dieß Kunstwerk hat sich überall eines eben so außerordentlichen, als wohlverdienten Beifalls zu erfreuen gehabt und darf in dieser Beziehung auch den kunstsinnigen Parisern auf's Beste empfohlen werden."

In der gerechtfertigten Erwartung, daß diese und ähnliche Lobsprüche auf Wahrheit beruhen, indem alle Pariser Journale sich einstimmig aussprechen, sehen auch wir Bewohner von Frankfurt der ersten Vorstellung des Hrn. John Smith, die Montag den 30. d. M. stattfinden soll, mit Spannung entgegen.

W.

Eine peruanische Armee.

Nichts gewährt einen eigenthümlichern Anblick als der Auszug einer peruanischen Armee ins Feld. Da ziehen mitten unter den langen Soldatenreihen, die in beispielloser Verwirrung die angegebene Marschlinie verfolgen, Frauen und Kinder. Beladene Esel und Maulthiere schließen die Kolonne, mischen sich aber jeden Augenblick in die Reihe der Krieger. Man hat zwar Gepäck bei sich, trotzdem aber fehlt es an Allem, an Lebensmitteln eben so wie an Sold, deßhalb lebt man sehr einfach, jedesmal auf Kosten des Landstrichs, wo man eben Rast macht, und die täglichen Soldatengefährtinnen, die Rabonas, sind mit der Militärverwaltung betraut. Bekanntlich ist die Sitte, die Weiber mit in den Krieg zu nehmen, indianischen Ursprungs; wollte man aber hier diese Sitte nicht gestatten, so würde man in der peruanischen Armee keinen Mann seiner Fahne erhalten können. Die Rabonas (Frauen der Soldaten) lassen sich auch durch die anstrengendsten Märsche nicht ermüden, und nicht selten trifft es, daß sie bei ihrer kriegerischen Wanderung auf der Schulter ein Kind und eins am Arme haben. Diese Anhänglichkeit und Ausdauer ist um so erstaunlicher, als sie von den Soldaten nicht wie Frauen, sondern wie Sklavinnen behandelt werden. Schläge und Mißhandlungen erträgt die Rabona, und nur wenn ihr roher Genosse es ihr erlaubt, theilt sie sein Mahl. Wenn man eine peruanische Armee in buntem Gemenge mit diesen muthigen Frauen dahinziehen sieht, so glaubt man, eine Auswanderung der alten indischen Völker vor Augen zu haben, die durch das Weiterumsichgreifen der weißen Race aus ihrer Heimath verjagt wurden. (Modenz.)

Mannichfaltigkeiten.

Von einer angesehenen Dame in Deutschland wurde bekanntlich der Statthalterschaft in Schleswig-Holstein zum Besten der verwundeten Krieger ein Brillantschmuck geschenkt. Um dieses Geschenk auf die ergiebigste Weise zu verwerthen, kam man überein, es in einer Lotterie auszuspielen. Man gab einige Tausend Loose aus, von denen die Statthalterschaft selbst etwa neun hundert behielt, um, im Fall der Gewinn auf eines derselben fallen sollte, den Schmuck noch einmal ausspielen zu können. Fräul. Fuhr, welche eine sehr beliebte und gern gesehene Schauspielerin in Hamburg ist, nahm in Beziehung und Rücksicht auf die Musen, denen sie ihr Leben gewidmet, neun Loose, und, als ob das Schicksal hätte beweisen wollen, daß sie auch bei diesen in entschiedener Gunst stehe, es befand sich darunter gerade dasjenige, welchem der Gewinn zu Theil werden sollte. Sie erhielt den Schmuck und mit diesem zugleich die Beweise der Theilnahme und Anhänglichkeit, denn ganz Hamburg war erfreut, daß gerade sie den Schmuck erhalten. Als sie nach dem Bekanntwerden dieses kleinen Glücksfalles zum ersten Male wieder auf der Scene erschien, wurde sie mit einem enthusiastischen Beifallssturm begrüßt, welcher hier die Stelle eines allgemeinen Glückwunsches vertreten sollte.

(Definition eines Gentleman von einem Negersklaven.) Als Dr. Franklin unsterblichen Andenkens seine erste Reise nach England machte, hielt er sich längere Zeit in den Fabrikdistrikten im Norden auf. Sein Diener, ein Negersklave, den er mit von Amerika gebracht hatte, ein treuer Mensch, aber ein Erz-Nigger, schien der gewaltigen Betriebsamkeit in Birmingham, Manchester und Lancashire eben so große Aufmerksamkeit zu widmen, als sein Herr. Aber der Gesichtspunkt, von welchem er seine Beobachtungen anstellte, war etwas eigenthümlicher Art, wie die folgende Anekdote zeigt, die Franklin selbst mit großem Ergötzen wiedererzählte. „Massa — redete Sambo einst den Doktor an —, England sonderbar Land, Massa All arbeiten, Männer arbeiten, Weiber arbeiten, klein Kind arbeiten. Feuer arbeit, Wasser arbeit, Luft arbeit, Pferd arbeit, Kuh arbeit, Bull arbeit, Esel arbeit, all arbeit. Nur Schwein arbeit nich, Schwein ißt, Schwein trinkt, Schwein schläft wo will,

Digitized by Google

Schwein lustig singt: Yankee doodle, Schwein brummig schilt Arbeitsleute, Schwein thut nichts, Schwein geht auf und nieder und spaziert den ganzen Tag herum wie ein wahrer Gentleman, bloß hat kein Hemd an, kein Hut auf, keine Perrücke auf Kopf, geht barfuß und weiß nicht, wie viel Uhr es ist, sonst ganz und gar Gentleman. O die glücklich Schwein! Sambo möchte wohl Schwein seyn in England, wenn nicht . . . ." — „Wenn nicht was?" unterbrach ihn der Doktor. — „Wenn nicht Wurstmachen und geräucherte Schinken, Massa."

(Biberach, im Dec.) Es ist unseres Erachtens eine der vielen Aufgaben der Presse, dem Aberglauben, der sich in manchen Volksschichten kund gibt, zu steuern, und wie könnte dieß besser, als durch Darstellung der in dieser Hinsicht sich zutragenden Vorfälle geschehen? Es war am Nachmittage vor dem Allerseelentage und manche Hand beschäftigt, den Hügel, der die irdischen Ueberreste eines Dahingeschiedenen bedeckt, zu zieren, denn an dem Allerseelentage selbst findet nach der schönen Sitte der Katholiken eine feierliche Prozession nach dem Kirchhofe statt, und bei Gebet und Predigt wird der vorangegangenen Liebe gedacht. Vor dem Grabe seines vor 11 Jahren gestorbenen Vaters war auch Küfer Weißenrieder, und die auf dem Friedhof gleichzeitig Anwesenden mochten das Umgraben der Erde dem angegebenen Zwecke zuschreiben, doch war dieß nicht des Sohnes Absicht, er gräbt, bis er den Leichnam selbst erreicht hat, und eignet sich dann dessen Haupt zu. Die That kam zur gerichtlichen Untersuchung, und in den letzten Tagen machte das Gericht den Spruch öffentlich bekannt: Weißenrieder muß wegen Gräberöffnung fünf Wochen im Gefängniß büßen. Hält man die That selbst mit der gewählten Zeit zusammen, so kann nicht Muthwillen, sondern lediglich krasser Aberglaube das Motiv gewesen seyn.

Korrespondenz.

Darmstadt, 23. December.

Die im Januar dieses Jahres durch das thätige Zusammenwirken von edlen Menschenfreunden ins Leben getretene Fortbildungsschule für Mädchen über 14 Jahre, welche ihr künftiges Fortkommen in dem dienenden Stande zu suchen haben, hatte gestern Nachmittag ihre erste öffentliche Schulprüfung auf dem obern Rathhaussaale, und zwar im Beiseyn vieler Gönner und Freunde der Jugend, welche von den Fortschritten der Zöglinge dieser neugebildeten gemeinnützigen Lehranstalt unmittelbar Kenntniß wollten. Die Schulfeierlichkeit wurde eingeleitet durch eine ansprechende Rede des dermaligen Präsidenten des Instituts, Hrn. Kupferdruckerei-Besitzer Felsing, worauf Hr. Lehrer J. Felsing, als Sekretär, den Rechenschaftsbericht verlas, der recht erfreuliche Resultate lieferte und von der regen Theilnahme zeigte, welche der neu gegründeten Lehranstalt seit der kurzen Zeit ihres Bestehens aus unserer Mitte mit aufopferndee Liebe zugewendet worden ist. Der Gesang, geleitet durch Herrn Lehrer Alt, wie die Prüfungen in Religion durch Hrn. Hofprediger Dr. Palmer, im Kopfrechnen durch Hrn. Lehree Schaffnit und in der Haushaltungskunde durch Hrn. Felsing, — alle diese Unterrichtszweige erregten bei den Zuhörern eben so viel Interesse als Befriedigung, da die Zöglinge, Töchter unbemittelter hiesiger Eltern, durch ihre Antworten zu erkennen gaben, daß sie den ihnen dargebotenen unentgeldlichen Unterricht wäheend des Jahres mit Nutzen besucht hatten. Unmittelbar an die Prüfung schloß sich eine mit Innigkeit des Gefühls und klarer Erkenntniß des Gegenstandes gesprochene schöne Anrede der Frau Major von Braun, welche durch ihr wahrhaft liebevolles Auftreten im Interesse der Jugendbildung alle Herzen an sich fesselte. — Nachdem die zahlreich ausgelegten Arbeiten der Zöglinge im Weißzeugnähen und anderen Zweigen der weiblichen Industrie in Augenschein genommen und vielfach belobt worden waren, lud Frau von Braun alle Anwesende in den untern Rathhaussaal ein, wo für die 30 Zöglinge ein Weihnachtsbaum geputzt und für Jedes eine besondere Christbescheerung, bei glänzender Beleuchtung des Saales, bereitet war. Hiee redete Hr. Hofprediger Dr. Palmer noch einmal, und zwar im Geiste der Bedeutung der Feier, die auf alle Anwesende einen sichtlich tiefen Eindruck gemacht hatte. Bei diesem Anlaß erhielt auch Fräul. Beck, die Lehrerin der Anstalt, einen ehrenden Beweis der Anerkennung ihrer von eben so viel Fleiß als Sachkenntniß geleiteten Bestrebungen im Interesse drs Unterrichts, der, wie schon bemerkt, unentgeldlich ertheilt wird, und überdieß den Zöglingen noch den Vortheil gewährt, daß sie zwei Drittel des Arbeitspreises der Erzeugnisse ihrer Industrie vergütet erhalten. Veranlassung und Zweck der Schulfeiee waren so durchaus edel und schön, daß, im Interesse der erweiterten und verbesserten weiblichen Jugendbildung, eecht sehr zu wünschen wäre, daß die neu auflebende gemeinnützige Anstalt mit dem wohlwollenden Schutze vermögender Menschenfreunde in steigendem Maße beglückt werden möge. Dr. D

Frankfurt, 24. Dec. — (Eingef.)

Dem eiteln Berichterstatter im „Conversationsblatte" Nro. 301, den „für die Landesgeschichte so wichtigen" Münzenfund in Heddernheim betreffend, möchten wir gern den verdienten Dank, besonders für die Belehrung zollen, daß ehedem alldort die römische Kolonie „Vicus nocus Hadriani" gestanden, wollte er uns zuvor nur auch belehren, warum er bei Erwähnung der „Verschleuderung" des klassischen Fundes so bedeutungsvoll die Worte Frankfurter „Juden" und Heddernheimer „Bauer" herausgehoben? — Wenn es auch wahr ist — vielleicht das Einzige in der ganzen Erzählung — daß der Käufer in Frankfurt zufällig ein Jude, nebenbei aber auch ein sehr bekanntee Antiquitäten- und Münzsammler ist, so war der Finder der Münzen doch keineswegs ein so schlichter Bauer, wie ihn der Berichterstatter benamst, eben so wenig wie der Schultheiß von Heddernheim ein derartiger Bauer genannt zu werden verdient, weil er 16 Stück dieses Fundes als Probe nach Wiesbaden zum Verkaufe getragen und eine vergebliche Reise gemacht hat. — Das Verdienst des hochverdienten Alterthumsforschers Habel dürfte indessen bei dieser glücklichen Acquisition des Schatzes, dem er „nachreiste", nicht größer seyn, als dee Verdienst Dessen, welcher sie ihm gern überließ, da, nach genauer Untersuchung der Münzen, sich auch nicht ein einziges Stück vorfand, welches einen numismatischen Werth hätte, wie denn überhaupt nach langer Erfahrung in Heddernheim höchst selten ein derartiges Stück gefunden worden, vielleicht eben weil die Kolonie „Vicus nocus Hadriani" dort gestanden. — Wir wollen jedoch eben so wenig dem so hochverdienten Hrn. Habel sein Verdienst um das nassauische Kabinet absprechen, als uns selbst von Eitelkeit ganz lossagen, indem uns der Spruch Salomonis Eccl I. 2. nicht unbekannt ist: „Dackel Habel."

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Dec. (Gastdarstellung der Fräul Jenny Hoffmann): Der Freischütz, große romanische Oper in 4 Acth, Musik von Weber. Agathe: Fräul. J. Hoffmann.

Sonntag, 29. Dec. Sophia Catharina, oder: Die Großfürstin, romantisch-komische Oper in 2 Adth. und 4 Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer, Musik von Flotow. Neue Decorationen im 4 Akt: Das Innere des Eispalastes auf der Newa.

Montag, 30. Dec. Erste Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 13jährige ununterbrochene Arbeit Boeher: Einer muß heirathen! Lustspiel in 1 Akt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Korn. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 310. Montag, den 30. December 1850.

Ein Kreidestrich.

Künstlernovelle. 1520.

I.

Es ist eine Geschichte aus der guten alten Zeit, die ich hier erzähle. Venedig war noch nicht aus der Reihe der europäischen Mächte gestrichen. Sein goldenes Buch, das Denkmal seiner Größe, das Archiv seiner Verbrechen war noch nicht von französischen Händen als Sühnopfer verbrannt worden und der Tag war noch fern, wo der Löwe von San Marco in den Friedensunterhandlungen von Campo Formio seinen Tod finden sollte.

Venedig ruhte in Gründung von Akademien, in Erbauung von Brücken, in Bereicherung seiner Gebäude mit dem Golde seiner Siege von den furchtbaren Zusammenstößen aus, die es mit dem deutschen Reiche und mit der Türkei bestanden hatte.

Berühmt und erlaucht durch die Ausdehnung seiner Eroberungen, die Seltsamkeit seiner Gesetze, die Uneigennützigkeit seiner Dogen, den Muth seiner Patricier, das Uebergewicht seines Handels und seiner Seemacht, wetteiferte dieser Staat, diese Königin des adriatischen Meeres an Glanz mit der Stadt der Päpste, jener anderen heutzutage ihrer Krone beraubten Königin.

Der Patagan der Türken war schartig geworden an den Palästen von Venedig, ohne auch nur einen einzigen Stein seiner Mauern zu beschädigen; die kaiserlichen Adler Maximilians hatten sich in ihrem Fluge nicht so hoch aufschwingen können, um die Gipfel seiner Monumente zu erreichen, und wenn Ludwig XII. den Lagunen nahe genug gekommen war, um den Schatten von Venedigs Kirchen erhaschen zu können, so war es ihm jedenfalls nicht gelungen, seine Lilienstandarte auf der Mähne des venetianischen Löwen aufzupflanzen.

Damals begann im Schooße Italiens sich eine jener geheimnißvollen Wiedergebärungen zu erfüllen, welche bestimmt sind, die Gränzen der Wissenschaften und den Horizont des menschlichen Geistes zu erweitern. Während Hyronimus Cardano durch seine mathematischen Entdeckungen und seine wunderbare Gelehrsamkeit Pavia berühmt machte, während Tartaglia das Werfen der Bomben den Grundsätzen der Theorie unterstellte; während Fracator zu Verona, Ariost zu Ferrara, Erasmus zu Bologna, Peter Bembo zu Rom die Täuschungen der Fiktion mit den Spitzfindigkeiten der Scholastik und den strengen Wahrheiten der Geschichte verbanden, erbaute Michel Angelo die Kuppel der Peterskirche, welche Raphael, damals fast noch ein Kind, mit seinen Meisterwerken schmückte; Karl V. saß dem Pinsel Titians, der sie beide unsterblich machen sollte; Buonarotti (Michel Angelo) stand bedeckten Hauptes vor Leo X., und Leonardo da Vinci starb zu Fontaineblau in den Armen Franz I. Der Ruhm wohnte damals eben so gut in der Werkstätte des Künstlers und in dem Kämmerchen des Dichters, als in den Thronsälen, und kein Königthum war geschätzter, als das des Genie.

An einem Abend des Jahres 1520 ging ein in einen schwarzen wollenen Mantel gehülltes Mädchen auf dem Platze, welcher das Quai der Slavonier von der Rialtobrücke trennt. Der Gang des Mädchens war unsicher, ungleich und konvulsivisch. Von Zeit zu Zeit warf sie einen flüchtigen Blick um sich her, worauf sie unter ihrem Mantel die Hände zu einem verzweiflungsvollen und unruhigen Gebete rang.

An der Rialtobrücke blieb sie stehen und schaute nicht ohne Schauder in das klare und blaue Wasser des adriatischen Meerbusens, welches schweigend von umherirrenden Gondeln durchfurcht wurde. Maschinenmäßig fiel sie hier auf die Knie nieder und schien in einer innigen und geheimnißvollen Phantasmagorie alle die Herzensneigungen anzurufen, die sie zu verlassen im Begriffe stand.

„Antonio! mein Antonio! leb' wohl!“ rief sie.

Sodann erhob sie sich, trat gegen das Geländer der Brücke vor, beugte sich hinüber, gleichsam um die Tiefe zu erforschen, und zog sich dann wieder, in jenem Selbsterhaltungstrieb, zurück, welcher unabläßig gegen die selbstmörderischen Rathschläge der Verzweiflung im Kampfe liegt, bog sich hierauf von neuem vor, und wollte sich mit geschlossenen Augen eben hinabstürzen, als ein hochgewachsener Mann, der sich, durch die Häuservorsprünge und die Brückenpfeiler versteckt, unbemerkt herangeschlichen hatte, sie plötzlich zurückhielt und mit ernster Stimme zu ihr sagte:

„Halt Kind, nur ein einziges Wort! Lastet eine böse That auf Deinem Gewissen, dann bringe Dich um: der Tod ist alsdann eine Sühne. . . . Bist Du aber nur unglücklich, so begib Dich in die Kirche des Erlösers, deren verehrtes Kreuz wir von hier aus erblicken; knie nieder auf die kalten Platten des Gotteshauses und bekenne vor Gott, daß Du nahe daran warst, ein Verbrechen zu begehen!“

Weit entfernt, der Gewalt dieser Worte zu weichen, aus welchen eine seltsame Ueberlegenheit hervorleuchtete, stieß das Mädchen den Unbekannten, der ihr zu so gelegener Zeit hülfreich beigestanden war, zurück und sagte in ihrem Irrsinn:

„Laßt mich, ich will sterben!“

Und man hätte glauben können, daß der Himmel diesem strafbaren Vorhaben günstig sey, denn ihr Gesicht ward todesfahl, ihr Körper sank zusammen und sie fiel bewußtlos zur Erde.

Die Nacht, die einen Augenblick finster gewesen, hatte sich inzwischen etwas aufgehellt, und der Mond trat hinter den Wolken hervor und beleuchtete mit seinem Silberschimmer die einsame Rialtobrücke.

Der Unbekannte, der mit dem Rücken an das Geländer der Brücke gelehnt stand, schob die Kopfbedeckung des Mädchens zur

Digitized by Google

Seite und schien beim Anblick ihrer wunderbaren Schönheit von wahrhaftem Staunen ergriffen.

Zwar war es zu jener Zeit nichts Seltenes, wie es heutzutage noch trotz der Verschlimmerung und Vermischung der Racen nichts Seltenes ist, zu Venedig jene schönen und stolzen Naturen anzutreffen, welche der Pinsel eines Paul Veronese der Nachwelt erhalten hatte; aber eine Art von Schönheit war dort fast gänzlich unbekannt: das war jene auserwählte Zartheit der Züge und Formen, jene Feinheit der Linien, jener geschmeidige und schlanke Aufschwung des Körpers, der weder Kraft noch Schwäche ist, sondern von beiden etwas hat und vielleicht den höchsten Zauber, die vollendete Anmuth darstellt.

Die ohnmächtige Person mochte höchstens sechzehn Jahre zählen, und obwohl sie der Einfachheit ihrer Kleidung nach der niederen Volksklasse angehörte, so fühlte man doch, daß hier das Schicksal einen Mißgriff gethan hatte, indem es ihr kein glänzenderes Geschick erschuf, und daß mit Ausnahme des Ranges sie Alles von einer Patricierin hatte.

Der Mann, welcher sich diesen und ähnlichen Betrachtungen hingab, gehörte indeß zu Denen, welche nicht mehr mit dem Herzen bewundern, sondern durch Vergleichung und dem Verstand. Er hatte Alles gesehen, Bauernmädchen und Königinnen, die Verlassensten wie die Umschwärmtesten, ohne daß darum seine Pulse schneller schlugen oder daß der Kopf mit ihm davonlief. Die anbetungswürdigsten Frauengestalten blieben für ihn Typen und Modelle. Sein feuriger Pinsel hatte einige derselben wiedergegeben und ihnen so die Unsterblichkeit gesichert, nie aber waren sie unter seinen eisigen Händen zu Galateen geworden.

Das junge Mädchen schlug die Augen wieder auf und heftete sie auf den Künstler, als hätte sie sich bemüht, beim Erwachen von einer Art künstlichem Tode den abgerissenen Faden ihrer Erinnerungen wieder anzuknüpfen.

„Antonio," murmelte sie leise vor sich hin, damit das letzte Lebewohl, das sie der Welt gesagt und welches das Geheimniß ihres Herzens ausmachte, wieder auf ihre Lippen zurückführend.

Dieser geheimnißvolle Name, worin ein ganzer Roman voll Liebe und Thränen lag, machte den Künstler erbeben und brachte auf seine Nerven einen bis jetzt unbekannten Eindruck, eine Regung der Eifersucht hervor.

„Seltsam!" sagte er, gleichsam mit Befremden.

II.

Die Geschichte dieses jungen Mädchens, das Maria hieß und das den Beinamen „la Bella" (die Schöne) erhalten hatte, ist sehr einfach und läßt sich in drei Worten zusammenfassen: ein habgieriger Vater, ein armer Liebhaber, eine getheilte aber unglückliche Liebe.

Umsonst hatte Maria mit unermüdlicher Beständigkeit die Sache ihres Herzens vertheidigt. Ihr Vater, der auf dem Quai der Slavonier eine stark besuchte Schenke besaß, an deren Vorderseite man zur großen Freude der Lazzaroni das Sinnbild Venedigs, den Löwen, in grober Malerei sehen konnte, hatte die romantische Liebe seiner Tochter für Antonio Barbarigo, den schönsten Gondolier von der Seufzerbrücke, mit der Verachtung des übermüthigen Schenkwirths und der Unehrerbietigkeit des berechnenden Menschen behandelt. So war es dahin gekommen, daß in Folge eines heftigen Auftritts, wobei Gianettini, ihr Vater, sich bis zu Thätlichkeiten gegen seine Tochter hatte hinreißen lassen, das arme Kind der väterlichen Wohnung entflohen war, um die Liste der Märtyrinnen für die Liebe durch ihren Namen noch um einen zu vermehren.

In diesem Augenblicke haben wir sie beim Beginn dieser kleinen Erzählung getroffen.

Maria's Zurückkunft verursachte dem Schenkwirth anscheinend keine besondere Gemüthsbewegung. Mit dem gemeinen Skepticismus des Geldmenschen, konnte er nicht an die Verwirklichung des Selbstmords glauben, und statt seine Tochter in die Arme zu schließen, warf er ihr roher Weise ihren nächtlichen Ausgang vor und behauptete, er lasse sich durch eine List nicht täuschen, die keinen andern Zweck habe, als seine Entschlüsse wankend zu machen.

Der Künstler hatte sein Werk dadurch vollendet, daß er Maria la Bella zu ihrem Vater zurückbrachte. Diese abscheuliche Sprache empörte ihn. Er nahm einen Stuhl, stieß ihn heftig auf den Boden und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, in eine dunkle Ecke der Schenkstube.

Gianettini blickte nicht ohne einiges Mißtrauen auf den schweigsamen Besucher, in welchem er geneigt war, einen Mitschuldigen zu sehen. Offenbar aber fand er in seiner Haltung und seinen Zügen das Anzeichen, daß jede Bemerkung schlecht aufgenommen und jede Beleidigung zurückgewiesen werden würde, denn er beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit flüchtige Blicke, worin sich eine unbestimmte Furcht mit einem sehr deutlich ausgesprochenen Widerwillen mischten, auf ihn zu werfen.

(Schluß folgt.)

Pfälzer Briefe.

IX.

An der nach Kaiserslautern auf den 2. Mai 1849 zusammenberufenen „allgemeinen Volksversammlung der Pfalz", der eine vorberathende Versammlung am 1. Mai vorausgehen sollte, betheiligten sich viele Tausend Männer aller Stände und aller Klassen. Daß die rührigsten und zum Außerordentlichen hinneigenden Köpfe die Mehrzahl bildeten, kann wohl Niemand überraschen. Ueberraschen muß es aber, wenn man hört und liest, welch entsetzlicher Scharfsinn aufgewendet wird, um abenteuerliche geheimnißvolle Fäden zu entdecken und hierdurch eine Erscheinung zu erklären, welche gar kein Räthsel in sich birgt. Als im Frühjahre 1848 die niedergedrückte Bevölkerung aller Staaten Deutschlands und aller Orten zugleich eine Kraft entwickelte, deren Bewußtseyn selbst verloren gegangen zu seyn schien, da bedurfte es doch auch keiner geheimen Fäden, um dem geweckten Volksbewußtseyn seine Richtung zu geben. Und in der kleinen, familienähnlich zusammenlebenden, Alles auf offener Straße verhandelnden Pfalz sollte es nöthig und möglich gewesen seyn, durch eine bis zur Stunde noch nicht entschleierte Verschwörung den Impuls zu Schritten gegen die Regierung zu geben? Eines solchen Impulses bedurfte es wahrlich nicht. Jene wenig gekannten Unterzeichner der Einladung zur „allgemeinen Volksversammlung" trafen die Stimmung des Volkes und offenbarten ihm gleichsam ein Bedürfniß, dessen Befriedigung überall ersehnt wurde. Verletztes Rechtsgefühl und reges Pflichtgefühl waren die Triebfedern der von nah und fern nach Kaiserslautern strömenden Menge. Wo die Verbreitung eines Gerüchts hingereicht hätte, die Bevölkerung der Pfalz zu sammeln, spürt man heute noch nach geheimen Fäden, die in irgend einer Hauptstadt Europa's ihren Mittelpunkt haben sollen!

Ehe wir jedoch auf die Versammlung selbst und ihr Resultat eingehen, müssen wir hier noch eines Aufrufs Erwähnung thun, welcher von den Abgeordneten der Pfalz zu Frankfurt am 30. April unterzeichnet, beinahe zu gleicher Zeit mit der Einladung zur Versammlung nach Kaiserslautern in der Pfalz verbreitet wurde. Durch diesen Aufruf, der die Namen der Männer trug, welche das Vertrauen der ganzen Pfalz seit Jahr und Tag getragen hatte, sollte, wie es scheint, der nach Frankfurt berichteten, rasch gesteigerten Aufregung ein anderer Ableiter gegeben und an die

Digitized by Google

Stelle der „allgemeinen Volksversammlungen“ kleine Versammlungen der einzelnen Gemeinden gestellt werden, welche durch moralische Agitation in kleinen Rahmen die Bekehrung der Regierung herbeiführen und zugleich vor Exceß oder Unklugheiten bewahren sollte. Der Aufruf verhallte im Getümmel der Aufregung fast unbeachtet. Wäre aber jener Versammlungsruf nach Kaiserslautern nicht zugleich erklungen, wer weiß, ob es je zu einem „Landesvertheidigungsausschuß“ und zu einer „provisorischen Regierung“ gekommen wäre! So trat leider diese Versammlung, ohne das Einverständniß der Abgeordneten, am 1. und 2. Mai zusammen; kaum daß noch zwei derselben und zwar solche, die in der Paulskirche am weitsten links saßen, durch Freunde rasch in Kenntniß gesetzt, herbeieilen konnten, um der Versammlung beizuwohnen. Dadurch aber, daß diese „allgemeine Volksversammlung“ ohne, ja gegen den Willen der Abgeordneten zu Stand kam, war der Einfluß der Abgeordneten auf die Bewegung gebrochen. Jene zwei Männer der äußersten Linken mußten am 1. Mai die Erfahrung machen, daß Leute, die ihnen sonst unbedingt vertraut hatten, in heftigem Mißtrauen gegen sie auftraten, so daß sie, weiter getrieben als sie jemals gewollt, am Ende noch froh seyn mußten, statt der schon jetzt stürmisch verlangten „provisorischen Regierung“ durch den mit zweifelhafter Majorität gefaßten Beschluß auf Einsetzung eines „Landesvertheidigungsausschusses“ die tobende Menge zufrieden zu stellen. Wir sagen „die tobende Menge“, bitten aber den Leser, ja nicht übersehen zu wollen, daß unter dieser tobenden Menge eine große Anzahl Bürgermeister und Gemeinderäthe, viele Beamte und auch die Repräsentation der Pfalz in Kreisangelegenheiten, der fast vollzählige Landrath sich befand. — Das Produkt der Versammlung war der Beschluß auf Einsetzung eines Landesvertheidigungsausschusses; durch die Wahl, an der sich ein ziemlich willkürlich konstituirter engerer Kreis betheiligte, wurde dieser Beschluß am folgenden Tage vollzogen. Hierdurch erhielt die Pfalz eine neue Behörde, welche zunächst beauftragt seyn sollte, die Mittel zu sammeln, welche die Durchführung des von der Regierung nicht anerkannten Verfassungsgesetzes ermöglichen könnten. Daß die Pfalz eine neue Behörde erhielt, ist jedoch das Auffallendste bei der Sache nicht; daß aber neben dieser Behörde in ganz gemüthlicher Weise eine andere höchste Behörde in Speyer bestand, welche, gleich als ob ein Faschingsscherz in Kaiserslautern gespielt worden wäre, um Das, was in Kaiserslautern vorging, sich zur Zeit gar nicht zu kümmern schien, das ist wirklich so räthselhaft, daß es auch heute noch einiger weiteren Aufklärung bedürfte, die wir aber leider nicht zu geben im Stande sind. Man vergesse hierbei nicht, daß man von Speyer in wenig Stunden nach Kaiserslautern gelangen kann, und die erste Proklamation der Regierung, welche nicht einmal direkt gegen den Landesvertheidigungsausschuß gerichtet war, jenem sich übernehmenden Beschlusse des letztern nachfolgte, wodurch die Regierung selbst eventuell als rebellisch bezeichnet und ihre Akten für wirkungslos erklärt worden waren! — Unsere Ansicht über die Einsetzung des Landesvertheidigungsausschusses haben wir bereits ausgesprochen; vom politischen Standpunkte haben wir dieselbe für einen großen Fehler erklärt. Wir halten nicht für überflüssig, daran zu erinnern, — glauben aber beifügen zu müssen, daß die Verantwortlichkeit für diesen Schritt schwerlich auf irgend bestimmte Personen gewälzt werden kann. So viel geht jedenfalls aus Erzählungen nüchterner Augenzeugen hervor, daß selbst jene zwei Reichstagsabgeordneten von der äußersten Linken, welche in diese Behörde mitgewählt wurden, Tags vorher sich noch nicht träumen ließen, daß der Monat Mai ihnen ein Angebinde von so zweifelhaftem Werthe bringen solle. Für Jene, die dieser „allgemeinen Versammlung“ nicht beiwohnten, dürften jedoch, wenn auch nicht Hunderte lebender Zeugen uns darüber aufklärten, zur Verständigung über die Stimmung der Versammlung die Ausdrücke einer Urkunde ausreichen, welche von den Landräthen der Pfalz an jenem Tage unterzeichnet wurde. Diese Urkunde, eine an den König von Bayern gerichtete Adresse, beginnt mit den Worten: „Ew. Majestät haben der Reichsverfassung, wie sie in Frankfurt endgültig beschlossen worden ist, die Anerkennung verweigert; diese Verweigerung hat große Aufregung und allgemeine Entrüstung selbst unter den gemäßigtsten Bürgern hervorgerufen. Diese Aufregung gibt sich kund in zahlreichen Versammlungen; eben haben sich Tausende im Mittelpunkte des Kreises, in Kaiserslautern, zusammengefunden, um über gemeinsame Schritte zu berathen.“ Sie spricht dann von der Pflicht, „die im Kreise herrschende gewaltige Aufregung offen und treu zu schildern“ und schließt mit den Worten: „Erkennen Sie die von der Nationalversammlung erlassenen Beschlüsse, insbesondere die Reichsverfassung und das Wahlgesetz unbedingt an, damit Deutschland herauskomme aus dem Zustande der Unsicherheit und Verwirrung, damit der Widerstand, zu welchem das Volk gegen seine Fürsten sich anschickt, sich verwandle in Vertrauen, und die Ruhe dem deutschen Vaterlande zurückkehre. Denn wie die Pfalz unter der allgemeinen Aufregung bisher niemals den gesetzlichen Boden verlassen und Ruhe und Ordnung bewahrt hat, so steht sie jetzt wie Ein Mann für die Aufrechthaltung der Verfassung. Mögen Ew. k. Majestät die nothwendige Entschließung schnell fassen, denn nur ein rascher Entschluß vermag das Band zwischen Fürst und Volk, das nur noch an schwachen Fäden zusammenhängt, wieder zu kräftigen.“ So sprachen damals die Landräthe der Pfalz zum König, als bereits der Beschluß auf Einsetzung des Landesvertheidigungsausschusses gefaßt war! Und Ihr wollt heute statt die „große Aufregung“ und die „allgemeine Entrüstung“ zuzugestehen, statt des gebilligten „Widerstands, zu welchem das Volk gegen seine Fürsten sich anschickt“, statt des Einstehens „wie Ein Mann für die Aufrechthaltung der Verfassung“ von etlichen unruhigen Köpfen sprechen und einzelne Personen verantwortlich machen, wo entweder Alle sündigten und Keiner Verantwortung fordern kann, oder Keiner sündigte und Alle gerechtfertigt sind. —

Wir möchten nun gerne mit dem Leser die wenigen Wochen durchgehen, welche der Einsetzung des Landesvertheidigungsausschusses folgten; wir möchten noch weiter ausführen, daß, wenn dieser Ausschuß und die bald eingesetzte „provisorische Regierung“ sich auch in ihren Beschlüssen und ihrem Treiben übernommen haben, dennoch nicht die einzelnen in den Vordergrund geschobenen Männer, sondern der Staatsregierung gegenüber stets die ganze Bevölkerung einzustehen verpflichtet war. Der beschränkte Raum gebietet uns, darauf zu verzichten. Für uns bleibt Das entscheidend daß durch die Versammlung in Kaiserslautern und deren Resultat der Weg des äußeren Zwangs beschritten war und daß damals die Regierung selbst, als sie von den Consequenzen abmahnte, nur auf den „bevorstehenden Zusammentritt des Landtags, bei welchem die hochwichtige Frage zum Austrag gelangen“, hinweisen konnte. Wurde man diesen Beginn des äußeren Zwanges stets vor Augen behalten haben, würde man sich klar machen, daß auch ohne jene Beschlüsse des Ausschüsses und der prov. Regierung die Lage der Provinz der Staatsregierung gegenüber durch die bloße Rüstung für die Verfassung dieselbe feindliche geworden wäre, man müßte zu gerechterem Urtheile gelangen.

Mannichfaltigkeiten.

Erst wenn der Haß und Neid das Herz vergiftet, speit der Mund den Geifer der Verleumdung aus.

Digitized by Google

Die Wahrheit hat in allen Zeiten denselben Charakter, deßhalb stehen sich auch wahrhaft große Männer — obgleich in der Geschichte durch Jahrhunderte von einander getrennt — nah und stimmen in ihren wesentlichen Ideen und Grundsätzen überein.

In einem despotischen Staate gibt es, strenge genommen, nur einen einzigen Verbrecher: es ist Der, welcher im Widerspruche mit den Gesetzen der Natur sich herausnimmt, für Alle zu denken und zu handeln. Schon als die Theologie anfing, zu behaupten, daß die Menschen ihrem Gotte gegenüber willenfreie Wesen seyen, fühlte sie sehr wohl, daß die Menschen ihn sonst nur als ihren Tyrannen betrachten und für alle Laster und Verbrechen in der Welt verantwortlich machen müßten. Und wenn es uns nun Niemand — selbst die knechtische Theologie nicht einmal — streitig macht, daß wir Gott gegenüber frei sind, mit welchem Rechte will man von uns fordern, einem Herrscher gegenüber Sklaven zu seyn!?

Fräulein Lucile Grahn auf der Frankfurter Bühne.

Fräul. L. Grahn, welcher von anderen Orten her ein glänzender Ruf vorausgegangen war, hat im Verlaufe der vergangenen Woche auf unserer Bühne nun ebenfalls einige Darstellungen ihrer Kunst — unter andern: Des Malers Traumbild, Ballet in zwei Akten und: Die Peri, oder ein orientalischer Traum, mimisches Divertissement in einem Akt, beide arrangirt von Fräul. Grahn — gegeben, und die Erwartungen, welche man von ihr gehegt, in vollstem Maße gerechtfertigt. Begabt mit einer einnehmenden Gestalt und einer ausdrucksvollen Miene, aus welcher ein sprechendes Auge freundlich leuchtet, wußte sie die verschiedenen Tänze auf eine Weise uns vorzuführen, welche deutlich bekundete, daß wirklicher Kunstsinn und geläutertes Schönheitsgefühl die Quelle ihrer Darstellungen sind. Um so reizender traten denn auch die kühnen, mitunter gewagten Wendungen hervor und im Vollgenusse der lieblichen Schöpfungen ahnte der Zuschauende nicht, welche Schnell- und Spannkraft hier ihre Thätigkeit entfalten und welche viele mühevolle Stunden verwendet worden seyn mußten, um eine solche Fertigkeit und Sicherheit zu erlangen. Was übrigens Fräul. Grahn zu um so größerem Ruhme gereicht, ist, daß sie die ganz von einander verschiedenen Gattungen ihrer Tanzgebilde mit gleicher Anmuth und demselben erwärmenden Liebreiz ausstattete, sowie daß sie den heitren Charaktertänzen eben so wenig die Grazie fehlen ließ, als sie uns in den ernsteren Leistungen dieselbe vorzuführen wußte. Wahrhaft malerisch waren diese letzteren, vor allen aber höchst bezeichnend der spanische Nationaltanz mit den Castagnetten, in welchem die Darstellerin Muthwille, kecke Laune und Herausforderung, Alles jedoch gemildert durch sittige Jungfräulichkeit, auf die anziehendste Weise mit einander zu einem überraschenden und wohlthuenden Gebilde zu verschmelzen wußte. Daß unser, für alles Gute und wahrhaft Schöne empfängliche Publikum, welches in Logen, Parterre und Galerie bei erhöhten Eintrittspreisen jedesmal in großer Zahl sich eingefunden hatte, es an den lebhaftesten, ja stürmischen Beweisen seiner Zufriedenheit nicht ermangeln ließ, glauben wir daher gar nicht berichten zu müssen, da bei dem Genusse so vieles Vortrefflichen diese Dinge sich wohl von selbst verstehen — Bei der letzten ihrer Darstellungen trat Fräul. Grahn in dem Melodrama: Pelva, die Waise aus Rußland, in der Titelrolle auch als dramatische, obgleich diesesmal als stumme Künstlerin auf. Was sie hier geleistet, müssen wir um so mehr bewundern, als sie mit gänzlicher Verläugnung ihrer sonstigen rühmenswerthen Befähigungen, diese Rolle in einfacher Natürlichkeit ins Leben treten ließ und gerade dadurch eine Leistung herbeiführte, welche ihr mancher Anwesende nicht zugetraut hatte. Dürften sich auch bezüglich dieser Rolle kleine Ausstellungen ergeben, so möge man nur bedenken, daß die Darstellerin Schwierigkeiten zu bekämpfen hatte, welche Andern gänzlich fremd sind, und daß sie im Ganzen den richtigen Ton, der unser Herz bewegt und das Gemüth zur gefühltesten Theilnahme hinreißt, getroffen hat. Fräul. Grahn ist jedenfalls eine bedeutende Erscheinung in dem Bereiche der Kunst und wir müssen es unserer thätigen Direktion Dank wissen, diese Anschauungen uns ermöglicht zu haben, wie wir denn glauben, daß kein Verehrer der Künste diese Gelegenheit vorüberlassen sollte, solche ausgezeichnete Leistungen zu bewundern.

Der mit Fräul. Grahn zugleich aufgetretene königl. sächsische Sololänzer, Hr. Ambrogio, hat auf gewandte, wohlgefällige Weise die Darstellungen rühmlichst unterstützt und dem Balletcorps der lieblichen jungen Darmstädterinnen ertheilen wir freudig das Zeugniß, daß ihre präcisen, anmuthigen Touren sichtliches Wohlgefallen erregt und beifällige Aufnahme gefunden haben. ‡

Frankfurt, 27. December.

Wenn das Weihnachtsfest zwar vorzugsweise in dem engeren Kreise der Familie seine Wurzel hat, so entspricht es doch gleichwohl seiner Bedeutung, wenn dasselbe auch in größeren Kreisen Gleichgesinnter begangen wird. Die hiesige Turnergesellschaft war um so mehr veranlaßt, es in diesem Sinne aufzufassen und von jeher zu begehen, als immer ein Theil ihrer Mitglieder aus jungen Männern besteht, welche als Nichtfrankfurter gewöhnlich auf die Wohlthat des Familienlebens verzichten müssen. Eine zahlreiche Gesellschaft von Turnern und Turnfreunden, wobei auch das schöne Geschlecht und mit ihm die Familie vertreten war, hatte sich zur dießjährigen Turner-Weihnachtsbescheerung im großen Saale des Wolfseck's eingefunden. An die ernstere Feier und an die Verloosung der gegenseitig eingelieferten Christgeschenke schloß sich mannichfache Unterhaltung an. Es trat dabei recht deutlich hervor, wie die Turnergesellschaft ihre Aufgabe aufgefaßt hat. Sie will ihre Mitglieder durch tüchtige Uebung auf dem Turnplatze zu vollendeter leiblicher Schönheit, Kraft und Gesundheitsfülle heranbilden; aber dieser Leib soll durchdrungen, gehoben und beherrscht seyn durch das geistige Element, und in der Vereinigung beider erstrebt sie die Darstellung des wahrhaft und allseitig vollendeten Menschen als dem Ebenbilde Gottes. Ein solches Ziel bewußt vor Augen zu haben, wenn auch dessen Erreichung noch in ferner Zukunft liegen sollte, muß unserer öffentlichen Turnanstalt sehr zur Empfehlung gereichen. Während diese für die turnerische Bildung sorgt, hat es der mit ihr in Verbindung stehende Gesangverein unter Kämpf's Leitung und der Verein für Bildung und gesellige Unterhaltung übernommen, auf Gemüth und Geist der Turnerschaft wohlthuend und veredelnd einzuwirken. Nach allen Richtungen hin traten am Weihnachtsfeste frische Blüthen hervor. Turnerische Gruppen, in Beduinentracht durch acht Mitglieder der Turnerschaft ausgeführt, Chor- und Einzelgesänge, die Aufführung eines Lustspiels in Verbindung mit ernsten und heiteren Vorträgen — Alles dieses ließ erkennen, daß die Turnergesellschaft in jeder Hinsicht wieder im Aufblühen begriffen ist. Möge ihrem Bestreben der weitere Erfolg nicht fehlen

A. R.

Theater-Anzeige

Montag, 30. Dec. Erste Darstellung der beweglichen Riesen-Ansichten der Ufer des Mississippi und des mexikanischen Meerbusens (Vereinigte Staaten von Amerika). Sie umfassen eine Strecke von 4000 englischen Meilen, durch den interessantesten Theil dieses ausgedehnten Festlandes, erstrecken sich über neun Vereinsstaaten nebst sämmtlichen Städten, Dorfschaften und Hauptpunkten am Mississippi. Dieses ungeheure Werk, welches in den Vereinigten Staaten, sowie in London, Paris und Brüssel großes Aufsehen erregte, besteht aus drei Abtheilungen, naturgetreu auf einer Leinwand von vier englischen Meilen Länge und erheischte eine 14jährige ununterbrochene Arbeit. Vorher: Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 1. Jan. (Bei festlich erleuchtetem Hause): 1) Prolog von W. Wagner, gesprochen von Fräul. Janauschek. 2) Jubelouverture von C. M. v. Weber. 3) (Zum ersten Male): Das Salz der Ehe, Lustspiel in 1 Akt von Görner. 4) (Zum ersten Male): Fuchs und Fuchs, oder: Die Schambergarnitur, Vaudeville-Posse in 1 Akt von Räder. 5) Hans und Grete, komische Scene von L. Schneider. 6) (Neu einstudirt): Die Ochsenmenuette, komische Operette in 1 Akt, Musik von J. Haydn.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 311. Dienstag, den 31. December 1850.

Ein Kreidestrich.

Künstlernovelle. 1520.

(Schluß.)

Der Künstler hatte in der That einen jener kräftigen Körper, welche den Stolz der Kämpfer und der Soldaten ausmachen. Auf seinem männlichen Gesicht malte sich die verhaltene Flamme energischer Leidenschaften. Sein Anzug war überdieß von strenger Einfachheit: ein Wamms von schwarzem Sammt, Beinkleider von demselben Stoffe bedeckten seine muskulösen Glieder. Eine Mütze von Seide, an den Schläfen ausgeschnitten und festgehalten durch zwei Bänder von demselben Stoffe, die der damaligen Mode gemäß am Kinn zusammengebunden war, umschloß zum Theil sein üppig wallendes Haar.

Nur wenige Minuten waren seit der Ankunft des Künstlers und Maria la Bella in der Schenke verflossen, als ein junger und schöner Gondolier schüchtern hereintrat, aber allmälig mehr Muth fassend, sich dem jungen Mädchen näherte und ihr leise aber mit leidenschaftlichem Tone zuflüsterte: „Cara mia! mi alma!“

Diese liebeglühenden Worte machten den Schenkwirth erbeben, der jetzt erst den Fischer gewahrte.

„Hinaus!“ rief er ihm zu, „hinaus aus diesem Hause, herumlungernder Lazzarone, Mädchenverführer! Hinaus im Augenblick!“

Der Gondolier rührte sich nicht.

„Seyd Ihr zu Ende?“ fragte er mit jener nur der Liebe eigenen Unterwürfigkeit, welche sogar gegen Beschimpfungen unempfindlich macht; „warum alle diese Scheltworte, diese Beleidigungen? Hast Du denn nie geliebt, Gianettini? Machen Dich Deine weißen Haare so gänzlich die schwarzen Haare, die Träume und Gefühle des Jünglings vergessen? Weißt Du nicht, daß ich schon in meinem zehnten Jahre, als Maria erst fünf Jahre zählte, ihr Retter und ihr Vertheidiger war, daß sie sich damals in meine Arme flüchtete, wie später unter die weißen Segel meiner Gondel, daß wir zusammen aufwuchsen, daß wir zuerst Freunde, alsdann Geschwister und nachher Liebende wurden! Eine kleine Kapelle des heiligen Markus hat unsere Schwüre empfangen und bewahrt sie bis in die Ewigkeit. Es liegt weder in Deiner, noch in irgend eines Menschen Macht, diese Verlobungsbande zu zerreißen; wir können von einander getrennt werden, das Eine von uns kann sterben, nie aber wird jenes traurige Sprüchwort unseres Landes: „Lontano dagli occhi, lontane dal cuore“ *) für uns eine Wahrheit werden. So höre denn, Gianettini, zum letzten Male: willst Du, daß unsere Segenswünsche Dein Alter begleiten, oder willst Du Deinen Weg mit unseren Thränen benetzen?“

„Ich mag als Enkel keine Bettelbrut,“ antwortete der Schenkwirth rob.

„Ja, es ist wahr, Du bist reich, Du! Du hast Gold, Gold, das die Stelle von Allem vertritt, Alles bezahlt, Alles verwischt, aber doch nicht verhindert, daß sein Besitzer sterben muß, wenn sein Stündlein da ist, sterben auf seinen nutzlosen Geldsäcken, verflucht, unmächtig, in Verzweiflung! Du bist reich, aber warum sollte ich es nicht auch werden? Gesunde Arme, ein kühnes Herz, ein ehrlicher Name, Liebe zu Abenteuern, und Gott zu alledem ..... das ist eine Staffel, welche hoch hinauf führt!“

„Die Träumerei eines Blödsinnigen!“ sagte der Schenkwirth.

„Eines Propheten vielleicht!“ versetzte der Fischer. „Lorenz von Medicis war Kaufmann, Jakob Sforza Ochsenhirt.“

Der Künstler hatte mit aufmerksamem Ohre diesem Zwiegespräch gelauscht, jetzt stand er auf und sagte, Barbarigo leicht auf die Schulter klopfend:

„Gut gesprochen, Gondolier; im Vertrauen liegt der glückliche Erfolg, im Kampfe die Kraft; Maria wird Dein Weib.“

„Nie!“

„Meister Judenseele,“ entgegnete auf diese Zwischenrede des Wirths der Künstler, indem er sich verächtlich abwandte, „und wenn dieser Mann sechshundert Pistolen in das Brautkörbchen legte?“

„Dann, ja alsdann, aber bedenket, daß dieser arme Teufel nicht einmal die vier Bretter seiner Gondel sein eigen nennen kann.“

„Stille!“ gebot der Unbekannte; „die Schwätzer sind noch unerträglicher als die Geizhälse: vor morgen sollt Ihr die Summe ausbezahlt erhalten.“

Bei diesen Worten zog er ein kleines Pergamentheft aus seinem Wamms, nahm eines der Blätter heraus, legte es auf den Tisch und zeichnete darauf mit wunderbarer Geschwindigkeit eine menschliche Hand. Diese Hand war offen ausgestreckt, ungeduldig, halb verschränkt, als falle eben ein Goldregen in sie, den sie festhalten wolle; man fühlte so zu sagen, wie sie in Sinnenlust schwelgte; es war die Hand des Geizigen, welche erwartet, wünscht, begehrt, bittet, dankt, droht.

Ein gefurchter Silberring, der sich um einen Finger wand, konnte, wenn man so wollte, diese Skizze zu einem weiblichen Konterfei erheben. Gianettini übernahm es, den noch fehlenden Namen beizufügen.

„Das ist ja meine Hand!“ rief er ganz betroffen.

„Und Eure Geschichte,“ setzte der Künstler hinzu.

Jetzt händigte er die improvisirte Zeichnung dem Fischer ein und forderte ihn auf, sie unverzüglich zu Peter Bembo, dem

*) Zu deutsch: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“

Digitized by Google

Bibliothekar von St. Marco, zu tragen und von diesem sechs hundert Pistolen dafür zu fordern.

„Sechs hundert Pistolen!“ rief der Wirth mit dem Ausdrucke der Verwunderung, „dieser Mensch ist ein Narr, ihm gehört die Zwangsjacke; ich würde keine Zechine dafür geben.“

Gianettini's unwillkürlicher und roher Zorn erschien ohne Zweifel dem Unbekannten unendlich verächtlich, denn er drehte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Rücken.

Was den Gondolier betrifft, so nahm er das Pergamentblatt mit jener unbestimmten Traurigkeit, worin sich Dankbarkeit mit dem innigen Gefühle einer Täuschung verbinden. Er warf einen verstohlenen Blick auf den Künstler, gleichsam als suche auch er auf diesem finstern Gesicht die Anzeichen einer Geisteszerstörung; er konnte indeß nichts Derartiges darauf erblicken, wie auch der gelehrteste Irrenarzt nur die Zeichen der vollkommensten Geistesklarheit gefunden haben würde.

Nunmehr trug der Gondolier seinen Blick weiter auf Maria la Bella, welche unbeweglich vor einer kleinen Madonna aus Gyps saß, welche ihr Schutzengel zu seyn schien. Sie las den Gedanken ihres Geliebten aus seinen Augen und antwortete darauf mit der vollen Gläubigkeit zärtlicher Seelen mit den zwei Worten: „Wer weiß?“

Barbarigo ging.

Mit gekreuzten Armen, träumerischer Stirne ging jetzt der Künstler in der Gaststube auf und nieder, von Zeit zu Zeit einen gewaltig forschenden Blick auf das junge Mädchen werfend. Gianettini hatte trotz der unscheinbaren Kleidung seines Gastes nicht vermocht, sich der tyrannischen Ueberlegenheit, womit gewisse Menschen bekleidet sind, zu entziehen. Umsonst versuchte er es, sich dieser geheimnißvollen Autorität zu erwehren; seine gewöhnliche Frechheit ließ ihn im Stich, und zum ersten Male wagte er es nicht, die Stille zu stören, die in seiner Schenke herrschte.

Maria betete.

Eine Stunde war etwa verflossen, als sich lebendige, eilige, freudige Schritte vernehmbar machten, und der Gondolier erschien. Er hatte einen Geldsack und einen Brief in der Hand. Der Sack enthielt sechs hundert Pistolen, der Brief eine Bitte an den Künstler, den Bibliothekar von San Marco mit seinem Besuche zu beehren, welcher bekanntlich Sekretär Leo X. und zugleich der Liebhaber der Lucretia Borgio war.

„Nimm diese Pistolen und wiege sie!“ sagte der Unbekannte verächtlich, und warf dabei die Goldstücke dem Schenkwirth vor die Füße.

Barbarigo stand aufrecht vor dem Künstler. Er ward bleich vor überschwänglichem Glück.

„Noch eine letzte Wohlthat,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Wer seyd Ihr?“

„Was liegt daran?“

„Was daran liegt, sagt Ihr?“ rief der Gondolier mit jenem begeisterten Delirium, jener magnetischen Erregung, die sich auch den kältesten Naturen, den vertrocknetsten Herzen mittheilt. . . . .

„Aber was macht alsdann der Name Gottes dem Priester, der ihn verherrlicht, dem Gläubigen, der ihn anbetet? Was macht dem Liebhaber der Name seiner Verlobten? dem Matrosen in Gefahr der Name seiner Mutter? Euer Name, Signor, Euer Name, um ihn den beiden Religionen meines Herzens beizufügen!“

„Ich heiße Michel Angelo.“

„Michel Angelo!“ wiederholte der Gondolier, hüpfend vor Freude und als wahrhafter Italiener vor der Souveränität des Genies auf die Knie niederfallend.

Der Künstler reichte dem Fischer die Hand.

„Jetzt,“ sagte Michel Angelo, „verlange auch ich einen Dienst von Dir, wobei ich die Zeit noch nicht festsetze: das ist die Erlaubniß, die anbetungswürdigen Züge der Gattin, die ich Dir gegeben, auf der Leinwand wiedergeben oder in Marmor meißeln zu dürfen.“

War es der Künstler, der bei dem Gedanken, in diesem Meisterwerke jene bezaubernde Wirklichkeit fortleben zu lassen, von einem neuen Wunder träumte? oder war es der Mann, der sich nicht völlig von einer Erinnerung lossagen konnte?

Maria hatte seit Barbarigo's Rückkehr nicht gesprochen. Worte ersticken das Gefühl, und nichts macht das Herz leerer als die Zunge, wie sich Montaigne so naiver Weise ausdrückte. Sie trat zu dem Künstler, ergriff eine seiner Hände, die er nicht zurückzuziehen wagte, und führte sie an ihre Lippen. Michel Angelo fühlte eine Thräne darauf fallen. Diese Thräne, das Pfand ewiger Dankbarkeit, machte die Pulse des Malers ungestüm schlagen; sie eröffnete ihm eine ganze Welt, die sich jedoch alsbald wieder für ihn schloß. In der That hat jeder sein Geschick, das in seinem Charakter geschrieben steht, sein Verhängniß schon in seiner Organisation. Dieser große Mann sollte ein einsames Leben führen und, nach Raphaels Ausdruck, allein gehen, wie der Henker.

III.

Zwanzig Jahre später war Antonio Barbarigo, der niedrige Gondolier von der Seufzerbrücke, der glückliche Gatte von Maria la Bella, durch einen jener Zufälle, wovon er eine Vorahnung hatte, oder vielmehr durch seine Thatkraft, welche solche Vorahnungen verschafft, General der Republik Venedig geworden. Jedenfalls ließ ihn diese Stellung die Schuld der Vergangenheit nicht vergessen, und seine Dankbarkeit begleitete Buonarotti bis zum letzten Lebenstage.

Maria weihte denselben Cultus demselben Manne, und der Name Michel Angelo wich weder aus ihren Träumen, noch aus ihren Gebeten.

Was jene improvisirte Skizze, die Kreidezeichnung Michel Angelo's betrifft, so ward sie durch die Napoleonischen Kriege nach Paris gebracht; aber der unglückliche Feldzug von 1815 entführte auch dieses Meisterwerk wieder den Sälen des Louvre, wo es sorgfältig aufbewahrt gewesen.

Sie war eine der schönsten Diamanten dieses reichen Schmuckes.

Doch kam sie nicht wieder zum Vorschein; sie ward seither weder in Venedig, noch in Rom, noch in Florenz wiedergefunden. Aber im Munde der Künstler dieser letztern Stadt lebt noch die Tradition jener Liebesepisode, die wir hier, so gut es eben ging, wiederzugeben versuchten. P. G.

Pfälzer Briefe.

(Schluß.)

X.

Nachdem das provisorische Regiment, das in möglichst rascher Weise die Sympathien eines großen Theils der Pfälzer Bevölkerung zu verscherzen wußte, den denkwürdigen strategischen Rückzug nach Baden angetreten hatte und nach cäsarischer „Säuberung“ der Pfalz durch die Preußen die bayerische Staatsgewalt wieder in den vollen Umfang ihres Regiments eingetreten war, schien auch der wahre Ursprung des ganzen Conflicts der Bevölkerung gegenüber Anfangs berücksichtigt werden zu wollen. Die Proklamation des Fürsten von Thurn und Taxis, das erste Auftreten dieses Generals und des Civilcommissärs von Molitor, das umsichtige und humane Benehmen des leider bald abberufenen Präsidenten von Zenetti sprechen hierfür. Zwar nahmen Gerichts- und Polizeibeamte immer mehr und mehr Verhaftungen vor und auch über einzelne Vexationen untergeordneter Administrativbediensteter wurde hie und da geklagt. Im Ganzen aber

Digitized by Google

und namentlich im Vergleich mit der Verfahrungsweise der Preußen in Baden, verfuhr die Staatsregierung gegen die Bevölkerung ziemlich glimpflich. Als nun bei Eröffnung der Ständeversammlung in München der seitdem zur Berühmtheit gekommene „Zug des Herzens" proclamirt wurde, da gab es Viele in der Pfalz — und wir gestehen, daß wir die Schwachheit hatten, zu diesen zu gehören —, welche einen Augenblick hofften, die Staatsregierung werde wirklich und ernstlich den Weg der Versöhnung beschreiten. Dieser Weg war außerordentlich leicht. Man konnte allenthalben die Wahrnehmung machen, daß die Bevölkerung förmlich darnach lechzte.

Wer mit der Geschichte der Pfalz auch nur oberflächlich vertraut ist, kann von der Bevölkerung eine besondere dynastische Anhänglichkeit nicht verlangen; wir glauben aber nicht zu viel zu sagen, wenn wir aufstellen, daß die Pfalz im Spätjahre 1849 zur bayerischen Staatsregierung viel mehr hinneigte, als vor dem Frühjahre 1848. Dieser Hinneigung consequent entgegen zu kommen, wäre eben so Sache der richtigen Politik wie der wahren Humanität gewesen. Die am Aufstande vorzugsweise Theil genommen hatten, sahen großentheils ein, daß sie sich, einmal in den Strudel hineingezogen, im begonnenen Fehler zu weit hatten fortreißen lassen, und wären gerne bereit gewesen, das Mögliche wieder gut zu machen; die beim Beginne mit fortreißen halfen, sie wünschten für sich und die Andern Vergessenheit; das Volk im Ganzen, wie immer leicht zur Versöhnung geneigt, zudem kaum klar über Alles, was seit Wochen in der Pfalz und anderwärts sich zugetragen, sehnte sich darnach, endlich wieder aus der langen Aufregung in einen geordneten und ruhigen Zustand überzugehen. Diese Stimmung gehörig benutzt, konnte leicht die Erinnerung an Das, was geschehen, zwar immerhin romantisch genug, aber doch in keinem Falle peinlich und kummervoll erscheinen lassen. Leider wurde diese Stimmung nicht geachtet. Doch trifft hiefür nach unserer obigen Ausführung die Staatsregierung selbst Anfangs der Vorwurf viel weniger als jene unseligen Hasser und Rächer in der Pfalz selbst, welche in die falsche Bahn zu drängen nicht müde wurden. Da gab es Männer, welche ihre jüngste Vergangenheit zu verwischen, in der Verfolgung der Genossen sich gegenseitig aneiferten; da gab es Stellenjäger, welche ihre glücklichern Rivalen von früher zu verdrängen eine günstige Gelegenheit sahen. Und damit die Kluft zwischen Regierung und Volk sich ja nicht schließen solle, wollte das Unglück, daß in München ein Theil der gewählten Vertreter der Verfolgung das Wort sprachen, während die im Kriegs- und Belagerungszustand gedrückte Volksstimmung nicht zum Ausdruck kommen konnte. Wir müssen hier auch kurz eines Organs der Presse erwähnen, von dem wir zur Ehre der Pfalz gewünscht hätten, schweigen zu können. Ja in der Pfalz selbst traten im „Vogesenboten" renegate Wühler gegen die Versöhnung auf und schmiedeten Artikel, welche zur Verfolgung anfeuern mußten. Wenn man sonst im „Mainzer Journal" und andern Schmutzblättern solche Ausgeburten wilden Hasses mit Widerwillen bei Seite gelegt hatte, welche Stimmung mußte erst dadurch rege werden, daß in Mitte der unglücklichen Bevölkerung, den so stark heimgesuchten Familien gleichsam zum Hohn, Blätter verbreitet wurden, die sogar jedes Wort zu Gunsten der Verfolgten zu bemäkeln sich nicht scheuten? Und die Verfasser dieser Blätter verlangen heute ihren Lohn!

An die sich mehrenden Verhaftungen reihten sich nun auch massenhafte zuchtpolizeiliche Verurtheilungen mit strengen Strafen. Auch über die Behandlung der Beschuldigten in öffentlicher Sitzung wurden harte Klagen geführt. Bald folgten dann Suspendirungen und Quieszirungen aller Art; Richter, Staatsanwälte, Advokaten, Pfarrer und Lehrer kamen an die Reihe, und zum Theil gerade die geachtetsten und solche, welche der ausschreitenden Bewegung mit Gefahr entgegen getreten waren, wurden gerichtlich oder administrativ gemaßregelt. Bürgermeister wechselten, Adjuncten verschwanden, Stadträthe wurden entfernt, und damit auch die unterste Schichte der politischen Hierarchie nicht leer ausgehe, auch Polizei- und Feldschützen mußten ihr schweres Amt aufgeben.

Wir haben, wie der Leser längst bemerkt haben wird, absichtlich jede Nennung von Namen und Alles, was ins Einzelne geht, nach beiden Seiten in diesen Briefen umgangen. Würde die Darstellung hierdurch auch an Interesse eingebüßt und selbst die Verständlichkeit etwas gelitten haben, wir müßten die Entschädigung hierfür darin suchen, daß, ohne daß etwas verschwiegen wurde, der böswilligen Anfeindung und Aufstachelung kein Stoff geliefert worden ist. Wir würden nun, durch den eng zugemessenen Raum dem Schlusse unserer Arbeit in diesem Briefe nahe gerückt, noch die Summe zu ziehen haben, welche aus den Ereignissen seit dem Spätjahre 1849 resultirt. Wollten wir uns hierbei weit fassen, so würden wir jetzt, wo der Eindruck des jüngst fälschlich verkündeten Einzugs der preußischen Truppen noch in Aller Gedächtniß frisch und lebendig ist, uns einer höchst überflüssigen Mühe unterziehen. Dieser freudige Eindruck, er ist Jener Werk, die die Versöhnung unmöglich machten; er ist die bittere Frucht der Verfolgungen, die noch immer nicht ihr Ende gefunden. Man klagt über die Spaltung in der Gesellschaft, und die am meisten darüber klagen, fördern diese Spaltung jeden Tag; man spricht beim Champagner von Heilung der Wunden, wo der nüchterne Blick sehen müßte, daß die Geschwüre in Eiter anschwillen; man tröstet auf späteres gnädiges Ode und überhört die jetzt laut schreienden Klagen; man wiegt sich im Vertrauen und sieht nicht, daß Wohldienerei und Furcht gefährliche Stützen sind. Als früher die Aufhebung des lästigen Belagerungszustandes gefordert wurde, da hatten viele Stimmen erkannt, daß dessen Aufhebung ohne Gefahr für die Ordnung sey. Und als endlich nach Jahr und Tag dieser fast abgenutzte Ausnahmezustand aufgehoben wurde, da war man von der Stimmung des Volks so wenig unterrichtet, daß man Conflicte und Ruhestörungen als nothwendig voraussagte. Die Störungen blieben aus und statt nun einzusehen, daß die lange Fortdauer des Belagerungszustandes überflüssig war, rühmt man heute, das Vertrauen zu weiß Gott welcher Polizeigewalt sey die Ursache der Ordnung! Wir wollen Euch sagen, was die Ursache der Ordnung ist. Die Furcht ist die Ursache der Ordnung. Vertrauen aber wird nimmer erstehen, so lange der jetzige Weg nicht verlassen wird. Und wie gerne würde das Volk vertrauen, wenn man seiner Stimme Gehör geben wollte! Wollt Ihr aber seine Stimme vernehmen, so gehet unbemerkt hin, wo ihrer zwei oder drei beisammenstehen, und Ihr werdet hören, ob Furcht oder Vertrauen vorhanden ist. Des Volkes Pein kann der Regierung Heil nicht seyn. Wollte man doch endlich von dem seit einem halben Jahrhundert so oft und eindringlich als falsch gestraften, von der feigen Schmeichelei immer wieder zugetragenen Satze ablassen: „Es sind nur etliche unruhige Köpfe, die sich nicht zufrieden geben", man könnte dann nicht Alles, aber immer noch Vieles gut machen. Außerdem aber fürchten wir, es werde einst wahr werden, was man so häufig wiederholen hört: „Wer nicht hören will, wird fühlen müssen!"

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 24. Dec.) „Sie werden — lesen wir in einem Tagblatte — nun wohl schon die ersten Lieferungen des großen zoologischen Werkes von dem ehemaligen Reichstagsabgeordneten Professor Karl Vogt erhalten haben. Wir dürfen es

Digitized by Google

sagen, diese ausgezeichnete Arbeit gereicht zugleich der Demokratie und der Wissenschaft in Deutschland zur Ehre und zum Ruhme. Man wird daraus erkennen, welche tüchtige Männer an der Spitze der Volkspartei in Deutschland stehen. Das Werk von Vogt umfaßt die ganze Wissenschaft alles Lebenden, von der Pflanze bis zum Menschen; es beruht nicht auf einer kalten, gelehrten Aufzählung und Charakterisirung, wie das s. Z. so berühmte Werk von Oken, sondern es entwickelt das Lebende aus der ewig wirkenden und webenden Natur selbst heraus und stellt es im innigsten organischen Zusammenhang mit der ganzen Schöpfung dar. Zugleich geht Vogt in die Zeit der untergegangenen Erdenwelt zurück und läßt uns bedeutsame Blicke in jene uralten Perioden thun, von welchen wir nur noch in einzelnen versteinerten Ueberbleibseln dürftige Zeugen haben. Die „Zoologischen Briefe" von Vogt sind, bei aller tiefen Gelehrsamkeit und Forschung, in einem so edlen, durchsichtigen Style geschrieben, sie sind durch die bedeutende Anzahl der in den Text gedruckten Holzschnitte, sowie durch den geringen Preis jeder Lieferung dem bildungsfähigen Theile des Volkes so nahe gerückt, daß dieß Werk unbedingt den Namen und den Werth eines großartigen Volksbuches verdient."

Der Oberbefehlshaber des pfälzischen Volksheeres im Jahre 1849, der polnische General Sznaide, ist in Paris gestorben. Corvin rühmt ihm nach, daß er ein tapferer Soldat gewesen, aber allemal mit dem Frühstück nicht zu Ende gewesen sey, wenn seine Gegenwart am nöthigsten war.

Am Weihnachtstage.

An die Bischöfe.

Es ward Euch nun das Recht zu strafen,
So straft denn mit geweihter Hand,
Bekämpft mit nimmermüden Waffen
Die Bosheit und den Unverstand.

Die Heuchler all', und all' die Späher,
Die stellt mit gutem Fug voran,
Begriffsverwirrer, Rechtsverdreher,
All das Gesindel legt in Bann.

Doch wenn der Schwache kam zum Falle,
Dann reicht, erhebend, ihm die Hand;
Mit treuer Sorge schlingt um alle
Verirrte, der Versöhnung Band.

Besänftiget des Hasses Triebe,
Erhellt der Geistdedrückung Nacht,
Damit der heil'g Geist der Liebe
Uns segnen kann mit voller Macht.

Deinhardstein.

Korrespondenz.

Heidelberg, 23. December.

Glaube man nicht, daß das deutsche Volk stumpf geworden sey für die Interessen des Vaterlandes. Wenn auch weniger geräuschvoll, gibt es sich ihnen nun in der Stille desto tiefer hin. Noch nie war der Drang, seine Geschichte kennen zu lernen, so gewaltig in ihm erwacht, als eben jetzt. Hiervon zeugt unsere Literatur, die in neuester Zeit mehre Geschichten des deutschen Volkes zu Tage förderte, worunter die von Heribert Rau einen solchen wahrhaft ungeheuren Absatz fand, daß bereits in ganz kurzer Zeit ein zweiter Abdruck nöthig ward, der so eben bei Groos in Heidelberg erschienen und zwar in ausgezeichnet schöner Ausstattung. Möge die Nation nur fortfahren, sich mit ihrer Geschichte vertraut zu machen, sie hat für die Zukunft wahrlich der Erfahrungen nöthig.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) In zwei Gastrollen — als Julie in Bellini's Oper und als Agathe im Freischütz — debutirte auf unserer Bühne Fräul. Jenny Hoffmann, Tochter der bekannten und beliebten Sängerin Hoffmann aus Prag. Wir dürfen diesen Gast nicht als eine fertige Künstlerin beurtheilen, sondern haben es hier nur mit einem ersten Bühnenversuch zu thun. Fräul. J. Hoffmann ist durch eine jugendlich-anmuthige Persönlichkeit sehr unterstützt und besitzt Stimmmittel, die zwar nicht sehr umfangreich, aber ansprechend und wohlthuend sind; auch hat sie dieselben in guter Schule ausgebildet. Die allzu ängstliche Befangenheit in Gesang und Spiel ließ eine dramatische Auffassung nicht aufkommen, weßhalb der Eindruck bei manchen recht gelungenen Einzelnheiten im Ganzen doch noch viel zu wünschen übrig ließ. Nichts desto weniger dürfte Fräul. Hoffmann zu günstigen Erwartungen berechtigen, wenn sie einmal auf der Bühne heimischer geworden und zum freiern Gebrauch der ihr zu Gebot stehenden schönen Kunstmittel gelangt ist. Wir glauben sie in dieser Beziehung um so mehr aufmuntern zu dürfen, als ihr bescheidenes Auftreten beweist, daß sie nicht zu Denjenigen gehört, die in eitler Selbstüberschätzung sich bei den ersten Schritten auf der Bahn schon am Ziele angelangt glauben.

„Trutz Dänemark!" ist der Titel einer von H. Marggraff veranstalteten Sammlung „deutscher Lieder für Schleswig-Holstein" (Frankfurt bei H. L. Brönner). Da der Zweck dieser Sammlung ein patriotischer ist (der Ertrag derselben ist für die Herzogthümer bestimmt), so verdient sie schon aus diesem Grund dem Publikum empfohlen zu werden. Die Sammlung ist eben so reichhaltig, als sie viel Gediegenes und zur Belebung einer patriotischen Gesinnung Aufmunterndes enthält, wie z. B. die Dichtungen von Campell, E. M. Arndt, Elise Ludwig, Gustav Schwab, K. A. Mayer, Emanuel Geibel, F. Lucä, H. Kothe, A. Schnezler, dem Herausgeber u. A. Der Preis des Büchleins (18 kr. für 72 Seiten, ist möglichst niedrig gestellt. In einem Nachwort richtet der Herausgeber an alle deutschen Dichter, welche ihn zu dem Zweck eines zweiten Hefts mit lyrischen, auf die Sache der Schleswig-Holsteiner bezüglichen Beiträgen, gleichviel ob gedruckt oder ungedruckt, zu unterstützen geneigt sind, die Bitte, ihm dieselben möglichst bald zukommen zu lassen.

Dem verdienstvollen großh. hessischen Musikdirektor Ludwig Schlösser zu Darmstadt wurde die so seltene als ehrenvolle Auszeichnung zu Theil, daß ihm die k. schwedische Akademie der Tonkunst in Stockholm das Diplom übersandte, worin sie ihn zu ihrem Mitglied ernannt hat.

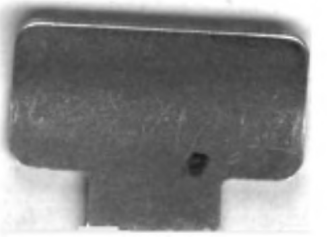
Theater-Anzeige.

Mittwoch, 1. Jan. (Bei festlich erleuchtetem Hause): 1) Prolog von W. Wagner, gesprochen von Fräul. Janauschek. 2) Jubelouverture von C. M. v. Weber. 3) (Zum ersten Male): Das Salz der Ehe, Lustspiel in 1 Akt von Görner. 4) (Zum ersten Male): Luchs und Fuchs, oder: Die Schambergarnistin, Vaudevillepossе in 1 Akt von Räder. 5) Hans und Grete, komische Scene von L. Schneider. 6) (Neu einstudirt): Die Ochsenmenuette, komische Operette in 1 Akt, Musik von J. Haydn.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google